This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

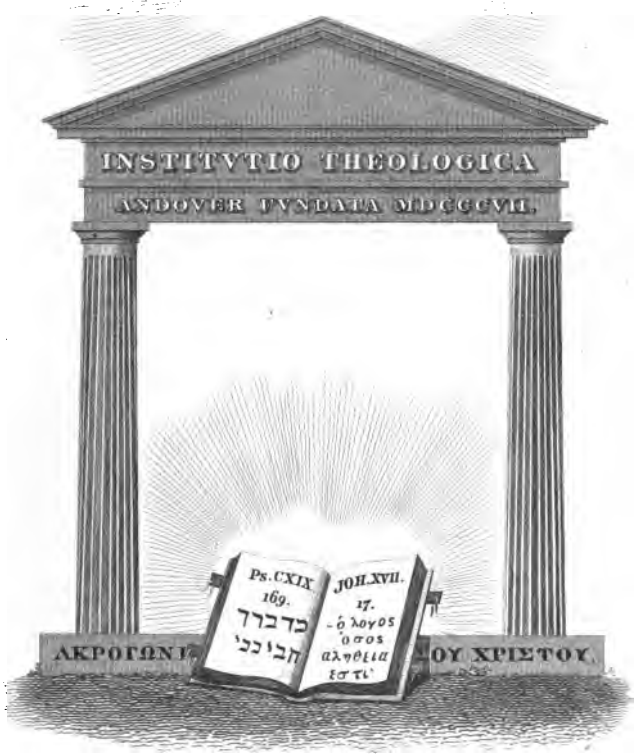
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

יהוה


INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII.
Ps. CXIX. 169.
כדברך
הבינני
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος
σος
αληθεια
ἐστι.
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ

DIE THEORIE

DER

REDNERISCHEN

ANORDNUNG

MIT BESONDERER HINSICHT

AUF GEISTLICHE REDEN

DARGESTELLT

UND AN BEISPIELEN ERLÄUTERT

VON

D. HEINRICH AUGUST SCHOTT

PROFESSOR DER THEOLOGIE UND DIREKTOR DES AKADEMISCHEN GOTTESDIENSTES ZU JENA.

LEIPZIG, 1827.

VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH.

DIE THEORIE

DER

BEREDSAMKEIT

MIT BESONDERER ANWENDUNG

AUF DIE GEISTLICHE BEREDSAMKEIT

IN

IHREM GANZEN UMFANGE DARGESTELLT

VON

D. HEINRICH AUGUST SCHOTT

PROFESSOR DER THEOLOGIE UND DIREKTOR DES AKADEMISCHEN GOTTESDIENSTES ZU JENA.

Dritten Theils erſte Abtheilung.

LEIPZIG, 1827.

VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH.

ANDOVER THEOL. SEMINARY
JAN 30 1908
— LIBRARY. —

59.057

Vorrede.

Dieſer dritte Theil meiner Theorie der Beredſamkeit ſollte eigentlich, nach dem urſprünglichen Plan, das ganze Werk ſchlieſsen, und die Lehre von der Dispoſition nebſt denjenigen Unterſuchungen, welche die Theorie des redneriſchen Styls und des äuſseren Vortrags betreffen, zugleich umfaſſen. Während der Arbeit ſelbſt erweiterten ſich die Materialien, beſonders durch die für den Plan des Ganzen nothwendige Sammlung mannichfaltiger Beiſpiele, die auch zum Theil homiletiſch zergliedert und beurtheilt werden muſsten, zu einem ſolchen Umfange, daſs es am Ende rathſamer wurde, ſtatt eines zu voluminöſen und unbequemen Bandes denſelben in zwei nur mäſsigen Abtheilungen zu liefern, welche das Ganze beendigen. Denn die Urtheile mehrerer kompetenter Richter beſtimmten mich, auch dieſe noch übrigen Theile der Beredſamkeit nicht bloſs in einzelnen fragmentariſchen Abhandlungen, ſondern eben ſo, wie die philoſophiſche und religiöſe Begründung der Rhetorik und Homiletik, und wie die Theorie der

redneriſchen Erfindung, in gleichmäſsiger fortlaufenden Unterſuchungen zu bearbeiten. Die Theorie der redneriſchen Anordnung erſcheint daher nun als erſte Abtheilung des dritten Theiles für ſich, nicht bloſs ausführlicher entwickelnd, ſondern auch vielfältig verbeſſernd und umgeſtaltend, was in meinem kurzen Entwurfe einer Theorie der Beredſamkeit u. ſ. w. zweiter Ausgabe (Leipzig, 1815. 8.) von S. 104—113. (§. 68—83.) über die Anordnung und Vertheilung des Materiellen der Rede geſagt worden iſt. Die zweite Abtheilung des dritten und letzten Theiles, die Theorie des redneriſchen Styls und des äuſseren Vortrags, gedenke ich ſehr bald nachfolgen zu laſſen.

Der Verfaſſer.

Jena, den 10. März 1827.

Inhaltsverzeichniſs.

Erſtes Kapitel S. 1—13, Ueber die Nothwendigkeit einer gewiſſen Anordnung überhaupt und die oberſten Principien derſelben; abgeleitet aus dem Princip der Rhetorik und dem allgemeinen Begriffe einer Handlung, die zwiſchen dem Redner und den Zuhörern vor ſich geht.

Zweites Kapitel. S. 13—61. (Ueber den Eingang. Warum er dem geiſtlichen Redner in den meiſten Fällen nicht zu erlaſſen ſey. S. 13 ff. Zweck des Einganges, und Bedingungen ſeiner rechten Wirkſamkeit in den Gemüthern. S. 17 ff. Ueber den zweckmäſsigen Stoff desſelben. S. 33 ff. Miſsgriffe, die bei dem Eingange am häufigſten geſchehen. S. 49 ff.

Drittes Kapitel. Ueber das Gebet. S. 61—78. In wie fern das Gebet überhaupt zu dem Charakter und Zwecke der geiſtlichen Rede paſſe, und welche Veranlaſſungen es haben könne. S. 62 ff. Ueber Anfangs- und Schluſsgebete. S. 67 ff. Ueber Umfang und rechten Ton des Gebets. S. 73 ff.

Viertes Kapitel. Ueber den Gang, den die Ausführung selbst zu nehmen und festzuhalten hat. S. 78—233. Erste Abtheilung. S. 78—7. Stellung und Form der Propositon und Partition. Warum eine bestimmte Ankündigung des Thema meistentheils nothwendig sey, und welche Eigenschaften sie haben müsse. S. 80 ff. Hier zugleich über den *transitus* vom Texte zum Thema. S. 88 ff. Welche Vortheile die Partition gewähre, ohne deswegen als ein absolut nothwendiger Bestandtheil jeder Rede betrachtet werden zu müssen. S. 92 ff. Zweite Abtheilung. Grundsätze für die Anordnung des Ganzen, auf deren Beobachtung zunächst die Bestimmtheit und Klarheit der unaufhaltsam fortschreitenden Entwickelung der Gedanken beruht. S. 97—158. Warum im Ganzen die Beschäftigung des Denkvermögens vorangehen, die Beschäftigung des Gefühls und Erregung des Willens nachfolgen müsse. S. 97 ff. Abhängigkeit jener Bestimmtheit und Klarheit im fortschreitenden Entwickeln der Gedanken von der Beachtung derjenigen Forderungen, welche die Logik auch an die Rede thut. S. 101 ff. Darstellung dieser logischen Gesetze selbst, angewendet auf die geistliche Rede. S. 104 ff. Verschiedenheit der Propositionen in ihrem Umfange und ihrer logischen Form. S. 113 ff. Ueber das *fundamentum dividendi*, und die darauf beruhenden verschiedenen Methoden und Formen der Eintheilung. S. 117 ff. Warum die Anwendung des allgemeinen Grundsatzes, das Einzelne so auf einander folgen zu lassen, wie es der Natur des menschlichen Denkens und der Natur der Sache entspricht, bei einem und demselben Gegenstande auf verschiedene Art geschehen könne. S. 31 ff. Nothwendigkeit und rechter Sinn des Grundsatzes, dass man diejenigen Punkte vorangehen lasse, von welchen die deutliche Einsicht in die folgenden abhängt. S. 141 ff. Warum es zweckmässig sey, bei der Anordnung der Erläuterungen von den entfernteren Punkten auszugehen, und zu den näheren stufenweise fortzuschreiten. S. 147 ff. Einfachheit der Disposition S. 148 ff. Ueber die Symmetrie der Theile S. 153 ff. Dritte Abtheilung. Grundsätze, die sich zunächst auf den Zweck des Redners beziehen,

eine feste Ueberzeugung hervorzubringen. S. 158—167. Warum diejenigen überzeugenden Gründe, die blos das Erkenntnifsvermögen beschäftigen, den Argumenten mit Recht vorausgehen, welche auch die Einbildungskraft und das Gefühl der Zuhörer in Thätigkeit setzen S. 158 ff. Anordnung der Gründe nach der Gradation. S. 161 ff. Vierte Abtheilung. Grundsätze, welche zunächst bei dem Geschäfte des Redners, das Gefühls- und Begehrungsvermögen der Zuhörer für den Gegenstand zu gewinnen, in Betrachtung kommen. S. 168—191. Wie auch hier das Gesetz der Gradation zu beachten sey S. 168 ff. Wohl zu beachtender Unterschied zwischen Bewegungsgründen und Mitteln zum Guten S. 174 ff. Berücksichtigung der innern Verwandtschaft der Gefühle, Neigungen und Triebe des menschlichen Gemüths S. 184 ff. Wie die Uebergänge von einem Punkte zum andern die Form einer ungezwungenen und natürlichen Entwickelung erhalten S. 188 ff. Fünfte Abtheilung. Besondere Bemerkungen über die Anordnung in andern geistlichen Amtsreden (ausser den eigentlichen Kanzelvorträgen) und in Homilieen. S. 191—233. Die freiere, und weniger sichtbar hervortretende logische Form in den kürzeren Vorträgen der Betstunden und in Kasualreden. S. 191 ff. Wie sich die Anordnung solcher Predigten, die man streng-synthetische nennt (oder Predigten der progressiven Methode) von der Anordnung der Kanzelvorträge, die man oft analytische nennt (oder Predigten der regressiven Methode) und von der Dispositon der Homilieen und ihrer verschiedenen Arten unterscheidet. Zugleich ein berichtigender Nachtrag zu dem Abschnitte von den synthetischen Predigten und Homilieen in der Theorie der rednerischen Erfindung. S. 201 ff.

Fünftes Kapitel. Ueber den Schlufs der Rede. S. 233—249. Wie viel auf einem lebendigen und mit dem Vorhergehenden wohl verbundenen Schlusse der Rede beruhe. S. 234 ff. Verschiedene Methoden des Schlusses. Zweckmäfsigkeit der Rekapitulation am Ende, die jedoch nicht als allgemein bindende Norm zu

betrachten ist. S. 237 ff. Dass man auch mit dem letzten Punkte der Ausführung schliessen könne S. 243 ff. In wie weit der Grundsatz zu billigen sey, den Epilog einer besondern praktischen Anwendung zu widmen. S. 244 ff.

Litteratur über die Anwendung, und Nachweisungen homiletischer Parallelen. S. 249—254.

Verbesserte Druckfehler.

S.	2.	Zeile	11.	statt:	festgesetzte, l. fortgesetzte.
—	12.	—	26.	—	später, l. spätere.
—	27.	—	20.	—	*revolet*, l. *evolet*.
—	31.	—	7.	—	denn, l. dann.
—	42.	—	33.	—	derselben, l. demselben.
—	48.	—	19.	—	dann, l. daran.
—	57.	—	34.	(Note)	l. *Nam si quando* ohne Komma.
—	60.	—	25.	statt:	übrigens, l. über.
—	—	—	24.	—	der, l. die.
—	89.	—	34.	—	mitgetheilten, l. mitgetheilten.
—	92.	—	18.	—	περιπλαxεις, l. περιπλαxεις.
—	103.	—	21.	—	den Menschen, l. der Menschen.
—	—	—	24.	—	folgenden, l. erfolgenden.
—	116.	—	14.	—	Richtung, l. Richtigkeit.
—	132.	—	19.	—	bemerkbar, l. bemerkbare.
—	177.	—	7.	—	Gleichgültigkeit, l. Empfänglichkeit.
—	229.	—	16.	—	der, l. den.

Theorie

der

redneriſchen Anordnung

mit beſonderer Anwendung auf die geiſtliche Rede.

Erſtes Kapitel.

Ueber die Nothwendigkeit einer gewiſſen Anordnung überhaupt und die oberſten Principien derſelben.

Vieljährige Erfahrungen, die ich, als Vorſteher eines akademiſchen homiletiſchen Seminarium gemacht habe, bei dem fortwährenden Geſchäfte, Predigtentwürfe zu beurtheilen, haben mich überzeugt, wie wenig oft ein gewiſſer Vorrath an Gedanken, ſelbſt eine gewiſſe Gewandtheit im Erfinden des Stoffes und in der ſtyliſtiſchen Darſtellung des Aufgefundenen, gleichen Schritt halte mit der erwünſchten Fertigkeit einer zweckmäſsigen Zuſammenſtellung und Anordnung deſſelben. Mannichfaltige Fehler und Mängel der Dispoſition ſind in der Regel diejenigen, welche bei Predigtentwürfen am häufigſten hervortreten, und deren Berichtigung auf das Gelingen der weiteren Ausarbeitung ſelbſt den entſchiedenſten Einfluſs zeigt. Sie haben immer darin ihren Grund, daſs man ſich des vorliegenden Stoffes nicht gehörig zu **bemächtigen** weiſs, d. h. daſs man den Umfang von Begriffen und Sätzen, welche das Materielle einer Rede ausmachen, wenn man ſie auch im Allgemeinen richtig und ziemlich vollſtändig aufgefunden hat, doch nicht **durchgängig**

DIE THEORIE

DER

REDNERISCHEN

ANORDNUNG

MIT BESONDERER HINSICHT

AUF GEISTLICHE REDEN

DARGESTELLT

UND AN BEISPIELEN ERLÄUTERT

VON

D. HEINRICH AUGUST SCHOTT

PROFESSOR DER THEOLOGIE UND DIREKTOR DES AKADEMISCHEN GOTTESDIENSTES ZU JENA.

LEIPZIG, 1827.

VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH.

DIE THEORIE

DER

BEREDSAMKEIT

MIT BESONDERER ANWENDUNG

AUF DIE GEISTLICHE BEREDSAMKEIT

IN

IHREM GANZEN UMFANGE DARGESTELLT

VON

D. HEINRICH AUGUST SCHOTT

PROFESSOR DER THEOLOGIE UND DIREKTOR DES AKADEMISCHEN GOTTESDIENSTES ZU JENA.

Dritten Theils erſte Abtheilung.

LEIPZIG, 1827.

VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH.

*in natura rerum non datur ſaltus, neque hiatus.**) Denn jenes Streben des Menſchen, ſeinen Zuſtand und ſein ganzes Weſen in das Unendliche hin zu erweitern (der Vervollkommnungstrieb), verlangt auch nothwendig, daſs er bei seinem Thun und Handeln beſtimmte Endzwecke habe, die ſittlich vollkommen gerechtfertigt werden können, die ſelbſt gefordert werden von der vernünftigen und ſittlichen Natur, und — daſs er dieſe Endzwecke raſtlos verfolge, alles, was er thut, darauf beziehe, die eine Beſtrebung an die andere zweckmäſsig knüpfe, und ſelbſt dann, wenn ihm Hinderniſſe und Hemmungen auf ſeinem Wege entgegentreten, dennoch ſein eigentliches Ziel nie aus dem Auge verliere — daſs alſo Zuſammenhang und Stetigkeit in ſeinem ganzen Streben und Handeln ſey. Da auch die Rede eine Handlung iſt und unter ſittlichen Geſetzen ſteht, ſo muſs ſich dieſe Norm der Stetigkeit auch in ihrem ganzen Charakter und Gange ausdrücken. Je genauer alſo die geſammte Anordnung der Rede den Geſetzen der Gradation und der Stetigkeit entſpricht, deſto vollkommener behauptet ein ſo geordnetes Produkt den Charakter der Rede.

Die Nothwendigkeit, in der Rede einen feſten und beſtimmten Plan zu verfolgen, leuchtet eben ſo deutlich ein, wenn wir ferner, dieſe Anſichten feſthaltend, welche unmittelbar aus dem Princip der Rhetorik und aus dem allgemeinen Begriffe der Handlung, die zwiſchen dem Redner und ſeinen Zuhörern geſchieht, hervorgehen, die verſchiedenen Anforderungen in das Auge faſſen, die mit Recht an den Redner gemacht werden. Wir betrachten die Rede als eine ſolche Darſtellung menſchlicher Vorſtellungen in der Sprache, die auf der einen Seite das Erkenntniſsvermögen durch deutliche Belehrung

*) Vergl. die in mehrerer Hinſicht leſenswerthe Schrift: Gräffe Verſuch einer moraliſchen Anwendung des Geſetzes der Stetigkeit. Celle, 1800. 8.

und wahre Ueberzeugung beſchäftigt, auf der andern Seite durch Vermittelung der Einbildungskraft das Gefühlsvermögen zu einer lebendigen, jene Wirkſamkeit des Verſtandes und der Vernunft begleitenden Thätigkeit veranlaſst, und ſo dem Begehrungsvermögen (Willen) eine entſcheidende Richtung gibt. S. die philoſophiſche und religiöſe Begründung u. ſ. w. S. 105 ff. Der Redner ſoll alſo belehren; die Deutlichkeit und Klarheit der Erkenntniſs ſetzt aber nothwendig voraus, daſs die einzelnen Vorſtellungen in Harmonie und in genauer Verbindung unter einander ſtehen, und dasjenige vorangehe, wodurch die Einſicht in das Folgende vorbereitet und begründet wird. Der Redner ſoll überzeugen; die überzeugende Kraft der Vorſtellungen aber hängt zum groſsen Theil von ihrer Anordnung und Stellung ab, wie z. B. die bekannte Erfahrung lehrt, daſs mancher Beweis nur darum nicht verſtanden, oder nicht recht gefaſst werde, weil er nicht an dem gehörigen Orte und in der rechten Verbindung erſcheint. Der Redner ſoll durch anſchauliches und lebendiges Darſtellen und Vergegenwärtigen das Gefühl der Zuhörer erwärmen; dieſs verlangt aber eine ſolche zweckmäſsige Aufeinanderfolge der Vorſtellungen, wodurch die Einbildungskraft des Zuhörers am leichteſten veranlaſst wird, Anſchauungen hervorzurufen, die unter einander ſelbſt zuſammenſtimmen, und mit den Ideen und Begriffen, welche verſinnlicht werden ſollen, in einem Verhältniſſe der Verwandtſchaft oder Aehnlichkeit ſtehen (ſ. die philoſ. und relig. Begründung u. ſ. w. S. 48 ff.); und der jedesmalige Zweck der ganzen Rede, oder des einzelnen Abſchnittes, die Beſchaffenheit der Zuhörer, die Natur der Sache wird dem Redner in einzelnen Fällen zur Entſcheidung dienen, ob er jene Thätigkeit der Einbildungskraft durch vorausgegangene Beſchäftigung des Erkenntniſsvermögens vorbereite, oder die umgekehrte Ordnung vorziehe. Der Redner ſoll das Begehrungsvermögen für einen gewiſſen Zweck in freie Thätigkeit ſetzen; das Begehrungs-

vermögen intereſſirt ſich aber erſt dann für einen Gegenſtand lebendig, wenn die Vorſtellungen dieſes Gegenſtandes ſelbſt, eines Verhältniſſes, in welchem er zu den menſchlichen Neigungen und Trieben ſteht, und einer gewiſſen Kraft zum Handeln in dem Gemüthe der Zuhörer klar und lebhaft geworden ſind (ſ. die philoſophiſche und religiöſe Begründung S. 102 ff.); und, da der Endzweck einer Rede nicht ſelten eine Thätigkeit mehrerer und verſchiedenartiger Gefühle und Neigungen in dem Gemüthe des Zuhörers vorausſetzt, ſo wird auch in den verſchiedenen Erregungen des Gefühls- und Begehrungsvermögens diejenige Ordnung immer als die richtigſte erſcheinen, welche der gewöhnlichen und natürlichen Aufeinanderfolge und der inneren Verwandtſchaft dieſer Gemüthszuſtände am meiſten entſpricht, und am vollkommenſten dazu geeignet iſt, den kräftigſten Totaleindruck hervorzubringen, damit die Handlung auch in dieſer Hinſicht unaufhaltſam zu ihrem beſtimmten Ziele fortſchreite. Von der redneriſchen Dispoſition verlangen wir alſo nicht blos, daſs ſie logiſch richtig ſey, den allgemeinen und nothwendigen Geſetzen des Denkens entſprechend, ſondern auch, daſs ſie pſychologiſch-zweckmäſsig ſey, d. h. mit den allgemeinen Reſultaten der Erfahrungsſeelenkunde über die Wirkſamkeit und innere Verwandtſchaft der Vermögen der menſchlichen Seele überhaupt, und mit der beſondern Individualität dieſes und jenes beſtimmten Kreiſes der Zuhörer ſo übereinſtimmend, wie ſie damit übereinſtimmen muſs, wenn die Rede die beabſichtigten Wirkungen hervorbringen ſoll. Sehr richtig bemerkte ſchon Cicero *de oratore l. 2. c. 76. Cuius (collocationis) ratio eſt duplex, altera, quam adfert natura cauſarum, altera, quae Oratorum iudicio et prudentia comparatur etc.*

Indem wir die Rede immer aus dem Geſichtspunkte einer, zu ihrem beſtimmten Ziele lebendig und unaufhaltſam fortſchreitenden Handlung betrachten; ſtellen ſich uns ſehr natürlich gewiſſe Pnnkte dar, welche zu

jedem Produkte der Beredſamkeit, in ſo fern es etwas in der Zeit Werdendes und ſich allmälig Vollendendes iſt, gehören. Denn in jeder Handlung unterſcheiden wir dreierlei: 1) den Anfang, die erſte Thätigkeit oder Kraftäuſserung, von welcher die übrigen Veränderungen, deren geſchloſſene Reihe dieſe Handlung ausmacht, ſämmtlich ausgehen; 2) den Fortgang, die Veränderungen (Thätigkeiten), welche, indem ſie ſich an jene erſte knüpfen, in einer beſtimmten Ordnung auf einander folgen, ſo daſs ſich immer die eine aus der andern entwickelt, gemäſs den oben bemerkten Geſetzen der Stetigkeit und der Gradation; 3) das Ende, die Thätigkeit, welche die ganze Reihe ſchlieſst, und als das gemeinſame Reſultat aller vorausgegangenen Thätigkeiten, welche zu dieſer Reihe gehören, betrachtet werden muſs. Und ſo wird es auch in jeder Rede ein Beginnen der Handlung geben, die erſte Erregung und Erweckung derjenigen geiſtigen Thätigkeiten des Zuhörers, ohne deren Wirkſamkeit der Endzweck des redneriſchen Vortrags nicht erreicht werden kann; einen lebendigen, ſtetigen, nach einem beſtimmten Ziele hinſtrebenden und immer mehr ſich entwickelnden Fortgang jener geiſtigen Thätigkeiten; einen Punkt endlich, wo die beabſichtigte Vereinigung der Beſtrebungen des Redners mit den Beſtrebungen der Zuhörer ihre Vollendung erreicht. Es darf aber hier die wichtige Anſicht nie aus dem Auge gelaſſen werden, daſs wir die Rede eine ſolche Handlung nennen, die zwiſchen dem Redner und ſeinen Zuhörern vor ſich geht, als eine geiſtige Wechſelwirkung. Denn ſehen wir blos auf den Redner ſelbſt, und ſeine innere Handlung; ſo erſcheint er allerdings (wenn ſeine Rede nicht völlig ein augenblickliches Erzeugniſs der extemporanen Redekunſt iſt, dem gar keine Meditation voranging) früher thätig, als der Zuhörer, und er handelt ſchon, indem er einen beſtimmten Stoff für die Rede wählt, und über die Behandlung deſſelben nachdenkt, ſeine Beſtrebungen richten ſich ſchon

auf einen bestimmten Gegenstand, verknüpft mit dem lebhaften Wunsche, auch die Bestrebungen anderer für ihn zu gewinnen. Da aber dieses Handeln des Redners nicht isolirt bleiben, sondern, sobald er öffentlich auftritt, mit einer geistigen Thätigkeit des Zuhörers in Verbindung treten soll; so liegt eben darin der sehr natürliche und begreifliche Grund, warum der Redner nicht, wenigstens nicht unbedingt, annehmen und voraussetzen dürfe, es sey am zweckmäßigsten, wenn er bei der Ausarbeitung des Vortrags alles gerade so auf einander folgen lasse, wie es sich, bei der ersten Meditation, und bei dem ersten Entwurfe (bei dem Beginnen seiner eigenen für sich geschehenden Handlung) ihm selbst dargestellt hatte. Das eigentliche Ausarbeiten der Rede (es möge ein mehr, oder minder vollständiges Concipiren seyn) ist allemal eine Erneuerung jener ursprünglichen geistigen Thätigkeit des Redners, die bei dem ersten Entwurf des Ganzen geschah — und eine weitere, vollkommnere Entwickelung derselben. Wenn auch der Vortrag nicht in einer ununterbrochenen Thätigkeit niedergeschrieben werden kann, so geht doch allemal, so oft der Redner an seinem Vortrage arbeitet, im Wesentlichen diese bestimmte Handlung vor sich. Wir nehmen den Faden wieder auf, bei jeder Rückkehr zu dieser Beschäftigung; wir erneuern in uns selbst dieselbe geistige Stimmung und denselben Umkreis der Hauptgedanken. Aber wir versetzen uns auch, sobald das eigentliche Ausarbeiten beginnt, gewiss noch klärer, bestimmter und lebhafter, als vorher bei der ersten Meditation, in den Kreis der Zuhörer, für welche der Vortrag bestimmt ist; wir vergegenwärtigen uns noch anschaulicher ihre Ansichten, Grundsätze, Gesinnungen und Neigungen, ihre intellektuellen, moralischen und religiösen Bedürfnisse; wir können nicht umhin, auf die bei der Recitation des Vortrags zu erwartende Theilnahme der Zuhörer an unserem Denken, Fühlen und Begehren, schon bei der Ausarbeitung der Rede, schon bei der weiteren Ausbildung und Ent-

wickelung unserer eigenen inneren Handlung, eine besondere Rücksicht zu nehmen. Die Zuhörer stehen nicht durchgängig auf einer und derselben Bildungsstufe mit dem Redner, und bringen in der Regel nicht ganz dieselbe Gemüthsstimmung zum Anhören der Rede mit, in welcher er selbst auftritt, der sich schon vorher ganz und gar in seinen Gegenstand hineingedacht und hineingefühlt hatte. Diese nothwendige Rücksicht auf die Verschiedenheit der Bildung und der gegenwärtigen Stimmung der Zuhörer von der Bildung und Stimmung des Redners richtet auch sehr natürlich seine Aufmerksamkeit auf die Frage hin: ob es auch zweckmäfsig sey, die Hauptgedanken des Vortrags in der Darstellung gerade so auf einander folgen zu lassen, wie sie sich bei der ersten Meditation dargeboten hatten? ob nicht z. B. manches, was sich in seinem eigenen Gemüthe ursprünglich in einen lichten Punkt zusammengedrängt hatte, bei der Ausarbeitung mehr zu trennen und auseinander zu legen, manches andere dagegen, was die erste Meditation in der Vorstellung völlig getrennt hatte, bei der Ausarbeitung näher zusammen zu rücken, und genauer zu verbinden sey, weil er gerade bei dieser Methode am sichersten darauf rechnen darf, den ganzen Gang der Gedanken seinen Zuhörern, ihrer Bildung und Fassungskraft gemäfs, mit der vollkommensten Klarheit darzustellen, oder die Neigungen und Gefühle, die in ihren Gemüthern erweckt werden sollen, an ihre gegenwärtige Stimmung auf die leichteste und natürlichste Art zu knüpfen? Oft stellt sich freilich schon bei der ersten Meditation, in einem glücklichen entscheidenden Momente, diejenige Ordnung der Hauptgedanken dem Redner vor die Seele, die der Natur der Sache und den Bedürfnissen der Zuhörer am vollkommensten entspricht; und eine spätere Nachbesserung des Entwurfs thut dann gewöhnlich einen Mifsgriff und verdrängt das Einfache, Natürliche, und am meisten Ansprechende durch eine mehr erkünstelte Composition. Aber die Talente der Redner sind verschieden; und selbst

der talentvolle, der eine beſondere Gewandtheit und Leichtigkeit im Beurtheilen des inneren Verhältniſſes der Vorſtellungen und ihrer Wirkſamkeit auf die Gemüther der Zuhörer bewährt, iſt, unter wechſelnden geiſtigen Stimmungen, nicht immer in gleichem Grade zu dieſem Geſchäfte aufgelegt. Es kann daher wohl nicht befremden, wenn ſich zuweilen erſt mitten in der Ausarbeitung der Rede die Nothwendigkeit fühlbar macht, von dem erſten Entwurfe in dieſer oder jener Hinſicht abzuweichen; wenn der Redner zuweilen erſt durch das weitere Fortſchreiten ſeiner eigenen inneren Handlung recht aufmerkſam darauf wird, wie ſich ihm ſelbſt ſeine eigenen Gedanken bei einer etwas veränderten Ordnung noch weit klärer, lebendiger, und wirkſamer darſtellen, als vorher: wenn ſich beſonders dem Anfänger dieſe Beobachtung häufig aufdrängt.

Die eben ausgeſprochene und näher bezeichnete Anſicht von der Rede, als einer Handlung zwiſchen dem Redner und den Zuhörern, die ſich irgendwo und auf irgend eine Weiſe an ihr inneres geiſtiges Leben anknüpfen, einen ſteten und lebendigen Fortgang nehmen, und eine gewiſſe Vollendung erreichen müſſe, wurde zwar nicht beſtimmt und klar von den alten griechiſchen und römiſchen Lehrern der Redekunſt dargelegt; ſie giebt ſich aber mittelbar in der gewöhnlichen, aus jener alten Rhetorik in die ſpäter übergegangenen, allgemeinen Norm der Eintheilung redneriſcher Produkte zu erkennen. Denn man pflegte in der Regel 5 Theile namhaft zu machen, aus denen die Rede beſtehen müſſe, die ſich mit verſchiedenen Akten einer dramatiſchen Handlung vergleichen laſſen: *exordium* (προοίμιον), *narratio* (διήγησις), *propoſitio* (πρότασις), *confirmatio* (ἀπόδειξις), *peroratio* (ἐπίλογος). Manche der älteren Rhetoren vermehrten dieſe Zahl, indem ſie von der *propoſitio* noch die *partitio* (διαίρεσις) und von der *confirmatio* die *refutatio* (λύσις) als einen beſondern Beſtandtheil unterſchieden. Andere bemerkten dagegen

nicht ohne Grund, daſs weder die *narratio facti* (deren Nothwendigkeit doch nur zunächſt durch gerichtliche und berathſchlagende Reden, und auch durch dieſe nicht immer, herbeigeführt werden konnte), noch eine beſondere Aufzählung der Theile, noch eine Trennung des Widerlegenden von dem Beweiſenden, als ein abſolut weſentliches Erforderniſs für alle Produkte der Beredſamkeit bezeichnet werden könne. Ja ſelbſt die abſolute Nothwendigkeit eines eigentlichen *exordii* (einer beſondern einleitenden und vorbereitenden Reihe von Sätzen — denn, einen gewiſſen anknüpfenden Punkt, wo das Ganze beginnt, muſs freilich jede Handlung haben) wurde nicht von allen behauptet. S. Ariſtotelis *τέχνη ῥητορ.* l. 3. c. 13. ſqq. Cicero *de invent. l.* 1. *c.* 15. bis zu Ende. *Auctor ad Herennium l.* 1. Quinctil. *inſtitt. oratt. l.* 3. *c.* 8. 9. So verſchieden auch dieſe Ausſprüche und Regeln der Einzelnen ſind, immer bemerkt man doch in demjenigen, worinn ſie alle übereinſtimmen, wie die oben bezeichnete Anſicht der Rede, als einer Handlung zum Grunde liege.

Zweites Kapitel.

Ueber den Eingang.

Könnte man als gewöhnlichen Fall annehmen, daſs die Zuhörer ziemlich ganz auf einer und derſelben Bildungsſtufe mit dem Redner ſtehend, und in dieſelbe geiſtige Stimmung ſchon verſetzt, ſich um ihn verſammelten, ſo dürfte eine beſondere Einleitung und Vorbereitung des auszuführenden Gegenſtandes überflüſſig erſcheinen und die Ausführung könnte ſogleich beginnen. Daher wurde auch ein eigentliches *exordium* in der griechiſchen und römiſchen Staatsberedſamkeit nicht als ein abſolut nothwendiger Beſtandtheil jeder Rede betrachtet. S. Cicero *de orat. l.* 2. *c.* 79. Quinctil. *inſtitt. oratt.*

l. 4. *c.* 1. *ex.* Denn manche Angelegenheiten, die vor Gericht, oder im Senat, oder in einer Volksverſammlung zur Sprache kommen ſollten, bedurften, vermöge ihrer einfachen Natur und ihres leicht überſehbaren inneren Zuſammenhanges keiner eigentlichen Vorbereitung, und entwickelnden Einleitung, ſondern blos einer kurzen für das gegenwärtige Publikum des Redners hinreichenden Bezeichnung. Oft lag auch gerade in der beſondern ſtaatsbürgerlichen Wichtigkeit des zu verhandelnden Gegenſtandes, und in dem lebendigſten, der Handlung des Redners ſchon vorausgehenden Intereſſe, welches alle Bürger für dieſe Angelegenheit hatten und zeigten, ein ſehr begreiflicher Grund, warum der Redner ſeinen Vortrag unmittelbar an die gegenwärtige Stimmung der Zuhörer anknüpfen und ſie ſogleich *in mediam rem* hineinführen konnte. Uebrigens pflegten die Alten von dem Eingange noch als eigenen Beſtandtheil der Rede die *narratio facti* zu unterſcheiden, als etwas der Propoſition (alſo dem Anfange der eigentlichen Ausführung) Voranſtehendes. Dieſe *narratio* ſollte hiſtoriſche, für die rechte Beurtheilung der gerichtlichen Streitfrage, oder der zu berathſchlagenden politiſchen Maaſsregel nothwendige Erläuterungen geben; ſo wie wir geiſtliche Redner den unentbehrlichen Erläuterungen unſerer Begriffe und Sätze bald das *exordium*, bald den Übergang vom Texte zum Thema, bald einen eigenen Theil der Ausführung ſelbſt zu widmen pflegen. Nicht immer war eine beſondere *narratio* nothwendig, wie Quinctil. *inſtitt. oratt. l.* 4. *c.* 2. *in.* bemerkt. Wo ſie aber auftrat, da konnte ſie öfters ein beſonderes *exordium* entbehrlich machen, wenn es der Redner nicht für rathſam hielt, auſser jener Mittheilung des Geſchichtlichen noch etwas anderes zur rechten Stimmung der Zuhörer, und zur Belebung und Erweckung ihrer Aufmerkſamkeit zu thun. Dem gerichtlichen Redner insbeſondere, der als Vertheidiger eines ſo eben öffentlich Angeklagten auftrat, war ſein Gegenſtand durch die vorausgegangene ankla-

gende Rede, die er nun beantworten und widerlegen wollte, so vorbereitet und eingeleitet, dass er (wenn nicht besondere und eigenthümliche Rücksichten hinzukommen) unmittelbar zur Ausführung selbst übergehen konnte, wie z. B. Cicero *pro Cluentio*. Auch in der Sphäre der geistlichen Beredsamkeit haben sich weder die Kirchenväter (wie man z. B. aus mehreren Homilieen des Chrysostomus, *de tribus pueris*, oder *homilia* 33. *ad populum Antiochenum*, und andere sieht) noch die älteren Prediger und Homileten unserer evangel. Kirche an die Regel gebunden, jeden geistlichen Vortrag mit einem eigentlichen *exordio* zu eröffnen. *) Die neuere Zeit bindet sich strenger an diese Gewohnheit. Doch findet man auch bei den neuesten Kanzelrednern Beispiele vom Gegentheil. S. Schuderoff Predigten in der neuesten Zeit gehalten. Leipzig, 1810. S. 30. 43. 180. 192. 234. 249. 307. 321. Oder ebendess. Sammlung einiger Kanzel- und Altarreden. Neustadt an der Orla, 1826. S. 16. 30. Und allerdings können wohl auch die geistlichen Reden, welche, nach einem vorausgegangenen Gebete oder kurzen biblischen Segenswunsche, unmittelbar von dem vorgelesenen Texte anheben, eines *exordii* bisweilen entbehren, wenn der Text selbst, auch ohne umständliche Erläuterung, geradezu auf den Hauptgedanken der Predigt hinführt. Am meisten gestattet dies wohl die freie Form der eigentlichen Homilie. Denn, da solche Vorträge nicht darauf ausgehen, alles Einzelne, so wie es in andern Predigten geschieht, einem bestimmten Thema unterzuordnen, und alles darauf zurückzuführen; so wird eben dadurch die Nothwendigkeit einer besondern einleitenden Gedankenreihe, wie sie ein genau bestimmtes und begrenztes Thema in den meisten Fällen erfordert, nicht selten aufgehoben; der freiere Gang der Homilie kann schon durch den Inhalt der vor-

*) S. Hallbauer nöthiger Unterricht zur Klugheit, erbaulich zu predigen. Jena, 1737. 8. 466 ff.

gelesenen biblischen Perikope selbst vorbereitet werden. Doch darf die homiletische Freiheit auch in diesem Punkte gewisse Grenzen nicht überschreiten, und die wichtige Frage nie aus dem Auge lassen: ob auch das bloße Verlesen dieses vorliegenden Textes in jeder Beziehung vollkommen genüge, den Zuhörer in das Thema der Predigt, oder in den Umkreis der Hauptgedanken, welche den Inhalt einer Homilie ausmachen sollen (und doch immer in einem gewissen inneren Zusammenhange, in einer gewissen Beziehung auf irgend eine leitende Hauptidee stehen müssen) wirklich einzuleiten? ob nicht der biblische Text selbst manche Erläuterung nöthig mache, die einen weit schicklicheren Platz vor der Ausführung, als in der Ausführung finde? oder ob es nicht rathsam sey, den Gegenstand der Predigt, ehe noch die Handlung weiter fortschreitet, aus irgend einem interessanten Gesichtspunkte darzustellen, der die Aufmerksamkeit der Zuhörer errege und sammle, und der vorgefaßten Meinung entgegenarbeite, als ob es nicht nöthig sey, über eine solche bekannte Wahrheit in diesem Kreise und an diesem Orte zu sprechen? Sehr zu beachten ist insbesondere die Erfahrung, auf welche ein neuerer trefflicher Homilet Grotefend (in seinen Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredtsamkeit. Hannover, 1824. S. 123.) aufmerksam macht, daß die Zuhörer, indem der Text auf der Kanzel vorgelesen wird, etwas ihnen längst Bekanntes zu vernehmen glauben, und daher mit wenig gespannter Aufmerksamkeit hören, mehr passiv als activ sich verhaltend, wenn nämlich dieser Text (wie ich hinzusetzen möchte) zu denjenigen evangelischen und epistolischen Perikopen gehört, welche den meisten Mitgliedern der christlichen Gemeinde im Schulunterrichte erklärt, und jährlich vor dem Altar oder auf der Kanzel vorgelesen werden (denn ein minder bekannter und gewöhnlicher, durch eine gewisse Eigenthümlichkeit des Inhalts oder der Form hervorstechender Text kann auch gerade das Ge-

gentheil bewirken, und die Aufmerkſamkeit vorzüglich ſpannen.) Bleibt nun der Zuhörer, den obigen Fall angenommen, in jenem mehr paſſiven Zuſtande, wird er nicht nach dem Verleſen des Textes durch eine kurze Einleitung in gröſsere Selbſtthätigkeit verſetzt, wie leicht verfehlt dann der Anfang der Ausführung ſelbſt die beabſichtigte Wirkung, indem das geiſtige Mithandeln des Zuhörers zu ſpät beginnt, und der Redner ihm voraneilt! Dem Prediger dürfte alſo die Anwendung eines *exordii* in den meiſten Fällen nicht zu erlaſſen ſeyn. Weit eher und leichter können Produkte der Staatsberedſamkeit, wo der Hauptgegenſtand unmittelbar aus dem Konkreten und Anſchaulichen genommen wird, und der Redner weniger Veranlaſſung findet, abſtrakte Vorſtellungen vor der Ausführung zu erläutern, verwandte und ähnliche Begriffe zu unterſcheiden, irrige Anſichten im Gebiete der Religions- und Sittenlehre zu berichtigen, allgemeine Wahrheiten an andere allgemeine anzuknüpfen, des Einganges ermangeln.

Es iſt ſchon durch die bisherigen Bemerkungen auf den eigentlichen Zweck des *exordii* hingedeutet worden. Die Zuhörer ſind in der Regel noch nicht völlig ſo geſtimmt, wie es der Redner wünſcht, indem er öffentlich auftritt, um ihre geiſtige Thätigkeit mit der ſeinigen in vollkommene Wechſelwirkung zu ſetzen; ihre Aufmerkſamkeit iſt noch nicht gerade auf den einen beſtimmten Punkt fixirt, um den ſich das innere geiſtige Leben des Redners hauptſächlich bewegt; der Gegenſtand, für den er gerade jetzt die Gemüther anderer gewinnen will, ſchwebt ihnen vielleicht in einer dunkeln, der nöthigen Klarheit und Beſtimmtheit jetzt noch ermangelnden Vorſtellung vor der Seele; nicht ſelten läſst ſich ſogar, wo nicht bei allen, doch bei mehreren Individuen, welche dieſem Kreiſe angehören, mit Wahrſcheinlichkeit erwarten, daſs ihre Empfänglichkeit für die Sache, welche der Redner jetzt mit dem lebendigſten Intereſſe umfaſst, und die feſte Richtung ihrer Aufmerk-

ſamkeit durch gewiſſe vorgefaſste Meinungen und Ansichten gehindert werden könne. Was könnte also dem Redner mehr am Herzen liegen, als vor allen Dingen dafür zu ſorgen, daſs der Zuhörer fähig und willig gemacht werde, mit derjenigen Bildung, welche bei ihm vorausgeſetzt werden kann, und mit ſeiner gegenwärtigen Stimmung in den Kreis der Vorſtellungen einzutreten, in welchen ihn der Redner mit ſich verſetzen will? Dieſe allgemeine Beſtimmung der Einleitung haben auch die Alten richtig erkannt, und die römiſchen Rhetoren kürzend beſtimmt durch die Regel bezeichnet, das *exordium* ſolle *auditorem attentum, docilem, benevolum reddere*, ob ſie gleich in der weiteren Entwickelung und Anwendung derſelben immer nur die drei verſchiedenen Formen der griechiſchen und römiſchen Staatsberedſamkeit, die gerichtliche, berathſchlagende und panegyriſche im Auge hatten. *Auctor ad Herennium l.* 1. *c.* 4. Cicero *de invent. l.* 1. *c.* 15. *de orat. l.* 2. *c.* 77. Quinctil. *inſtitutt. oratt. l.* 4. *c.* 1. Vergl. Ariſtotelis *τέχνη ῥητορ. l.* 3. *c.* 14. Hermogenes *περὶ ἑυρέσεων l.* 1. Sie unterſchieden dabei bisweilen eine doppelte Art von Eingängen, 1) das *exordium*, *προοίμιον* im engeren Sinne, wo der Redner ſeine Abſicht, den Zuhörer aufmerkſam, empfänglich und fähig für gewiſſe Belehrungen und Ueberzeugungen, ſich ſelbſt (der Perſon des Redenden) und ſeiner Sache im Voraus geneigt zu machen, auf dem geraden und offenen Wege zu erreichen ſucht, 2) die *inſinuatio*, *ἔφοδος*, wo er, durch beſondere Verhältniſſe veranlaſst, auf einem Umwege zu dieſem Ziele kommt, *ubi orator ſe quaſi inſinuat in animos audientium.* S. Cicero *de invent. l.* 1. *c.* 15. Quinctil. *inſtitt. oratt. l.* 4. *c.* 1. Wenn nehmlich die Zuhörer aus irgend einem Grunde der Sache des Redners abgeneigt ſchienen, ſo verbarg man nicht ſelten anfangs die eigentliche Abſicht der Rede, leitete ſcheinbar einen andern Gegenſtand ein, und

kam am Ende doch, nachdem die Aufmerksamkeit der Zuhörer und ihr Interesse für die Gesinnung des Redners durch das Gesagte angeregt und gewonnen worden war, unvermerkt durch eine eigene unerwartete Wendung auf den wirklichen Gegenstand der Rede; durch mannichfaltige Künste der sogenannten *captatio benevolentiae* suchte man in solchen Eingängen gewisse Ansichten, Stimmungen und Neigungen der Zuhörer, von denen man, wenn die wahre Absicht gleich anfangs ganz unverhüllt hervortrat, Widerspruch und mächtiges Widerstreben besorgte, im Voraus zu beschwichtigen. Als z. B. Cicero in der zweiten Rede *de lege agraria* ein wegen der Ackervertheilung vorgeschlagenes Gesetz, bei welchem die niedern Volksklassen zu gewinnen hofften, widerrathen wollte, hielt er eine umständliche Einleitung für rathsam, wo er sich mit einnehmender Beredsamkeit darüber erklärte, wie viel er dem römischen Volke zu verdanken habe, wie aufrichtig seine Liebe des Volkes, und wie fest sein Entschluss sey, immer ein *Consul popularis* zu bleiben, und bahnte sich so den Uebergang zu der offenen Erklärung seiner Ansicht, er könne eben darum, weil er das Interesse des Volks begünstige, jenes Gesetz nicht billigen. Und freilich — wo es hauptsächlich darauf ankommt, das staatsbürgerliche Interesse einer Parthei für einen Gegenstand zu gewinnen, wo persönliche Neigungen und Abneigungen bedeutenden Einfluss auf die Entscheidung der Richtenden und Berathschlagenden haben, wo die mannichfaltigsten Leidenschaften und Affekten eine wichtige Rolle spielen, und den Endzweck des Redners eben so leicht befördern als vereiteln können — da giebt es auch häufig Veranlassung zu solchen Umwegen der Einleitung. Der geistliche Redner hat es nicht mit einem solchen Kampfe politischer Parteien und persönlicher Rücksichten und Verhältnisse zu thun; in der heiligen Sphäre dieser Beredsamkeit soll alles selbstsüchtige Streben einer höheren, ächtmenschli-

chen, und allgemeinen Richtung der Gemüther auf Wahrheit und Gerechtigkeit, auf christliche Tugend und Frömmigkeit weichen, und alles Einzelne, durch verschiedenartiges Interesse im bürgerlichen Leben getrennte und auseinanderstehende, soll hier in eine grosse, christlich-fromme Gemeinschaft aufgehen, in deren Mitte die Liebe waltet. Dieses höhere Interesse in den Gemüthern zu erregen, und aus diesem Standpunkte Einfluss auf die Bestimmung des Willens zu gewinnen, ist das eigentliche Geschäft des Predigers; die christliche Religion selbst, und die christlich-religiöse Gemeinschaft bietet ihm dazu die wirksamsten Mittel dar; dadurch werden aber auch jene Künste der Insinuation, welche die griechischen und römischen Redner nicht selten für nöthig hielten, dem geistlichen Redner entbehrlich *), ja sie würden sogar, wegen des eigenthümlichen Geistes und Charakters der Kanzelrede, in diesem Gebiete als etwas ganz Fremdartiges und Störendes erscheinen.

Aus einer richtigen Ansicht von dem Zwecke des Einganges in der Rede ergiebt sich ferner, worauf der Redner bei der Wahl der Gedanken, die er dem Eingange bestimmt, und bei der Ausarbeitung desselben seine ganze Aufmerksamkeit zu richten habe. Soll der Zuhörer durch das *exordium* in dem oben bemerkten Sinne *attentus*, *docilis*, *benevolus* werden; so beruht ohne Zweifel die Wirksamkeit des Einganges zuvörderst darauf, dass der Redner die Stimmung der Zuhörer und die innere Verknüpfung und Stufenfolge der Thätigkeiten des menschlichen

*) Dass dadurch nicht alle und jede weise Akkommodation, deren sich auch der geistliche Redner bedienen kann, wo ihm gewisse Meinungen und Zweifel, gewisse Gefühle und Neigungen der Zuhörer widerstreben, verworfen werden sollen, ergiebt sich schon aus dem, was ich in der Theorie der rednerischen Erfindung (Leipzig, 1824.) S. 502. ff. bemerkt habe. Aber auch hier nimmt er im Grunde immer einen geraden und offenen Weg zum Ziele.

Gemüths überhaupt beachtet. Welche geiſtige Stimmung bei denjenigen, zu denen er ſprechen will, in den Augenblicken, in welchen er öffentlich vor ihnen auftreten wird, mit Wahrſcheinlichkeit zu erwarten ſey? dieſe Frage bietet ſich wohl dem Redner bei dem Beſtreben, die Handlung zweckmäſsig einzuleiten, ſehr natürlich dar. Ungemein erleichtert wird ihm das Anknüpfen der Handlung, wenn ſie in den Gemüthern ſchon vorbereitet iſt, wenn dasjenige, was in dieſen Augenblicken als Gedanke und Gefühl in der Seele der Zuhörer vorzüglich klar und lebhaft iſt, mit dem Umkreiſe der Gedanken und Gefühle, in denen ſich der Redner bewegt, völlig zuſammenſtimmt, ſo daſs ſie entweder ſchon auf dem Wege zu der gewünſchten Ueberzeugung ſind, für welche ſie durch die Rede ganz gewonnen und entſchieden werden ſollen, oder doch wenigſtens ſchon ihre Aufmerkſamkeit beſonders auf dieſen Gegenſtand gerichtet haben. Die politiſchen Redner der Griechen und Römer konnten dies häufig erwarten, aus Gründen, die ich ſchon oben bemerklich gemacht habe. Der geiſtliche Redner iſt bei Kaſualpredigten und Kaſualreden in einem ähnlichen Verhältniſſe; und, je mehr Eigenthümliches die Thatſache hat, welche einen ſolchen Vortrag veranlaſst, je mehr die Gedanken und Gefühle, welche der ſpecielle Character jener Thatſache am natürlichſten veranlaſst und hervorruft, ein beſtimmtes Gepräge und einen abgeſchloſſenen Umkreis haben, je mehr eine Gemeinde daran gewöhnt iſt, von ihrem Prediger und Seelſorger Belehrungen, Ermahnungen und Tröſtungen zu vernehmen, die ſich ganz auf das äuſsere Objekt der Kaſualpredigt beziehen; deſto leichter kommen auch die Zuhörer in ſolchen Fällen mit beſtimmten Anſichten und Erwartungen von dem Inhalte des Vortrags, den ſie hören wollen, an die heilige Stätte. Ja, bisweilen kann wohl auch in gewöhnlichen gottesdienſtlichen Verſammlungen das geiſtliche Lied, deſſen Geſang der Predigt unmittelbar vorangeht, ſo gewählt werden, daſs ſein Inhalt

die Zuhörer für diese oder jene bestimmte christlich-religiöse Betrachtung in diesen Augenblicken empfänglicher macht, als für andere. Hat also der Redner irgend eine gegründete Ursache, Zuhörer zu erwarten, welche in diesem Grade vorbereitet kommen — warum sollte er da noch besondere Anstalten treffen, um die Zuhörer erst aufmerksam auf den gewählten Gegenstand zu machen, und empfänglich für die anzustellende Betrachtung? warum nicht lieber, wenn aus irgend einem Grunde (sey es auch nur um der einmal herrschenden, an dem einen Orte mehr als an andern, bindenden Sitte willen) eine kurze Einleitung nöthig seyn sollte, doch schneller und auf kürzerem Wege, als sonst, zur Sache eilen? In der Regel aber sind die Mitglieder der Gemeinde, vor denen der Prediger auftritt, zu Anfange der Predigt noch nicht in einer so bestimmten Erwartung des Gegenstandes, mit welchem der Redner ihr Nachdenken und Gefühl beschäftigen werde. Die vorausgegangenen kirchlichen Gebete und Gesänge, und die vorgelesenen Worte der Bibel haben sie zwar allerdings in eine Stimmung versetzt, an welche sich jeder, einer christlichen Rede würdige Gegenstand leichter anknüpft, als, wenn sie ohne diese schon empfangene höhere Weihe, unmittelbar aus dem Geräusche des gewöhnlichen Lebens, zum Anhören der Predigt kämen. Aber diese allgemeine christlich-religiöse Stimmung richtet doch gewöhnlich ihre Aufmerksamkeit nicht nothwendig auf den besondern Gegenstand, den der Redner eben jetzt zum Mittelpunkte seiner Gedanken und Gefühle gewählt hat; selbst an hohen Festtagen kann sich das innere religiöse Leben der Zuhörer vor der Predigt in einem ziemlich umfassenden Kreise bewegen; das Anknüpfen der Handlung des Redners an das Handeln der Zuhörer bedarf daher gewöhnlich einer gewissen Reihe von Sätzen, welche ganz dazu geeignet seyn muss, die Gemüther allmälig aus jenem umfassenderen und weiteren Kreise in einen engeren und bestimmteren hineinzuführen,

damit die Aufmerksamkeit ganz gesammelt sey und die bestimmteste Richtung habe, wenn die Ausführung selbst beginnt. Für dieses Spannen und Fixiren der geistigen Thätigkeit, das ein eigentlicher Eingang immer, mehr oder weniger, beabsichtigt, ja selbst für diejenigen Fälle, wo der Redner nicht sowohl seine Betrachtung an das gegenwärtige innere Leben der Zuhörer anreihen zu können, als vielmehr darauf hinarbeiten zu müssen glaubt, dass die Gemüther aus der jetzigen Stimmung geradezu herausversezt werden *), können schon diejenigen Wendungen und Sätze, die ein *exordium* eröffnen, sehr vortheilhaft wirken. Es kommt nicht wenig darauf an, dass schon die ersten Worte und Zeilen, mit denen wir öffentlich auftreten, die geistige Kraft des Zuhörers in einem gewissen Grade wecken und erregen. Bleibt das Gemüth bei dem Anfange der Rede ganz gleichgültig, weil der Redner etwas schon oft Gesagtes, und allgemein Bekanntes mit oft gehörten Worten ausspricht (was demjenigen häufig begegnet, der sich an gewisse in derselben Form dargestellte Sentenzen und *locos communes* gewöhnt) so geht auch die Wirksamkeit des ganzen *exordii* nur allzuleicht verloren. Durch diese Bemerkung soll keineswegs dem affektirenden Scheine der Originalität, der nur die Unkundigen eine kurze Zeit täuschen und bestechen kann, dem Haschen nach paradoxen Behauptungen, die vor dem Richterstuhle des gesunden und unbefangenen Urtheils, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, nicht bestehen können, dem Einkleiden ganz bekannter und gewöhnlicher Gedanken in neuklingende,

*) Es läßt sich z. B. wohl denken, daß die Zuhörer mit irgend einer vorgefaßten Erwartung dessen, was der Redner gerade heute zum Gegenstande seiner Betrachtung wählen werde, versammelt sind, analogisch aus ähnlichen Umständen und Verhältnissen schließend; und doch kann der Redner bisweilen durch hinreichende Gründe, die aus dem Fortgange der Rede erst völlig klar werden, zu einer andern Wahl bestimmt worden seyn.

und hochtrabende ſtyliſtiſche Wendungen das Wort geredet werden. Das Intereſſante, das den Anfang des *exordii* bezeichnen ſoll, wird hier nur demjenigen entgegengeſetzt, was man eigentlich trivial, in Gedanken oder in der Form, zu nennen pflegt, was durch den häufigen Gebrauch, der in mündlichen und ſchriftlichen Vorträgen, vielleicht ſelbſt im gewöhnlichen Converſationston, von dieſem Satze und von dieſer Form des Gedankens gemacht wird, eine eigenthümliche Kraft, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und die geiſtige Thätigkeit höher zu ſpannen, verloren hat; es mag an ſich betrachtet noch ſo wahr und richtig ſeyn, es mag an andern Orten, mitten in der Rede, oder mitten in einem Perioden, im Zuſammenhange mit andern Sätzen, ohne den mindeſten ſtörenden Einfluſs auf die Wirkſamkeit der Rede auftreten — für denjenigen Ort, der die ganze Handlung eröffnet, iſt es aus dem bemerkten Grunde nicht geeignet. Jeder Redner, der ſein Publikum kennt, wird auch am beſten zu beurtheilen vermögen, was gerade dieſem Kreiſe der Zuhörer, an die Spitze des Einganges geſtellt, triviell erſcheinen dürfte; und einem jeden, der ſeinen Gegenſtand mit friſchem und lebendigem Intereſſe begleitet, bietet ſich, ohne ängſtliches Streben und Ringen nach dem Auffallenden, aus dem ganzen Umkreiſe ſeiner Gedanken und Gefühle, die ſich um den gewählten Gegenſtand bewegen, oder die ihn veranlaſst hatten, dieſe Materie zu wählen, irgend eine Bemerkung oder Erfahrung, die vor dem ganz gewöhnlichen und alltäglichen hervorſticht, irgend ein kraftvoller, das Folgende einleitender Spruch der Bibel *), irgend eine,

*) In denjenigen *exordiis*, die von dem Texte ausgehen, kann die Wahl des Gedankens, der den Eingang eröffnen ſoll, und ſeine rechte, die Zuhörer intereſſirende Geſtaltung am wenigſten Schwierigkeit haben. Bisweilen bereitet wohl auch der Geſang der Gemeinde, welcher der Predigt unmittelbar vorhergeht (wenn die Predigt nicht mit einem Gebete eröffnet wird) dem *exordio* einen vorzüglich intereſſanten Anfang,

auch Bekanntes durch die Form auszeichnende und die Aufmerksamkeit erregende und dabei ungezwungene Frage, oder Antithese, oder ähnliche stylistische Wendung dar. Vergl. z. B. den interessanten Anfang der Predigt in Marezoll Predigten an Festtagen gehalten, Jena, 1806. N. V. (über die Pflicht, unseren Geist fortdauernd immer mehr auszubilden) S. 149. „Geistesbildung, m. chr. Z., ist das Losungswort unserer Tage, jedermann aus den gesitteten Ständen macht Anspruch darauf u. s. w.“ Reinhard Predigten im J. 1805 gehalten, 1. B. N. VI. (über den unschätzbaren Werth eines herrschenden ächt christlichen Wohlwollens) S. 113. „Entweder Eigennutz oder Wohlwollen ist der Geist der uns beseelt, wir leben entweder nur uns, und verfolgen überall unseren eigenen Vortheil, oder wir leben für Andere, und befördern das allgemeine Beste; ein Drittes giebt es nicht.“ Harms Winterpostille (Kiel, 1812.) S. 66. wo der Eingang über die falsche Selbstzufriedenheit vieler Menschen spricht: „Lieben Freunde, es hat sich eine falsche Ruhe bei euch eingeschmeichelt u. s. w.“ Dräseke Hinweisungen auf das Eine, was Noth ist (Lüneburg, 1812.) N. II. (der Geist ächten Wohlmeinens ist ein Geist strenger Ordnung) S. 31. „Ist es wahr, meine Brüder, dass die Liebe zu Allem sich hergeben muss? dass man einem Freunde nichts verweigern darf?“

---

der die Zuhörer aus jener durch den Gesang erregten Stimmung sehr ungezwungen und leicht in die Betrachtung hinüberleiten kann. S. Dräseke Predigten über freigewählte Abschnitte der heiligen Schrift, 1 Jahrgang 2. Theil, Lüneburg, 1817. N. VII. (die Nacht, eine Verkünderin Gottes) der Gesang der Gemeinde schloss mit den Worten: „mit jeder Morgensonne Schimmer fliesst uns dein milder Segen zu; o, fühlten wir es tiefer immer: du bist, du bleibst die Liebe, du.“ Der Redner trat mit den Worten auf S. 98. „Dass wir zu solchem Gefühl von der Liebe Gottes abermals hervorgegangen sind aus der Nacht, die uns mit ihren Flügeln bedeckte, welch' eine Gabe ist das, Theuerste! welch' ein Hochgenuss!“

Gewandheit und Leichtigkeit im Denken und im Ausdruck, die freilich nicht ohne natürliche Anlagen, aber auch nicht ohne fortgesetzte und mannichfaltige Uebung und Entwickelung derselben errungen wird, bewahrt am sichersten sowohl vor matten Trivialitäten, als vor der mechanischen Gewöhnung an dieselben, immer wiederkehrenden, und gleichsam stehenden Methoden, den Eingang zu eröffnen.

In der ganzen Handlung, welche durch die Rede zwischen dem Redner und den Zuhörern vor sich geht, soll, wie ich oben gezeigt habe, ein allmäliges aber wirkliches Fortschreiten statt finden, nach dem Gesetze der Stetigkeit. Dieses Fortschreiten kann nicht anders geschehen als so, wie es psychologischen Gesetzen entspricht, gemäss der inneren Verknüpfung und der Stufenfolge der menschlichen Gemüthsthätigkeiten. Da also der Eingang jene Handlung einleiten, und in Gang bringen soll, so liegt es in der Natur der Sache, dass die Zweckmässigkeit und Wirksamkeit des Einganges auch von einem Beachten jener inneren Verknüpfung und Stufenfolge abhängt. Beobachten wir irgend einmal unseren eigenen inneren Zustand und die Veränderungen desselben bei dem Ausarbeiten eines rednerischen Vortrags, und bei dem öffentlichen Akte der Rede selbst (der als Erneuerung jener vorausgegangenen Thätigkeit zu betrachten ist, als eine solche nehmlich, wo sich diese Thätigkeit in kürzere Zeitmomente zusammendrängt, und rascher fortschreitet mit gesteigerter Lebendigkeit und Kraft), so kann es uns nicht entgehen, wie wir da selbst in einem gewissen stufenweisen Fortschreiten unseren Gegenstand immer tiefer erfassen, und in immer helleren Lichte betrachten, wie unser Gefühl für die Gröfse und Wichtigkeit des Gegenstandes immer wärmer und inniger wird, wie die lebendige Thätigkeit aller Gemüthskräfte steigt, und wie der ganze Umkreis unserer Gedanken und Gefühle, die sich zunächst auf den gewählten Gegenstand beziehen, immer vollkommener nach allen Richtungen

hin sich ausbildet. Kann es uns wohl befremden, wenn dies alles auch bei dem Zuhörer allmälig und stufenweise geschieht, da er zumal in der Regel nicht ganz in derselben Stimmung zur Handlung der Rede kommt, in welche der Redner schon vorher durch die Meditation sich versetzt hatte? Kann und darf man den höchsten Grad der Thätigkeit der erkennenden Kräfte oder des Gefühlsvermögens, der überhaupt in der Rede statt finden kann, schon im *exordio* von dem Zuhörer erwarten und verlangen? Muss nicht ein schlichtes, einfaches, ruhiges Wesen, eine anziehende aber leichte Beschäftigung des Vorstellungsvermögens, der Natur des Einganges im Ganzen weit angemessener erscheinen, als eine affektvolle Sprache, und ein kühner Schwung der Phantasie? Sehr richtig bemerkte schon Cicero *de orat. l.* 2. c. 78. *Neque est dubium, quin exordium dicendi vehemens et pugnax non saepe esse debeat*, und weiter unten: *Nihil est denique in natura rerum omnium, quod se universum profundat, et quod totum repente revolet; sic omnia, quae fiunt, quaeque aguntur acerrime, lenioribus principiis natura ipsa praetexuit.* Damit soll jedoch nicht behauptet werden, ein Produkt der Beredsamkeit könne und dürfe nicht anders als in dem einfachsten ruhigen Lehrtone beginnen. Die politischen Redner der Alten trugen zuweilen kein Bedenken, mit einem sehr lebhaften und erschütternden Tone aufzutreten, weil die Rede in der genauesten Beziehung auf ein solches Ereigniss stand, das in dem Redenden selbst eine vorzüglich lebhafte Gemüthsbewegung hervorgebracht, und die Zuhörer schon vor der Rede in eine solche Stimmung versetzt hatte. Vergl. Cic. *oratio* 1. *contra Catilinam c.* 1. *in.* Wenn nun auch das stärkste Pathos überhaupt in jenen Vorträgen der Griechen und Römer, der Natur ihrer Staatsberedsamkeit gemäss, mehr hervortreten konnte, als in der geistlichen Rede; so ist es doch zu manchen Zeiten, und in manchen Ver-

hältniſſen, ſowohl dem Prediger, als der vorausgehenden Stimmung der Gemeinde vollkommen angemeſſen, daſs die Rede lebhafter, als gewöhnlich, beginnt, und von dem Ausdruck bewegter Gefühle ausgeht. Am häufigſten tritt dieſer Fall bei Kaſualpredigten ein. Aber auch chriſtliche Feſttage, an denen ſich wohl erwarten läſst, daſs chriſtliche Zuhörer noch feierlicher, als an gewöhnlichen Sonntagen geſtimmt, das Gotteshaus betreten, geben Veranlaſſung, ein beſtimmtes chriſtlich-religiöſes, durch die heilige Thatſache, deren Andenken gefeiert wird, ſchon vorher erregtes, durch die feſtlichen Geſänge vor der Predigt unterhaltenes, und genährtes, und nun von dem auftretenden Redner mit inniger Begeiſterung ausgeſprochenes Gefühl zum anknüpfenden Punkte zu machen. Nur muſs der Prediger dann auch zeitig genug aus jener Sphäre der Gefühle und des Affekts in den ruhigeren Ton überzugehen wiſſen, der zur eigentlichen Betrachtung führt; denn es ſoll ja nicht die ganze Rede eine bloſse Gefühlserregung ſeyn und bleiben, und, wollte man in jenem Ausdruck der innigſten Bewegung nicht blos bleiben, ſondern auch in dem weiteren Fortgange der Handlung ſtufenweiſe ſteigen, nach dem Geſetze der Gradation, — faſt unvermeidlich wäre es dann (da eine ſolche Spannung nicht füglich bis zum Ende unterhalten werden kann), kraftlos und matt zu endigen, was man mit Pathos begonnen hatte.

Eine andere Rückſicht, welche der Redner nicht aus dem Auge laſſen darf, damit der Eingang ſeiner jedesmaligen Beſtimmung entſpreche, iſt der Eindruck, den die Erſcheinung ſeiner Perſönlichkeit hervorzubringen vermag. Denn, ſo wenig auch irgend ein Auktoritätsglaube bei dem Zuhörer durch die Perſönlichkeit des Redenden entſtehen ſoll, ſo muſs doch der letztere, wenn der Zuhörer willig und geneigt werden ſoll, in den Gedankenkreis des Redners einzugehen, und ihm bedeutenden Einfluſs

auf sein inneres Leben, selbst auf die Bestimmung des Willens zu gestatten, schon durch den Eingang als ein persönliches würdiges Organ einer wahrhaft guten Sache erscheinen, als ein Mann, der fähig ist, in Beziehung auf diesen Gegenstand andere zu belehren, zu ermuntern, zu erwecken, und würdig, dass man sich ihm mit einem gewissen Zutrauen hingebe, und in ein Verhältniss der geistigen Wechselwirkung, wie es bei der Handlung der Rede statt findet, mit ihm trete. Es sey genug, bei diesem Punkte auf frühere Untersuchungen in der philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik und Homiletik S. 180 ff. zurückzuweisen, wo ich den Zusammenhang, in welchem ein intellektuelles und sittliches Interesse an der Person des Redners mit dem Interesse an der dargestellten Sache steht, weiter entwickelt, aber auch gezeigt habe, wie der ganze Ton und Charakter der Rede, als der natürliche Ausdruck einer rechtlichen, sittlichen, religiösen Denkungsart, eines bescheidenen Selbstgefühls, und wahrer Achtung gegen das Publikum (die besonders den jüngeren, oder zum erstenmal vor einer Versammlung auftretenden Redner empfiehlt), ohne irgend ein ängstliches und methodisches Streben, für sich selbst zu interessiren, und ohne dass man an eine *captatio benevolentiae* denkt, für den Redner gewinne *). Die Theorie der Beredsamkeit hat hier nichts weiter zu thun, als, den wichtigen Einfluss dieses Interesse in besonderer Beziehung auf das *exordium* in Erinnerung zu bringen, und der Aufmerksamkeit des Redners den früher ausgesprochenen Grundsatz (s. die Begründung u. s. w. S. 200.): meide, so viel als möglich, selbst den nachtheiligen Schein, was den Eingang betrifft, um so dringender zu empfehlen, je störender ein böser Schein, durch den

*) Vergl. Quinctil. *institt. oratt. l. 4. c. 1. p. 250. ed. Wolf. Frequentissime vero prooemium decebit et sententiarum, et compositionis, et vocis, et vultus modestia.*

Eingang erregt, für den ganzen Fortgang der Handlung wird, und je leichter gerade da, wo das Gemüth noch nicht auf einen genau bestimmten Gegenstand fixirt, und in die lebendigste Wechselwirkung mit dem Redner noch nicht versetzt worden ist, sondern dies eben erst eingeleitet und vorbereitet werden soll, dasjenige wahrgenommen wird, was irgend einen Anstoss geben könnte. Noch speciellere Rücksichten giebt es da, wo der Redner Ursache hat, zu glauben, dass es die Zuhörer befremden könne, ihn als Redner auftreten zu sehen, wo ihm irgend eine ungünstige Ansicht oder Stimmung, sey sie auch nur auf Vorurtheile gegründet, entgegentritt. In solchen Verhältnissen traten bisweilen die griechischen und römischen Staatsredner auf, und fühlten sich dann vor allen Dingen verpflichtet, jene ungünstige Stimmung zu beseitigen, s. Cicero *or. pro Sextio Roscio Amerino*, c. 1. und Demosthenes in dem Eingange der ersten Philippischen Rede. Der öffentlich angestellte Geistliche, der im sittlich-guten Rufe steht, und das Zutrauen seiner Gemeinde besitzt, kann nie in einen solchen Fall kommen, wenn er vor denjenigen erscheint, die ihn zu ihrem geistlichen Führer und Seelsorger erwählt und berufen haben.

Die Vorbereitung, welche durch den Eingang bewirkt werden soll, bezieht sich auf einen bestimmten Gegenstand, den Mittelpunkt der Gedanken und Betrachtungen, in welche der Zuhörer eingeleitet wird. Sehr wichtig ist daher auch das Verhältniss dieses Gegenstandes zu den Einsichten, Gefühlen, und Bestrebungen der Zuhörer. Die Sache, für welche der Redner das lebhafteste, den Willen bestimmende und lenkende Interesse in den Gemüthern der Zuhörer erregt zu sehen wünscht, wird nicht immer schon vorher aus dem rechten Gesichtspunkte in ihrer ganzen Wichtigkeit betrachtet; man ist vielleicht zum Theil gleichgültig dagegen, weil man, bei oberflächlicher Kenntniss des Gegenstandes, seinen innigen

Zuſammenhang mit den höchſten Angelegenheiten des menſchlichen Lebens noch nie gehörig erwogen hatte, oder, weil man mit dieſer und jener Wahrheit ſchon ſo bekannt und vertraut zu ſeyn glaubt, daſs etwas Anziehendes und Intereſſantes über dieſe Materie aus dem Munde des Redners kaum erwartet werden könne. Was iſt denn wohl natürlicher, als, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer dadurch zu wecken, daſs ihnen der gewählte Gegenſtand ſchon im *exordio* unter irgend einem intereſſanten Geſichtspunkte dargeſtellt, und ein Verlangen in ihnen erregt werde, ſich weiter mit ihm zu beſchäftigen, und tiefer in die Betrachtung einzugehen? Nicht ſelten dringt ſich dem Redner die Erfahrung auf, wie dunkel und unbeſtimmt in den Gemüthern vieler Menſchen (beſonders der niedern Stände) dieſer und jener Begriff zu ſein pflege, der doch vor allen Dingen lebendig, klar, und beſtimmt hervortreten muſs, wenn der Gegenſtand des Vortrags recht verſtanden, und mit wirklich überzeugender Kraft ausgeführt werden ſoll. Dann wird die Einleitung ihrem Endzweck um ſo vollkommener entſprechen, je mehr ſie dazu geeignet iſt, das Schwankende in dieſer Vorſtellung beſtimmter und feſter zu geſtalten, das Unrichtige zu berichtigen, das Dunkle aufzuklären. Es kann ſogar vorgefaſste Meinungen der Zuhörer geben, die wenigſtens da, wo der Redner auftritt, dieſem und jenem Gegenſtande den Eingang in die Gemüther erſchweren *). Hier wird

*) In der gerichtlichen Beredſamkeit der Alten trat öfters der Fall ein, daſs die Angelegenheit, für welche der Redner auftrat, wenigſtens in einem ſehr zweideutigen Lichte erſcheinen konnte. Hier war beſonders die Regel des Quinctilian *inſtitt. oratt. l.* 4. *c.* 1. anwendbar, wo er, in Beziehung auf die gewöhnlich unterſchiedenen *quinque genera cauſarum*, bemerkt: „*in incipiti maxime benevolum judicem, in obſcuro docilem, in humili attendum parare debemus. Nam honeſtum quidem ad conciliationem ſatis per ſe valet; in admirabili* (d. h. *quod eſt praeter opinionem hominum conſtitutum*) *et turpi remediis opus eſt.*“

der Eingang das Vorurtheil zu berückſichtigen haben, in ſo weit es zweckmäſsig und nöthig iſt, daſs der Zuhörer noch vor der Ausführung ſelbſt aus der geiſtigen Befangenheit, die immer, mehr oder weniger, mit einer vorgefaſsten Meinung verbunden iſt, gewiſſermaaſsen heraus verſetzt, oder, daſs ihm die falſche und irrige Vorſtellung von der Abſicht des Redners ſogleich benommen werde, welche bei ſeinem beſchränkten Standpunkte leicht in ihm entſtehen, ſeine Aufmerkſamkeit ablenken, ſeinen Gedanken eine andere Richtung geben, ſeine Empfänglichkeit für den darzuſtellenden Gegenſtand hindern könnte, wenn der Redner unmittelbar, ohne einen ſolchen beſeitigenden Eingang, zur Ausführung ſelbſt fortſchreiten wollte. Das eigene, von richtiger Einſicht in die Sache und Kenntniſs der Menſchen geleitete Urtheil muſs überall prüfen und entſcheiden, welches von dieſen Geſchäften einem Eingange zunächſt obliege, und, wo vielleicht das eine mit dem andern zu verbinden ſey. Man kann ſehr richtig mit Mosheim (ſ. Anweiſung erbaulich zu predigen, Erlangen, 1763. S. 229. ff.) eine doppelte Gattung unterſcheiden: 1) Erweckungs- oder Ermunterungseingänge, welche dahin arbeiten, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu erregen, und ihnen ein gewiſſes Intereſſe für die gegenwärtige Handlung der Rede und ihren Gegenſtand einzuflöſsen (wohin dann auch die oben bemerkten Beziehungen auf die Perſon des Redners gehören), 2) Lehr- und Einleitungseingänge, wo man die Abſicht hat, die richtige Einſicht in den auszuführenden Gegenſtand und eine wahre Ueberzeugung in der Seele der Zuhörer vorzubereiten. Aber ein und daſſelbe *exordium* kann auch (wie Mosheim ſelbſt bemerkte) beiden Gattungen zugleich angehören.

Je mehr die angegebenen Geſichtspunkte feſtgehalten werden, deſto weniger fühlt ſich der Redner in Verlegenheit, wo ein zweckmäſsiger Stoff für den Eingang zu finden ſey, und deſto leichter entſcheidet er

sich überall für diejenige Reihe der Gedanken, welche den Vortrag am schicklichsten eröffnet. Was die griechischen und römischen Rhetoren (wie Aristot. *τέχνη ῥητορ. l.* 3. *c.* 14. Cicero *de orat. l.* 2. *c.* 77. Quinctil. *institt. oratt. l.* 4. *c.* 1.) über die Materialien des Einganges bemerken, bezieht sich zunächst auf den eigenthümlichen Stoff und Charakter jener Staatsberedsamkeit. Es liegt aber dabei immer der oben angegebene dreifache Endzweck, den ein Redner in der Einleitung haben kann, als Princip zum Grunde, *auditorem attentum*, *docilem*, *benevolum reddere*, und die dreifache Rücksicht, welche der Redner, wie ich so eben nachgewiesen habe, auf die Stimmung der Zuhörer, und die innere Verknüpfung und Stufenfolge der Thätigkeiten des menschlichen Gemüths, auf den Eindruck, den die Erscheinung seiner Persönlichkeit hervorbringen kann, und auf das Verhältnifs des Gegenstandes selbst zu den Einsichten, Gefühlen, und Bestrebungen der Zuhörer zu nehmen hat; obgleich diese rhetorischen Gesetze mehr in der Anwendung, welche die Alten von jenem Princip, *auditorem attentum*, *docilem*, *benevolum reddere*, sogleich auf die politische, besonders gerichtliche Beredsamkeit machten, mittelbar durchblicken, als unmittelbar, in Beziehung auf die Natur der Rede überhaupt, in ihren psychologischen Gründen aufgefafst und ausgesprochen worden sind. Vollkommen gemäfs dem bisher Gesagten, und in der ganzen Natur der Handlung, welche zwischen dem Redner und den Zuhörern vor sich gehen soll, Gegründeten, glaube ich folgende Rubriken zu unterscheiden, in deren Sphäre alles enthalten seyn möchte, was in irgend einem *exordio* zweckmäfsig erscheinen kann. A) Erfahrungen und Thatsachen, welche auf eine allgemeine Wahrheit hinleiten, die sich in jenem Individuellen und Einzelnen darstellt, oder daraus hervorgeht. Durch eine leichte, und doch anziehende, der Lebendigkeit

nicht ermangelnde Thätigkeit der geistigen Kräfte wird der Zuhörer in solchen Eingängen von dem, was seinem Gesichtskreis nahe liegt, zu dem entfernter Liegenden, von dem Anschaulichen zu dem Abstrakten, von den Prämissen zur Folge hingeleitet, und seine erregte Aufmerksamkeit allmälig fixirt. So geht z. B. Reinhards Predigt: dass wir alle dazu beitragen können und sollen, die Kleinen unter uns bei Zeiten Gott zu weihen (in s. Predigten 1810 gehalten, 1. B. Sulzbach, 1811. S. 113 ff.) von der unter den Israeliten gesetzlich eingeführten Darstellung der Erstgebornen im Tempel und von der Bedeutung dieser Sitte aus. Diese Thatsache lag hier vorzüglich nahe, weil das Fest der Reinigung Mariä, an welchem die Predigt gehalten wurde, durch die bekannte gewöhnliche Festperikope an jene Darstellung im Tempel erinnern musste, obgleich ein anderer Text (Matth. 19, 13—15.) hier zum Grunde lag. Löfflers Predigt: wird die Ordnung der Welt und die Fruchtbarkeit der Erde je aufhören? (in s. neuen Predigten, 3. Sammlung, Gotha, 1813. S. 3 ff.) beginnt mit einer anschaulichen Hinweisung auf die bewundernswürdige Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung, welche in den sichtbaren Veränderungen auf der Erde und am Himmel, bei aller Mannichfaltigkeit des Einzelnen, statt findet. Röhr (in Tzschirner's Magazin für christliche Prediger, 1. B. 1. St. Hannover und Leipzig, 1823. S. 60.) tritt mit der einem geistlichen Redner eben so nahe liegenden als interessanten und das Gemüth ansprechenden Beobachtung auf: „Es ist ein eigenes Gefühl, a. Z., wenn man in einer „andachtsvollen Christenversammlung seine Lippen öffnet, um mitzutheilen, was der Geist giebt auszusprechen. Es ist ein tief ergreifender Augenblick, wenn „man nach verhalltem Liede und Orgeltone seine Stimme erhebt, um einer lehrbegierigen Menge göttliche „Gedanken kund zu thun, und den Gewinn seines frommen Forschens zu ihrer Erbauung laut werden zu

„lassen u. s. w.“ Und dies bahnt ihm dann den Uebergang zu dem wichtigen Thema: es ist ein Grosses, dass der Mensch sprechen kann. Nicht selten können auch die gegenwärtigen, jedem Zuhörer leicht bemerkbaren äusseren Verhältnisse und Umstände der Zeit ein solches Anknüpfen der Handlung veranlassen. Eine besondere Gewandheit bewährte in dieser Hinsicht der berühmte Chrysostomus, wenn er z. B. in einer Predigt vom Allmosen (im 5. B. seiner von Cramer übersetzten Vorträge S. 4.) damit anfängt, den schmerzlichen Eindruck zu berichten, den der Anblick Armer und Elender, die bei strengem Winter auf dem Markte und in den Gassen hülflos lagen, auf ihn gemacht hatte. Vergl. Rosenmüller Beitrag zur Homiletik, Leipzig, 1814. S. 111 folgg. B) Bemerkungen und Sätze, aus denen der Grund hervorleuchtet, der uns bestimmt, über einen gewissen Gegenstand zu sprechen, oder ihn gerade auf diese Art zu behandeln. Die Zweifel und Einwendungen, die sich vielleicht bei diesem oder jenem gegen die Nützlichkeit, Wichtigkeit, Nothwendigkeit der anzustellenden Betrachtung erheben könnten, werden dadurch im Voraus niedergeschlagen, oder wenigstens in gewisse Schranken zurückgewiesen; man erregt ein Interesse für die Sache. Das eben genannte Beispiel aus dem Chrysostomus gehört auch dieser Gattung an. Vergl. Harms Winterpostille, Kiel, 1812. S. 98 ff. Thema: die gegenwärtige prophetische Zeit. Hauptgedanken des Einganges: der Mensch wird zwar so vielfältig von den dringenden Bedürfnissen seines eigenen Lebens, und von der häuslichen Sorge um die Seinigen in Anspruch genommen, dass er kaum Zeit zu haben scheint, sich um das Fremde zu bekümmern. — Doch können wir dabei nicht umhin, öfters ganz unwillkührlich über den Umkreis desjenigen, was uns zunächst liegt, mit unsern Gedanken hinaus zu gehen, und lebhaften Antheil an grossen

Weltbegebenheiten und Zeitereigniſſen zu nehmen. — Dies iſt beſonders jetzt der Fall, in dieſer vielfach bewegten und ſtürmiſchen Zeit; denn wir leben in einer prophetiſchen Zeit, die Verborgenes vorhat. — Und der Religionslehrer fühlt ſich verpflichtet, die Stimmung und Spannung, welche das Eigenthümliche der Zeit erregt, in ſeinen Vorträgen zu berückſichtigen. — Tzſchirners Predigt am 2. Pfingſtfeiertage 1823. in ſ. Magazin für chriſtliche Prediger 1. B. 2. St. (Hannover und Leipzig, 1823. S. 174 ff.) Thema: wie wir die räthſelhafteſten Erſcheinungen in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche mit dem Glauben an den göttlichen Urſprung des Evangelium vereinigen können. Hauptgedanken des Einganges: die chriſtliche Kirche ſtellt uns in dem langen Zeitraume und auf dem weiten Schauplatze ihrer Geſchichte eine groſse Menge und Mannichfaltigkeit ihrer Erſcheinungen dar. — Viele derſelben ſind erfreuend und erhebend. — Andere ſind niederſchlagend, und wecken Zweifel, welche die Glaubenszuverſicht ſtören. — Um dieſen Zweifeln zu begegnen, laſst uns verſuchen, ſolche räthſelhafte Erſcheinungen mit dem Glauben an den göttlichen Urſprung des Evangelium zu vereinigen. C) Perſönliche Beziehungen auf den Redenden ſelbſt, auf beſondere Schickſale, Umſtände, Bedürfniſſe der Zuhörer, auf das Verhältniſs, in welchem der Redende zu ſeinen Zuhörern oder zu dem Gegenſtande ſeines Vortrags ſteht. Bald haben ſie zunächſt die Abſicht, die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe der Zuhörer für den Gegenſtand zu erregen und zu verdoppeln; bald, den eigenthümlichen Standpunkt einzuleiten, aus welchem die Sache jetzt, unter dieſen Umſtänden, in dieſem Kreiſe von Zuhörern betrachtet werden ſoll; bald, Vorurtheilen zu begegnen, welche die Empfänglichkeit der Gemüther hindern könnten; bald, für den Redenden zu gewinnen, damit die von ihm vertheidigte Sache um ſo leichter ein

williges Gehör finde — eine *captatio benevolentiae*, die durch ſpecielle Verhältniſſe wohl gerechtfertigt werden kann, die ſich in manchen Fällen ſo natürlich darbietet, daſs ſie erwartet wird, und ohne irgend eine Affektation, ohne irgend einen erkünſtelten Umweg, ohne irgend eine Verletzung der Wahrheit, ohne einen ſogenannten Kunſtgriff, der unter der Würde der wahren und ächten Beredſamkeit wäre, geſchehen kann. Nicht ſelten können wohl auch mehrere dieſer Gründe für die Wahl eines ſolchen Einganges zuſammenkommen. Dieſer *locus ex perſonis* wird von den alten griechiſchen und römiſchen Rhetoren vorzüglich hervorgehoben, weil dieſe politiſche Beredſamkeit ſehr häufig in einen lebhaften Kampf der Parteien verwickelt war, und über ſolche Angelegenheiten ſich verbreitete, die eine *captatio benevolentiae* nöthig machten, bei welcher die Alten freilich nicht immer in den eben bemerkten Grenzen ſtehen blieben. Beſonders pflegte man die Benutzung dieſes *locus* auf die gerichtlichen Reden zu beziehen, wo der Eingang häufig darauf angelegt war, die Richtenden im Voraus für den Beklagten, den der Redner vertheidigen wollte, günſtig zu ſtimmen, und gegen den Ankläger einzunehmen. S. Cicero *de orat. l.* 2. *c.* 77. Quinctil. *l.* 4. *c.* 1. §. 2. Ariſtot. *rhetor. l.* 3. *c.* 14. In der meiſterhaften Rede *pro Archia poeta*, deren Eingang auch mit zur Erläuterung der Rubrik B. dienen kann, beginnt der Redner mit Darlegung der Gründe, welche ihn beſtimmt hatten, den *Archias*, dem ſein Gegner Gracchus das römiſche Bürgerrecht ſtreitig machte, gegen die Einwürfe und Zweifel deſſelben zu vertheidigen. Hauptgedanken: wenn ich irgend etwas in der Beredſamkeit leiſte, ſei es noch ſo gering, ſo verdanke ich dies vor allen dem Archias, dem Manne, der von meinen früheſten Lebensjahren an den entſchiedenſten Einfluſs auf meine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen gehabt hat. — Ihm alſo bin ich auch verpflichtet mit meinem Talente, wo

es geschehen kann, öffentlich zu nützen. — Vergönnt es mir demnach, wenn ich mich bei dieser Angelegenheit, bei der Vertheidigung eines Mannes, der sein ganzes Leben der Wissenschaft gewidmet hat, im Inhalt und Ton der Rede von der gewöhnlichen Art gerichtlicher Vertheidigungen entferne, und Gegenstände berühre, welche in solchen Versammlungen sonst nicht zur Sprache kommen, den hohen Werth der Wissenschaften und Künste. — In welchem günstigen und vortheilhaften Lichte mußte der Gelehrte und Dichter Archias schon durch diesen Eingang vor einer Versammlung erscheinen, die aus Männern bestand, bei denen Eifer und Sinn für Kunst und Wissenschaft vorausgesetzt werden konnte! Indem aber der Redner dieses wissenschaftliche und ästhetische Interesse zum Vortheil des Archias benutzte, wußte er auch die Aufmerksamkeit auf seine eigenen Leistungen in der Wissenschaft und in der Beredsamkeit zu lenken, und doch dabei gleich anfangs den Ton der Bescheidenheit anzunehmen: *si quid est in me ingenii, judices, quod sentio, quam sit exiguum, aut si qua exercitatio dicendi, in qua me non infitior mediocriter esse versatum etc.* Wir sehen freilich auch hier, wie öfters, die Ciceronianische Eitelkeit durchblicken (die wir keineswegs zu dem Musterhaften seiner Beredsamkeit rechnen), da wir einmal gewohnt sind, diese Neigung in andern Stellen seiner Vorträge noch stärker hervortreten zu sehen. Indessen, der kluge Staatsmann kannte ohne Zweifel sein Publikum genau, und hatte in der ganzen Rede wohl berechnet, wie dieses Zurückfallen des Lobes, das er den Wissenschaften und Künsten, und dem Archias, ihrem Pfleger und Beförderer ertheilte, auf ihn selbst, in seinen Verhältnissen den Endzweck einer *captatio benevolentiae* erreichte, und so auch mittelbar die richtende Versammlung geneigter machte, ein für die Sache des Archias günstiges Urtheil zu fällen. Eben so klug berechnet für diese

captatio benevolentiae ist auch die verbindliche, den Richtern selbst gesagte Aeusserung (deren historische Wahrheit wir nicht beurtheilen können), die in der Bitte liegt: *ut me pro summo poeta atque eruditissimo homine dicentem, hoc concursu hominum, litteratissimorum, hac vestra humanitate, hoc denique praetore exercente judicium, patiamini de studiis humanitatis ac litterarum paulo loqui liberius.* Aehnliche persönliche Beziehungen bilden den Inhalt der Eingänge der Vertheidigungsrede des Sextus Roscius Amerinus, und der schon oben erwähnten zweiten Rede *pro lege agraria.* Einfacher zeigt sich auch hier Demosthenes, wenn er es für nöthig hält, einen Vortrag mit solchen Wendungen zu eröffnen. Z. B. in der Rede über die Freiheit der Rhodier, wo er die Athenienser auffordern wollte, dem von einer oligarchischen Partei unterdrückten Volke der Rhodier Hülfe zu leisten, und die dagegen sprechende Abneigung der Athenienser, die sich der früheren feindseligen Verhältnisse mit jenem Staate erinnerten, zu bekämpfen hatte (s. Demosthenes Staatsreden übersetzt mit Anmerkungen von Jakobs, Leipzig, 1805. S. 176.). „Ich glaube, ihr Männer Athens, dass ihr, bei Be„rathschlagungen von solcher Wichtigkeit, einem jeden, „der euch rathen will, die vollkommenste Freiheit zuge„stehen müsst. Ich habe es aber niemals für schwer ge„halten, euch in jedem Falle das Heilsamste anzuzei„gen — denn, die Wahrheit zu sagen, ihr scheint mir „alle fähig, es zu erkennen — aber wohl, euch zu be„reden, das Heilsamste zu thun. Denn, wenn eine „Massregel gut befunden und beschlossen worden, so ist „sie immer noch eben so weit von der Ausführung ent„fernt, als vor dem Beschluss.“ So sehr auch der Geist und Charakter der Kanzelberedsamkeit von dem Geiste jener griechischen und römischen Staatsberedsamkeit verschieden ist, so können doch besondere Stimmungen des Gemüths, durch die Natur der Sache oder ein

äufseres Verhältnifs herbeigeführt, den geiftlichen Redner veranlaffen, feine eigene Perfon im Eingange ausdrücklich zu erwähnen. Wie natürlich bieten fich folche Veranlaffungen in Antritts- oder Abfchiedspredigten dar, oder, wo ein Religionslehrer nach langer Abwefenheit, oder nach einer überftandenen Krankheit, zum erftenmal wieder öffentlich vor feiner Gemeinde erfcheint! Bisweilen bahnt auch der offene Ausdruck eines religiöfen Gefühls, das den Redner ergreift, und in genauer Beziehung auf fein Verhältnifs zu den Zuhörern fteht, einen fehr natürlichen, fchicklichen, die Aufmerkfamkeit und Theilnahme fpannenden und erregenden Uebergang zu dem Thema. Z. B. Muslin Predigten, 3. Theil., Bern, 1817. S. 139. eilfte Predigt über den Gedanken: der Herr ift nahe. „Als Jefus dort auf Gethfemane mit dem Tode „rang; mit dem Tode ringend nun heftiger betete — als „fein Schweifs und fein Blut auf die Erde rann — in jener „ernften grofsen Stunde that er uns eine Wahrheit kund, „die Wahrheit bleiben wird, fo lange Staub die Hülle „des unfterblichen Geiftes ift. Er ftand und fprach zu „den Schlafenden: der Geift ift willig, aber das Fleifch „ift fchwach. — Und nie habe ich diefe Wahrheit drükkender empfunden, als jetzt, da ich mich mit euch ein „Wort über die Nähe Gottes zu reden unterwinde. Aber, „warum denn gerade hierüber? Darum, weil fchon fo „vieles vergebens ift zu euch geredet worden, und nun „noch diefs an euch verfucht werden foll. Denn wenn „nichts mehr auf das ungezogene Kind zu wirken vermag, fo wirkt doch noch diefs: Dein Vater ift nahe — „oder auf den ungetreuen Knecht: Dein Herr ift nahe. „Sollte denn das auf uns gar nicht wirken: der Herr ift „nahe? u. f. w.“ Vgl. auch Harms Winterpoftille, Kiel, 1813. S. 133. ff. Sehr richtig bemerkt Mosheim in der Anweifung erbaulich zu predigen S. 237., dafs folche Eingänge der Vorficht und Behutfamkeit bedürfen, damit der Redner nicht über die Grenzen der Befcheidenheit hinausgehe, und nicht in den Verdacht der

Eitelkeit komme. Wenn der Redner auch in dieſer Hinſicht ein *vir bonus* wirklich iſt, fern von Eitelkeit und ſelbſtſüchtigem Weſen, immer gewohnt, ſeine Perſönlichkeit von der Perſönlichkeit der Zuhörer ſo wenig als möglich in der Handlung der Rede zu trennen, und vor allem die Sache in das Auge zu faſſen; ſo wird er eher zu wenig, als zu oft und viel von ſich ſelbſt reden, ſo wird ihm das eigene richtige Urtheil am beſten ſagen, wo die ausdrückliche Erwähnung ſeiner Perſon, ſeiner Verhältniſſe, ſeiner ſubjektiven Stimmungen und Gefühle mit der Natur der Sache, mit den Umſtänden, unter welchen er auftritt, mit den Erwartungen, Anſichten, Stimmungen der Zuhörer ſo natürlich zuſammenhänge, daſs dabei an keinen Schein der Eitelkeit zu denken ſey.

D) Allgemeine Begriffe und Sätze, unter welche der zu behandelnde Gegenſtand gehört, in welchen er gegründet, oder welchen das Thema der Rede verwandt und ähnlich iſt. Solche Eingänge haben hauptſächlich die Abſicht, gewiſſe Vorſtellungen zu erklären und genauer zu beſtimmen, welche vor allen Dingen erklärt und beſtimmt werden müſſen, damit ſich der Zuhörer in dem gegenwärtigen Gedankenkreiſe des Redners orientire, und den Zuſammenhang des Thema mit andern Wahrheiten richtig auffaſſe. Z. B. Reinhard Predigten im Jahre 1810 gehalten, 2 B., Sulzbach 1811., S. 330. ff. Thema: das Gefühl der Allgegenwart Gottes (in ſeiner Beſchaffenheit und Wichtigkeit). Hauptgedanken des Einganges: es giebt Gedanken, Gefühle, Grundſätze, die eine ganz vorzügliche Gewalt in uns behaupten. — Dieſe zeigen auch den entſchiedenſten Einfluſs auf das Handeln des Menſchen, und können ihm eben ſowohl eine gute, als eine böſe Richtung geben. — Eines der mächtigſten und heiligſten Gefühle, welche die menſchliche Bruſt erfüllen, iſt das Gefühl der Allgegenwart Gottes, woran wir durch unſern Text (Pſ. 139, 7 — 12.) zunächſt erinnert werden. Zollikofer Betrachtungen über das

Uebel in der Welt nebst einigen andern Predigten, Leipzig 1777. S. 214 folg. Thema: der Werth des guten Rufs. Hauptsätze des Einganges: Nicht selten werden Dinge von grosser Wichtigkeit blos deswegen nachlässig und sorglos behandelt, weil man den hohen Werth derselben nicht kennt, oder nicht genug bedenkt. — So gehen viele verschwenderisch mit ihrer Zeit um, weil sie nicht überlegen, wie viel auf dem gewissenhaften Gebrauche derselben beruhe. — Eben so machen es viele mit dem guten Rufe des Nächsten, dem sie häufig, sey es auch nur aus Unbesonnenheit und Leichtsinn, unersetzlichen Nachtheil zufügen. — Es ist daher nothwendig, uns den Werth des guten Rufs recht lebhaft vorzustellen. Reinhard Pred. 1805 gehalten, zweiter B. (Sulzbach 1806.) S. 289 ff. Thema: dass Gott die Kirchenverbesserung aus dem Verderben entwickelte, das vor ihr herging. Hauptsätze des Einganges: Es ist eine sehr schätzbare und glückliche Verfassung des Gemüths, wenn man mitten unter den Unordnungen und Verwirrungen, die nicht selten in der Menschenwelt entstehen, den Muth nicht verliert, sondern immer schon die Vorbereitung zu etwas Besserem wahrnimmt. — die Anfänge einer besseren und schöneren Zukunft liegen schon in der traurigen, stürmischen Gegenwart; dies gilt von der sittlichen Welt, wie von der sichtbaren Natur; der vernünftige und christlich-religiöse Mensch hält diese Ansicht fest. — Die grosse Begebenheit, deren Andenken wir heute feiern, die Kirchenverbesserung bestätigt die Wahrheit und Richtigkeit dieses Gedankens, den wir besonders bei den Ereignissen der gegenwärtigen Zeit wohl zu beachten haben; denn jene glückliche Veränderung folgte nicht blos auf einen vorhergegangenen traurigen Zustand, sondern sie hat sich aus derselben entwickelt. E) Das entgegengesetzte Objekt, oder eine Ansicht und Behauptung, welche das Gegentheil des in der Rede aufgestellten und vertheidigten Satzes enthält. Denn diese

Methode bietet nicht ſelten die beſte Veranlaſſung dar, Begriffe zu entwickeln und Anſichten zu berichtigen, von deren Klarheit und Beſtimmtheit das ungehinderte und lebendige Fortſchreiten der Handlung zwiſchen dem Redner und dem Zuhörer bei der Ausführung ſelbſt mehr oder weniger abhängt, oder auch, durch den Kontraſt (das *oppoſitum*) die Aufmerkſamkeit zu ſpannen, und lebendigeres Intereſſe für den Gegenſtand zu erregen. Z. B. Roſenmüller Predigten an Feſt- und Bußtagen gehalten, Leipzig 1792. S. 106 ff. Thema: die Pflicht der Demuth gegen Gott bei unſern Schickſalen und Unternehmungen. Skizze des Einganges: So einleuchtend auch die Wahrheit iſt, daſs wir und alle Weſen in der Welt durchaus von Gott abhängen, ſo denken und leben doch manche Menſchen ſo, als ob ſie gar keine Rückſicht auf Gott zu nehmen Urſache hätten. — Dieſs zeigt ihr Benehmen im Glück, welches ſie ſtolz und ſelbſtvermeſſen als ihr eigenes Werk betrachten, und im Unglück, wo ſie über das Schickſal und über andere Menſchen klagen; ihr Benehmen bei dem Gelingen ihrer Unternehmungen, deren erwünſchten Ausgang ſie einzig ihren Verdienſten zuſchreiben, wie bei dem Miſslingen, wo ſie völlig muthlos und verzagt werden, und bei den Entwürfen, welche ſie für die Zukunft faſſen. — Ein herrliches Beiſpiel der entgegengeſetzten Geſinnung der Demuth gegen Gott finden wir in dem heutigen Feſtevangelio (Lucä 1, 39—56.) Es fordert uns zu einer näheren Betrachtung und Würdigung auf. Reinhard Predigten im J. 1810 gehalten 2 B. Sulzbach 1811. S. 220. ff. Thema: Warnungen wider das Beſtreben, ſich das Leben nur genuſsreich und fröhlich zu machen (über Prediger Salomo 7, 3—5.) Hauptgedanken des Einganges: Es könnte thöricht und widerſinnig ſcheinen, mit der Behauptung aufzutreten, Trauern ſey beſſer, als Lachen. — Das menſchliche, von unſerer Vernunft ſelbſt gerechtfertigte Streben nach Glückſeligkeit ſcheint damit völlig zu ſtreiten. — Und, wenn man

bedenkt, wie häufig jener Satz von finstern Schwärmern und trübsinnigen Selbstpeinigern gemifsbraucht worden ist; so kann es nicht befremden, dafs jede Warnung wider einen frohen Genufs des Lebens leicht verdächtig wird. — Doch glaube ich mit Recht zu fordern, dafs man jene Behauptung wenigstens nicht sogleich ohne nähere Prüfung zurückweise. — Denn hoher Ernst war auch die herrschende Gemüthsstimmung Jesu, wie wir aus seiner Lebensgeschichte wissen, und er verweilte öfterer im Hause der Trauer, als im Hause der Freude. — Dies verpflichtet uns, gewissenhaft zu erwägen, ob man sich das Leben, wie viele meinen, wirklich nur genufsreich und fröhlich zu machen suchen dürfe? — Dahin gehören auch diejenigen Eingänge, die sich damit beschäftigen, irgend einen der Sache des Redners entgegenstrebenden Zweifel oder Einwurf zu entkräften, der vor allen Dingen beseitigt werden mufs, oder ein Mifsverständnifs aufzuklären, das dem Zuhörer leicht den rechten Standpunkt verschieben, oder die Ueberzeugung hindern könnte. Marezoll Predigten zur Erinnerung an die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation und zur Belebung des evangelischen Geistes und Sinnes, Jena 1822. S. 200. ff. Thema: dafs der Unglaube nichts von alle dem leistet, was er verspricht (über Hebräer 3, 12. 13.) Skizze des Einganges: Der Unglaube hat das Aehnliche mit der Sünde, dafs er viel verspricht und wenig leistet. — Er unterscheidet sich aber von der Sünde dadurch, dafs er nicht die blendenden Reize hat, welche dieser zu Gebote stehen; daher kann er auch nicht so allgemein und herrschend werden, als man öfters behauptet; er ist etwas Widernatürliches, und entsteht nur unter besondern Bedingungen und Umständen. — Nur derjenige darf ein Ungläubiger genannt werden, der die wichtigen Wahrheiten der Religion vom Daseyn Gottes, von der Vorsehung, von der Ewigkeit und künftigen Vergeltung verwirft, nicht derjenige, der über Nebendinge anderer Meinung ist, oder seinen Glauben aus andern

Quellen ſchöpft, als wir. — Da jedoch der Unglaube allerdings noch ſeine Anhänger hat, und manche durch einen falſchen Schein betrügt; ſo iſt es nöthig, genauer zu erforſchen, was er von ſich rühme, und wie er ſeine Zuſagen erfülle. Harms Winterpoſtille S. 25 ff. Thema: die Lehre vom guten Wandel der Chriſten. Hauptgedanken des Einganges: Wenn ich den guten Wandel empfehlen will, ſo bin ich weit entfernt zu läugnen, daſs auch ein gewiſſes Schweigen, Ruhen und Leiden zu den Chriſtenpflichten gehöre. — Es giebt wohl auch einen thätig ſcheinenden Müſſiggang, der vieles anfängt, und nichts vollendet. — Es hat einen hohen Werth, in gewiſſen Stunden ganz mit ſich allein beſchäftigt zu ſeyn, und mit ernſter frommer Betrachtung. — Das innere Chriſtenleben ſteht über dem äuſseren, und verhält ſich zu dieſem, wie die Seele zum Leibe. — Aber, ſo wenig wir den Leib verachten, weil die Seele beſſer iſt, ſo wenig darf das äuſsere Chriſtenleben vernachläſſigt werden, denn dieſes Aeuſsere iſt des Innern Werk. — Wenn die Vergangenheit allerdings mehr Heuchler, die zunächst um den gefälligen Schein des äuſseren Lebens beſorgt waren, aufzuweiſen hatte, als die gegenwärtige Zeit; ſo verrieth ſich doch ſelbſt in dieſem Streben eine gewiſſe Scheu vor der Tugend, während die Sünde jetzt weit offener und frecher hervortritt. — Es iſt alſo wohl nöthig, vom Chriſtenleben zu reden, das ſich in guten Thaten empfehle.

In geiſtlichen Reden wird dem Eingange nicht ſelten der natürlichſte und zweckmäſsigſte Stoff durch den bibliſchen Text dargeboten, beſonders, wo das Vorleſen des Textes auf der Kanzel dem Eingange unmittelbar vorangeht, ſo daſs der letztere zugleich den Uebergang vom Text zum Thema bildet. Nur kommt dabei der wichtige Umſtand immer in Betrachtung, ob ſich auch mit der Entwickelung des Thema aus dem Texte dasjenige leicht und natürlich verknüpfen laſſe, was von der Ausführung dieſes Thema, als Erklärung

und genauere Bestimmung eines Begriffs, als Berichtigung irgend einer Ansicht, als Beseitigung eines Zweifels u. s. w., nothwendig vorausgesetzt wird. Denn, wo dieſs nicht der Fall ist, da hat vielmehr der Eingang sowohl als der *transitus* sein eigenthümliches Geschäft, obgleich das eine mit dem andern zusammenhängen kann und soll, und beide auf einen und denselben Endzweck hinarbeiten. Daher sollte auch die äusere liturgische Verfassung dem Prediger in dieſer Hinsicht nirgends eine Fessel anlegen, sondern es überall seinem eigenen Urtheil überlassen, selbst zu entscheiden, ob es zweckmäſsiger sey, dass der Text vor dem Eingange verlesen werde, und dann das *exordium* und der *transitus* einen Bestandtheil ausmachen, oder, dass der Eingang dem Verlesen des Textes vorangehe, und dann erst die Entwickelung des Thema aus dem Texte besonders geschehe? Wenn viele Prediger die Gewohnheit lieben, irgend eine andere von dem biblischen Text verschiedene Stelle der heiligen Schrift für die Gedankenreihe, die sie im Eingange behandeln, zum anknüpfenden Punkte oder zum Leitfaden zu wählen; so lasst sich dieſs überall rechtfertigen, wo die gewählte Stelle wirklich dazu geeignet ist, dass die Beschäftigung mit dem Inhalte derselben irgend einen der oben genannten Endzwecke erreichen kann, welche die allgemeine Bestimmung der Eingänge in sich fasst. Nur verliere der Prediger nie über dem Auslegen und Erklären dieſer Stelle die Hinleitung auf das vorzubereitende Thema aus dem Auge. *)

*) So beschäftigte sich z. B. ein älterer schätzbarer Kanzelredner, der verewigte Moschе in seiner Sammlung einiger Predigten über die Herrlichkeit Gottes in der Natur, Frankfurt und Leipzig 1774. S. 244. ff. in dem Eingange zu einer Predigt von dem Vermögen zu reden, als einer Gabe Gottes, mit ausführlicher Entwickelung des apostolischen Ausspruches Jakobi 1, 17. alle gute Gabe u. s. w. und kam erst ganz zuletzt auf den im Vorhergehenden noch gar nicht angedeu-

An christlichen Festtagen leitet die Thatsache selbst, zu deren Andenken das Fest bestimmt ist, am leichtesten und natürlichsten auf dasjenige, was der Ausführung des Thema vorangeht, so wie in Kasualpredigten die Darstellung des besondern Ereignisses, worauf sich die Predigt bezieht, und der Ausdruck der Gefühle, welche sich unmittelbar daran knüpfen. S. die Theorie der rednerischen Erfindung S. 177. ff. und S. 185. ff. Dass die freie Form der eigentlichen Homilie eines besondern Einganges, zwar nicht unbedingt und immer, aber doch öfters ermangeln könne, ist schon oben angedeutet worden. Hier kann der Zuhörer oft schon dadurch gehörig orientirt werden, dass man, nach vorgelesenem Texte, dem ein Anfangsgebet oder ein kurzes biblisches Vorwort vorangegangen ist, in einigen wenigen Sätzen auf das Eigenthümlich-Interessante, auf das Fruchtbare und Wichtige dieses biblischen Abschnittes hinweist, und seine Absicht ankündigt, die vorgelesene Stelle zu erläutern und praktisch anwendbar zu machen (vielleicht in besonderer Beziehung auf diese oder jene leitende Idee). An manchen Orten erwartet jedoch der Zuhörer, der einmal herrschenden und eingeführten Sitte gemäss, zwischen dem Anfangsgebete und dem Vorlesen des Textes eine besondere, wenn auch nur kurze Einleitung; und es lassen sich mehrere Gründe denken, welche den Prediger auch da, wo er nicht gerade an jene Sitte gebunden ist, dazu veranlassen können. Denn, wenn auch der leitende Hauptgedanke, der dem geistlichen Redner in der freien Homilie vorschwebt, die Ausführung des Einzelnen nicht in dem Grade bindet, wie das Thema in einer Predigt der strengeren systematischen Form; so kann er doch gewisse Bemerkungen und Erörterungen nöthig machen, welche der Homilie selbst am schicklich-

---

deten speciellen Gedanken: zu den guten, herrlichen Gaben Gottes gehört auch das Vermögen zu sprechen; wir wollen uns jetzt davon näher überzeugen.

ften vorangehen, als Hauptgedanken eines Einganges. Ich hielt z. B. eine Homilie über den Abſchnitt Evang. Ioh. 4, 5 — 24. (Text zum 6. Trinitatisſonntage in dem erſten Jahrgange des Weimariſchen chriſtlichen Evangelienbuchs) und wählte zum leitenden Hauptgedanken die erlöſende Kraft des Chriſtenthums und ihre fortſchreitende Wirkſamkeit in menſchlichen Gemüthern, dargeſtellt an dem Beiſpiele der Samaritanerin, und der Art und Weiſe, wie ſie bei dieſer Unterredung allmälig zum Glauben an Jeſum Chriſtum hingeführt wurde, nach der Ordnung des Textes. In einer kurzen Einleitung ſprach ich über den Begriff der Erlöſung, der erlöſenden Kraft des Chriſtenthums überhaupt, ſuchte die Zuhörer aufmerkſam darauf zu machen, wie bedeutungsvoll und treffend dieſe Bezeichnung der Wirkſamkeit des Evangeliums ſey, da es uns allerdings von alle demjenigen frei macht, wodurch unſer höheres geiſtiges Leben gebunden und gehemmt wird, knüpfte dann die Frage, woher es doch komme, daſs viele Bekenner Jeſu dieſe erlöſende Kraft nicht gehörig erkennen und würdigen, gab darauf die Antwort, es liege an manchen tief eingewurzelten Vorurtheilen, an einem entſchiedenen Widerwillen gegen alles, was Selbſtverläugnung heiſse, an falſchen Vorſtellungen von der Art und Weiſe, wie das Chriſtenthum wirken könne und ſolle (ohne eigene Thätigkeit des Menſchen) — es ſey alſo nöthig, dieſe erlöſende Kraft recht kennen zu lernen. So glaubte ich den Endzweck zu erreichen, daſs der Gegenſtand, um den ſich die Homilie, als ihren Mittelpunkt, bewegen ſollte, gleich anfangs in einem beſtimmten und klaren Begriffe dargeſtellt, und als ein vorzüglich wichtiger, beachtungswerther Gegenſtand bezeichnet würde. In Homilieen der ſtrengeren Form, wo die einzelnen Theile des Textes noch genauer unter eine ganz beſtimmte Propoſition ſubſumirt werden, tritt dieſer Fall noch öfterer ein. Es kann aber auch bisweilen ſehr zweckmäſsig ſeyn, der Homilie ſelbſt gewiſſe allge-

meine Betrachtungen über den Werth, den Inhalt, die Wichtigkeit dieſes Textes, oder manche den Text betreffende Erörterungen vorangehen zu laſſen, wodurch die Aufmerkſamkeit auf dieſen bibliſchen Abſchnitt mehr fixirt, oder die weitere Erklärung und praktiſche Anwendung deſſelben vorbereitet wird, z. B. bei einem hiſtoriſchen Abſchnitte, wenn der Zuſammenhang dieſer Erzählung mit andern vorhergegangenen dargeſtellt, oder die Verhältniſſe und Umſtände, in welchen die Perſon lebte, deren Charakter geſchildert werden ſoll, anſchaulich gemacht werden; bei einem paraboliſchen, wenn man die Veranlaſſung deutlich macht, welche Jeſum beſtimmte, dieſe Gleichnifsrede vorzutragen. Vorzüglich nothwendig erſcheint ein beſonderes *exordium* in Homilieen, welche Feſtpredigten oder Kaſualpredigten ſind, da hier nichts natürlicher erwartet wird, als, daſs der Prediger von dem Geiſte und Zwecke dieſes chriſtlichen Feſtes und von der beſondern Thatſache, welche die Kaſualpredigt veranlaſst, ausgehe.

Der Eingang iſt einer von denjenigen Beſtandtheilen der Predigt, bei denen gewiſſe homiletiſche Miſsgriffe am leichteſten und öfterſten geſchehen, und es kann daher nicht überflüſſig ſeyn, in einer Theorie der geiſtlichen Redekunſt auf dieſe noch beſonders aufmerkſam zu machen. Aus einer richtigen Anſicht von der Beſtimmung des Einganges ergiebt ſich von ſelbſt, daſs jedes *exordium* in Hinſicht der Gedanken, welche ſeinen Inhalt ausmachen, in einem richtigen Verhältniſſe zu der eigentlichen Ausführung des Hauptgedankens ſtehen, daſs es wirklich durch den Inhalt einleitend ſeyn müſſe, vorbereitend, die Aufmerkſamkeit ſpannend und erregend. Dieſes richtige Verhältniſs iſt zuvörderſt da aufgehoben, wo man die Propoſition durch eine ſolche Gedankenreihe herbeizuführen ſucht, deren Verbindung mit dem Gegenſtande der Predigt etwas Dunkles, Erzwungenes und Gekünſteltes hat, — *exordium*, wie es die römiſchen

Rhetoren nannten, *a cauſa ſeparatum.* Die erwünſchte Geneigtheit und Bereitwilligkeit der Zuhörer; mit dem Redner in einen beſtimmten Kreis der Gedanken einzutreten, läſst ſich ſchwerlich erwarten, wenn ſchon der einleitende, die Handlung anknüpfende Theil etwas Abſtoſsendes für das Erkenntniſsvermögen hat, und gerechte Zweifel erregen kann, ob auch der Redner ſelbſt zu einer rechten klaren und beſtimmten Einſicht in die Natur ſeines Gegenſtandes, und ſein Verhältniſs zu andern Wahrheiten gekommen ſey. Und die Aufmerkſamkeit wird entweder mehr zerſtreuet, als geſammelt, mehr von der Hauptſache abgezogen, als darauf hingeleitet, oder doch wenigſtens nicht ſo beſtimmt, wie es in einem andern *exordio* geſchehen könnte, auf das eigentliche Ziel der Handlung fixirt; das Thema erſcheint am Ende einer ſolchen, vielleicht noch überdieſs langen und gedehnten Einleitung, doch unvorbereitet, ohne daſs der Zuhörer ganz in derjenigen Stimmung iſt, in welcher er eigentlich ſeyn muſste, um jetzt ein tieferes Eingehen gerade in dieſen Gedanken vor allen andern zu erwarten und zu wünſchen. Wollte z. B. der Eingang einer Predigt über die chriſtliche Pflicht der Verſöhnlichkeit von dem Streben des Menſchen nach Ehre und dem Ehrgefühl ausgehen, ſich über das Lobenswerthe dieſes Strebens, aber auch die Verirrungen, denen wir dabei ausgeſetzt ſind, verbreiten, dann den ſpecielleren Gedanken anknüpfen, auch dieſs gehöre zu jenen Verirrungen, wenn der Menſch denjenigen, der ſein Ehrgefühl auf irgend eine Weiſe verletzt hatte, mit unverſöhnlichem Haſs und Rachbegierde verfolge, und am Ende plötzlich die Wendung nehmen: die entgegengeſetzte Geſinnung, die chriſtliche Verſöhnlichkeit, ſey der Gegenſtand unſeres heutigen Nachdenkens; würde der Zuhörer nicht, während einer ſolchen Einleitung, weit eher einen Vortrag über die rechte chriſtliche Mäſsigung und Richtung des Ehrtriebes erwarten, und dahin ſeine Aufmerkſamkeit richten? Weit zweckmäſsiger und natürlicher vorbereitend wäre

hier folgende Gedankenreihe: Das Gebot der christlichen Menschenliebe ist in unzähligen Fällen für jeden Menschen, der sein natürliches gutes Gefühl nicht ganz unterdrückt hat, leicht zu erfüllen; leicht gegen solche, die uns auf keine Weise gekränkt haben, und nie in ein unangenehmes Verhältniss mit uns gekommen sind, leicht gegen liebende Verwandte, Freunde, Wohlthäter u. s. w. — Aber es giebt auch Fälle, wo die Erfüllung desselben dem menschlichen Herzen schwerer wird; denn das Christenthum gebeut eine allgemeine Menschenliebe, aus deren Wirkungskreise auch diejenigen nicht ausgeschlossen werden sollen, von denen wir uns beleidigt und gekränkt fühlen — wohlwollende Gesinnung auch gegen Feinde. — Wie häufig finden wir aber um und neben uns unversöhnliche, rachsüchtige Menschen! Wie viele giebt es nicht, welche das christliche Gebot der Versöhnlichkeit für eine zu strenge Forderung, und seine Erfüllung beinahe für unmöglich halten! — Lasst uns also heute bei diesem wichtigen Gegenstande nachdenkend verweilen. Auf diesem Wege tritt der Gedanke an die allgemeine, alles umfassende Menschenliebe, dem der Begriff der christlichen Versöhnlichkeit sehr nahe liegt, zuerst hervor, und durch die Bemerkung, es gebe unzählige Fälle, wo jenes Gebot leicht zu erfüllen sey, wird der Zuhörer schon zu der Erwartung gestimmt, dann auch von den Fällen zu hören, wo jene Erfüllung gröfsere Schwürigkeiten habe. Wir erreichen dabei zugleich den wichtigen Zweck, eine Betrachtung über die christliche Versöhnlichkeit schon durch den Eingang dem Interesse der Zuhörer nahe zu legen. Der homiletische Misgriff, von welchem hier die Rede ist, entspringt aus einer doppelten Quelle; bald (und am häufigsten) daraus, dass es der Redner noch nicht dahin gebracht hat, seinen eigenen Gedankengang gehörig zu beherrschen, und, was mit der Hauptsache zunächst in Verbindung steht, von dem Entfernteren zu scheiden, bald aus dem absichtlichen Bestreben, mit

erkünstelten Gedankenverbindungen Aufsehen zu erregen, und zu glänzen. Es ist aber in der That ein sehr eitler und nichtiger Glanz und Schimmer, den man dadurch um sich verbreiten will, dafs man Gegenstände mit einander verbindet, bei denen der unbefangen Denkende nicht umhin kann, mit Befremden zu fragen, wie man wohl von dem einen zu dem andern komme? Das richtige Verhältnifs, in welchem der Eingang in Ansehung des Inhalts zur Ausführung stehen mufs, ist ferner da aufgehoben, wo der Eingang eine Gedankenreihe behandelt, die in keiner eigenthümlichen Beziehung zu dem gewählten Thema steht — *exordium commune*. Denn, wenn es auch hier keine erzwungene und gekünstelte Verbindung der Vorstellungen ist, welche den Zuhörer befremdet, so kann doch die Aufmerksamkeit unmöglich so gespannt, und auf einen bestimmten Punkt hingerichtet werden, wie es der Zweck der Einleitung verlangt, wo man den Zuhörer durch eine Reihe von Sätzen hindurch führt, an deren Endpunkte der Uebergang zu irgend einem andern, vielleicht ähnlichen und verwandten Gegenstande eben so natürlich erwartet werden könnte, wie zu diesem vom Redner gewählten Thema. Nichts verleitet zu diesem Mifsgriff häufiger und leichter, als die Gewohnheit, sich ein für allemal gewisse Lieblingsmaterien, *locos communes* für die Eingänge zu bilden. Es ist endlich eben so fehlerhaft, wenn der Inhalt des Einganges Betrachtungen vorausnimmt, die nothwendig und wesentlich zur Ausführung selbst gehören. Dafs ein *exordium* dieser Art aus derjenigen Sphäre, die ihm, zu folge seiner einleitenden und vorbereitenden Bestimmung, angewiesen ist, heraustrete, und in ein fremdes (wenn auch derselben Handlung im Ganzen angehöriges) Gebiet gleichsam eingreife, kündigt sich immer durch eine doppelte, dann unvermeidliche Folge an, und die eine ist eben so nachtheilig, wie die andere. Denn, wie-

derholt der Redner dieſelben im *exordio* präoccupirten Gedanken (wenn auch mit andern Worten) da, wo ſie als weſentlicher Beſtandtheil der Ausführung ſelbſt auftreten müſſen, ſo giebt es dem aufmerkſamen und nachdenkenden Zuhörer einen Anſtoſs, und es erfolgt ein Stilleſtand der Handlung, welche nach ihrem beſtimmten Ziele unaufhaltſam fortſchreiten ſollte; werden ſie dagegen in der Ausführung ſelbſt übergangen, um die Wiederholung zu meiden, ſo entſteht eine weſentliche Lücke in dem Materiellen des Vortrags; und es kann für den Endzweck der Rede in der That nicht gleichgültig ſeyn, wo eine Betrachtung auftrete, die weſentlich zum Ganzen gehört, da die Erfahrung zeigt, wie ſehr die erläuternde oder beweiſende Kraft, die ein Gedanke haben kann und ſoll, davon abhänge, daſs das Erläuternde oder Beweiſende gerade an dieſem rechten Orte, und in dieſer Verbindung mit andern Sätzen ſtehe. Es läſst ſich übrigens nicht immer vermeiden, ſchon im *exordio* dieſen und jenen Gedanken zu berühren, der dann in der Ausführung ſelbſt wieder auftritt, um dort in helleres Licht geſtellt zu werden; der ausgeſprochene Tadel trifft nur die (mehr oder minder vollſtändige) Ausführung eines Gedankens im Eingange, der vielmehr erſt in den Hauptpartieen der Rede ſelbſt ſeine weitere Entwickelung finden ſollte. Zum erläuternden Beiſpiel diene das oben genannte Thema von der chriſtlichen Pflicht der Verſöhnlichkeit. Geſetzt, man wollte im *exordio* von dem Satze ausgehen: es iſt heilige Pflicht der Chriſten, in jeder Hinſicht dem Beiſpiele Jeſu nachzufolgen, wollte ſich dann über die Gründe dieſer Pflicht verbreiten, und über den Umfang jener Nachahmung Jeſu, und daran zuletzt den Uebergang knüpfen: Da nun Chriſtus ſelbſt gegen die Feinde Menſchenliebe bewies, ſo gehört die Verſöhnlichkeit auch zu den allgemeinen Pflichten aller Bekenner Jeſu u. ſ. w.; ſo wäre hier ein doppelter homiletiſcher Miſsgriff nicht zu verkennen, theils ein *exordium commune*

— denn von der Pflicht des Christen, dem Beispiel Jesu nachzufolgen, konnte man eben so gut zu einer Betrachtung über die Dankbarkeit gegen Gott, oder über die edle christliche Bereitwilligkeit, den Nothleidenden zu helfen u. dgl. übergehen, — theils ein präoccupirender Eingang, denn in der Ausführung selbst müsste nothwendig da, wo bewiesen werden soll, dass Versöhnlichkeit Pflicht für den Christen sey, das Beispiel Jesu und dessen Nachahmung zur Sprache kommen.

Die Natur und Bestimmung des Einganges verlangt aber auch, dass er in Hinsicht des Umfanges in einem richtigen Verhältnisse zu den übrigen Theilen der Rede stehe. Dieser Grundsatz scheint zwar in seiner Bedeutung und Anwendung sehr relativ zu seyn; da die Länge, welche ein Eingang haben kann, theils auf dem Umfange der Ausführung selbst, theils auf der Beschaffenheit derjenigen einleitenden und vorbereitenden Gedanken und Sätze beruht, welche in diesem und jenem *exordio* nothwendig ausgesprochen werden müssen. Im Allgemeinen aber steht doch gewiss als gültige Regel fest, dass jeder Eingang über die rechten Grenzen der Länge hinaus geht, der mehr umfasst, als eine zweckmäfsige Einleitung dieses Gegenstandes nothwendig verlangt, und, mit der Ausführung selbst zusammengehalten, wie ein beträchtlicher Haupttheil des Ganzen erscheint. Die Folge einer langen und ausführlichen Einleitung ist gewöhnlich — eine zu lange Rede. (S. die Theorie der rednerischen Erfindung S. 237 ff.) Hat man sich schon über diejenigen Gedanken, welche das Thema nur vorbereiten, und die Handlung anknüpfen sollen, mit besonderer Ausführlichkeit verbreitet; so ist es sehr natürlich, wenn der Redner in diesem einmal angestimmten Tone bleibt, und diejenigen Punkte, die als wesentliche Theile der Ausführung hervorgehoben werden müssen, wo nicht noch ausführlicher, doch wenigstens mit derselben Vollständigkeit und Fülle erörtert. Wie leicht überschreitet dann der ganze Vortrag die Schranken, in

denen sich sein Umfang halten sollte! Gewöhnlich hat auch der Zuhörer selbst die richtige Ansicht, ein Eingang solle nur den Weg zur Hauptsache bahnen. Er eilt daher mit seinen Gedanken vorwärts, und seine Aufmerksamkeit ist auf den Gegenstand, den der Redner einleiten will, gespannt. Ein langes *exordium* widerstrebt dieser Erwartung und Neigung, indem es eine ausführliche lehrende Betrachtung anstellt, und das Ansehen einer eigenen für sich bestehenden Rede hat; die Aufmerksamkeit des Zuhörers wird dadurch abgespannt, anstatt gesteigert zu werden — eine gedehnte Einleitung läfst einen Vortrag von grofsem Umfange erwarten — man ist nicht so willig und bereit, wie es der Redner wünschen mufs, seinem weiteren Gedankengange zu folgen. Und gesetzt, es gelinge dem Redner, das Nachdenken der Zuhörer auf dasjenige zu fixiren, was der lange Eingang ausführlich untersucht — kann der eigentliche Zweck der Rede wirklich gefördert werden, wenn sich die geistige Thätigkeit des Zuhörers an eine Betrachtung, welche den Hauptgegenstand nur vorbereiten sollte, ganz und völlig hingiebt? Gleicht nicht der Redner in diesem Falle dem Maler, der diejenigen Punkte, die weniger, als andere Gegenstände, in die Augen fallen und mehr in den Hintergrund treten sollten, in ein helles Licht stellt, und mit zu starken glänzenden Farben aufträgt? Die kürzesten *exordia* (vorausgesetzt, dafs sie nichts von dem übergehen, wodurch die Handlung eingeleitet werden mufs) sind und bleiben auch in der Regel die gelungensten. Dieser Grundsatz ist freilich nicht in dem Sinne mancher älteren Homileten, die sogar ein dreifaches *exordium* in geistlichen Reden für nöthig hielten, 1) das *exordium generale*, die Einleitung, welche auf das Anfangsgebet folgt, und dem Vorlesen des Textes vorangeht, 2) das *speciale*, den Uebergang vom Texte zum Thema (der allerdings, wo er nicht mit dem eigentlichen *exordio* verbunden werden kann, einen eigenen kleinen Abschnitt

ausmacht; aber nur wenig Sätze umfaſſen, und nicht eine neue Einleitung werden darf, 3) das *ſpecialiſſimum*, eine beſondere Einleitung, nach Ankündigung des Thema, vor der Ausführung der einzelnen Theile ſelbſt — in den meiſten Fällen ganz unnöthig, da die Erörterungen, welche ein ſolches *exordium ſpecialiſſimum* bilden können, gröſtentheils entweder der Einleitung angehören, welche dem Thema vorangeht, oder in den Haupttheilen der Ausführung ſelbſt ihren Ort finden *).

Die eben gerügten Fehler des Einganges werden ohnſtreitig am glücklichſten dann vermieden, wenn man die Ausarbeitung deſſelben nicht eher beginnt, als bis man ſich eine vollſtändige Skizze der Ausführung ſelbſt entworfen hat. Je beſtimmter und klärer die Ausführung des Thema in ihren weſentlichen Umriſſen und Grundzügen dem Redner vorſchwebt; deſto leichter wird er auch darüber mit ſich einig werden, in welchem Zuſammenhange das Thema mit andern Wahrheiten und Sätzen ſtehe, was dabei nothwendig als Erklärung und Erörterung, als Berichtigung, als Widerlegung vorausgeſetzt werde, was dagegen der Ausführung ſelbſt weſentlich angehöre, und im *exordio* nicht an ſeinem rechten Platze erſcheinen würde, und, in welcher Ordnung und Aufeinanderfolge die Hauptgedanken des Einganges zu behandeln ſind, um den Hauptgegenſtand der ganzen Rede auf dem leichteſten und natürlichſten Wege dem Geſichtskreiſe der Zuhörer näher zu bringen. Dann geſchieht, was Cicero *de orat. l.* 2. *c.* 77. als eine weſentliche Eigenſchaft eines guten *exordii* beſonders hervorhebt: *connexum autem ita ſit principium conſequenti orationi, ut non tanquam citharoedi prooemium adfictum aliquod, ſed co-*

*) Schon Hallbauer erklärte ſich gegen die Nothwendigkeit mehrerer Eingänge in ſeinem nöthigen Unterricht zur Klugheit erbaulich zu predigen, Jena, 1737. S. 468 ff.

haerens cum omni corpore membrum esse videatur *). Dieſe innige und genaue Verbindung mit den folgenden Theilen der Rede wird durch die letzten Sätze des Einganges vermittelt, in denen man ſich zum Thema ſelbſt wendet, und das Ziel der Rede bemerklich macht. Gewöhnlich pflegt die Propoſition ſelbſt am Ende des Einganges beſtimmt bezeichnet zu werden, und der Zuhörer erwartet dies wohl in der Regel. Es kann allerdings Ausnahmen, und wohl zu rechtfertigende Ausnahmen von dieſer Regel geben, wo der Prediger zwar ſeine Zuhörer am Ende des *exordii* ganz nahe an den Hauptgegenſtand hinführt, aber ihn ſelbſt erſt durch den bibliſchen Text, der nach dem Eingange vorgeleſen wird, und durch den Uebergang vom Texte zum Thema ganz beſtimmt und klar hervortreten läſst. Und dieſe Methode kann ſelbſt den Vortheil gewähren, daſs die Gemeinde in einer gewiſſen geiſtigen Spannung erhalten wird, welche die Aufmerkſamkeit auf die dann folgende Betrachtung des Hauptgegenſtandes ſteigert. Vergl. z. B. Dräſeke Predigten für denkende Verehrer Jeſu, 4. Sammlung, Lüneburg, 1810. S. 30 ff. Die Predigt, über das Evangelium am Sonntage Rogate Joh. 16, 23—33.) (in einer kriegeriſchen Zeit, im Jahre 1809.) gehalten, behandelt den Hauptſatz: betet, damit euere Freude vollkommen ſey. Hauptſätze des trefflichen Einganges: wenn irgend jemand jetzt ein Mittel der Erheiterung anzugeben vermöchte, deſſen Anwendung jedem zu Gebote ſtehe, und ihm vollkommene Freude gewähren könnte, er würde gewiſs mit dieſem Verſprechen alle überraſchen, und alle würden ihn, wenn er es wirk-

*) Daher hatte ſich aber auch Cicero, wie er ſelbſt *de orat. l.* 2. *c.* 77. bemerkt, den Grundſatz angeeignet: *omnibus rebus conſideratis, tum denique id, quod primum eſt dicendum, poſtremum ſoleo cogitare, quo utar exordio. Nam ſi, quando id primum invenire volui, nullum mihi occurrit, niſi aut exile, aut vagatorium, aut vulgare atque commune.*

lich leiſtete, ſegnen — die gegenwärtige Stunde der Andacht wird ein ſolches, nicht neues, ſondern bekanntes Mittel nennen — es wird uns im Evangelio verkündigt, von Jeſu vermögen wir am ſicherſten zu lernen, wie unſere Freude vollkommen werde. Nach dem Verleſen des Textes folgt dann der kurze, aber hinreichende Uebergang: „es iſt nur ein Hauptgedanke, an welchem „das Vorgeleſene ſich abwickelt. Der iſt es: bittet, „ſo werdet ihr nehmen, daſs euere Freude vollkommen „ſey. Vom Beten redet alſo der Heiland. Beten iſt „ihm der Quell, woraus vollkommene Freude fließt.“ Wie äuſserſt zweckmäſsig iſt dieſe Einleitung der Predigt von dem Verfaſſer mit bündiger Kürze angelegt! Er erwähnt das Gebet, von dem er eigentlich reden wollte, am Ende des Einganges noch nicht, weiſs aber doch die Zuhörer nahe genug zur Propoſition hinzuführen, und ihre ganze Aufmerkſamkeit auf den zu verleſenden bibliſchen Abſchnitt zu ſpannen, der das Thema mit hinreichender Klarheit ausſpricht. Wenn man jedoch gewöhnlich in den letzten Sätzen des Einganges die Propoſition noch vollſtändiger und beſtimmter ausſpricht, ſo hat dies ebenfalls ſeinen guten Grund, entweder darin, daſs der Eingang (wie dies häufig geſchieht) zugleich den Uebergang von dem ſchon vorher verleſenen bibliſchen Texte zum Thema enthält, oder auch darin, daſs die Betrachtungen des *exordii*, welche, als erläuternd, berichtigend, widerlegend u. ſ. w., von der Ausführung des Thema vorausgeſetzt werden, durch den Zuſammenhang der Gedanken nothwendig auf jene beſtimmte Angabe des Thema am Schluſſe des Einganges hinführen. Auf eine leichte und ungezwungene Art in den letzten Sätzen des *exordii* zu dieſer Ankündigung des eigentlichen Zweckes der ganzen Rede überzugehen, kann keine Schwürigkeit haben, ſo bald man nur überhaupt das Verhältniſs, in welchem die einleitenden Gedanken zu dem Hauptgedanken der Predigt ſtehen, klar und richtig aufgefaſst hat, und ſich das vorge-

ſteckte Ziel feſt und unverrückt im Auge behaltend, nicht ſchon in der Einleitung in irgend eine Digreſſion verliert, welche zu Umwegen nöthigt. Dann erſcheint das *exordium* als etwas mit dem übrigen Beſtandtheilen der Rede feſt und wohl Verbundenes; die Handlung ſchreitet lebendig und im Zuſammenhange fort, und, nachdem ſie mit einem leichteren und freieren Spiele der geiſtigen Kräfte begonnen hatte, erfolgt nun bei der Ausführung ſelbſt eine noch feſtere Richtung der Aufmerkſamkeit, und eine beſtimmtere Thätigkeit.

Es verräth übrigens eine gewiſſe Armuth an Vorſtellungen, oder wenigſtens einen Mangel an Gewandheit in der Bildung der Gedanken, und in den Formen des Ausdrucks, wenn am Ende des Einganges dieſelbe Art und Weiſe der Bezeichnung des gewählten Hauptgedankens faſt immer, ohne Abwechslung, wiederkehrt (z. B. unſer heutiger Text wird uns Veranlaſſung geben u. ſ. w. oder: es iſt nöthig, unſere Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand zu richten u. ſ. w.), und, wenn gewiſſe *loci communes*, gleichſam ſtehende Schemen, immer am Anfange des Einganges zum erſten Anknüpfen der Handlung gebraucht werden (z. B. es iſt eine ſehr bekannte Erfahrung, daſs u. ſ. w. oder: es iſt ein ſehr gewöhnlicher Fehler vieler Menſchen u. ſ. w. oder: unter die wichtigſten Belehrungen des Chriſtenthums gehört ohne Zweifel auch dieſe u. ſ. w.) Wie überhaupt nicht jede Form und Methode überall hinpaſst, möge ſie auch, für ſich betrachtet und am rechten Orte, noch ſo gut und zweckmäſsig ſeyn; ſo verliert auch insbeſondere die Rede durch jeden, aus der Gewöhnung an gewiſſe einmal gebrauchte Wendungen entſtehenden Mechanismus, durch jede ſich immer wiederholende Einförmigkeit, etwas von dem Charakter der Freiheit und Lebendigkeit, den dieſe Handlung behaupten ſoll. Und gerade im *exordio* iſt jeder Anſtoſs mit verdoppelter Sorgſamkeit zu meiden. Denn, ſo lange die geiſtige Thätigkeit der Zuhörer von der Sache

ſelbſt noch nicht in dem Grade beſchäftigt wird, wie es bei der eigentlichen Ausführung der Fall iſt; pflegt auch das Formelle der Rede, von vielen wenigſtens, noch genauer beobachtet und noch ſtrenger gerichtet zu werden, als im Fortgange der Handlung; und, was im Eingange ſchon mifsfällt, bereitet der Ausführung ſelbſt eine minder günſtige Aufnahme. Sehr richtig ſagt Quinctilian *de inſtitutione oratoria l.* 4. *c.* 1. *p.* 230. *ed. Wolfii*: *Illud ex praeceptis veteribus manet, ne quod inſolens verbum, ne audacius translatum, ne aut ab obſoleta vetuſtate, aut poetica licentia ſumtum, in principio deprehendatur. Nondum enim recepti ſumus, et cuſtodit nos recens audientium intentio; magis conciliatis animis, et jam calentibus, haec libertas feretur, maximeque cum in locos fuerimus ingreſſi, quorum naturalis ubertas licentiam verbi notari circumfuſo nitore non patitur.* Und weiter unten: *Turbari memoria, vel continuandi verba facilitate deſtitui, nusquam turpius; cum vitioſum prooemium poſſit videri cicatricoſa facies; et peſſimus certe gubernator, qui navem, dum portum egreditur, inpegit* *).

Vergl. übrigens den ganzen Abſchnitt, der dem Eingang der Predigten betrifft, der Abhandlung von

*) Was in der römiſchen und griechiſchen Rhetorik, als *narratio* (διήγησις), von dem *exordio* und der eigentlichen *probatio* unterſchieden wird, hatte ſeinen Grund in dem eigenthümlichen Charakter der gerichtlichen Verhandlungen und gewiſſer berathſchlagender Reden, wiewohl auch da nicht immer eine hiſtoriſche Darſtellung der Streitſache, oder des Gegenſtandes der Berathſchlagung erſt nöthig war (ſ. Demoſthenes Rede gegen Leptin.) Quinctil. *inſtitt. oratt. l.* 3. *c.* 8. *l.* 4. *c.* 2. Cicero *de invent. l.* 1. *c.* 19—22. Was in unſern geiſtlichen Reden die Erklärung eines Gegenſtandes beabſichtigt, gehört, je nachdem die Propoſition ſo oder anders gefaſst iſt, entweder dem Eingange als etwas Vorbereitendes an, oder der Ausführung ſelbſt (ſ. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 253 ff.).

Fritſch im Halliſchen Journal für Prediger, herausgeg. von Bretſchneider, Neander und Vater, 44. B. 4. St. (oder: März und April, 1824.) und Grotefend Anſichten, Gedanken und Erfahrungen über die geiſtliche Beredſamkeit, Hannover, 1824. S. 121 folgg. ſo wie unter den älteren Homileten beſonders Moſheim Anweiſung, erbaulich zu predigen, S. 218 ff.

Da dem Eingange in geiſtlichen Reden ſehr häufig ein Gebet vorangeht, ſo findet die Betrachtung und Würdigung des Betens in der Predigt überhaupt gerade hier ihren ſchicklichſten Platz in einer homiletiſchen Anweiſung.

Drittes Kapitel.

Ueber das Gebet.

Gehen wir hier zuvörderſt von dem allgemeinen Begriffe des Gegenſtandes aus, um die nähere Anwendung und Beziehung auf das Geſchäft des Predigens deſto beſtimmter und ſicherer zu finden; ſo iſt man gewiſs darüber allgemein einverſtanden, daſs jedes Gebet zu denjenigen Thätigkeiten der menſchlichen Seele gehöre, welche ihren Grund in einem frommen (religiöſen) Gemüthszuſtande haben, und ſich unmittelbar darauf beziehen. Es iſt ein Produkt des höchſten religiöſen Schwunges, zu dem ſich der menſchliche Geiſt emporhebt, indem ihm ſeine Abhängigkeit von Gott, und ſein Verhältniſs zu Gott und einer überſinnlichen Welt vorzüglich fühlbar wird. Der fromme Menſch wird immer durch die Schranken, welche die Sinnenwelt auſſer ihm und ſeine eigene ſinnliche Natur ſeinem Erkennen und Streben ſetzt, an ſeine Hilfsbedürftigkeit erinnert — er wendet ſich bittend zu dem, von welchem alles Gute

kommt. Es ergreift ihn der Gedanke, wie wenig er selbst im Stande war, durch eigene Kraft allein die Freuden und Güter, die ihm zu Theil geworden sind, sich zu bereiten, die Fortschritte, die ihm gelungen sind, zu thun, den Gefahren, die ihn bedroheten, zu entgehen, von Leiden und Uebeln, mit denen er kämpfen mußte, erlöst zu werden, und, wie ihm so vieles Erfreuende und Beglückende ohne Verdienst gegeben sey — die lebendigsten Gefühle des innigsten Dankes erfüllen und bewegen seine Brust. Es durchdringt ihn, bei irgend einer Veranlassung, die tiefste Bewunderung der unaussprechlichen Größe des höchsten Wesens — sein Herz und Mund strömt über im Lobe und Preise Gottes. Diese fromme Richtung der Seele geht bei dem Gebete, mehr oder weniger deutlich, in ein Gespräch mit Gott über; die Gefühle, Wünsche, Hoffnungen, Entschließungen, welche den Inhalt des Gebets ausmachen, treten in dieser bestimmten Form hervor, indem sich der Betende Gott und das Verhältniß, in welchem er zu ihm stehe, auf das lebendigste vergegenwärtigt. Um es kurz zu sagen, jede unmittelbare und mit frommen Gefühlen verbundene Richtung der Seele auf Gott ist ein Gebet. Da nun die Religion das eigentliche Element der geistlichen Rede ist, und in jedem christlichen Prediger ein frommer Gemüthszustand vorausgesetzt und erwartet wird; so kann auch das Gebet nicht anders als der Natur und dem Endzwecke geistlicher Reden vollkommen angemessen seyn *). Es ist überall an seinem Orte, wo es dem Prediger, bei der steten Richtung seines Geistes auf den eigentlichen Endzweck der

*) Sehr treffend bemerkt Ammon in dem Handbuche der Anleitung zur Kanzelberedsamkeit (Nürnberg, 1812.) S. 265.: „die schöne Rede des Demosthenes für die Krone beginnt „mit einem Gebete, welches die Hauptgedanken der ganzen „Rede enthält, und schließt damit; warum sollte das dem „religiösen Redner nicht erlaubt seyn?“

Rede, wirklich aus dem Herzen kommt, wo er sich veranlaſst und gedrungen fühlt (indem er auf den bestimmten Endzweck hinarbeitet, der in den Gemüthern anderer erreicht werden soll) auch eine, in ihm entstandene, mit lebhaftem Gefühl verknüpfte, unmittelbare Richtung der Seele auf Gott vor seinen Zuhörern auszusprechen. Und es kann dies eben sowohl mit eigenen Worten geschehen als mit fremden, wenn nur die Letztern so zu der Stimmung des Betenden passen, dass er sie mit der vollkommensten und lebendigsten Theilnahme seines ganzen Wesens zu seinen eigenen Worten macht. Würdevoll und heilig ist jede Handlung des Betens mit lauterem und aufrichtigem Gemüthe. Bei dem öffentlich auftretenden geistlichen Redner kommt aber freilich der wichtige Umstand in besondere Erwägung, dass er sein Gebet vor den Zuhörern ausspricht, und sie damit zu der gerechten Erwartung veranlaſst, er spreche dieses Gebet nicht blos für sich, sondern auch in Beziehung auf die Zuhörer, d. h. sein gesprochenes Gebet müsse in einem wirklichen Zusammenhange mit der Handlung stehen, die zwischen ihm und den Zuhörern vor sich gehen, und unaufhaltsam nach ihrem Ziele fortschreiten soll. Jedes andere Gebet, womit sich irgend ein religiös gesinnter Mensch für sich allein beschäftigt, kennt keine andere Rücksicht, als, dass der Betende dem frommen Drange seines Innern Genüge leisten will. Indem aber der Prediger laut und öffentlich betet, soll die Gemeinde dieselbe heilige Handlung mit ihm vollziehen, und diese gemeinsame Thätigkeit soll, als ein Glied der ganzen Kette, in die Betrachtungen eingreifen, durch welche der Redner jetzt eine gewisse bestimmte Vereinigung zwischen seinen Bestrebungen und den Bestrebungen der Zuhörer zu Stande bringen will. Daraus folgt zweierlei. 1) Nicht die ganze Predigt kann ein Gebet seyn. Denn, wenn auch dieser anhaltende höchste Schwung der Andacht dem Subjekte des geistlichen Redners selbst in

gewiſſen Fällen natürlich ſeyn ſollte — würde er die Gemeinde in derſelben geiſtigen Thätigkeit bis an das Ende erhalten können, da der höchſte Schwung der Phantaſie und Empfindung, der Natur der menſchlichen Seele gemäſs, in der Regel nicht von anhaltender Dauer iſt? Und, wie wollte dann der Redner in jene geiſtige Wechſelwirkung mit den Zuhörern, in eine Art von Geſpräch mit ihnen kommen, wie es der eigentliche Charakter der Rede verlangt? wie könnte dann jenes ſtufenweiſe Fortſchreiten im Erklären, im Berichtigen, im Widerlegen und Zurechtweiſen, im Begründen und Befeſtigen einer Ueberzeugung, in der Belebung eines Entſchluſſes geſchehen, das in der Rede mit pſychologiſcher Zweckmäſsigkeit geſchehen muſs, damit die Zuhörer nicht blos mit aufgeregter und geſteigerter Empfindung, ſondern auch mit klarer und feſter Entſchiedenheit der Ueberzeugung hinweggehen? 2) Unter den Veranlaſſungen, welche den Prediger auf der Kanzel oder in einer Altarrede zum Beten beſtimmen, können wir uns nur ſolche denken, die wirklich bedingt werden durch die eben bemerkte Rückſicht auf die Zuhörer, und auf die Beſchaffenheit der Handlung. Wenn in dem Redner beides vereinigt iſt, eine wahrhaft fromme Stimmung, die jedes Gebet vorausſetzt, wie eine beſtimmte und feſte Richtung ſeiner Gedanken auf den beſtimmten Zweck, der bei den Zuhörern erreicht werden ſoll; ſo wird er auch ſchwerlich einen homiletiſchen Miſsgriff in Hinſicht des Betens auf der Kanzel thun. Denn, die fromme Gemüthsſtimmung wird mit jener feſten Richtung der Gedanken auf das vorgeſteckte Ziel der Handlung (weil auch dieſer ein frommes religiöſes Streben zum Grunde liegt) Eins werden, ſo, daſs nun das Gebet in der geiſtlichen Rede immer da und ſo erſcheint, wo und wie es die Zuhörer in gleiche Stimmung verſetzt, und den Fortgang der Handlung, ohne künſtlich darauf angelegt zu werden,

wirklich fördert. Es läfst sich aber eine dreifache Veranlaffung zum Gebet in geiftlichen Reden denken: 1) der Eindruck, den der Gedanke macht, dafs man jetzt überhaupt von Gott und göttlichen Dingen öffentlich reden wolle, und dafs man zu diefem heiligen Gefchäfte und für die Wirkfamkeit der Rede eines höheren Beiftandes bedürfe. Die Formen, in denen der geiftliche Redner diefen Eindruck ausfpricht, können verfchieden und mannichfaltig feyn, können als kürzere oder längere Gebete, können als eigene Worte, oder als fremde, aber mit eigener lebendiger Theilnahme aufgefafste (aus der Bibel, oder aus einem paffenden geiftlichen Liede entlehnte) auftreten, wie fie fich eben der jedesmaligen Stimmung des Predigers am natürlichften darbieten. Der Anfang der geiftlichen Rede erfcheint in der Regel als der fchicklichfte Ort für diefe Aeufserungen der frommen Empfindung des Predigers, wiewohl ihn auch niemand in Anfpruch nehmen kann, wenn er fich nicht überall an diefe Ordnung bindet, wenn er fich mehr am Ende des Einganges dazu veranlafst und gedrungen fühlt. 2) Eine folche gefühlvolle unmittelbare Richtung der Seele des Redenden auf Gott oder auf Jefum, welche der fpecielle Gegenftand der Rede felbft, oder ein mit ihm zufammenhängender Gedanke im Innern des Predigers bewirkt. Auch folche Gebete finden in der Regel eine fehr paffende und fchickliche Stellung vor dem Eingange, und ihr Inhalt knüpft fich öfters natürlich und leicht an den oben bemerkten Ausdruck des allgemeinen religiöfen Gefühls, das die Betrachtung der Heiligkeit feines Gefchäftes, und der Nothwendigkeit eines höheren Beiftandes im Gemüthe des Redners hervorruft. Indeffen können fich wohl die Gefühle des Predigers (wie diefs z. B. in Herders Predigten und Homilieen öfters der Fall ift) auch mitten in der Rede, bei diefem oder jenem

Punkte, zu einem Schwunge erheben, der ihn zum Beten begeiſtert. Wer wollte dem Ausdruck des tiefſten religiöſen Lebens durch eine pedantiſche Regel Schranken ſetzen? Darum darf auch die Homiletik über die Frage: wann überhaupt Gebete dieſes Inhalts zweckmäſsig ſind, und an dem rechten Orte ſtehen? wann es namentlich rathſam ſey, mit einem ſolchen Gebete aufzutreten? nichts weiter, als den allgemeinen Grundſatz ausſprechen: fühlt ſich der Prediger, entweder bei dem Beginnen der Ausarbeitung oder nach vollendeter Ausarbeitung (vielleicht noch an dem Tage ſelbſt, an welchem er öffentlich auftreten ſoll) durch die Betrachtung des Gegenſtandes ſelbſt vorzüglich dazu geſtimmt, ſo wird auch ſein Gebet den Charakter der Herzlichkeit und Innigkeit haben, und ganz an ſeinem Orte ſtehen. 3) Der lebhafte und fromme Wunſch des geiſtlichen Redners, den Endzweck des Vortrags bei ſeinen Zuhörern erreicht zu haben. Es ergiebt ſich von ſelbſt, warum Gebete, denen dieſer religiöſe Gemüthszuſtand zum Grunde liegt, nur am Ende der Rede ſtatt finden können. Der Schluſs der Predigt gewinnt allerdings nicht ſelten eine beſondere Feierlichkeit und Würde, wenn der Prediger zuletzt in einer Anrede an Gott oder an Jeſum das fromme Verlangen ausſpricht, daſs ſich doch alle die Ueberzeugungen und Grundſätze, die ihnen ſein Vortrag an das Herz gelegt hatte, zu eigen machen möchten, daſs der höchſte Geber des Guten allen Kraft verleihe, in der dargeſtellten Wahrheit die rechte Erleuchtung, Beruhigung und Freudigkeit zum Guten zu finden. Nur darf dieſs nicht zur Rechtfertigung einer gleichſam ſtehenden, immerwiederkehrenden Form und Methode des Schluſſes gemiſsbraucht werden; die Homiletik muſs es dem eigenen religiöſen Drange und Bedürfniſſe des Predigers anheimſtellen, bei welchen Gegenſtänden, zu welchen Zeiten, an welchen Orten er dazu vor allem anderen ſich veranlaſst fühle, die Handlung ſo zu endigen.

Verschieden sind die Urtheile der Homileten, ob jede Predigt mit einem Gebete anfangen müsse? Im Allgemeinen ist es unstreitig ein sehr richtiger Grundsatz, wir mögen zunächst die Stimmung des Predigers, oder die Stimmung der Zuhörer in das Auge fassen, entweder mit einem eigenen selbst entworfenen Gebete, oder mit einem kurzen biblischen Spruche, der aber die Form des Gebets hat, aufzutreten. Denn, bei der religiösen Stimmung, die wir in jedem christlichen Prediger voraussetzen, kann nichts natürlicher erwartet werden, als dass er bei dem Auftritt an der heiligen Stätte, sein würdevolles und erhabenes Geschäft beginnend, seine Gedanken und Empfindungen zuvörderst unmittelbar auf Gott oder auf Jesum richte. Und, was die Zuhörer betrifft, so wird wohl mit demselben Rechte angenommen, dass aufmerksame Mitglieder der Gemeinde durch den Gesang, der dem Anfange der Predigt unmittelbar vorausgeht, in den erhabensten Schwung der Andacht versetzt werden, in eine religiös-poetische Stimmung. Durch die Predigt aber, und mit dem Anfange derselben sollen sie nun in einen Zustand übergehen, der sich zwar an den vorigen anschliesst und ebenfalls zu den religiösen Gemüthsthätigkeiten gehört, aber doch anderer Art ist — in eine lebendige geistige Wechselwirkung zwischen ihnen und dem Prediger — in eine solche Verfassung des Gemüths, wo auch ein eigentliches Nachdenken und Betrachten in höherem Grade, als vorher, entsteht, und das Gefühl weniger vorherrscht. Und der Eingang beschäftigt sich öfters zunächst mit Bemerkungen und Sätzen, die sich nicht so, wie der vorhergehende Gesang der Gemeinde, unmittelbar auf einen religiösen Gegenstand beziehen. Es ist also wohl sehr natürlich, dass diese geistige Verfassung mit jener, die während des Gesanges vorherrschend war, auf irgend eine Art, durch einen gewissen Uebergang vermittelt werde, nach dem Gesetze der Stetigkeit. Zu diesem Uebergange kann aber nichts geeigneter seyn, als irgend ein Anfangsgebet. Jene re-

ligiös-poetische Stimmung tönt gewissermaafsen noch fort in dem Gebete, oder in dem feierlichen biblischen Segenswunsche, mit dem der Prediger auftritt; aber der Zuhörer wird auch schon in denjenigen Zustand, der nun beginnen soll, eingeleitet — schon dadurch, dafs etwas von jenem früheren Zustande nicht zu sehr Abweichendes zwischen dem Schlusse des Gesanges und dem Anfange des *exordium* auftritt. Fühlt sich der Prediger durch seine eigene Stimmung veranlafst, sein Anfangsgebet dem Inhalte nach an den letzten Vers des vorausgehenden Gesanges anzuknüpfen; so wird ihm dadurch allerdings ein vorzüglich passender und in das Ganze der gottesdienstlichen Handlung kräftig eingreifender Uebergang zu seiner Rede dargeboten. Meisterhaft ist dies an mehreren Orten dem trefflichen Kanzelredner Dräseke gelungen. Z. B. in den Predigten für denkende Verehrer Jesu, 5. Sammlung (Lüneburg 1812.) S. 149. der Gesang der Gemeinde schlofs mit folgender Strophe:

Doch was vermag ich, wenn du nicht
vor Eigennutz mich schützest,
und mich zur Treu in meiner Pflicht
nach Kräften unterstützest?
O stärke, Vater, mich dazu
so hab' ich hier schon inn're Ruh
und deiner Liebe Zeugnifs.

Und unmittelbar daran knüpft sich das Anfangsgebet: „Diese köstlichen Kleinode, die du uns darbietest, Geber „der Seligkeit — innere Ruhe und deiner Liebe Zeug„nifs — o hier schon, hier schon lafs uns daran genug „haben; damit unser Herz sich fühle in seinem Reich„thum; damit es sein Thun nicht entweihe durch Fragen „nach Erdenlohn; damit es, schönere Güter kennend, „nicht befangen werde von der Welt und ihrer trügli„chen Herrlichkeit. Vater! dich lafs uns lieben, um „es mit Entzücken zu ahnen, was du deinen Freunden „bereitet hast. Amen.“ Vergl. auch Dräseke Hin-

weisungen auf das Eine, was Noth ist in Predigten S. 234. Dem eigenen Urtheile und der Stimmung des Predigers muss die Entscheidung überlassen werden, ob er ein eigenes mehrere Sätze umfassendes Gebet, oder einen kurzen biblischen Spruch wähle. In gewöhnlichen geistlichen Reden, die nicht bei eigenthümlich feierlichen Veranlassungen, oder an Festtagen, wo die Gemeinde ohnedem schon höher gestimmt ist, gehalten werden, mit einem feierlichen, durch mehrere Sätze hindurchgeführten Gebete aufzutreten — dieß ist von mehreren Homileten aus einem psychologischen Grunde gemissbilligt worden, weil es in der Natur der Rede liege, die Eindrücke auf die Gemüther nicht herabzustimmen, sondern vielmehr zu steigern, und jenes Herabstimmen doch unvermeidlich sey, wenn nach den stärksten und tiefsten Eindrücken, die ein solches Gebet für den Augenblick hervorgebracht habe, ein Eingang folge, mit Wahrheiten und Sätzen beginnend, welche zunächst nur das Erkenntnissvermögen der Zuhörer beschäftigen. Ich kann dieser Ansicht nicht unbedingt beitreten. Denn es kommt immer darauf an, welche Betrachtungen das *exordium* eröffnen. Sind die Gedanken und Gefühle, die hier in dem Zuhörer angeregt werden, nicht zu sehr von denjenigen verschieden, welche das Anfangsgebet ausgesprochen hatte, so entsteht auch kein auffallender Contrast, so dient vielmehr jener religiöse Akt des Betens zu einem sehr zweckmäßigen Hinüberleiten der Gemüther aus dem Gesange in die Sphäre der eigentlichen Betrachtung. Und die letzten Strophen des Gesanges, den die Gemeinde vor der Predigt anstimmt, können auch ganz dazu geeignet seyn, gerade denjenigen Schwung der Andacht in dem Zuhörer zu unterhalten, an den sich das Anfangsgebet psychologisch natürlich anschließt, so dass alle diese verschiedenen Handlungen, das Singen der Gemeinde, das Beten des Predigers, die Predigt selbst, in dem vollkommensten inneren Zusammenhange stehen. Daraus geht aber auch die unnachlässliche Pflicht für den

Prediger hervor, die Gesänge, die von der Gemeinde angestimmt werden sollen, besonders das Hauptlied vor der Predigt (wo ihm die Wahl frei gegeben ist) zweckmäßig, mit steter Hinsicht auf jenen inneren Zusammenhang, zu wählen. Und es ergiebt sich zugleich, warum es dem Prediger nie und nirgends als absolut nothwendiges Gesetz vorgeschrieben werden dürfe, jeder Predigt ein feierliches Anfangsgebet vorangehen zu lassen. Denn, so wie überhaupt in religiösen Gemüthsthätigkeiten, wenn sie ihrer wahren Natur und Bestimmung vollkommen entsprechen sollen, niemals ein Mechanismus der Gewohnheit entstehen darf, und alles ächt religiöse Leben, um recht zu gedeihen, seine Wahrheit und Lauterkeit zu behaupten, und sich vollkommen auszusprechen, der möglichsten Mannichfaltigkeit und Freiheit der Formen bedarf; so würde namentlich ein feierliches Anfangsgebet nicht überall zu jeder Stimmung des Predigers, und zu jedem Anfange einer Predigt passen. Fühlt er sich also aus irgend einem Grunde zu diesem religiösen Akte vor dem Anfange seiner Betrachtung nicht veranlaßt und gedrungen; so kann ihm auch irgend ein wohlgewählter biblischer Spruch zu einem passenden Vorworte der Predigt dienen. Denn das Erhabene und Feierliche der Bibelsprache ist jenem Schwunge des religiösen Gefühls, das der vorausgehende Gesang der Gemeinde ausdrückt, verwandt, und kann in den eigenthümlichen Ton der redneriſchen Sprache leicht und natürlich einleiten. Diesem Endzweck entsprechen freilich solche Stellen der Bibel nicht, die weder in ihrem Inhalte noch in ihrer Form eine eigentliche betende religiöse Gemüthsstimmung bezeichnen, sondern der religiösen oder moralischen Betrachtung und Lehre angehören (z. B. werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, oder: selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen getröstet werden, u. dgl.). Als Vorwort der Predigt stehen sie nur dann an ihrem rechten Orte, wenn sie der Stimmung einer betenden Seele an

gemeſſen ſind; ſie mögen nun entweder den religiöſen Gemüthszuſtand, den wir bei jedem chriſtlichen Prediger vorausſetzen (das Gefühl ſeiner Abhängigkeit von Gott, und ſeines Bedürfniſſes der göttlichen Gnade und Unterſtützung), im Allgemeinen bezeichnen, wie der bekannte Segenswunſch: Gnade ſey mit uns und Friede u. ſ. w. oder: heilige uns in deiner Wahrheit u. ſ. w. oder eine beſondere ſpecielle Beziehung auf den Gegenſtand der Predigt haben, je nachdem es dem jedesmaligen Gefühle und Bedürfniſſe des geiſtlichen Redners zuſagt. Manche Prediger haben ſich mehr daran gewöhnt, einzelne Strophen geiſtlicher Lieder zum Vorwort ihrer Predigt zu wählen. Dabei kommt aber der wichtige Umſtand in Betrachtung, daſs die Zuhörer, wenn der Redner mit dichteriſchen Stellen auftritt, immer in derſelben religiös-poetiſchen Stimmung bleiben, in welche ſie vorher der Geſang verſetzt hatte, und ſo kein paſſender Uebergang vom Geſange zur Rede entſteht.

Einſtimmiger, als über die Anfangsgebete in Predigten, ſind die Urtheile der Homileten gewöhnlich über die Anwendung des Gebets am Schluſſe der geiſtlichen Rede. Ein würdevolles Gebet am Ende der Predigt kann allerdings durch ſeinen erhebenden Eindruck ungemein viel dazu beitragen, daſs die beabſichtigte Wirkung der Rede ihre Vollendung erreiche. Aber auch hier kommt vor allem die jedesmalige Stimmung des geiſtlichen Redners in Betrachtung, da jedes Gebet, wenn es in den Zuſammenhang der ganzen Handlung paſſen, und das religiöſe Leben in den Zuhörern fördern ſoll, auch wirklich aus einem Gemüthszuſtande hervorgehen muſs, der gerade zu dieſer religiöſen Thätigkeit, zum Beten begeiſtert. Der Inhalt und Stoff kann entweder durch einen Rückblick auf den in der Predigt ausgeführten Gegenſtand ſelbſt herbeigeführt werden, der in dem Redner Empfindungen, Hoffnungen, Wünſche erweckt, die ſich noch einmal am Schluſſe in ein herzliches Gebet ergieſsen, oder auch blos durch das fromme Verlangen

des Predigers, dafs er überhaupt nicht vergebens gesprochen, dafs er den Zweck der christlichen Erbauung bei seinen Zuhörern erreicht haben möge. Und, was die Form betrifft, so ist ein eigenes, selbst entworfenes, eine Reihe von Sätzen umfassendes Gebet, wenn es sich zumal auf den behandelten Gegenstand der Predigt selbst bezieht, am Ende der Rede, in Beziehung auf die Zuhörer, häufig noch zweckmäfsiger, als am Anfange. Denn, wo die Handlung der Rede ihrem Endpunkte entgegeneilt, da sind auch die Gemüther der Zuhörer von dem ausgeführten Gegenstande der Predigt, wenn der Redner recht gesprochen hat, und die Zuhörer aufmerksam gewesen sind, ganz durchdrungen und erfüllt; am Anfange der Rede sollen sie erst in den Gegenstand eingeleitet werden. Jetzt sind sie ganz in derjenigen Stimmung, welche dazu gehört, um an einem solchen Gebete des Predigers mit der vollkommensten geistigen Selbstthätigkeit Antheil zu nehmen. Nur darf es die Homiletik nicht zu einer absolut gültigen und bindenden Regel machen wollen, dafs jede geistliche Rede auf diese Art geschlossen werde. Denn, warum sollte sich die zum Beten erhobene Stimmung des Predigers nicht auch in einer wohlgewählten biblischen Stelle aussprechen können — oder — in einer passenden Strophe eines geistlichen Liedes? Wenn das letztere aus dem oben bemerkten Grunde am Anfange der Predigt minder zweckmäfsig erscheint; so findet am Schlusse der Handlung ein anderes Verhältnifs statt, das jener Einwurf gar nicht trifft, und es kann in psychologischer Hinsicht keineswegs befremden, wenn die durch die ganze Handlung der Rede im Prediger selbst, wie in den Zuhörern, erweckte geistige Stimmung am Ende so gesteigert ist, dafs der betende Redner in einen dichterischen Ton übergeht.

Es ist nicht leicht zu besorgen, dafs der Prediger in dem Umfange des Gebets, oder im Ton und Inhalte desselben, sey es am Anfange oder am Ende, einen Mifsgriff thun werde, wenn es ihm überall klar vor Augen

ſchwebt, was eigentlich beten heiſse. Seinen wahren Charakter behauptet ein Gebet freilich nicht, wenn es gewiſſe Grenzen des Umfanges überſchreitet. Denn der erhabenſte Schwung der Phantaſie und Empfindung iſt, der Natur des menſchlichen Geiſtes gemäſs, nicht von ſo anhaltender Dauer, wie eine andere religiöſe Gemüthsthätigkeit, z. B. die Betrachtung einer religiöſen Wahrheit, wo das Gefühl zwar auch in Thätigkeit geſetzt wird, aber weniger vorherrſchend iſt. Und geſetzt auch, daſs ein Gebet von ungewöhnlicher Länge dem Subjekte des Redners ſelbſt, bei ſeiner durch längere Meditation über einen religiöſen Gegenſtand hervorgebrachten Stimmung, angemeſſen erſcheine, ſo fragt ſich immer, ob es auch in gleichem Grade für die Stimmung der Zuhörer geeignet ſey? Aber auch hier begnüge ſich die Homiletik mit dieſer allgemeinen Andeutung, und unternehme es nicht, über die Beſtimmung der Grenzen eines Gebets genauere Regeln vorſchreiben zu wollen, am wenigſten — davon zu reden, wie viel einzelne Sätze ein Gebet umfaſſen dürfe. Die Verſchiedenheit der religiöſen Gemüthszuſtände des Redners, und der religiöſen Betrachtungen, an welche ſich ein Gebet anſchlieſst, trägt ſolche Feſſeln nicht. Oft iſt es da am kürzeſten, wo die Empfindung am tiefſten iſt; oft aber ergieſst ſich auch das bewegte Herz gern in einer reicheren Fülle der Worte. Kommt es wirklich ganz aus der rechten Stimmung, und verſetzt ſich der Redner auch dabei in den Kreis ſeiner Zuhörer, ſo wird er nicht leicht in dieſem Punkte fehlen. Iſt aber ein Gebet wirklich länger, als es an dieſem Orte, und in dieſem Zuſammenhange erwartet werden konnte, ſo iſt es gewöhnlich auch in irgend einer andern Hinſicht fehlerhaft; es hat dann gewöhnlich, anſtatt der erwarteten gefühlvollen Sprache der Andacht, einen lehrenden und betrachtenden Ton, oder man ſtöſst in ihm auf müſſige Wiederhohlungen und Tautologieen. Denn allerdings fällt ein Gebet durchaus aus ſeinem Charakter, wenn es mehr

den Zustand des von der Empfindung abgesonderten Denkens und Betrachtens ausdrückt, als den Zustand des lebendigsten Fühlens — ein sicheres Zeichen, dass der Prediger selbst in diejenige Stimmung, die zum Beten wahrhaft begeistert, nicht gekommen, oder wenigstens nicht in ihr geblieben sey. Damit hängt auch die nicht ungewöhnliche Erscheinung zusammen, solche Gedanken und Sätze in einem Gebete zu finden, die man mit grösserem Rechte in der Predigt selbst, wo die Zuhörer angeredet werden, in dem Gange der belehrenden oder ermunternden oder warnenden Betrachtung erwarten könnte; wenn man z. B. die Ursachen, warum dieser und jener Fehler häufig begangen wird, oder die Gründe der Ausübung einer Pflicht in eine Anrede an Gott einkleidet, und der Gottheit gleichsam eine moralische Vorlesung hält. Und man verkannte in der That die wahre Natur des Gebets völlig, wenn es eine Zeitlang von mehreren Predigern zur Regel gemacht, und sogar als homiletischer Grundsatz angesehen wurde, das Anfangsgebet müsse schon den Hauptinhalt der geistlichen Rede in sich fassen, so dass der ganze Eingang die Form des Gebets annehme. Wie sklavisch bindet man dadurch den Prediger an eine gewisse stehende Form! Welche Einförmigkeit muss diess zur Folge haben! Wie leicht und häufig tritt ein Gebet, wenn es zugleich den Zwecken des Einganges dienen soll, aus seiner ganzen eigenthümlichen Sphäre heraus! Selbst bei dem verewigten Reinhard, der übrigens nur selten mit einem eigenen mehrere Sätze umfassenden Gebete auftrat, bemerkt man hie und da, wie die ganze Disposition der Predigt dem Verfasser bei dem Niederschreiben des Anfangsgebetes so vor Augen schwebte, dass sie (gewiss ohne Absicht des Redners) in dasselbe überging, und ihm dadurch eine für einen solchen religiösen Akt zu systematische Form gab. In dem Jahrgange seiner Predigten 1795. (2.

Auflage, Sulzbach 1797.) N. VI. wird das höchst interessante Thema am ersten Osterfeiertage ausgeführt: die Geschichte von der Auferstehung Jesu ist die glücklichste Auflösung der vornehmsten Schwürigkeiten, die sich bei der Regierung der Welt überhaupt finden, und so disponirt: sie belehrt uns hinlänglich darüber, warum Gott die wilden Stürme der menschlichen Leidenschaften duldet, warum er den lasterhaftesten Menschen so viel Macht in die Hände giebt, warum er die heilsamsten Unternehmungen mit den größten Hindernissen kämpfen läßt, warum er endlich der Unschuld seinen Schutz und seine Hülfe so oft entzieht. Folgendes Gebet eröffnet die Predigt S. 93. fg.: „Unbegreiflicher, der du mit unsichtbarer Gewalt deine ganze „Schöpfung beherrschest, und alle Veränderungen derselben anordnest und leitest; wir fühlen es, auch auf „Erden bist du wirksam, auch unser Schicksal ist in „deinen Händen. Aber ach, wie dunkel ist uns oft „dein Gang! Wie oft verliert unser schwaches Auge im „Gewühle der Begebenheiten die tröstenden Spuren deiner Weisheit, deiner Güte, deiner Gerechtigkeit! Wie „oft wird unser eignes Schicksal ein verwirrendes Labyrinth, aus dem wir keinen Ausweg wissen! Wir vermögen es nicht, gleichgültig zu bleiben, ach wir vermögen es nicht, uns zu fassen, wenn wir in dem, was „geschieht, Zusammenhang und Ordnung vermissen; „wenn es scheint, als ob du dem grausamen Muthwillen „des Zufalls freies Spiel liessest; wenn es in die Augen „fällt, daß der Sturm wilder Leidenschaften alles überwältigt und zerstört; wenn du es geschehen lässest, daß „das Böse die Oberhand behält, und das Gute unterliegt. Ach dann zagt das erschrockene Herz; dann „fühlt es sich bestürmt von quälenden Zweifeln; dann „sieht sich das thränenvolle Auge schmachtend um nach „Licht von dir, und sucht es oft vergeblich! Doch nein, „nein, du hast uns Licht geschenkt, allgütiger Vater; „dieser Tag giebt uns die Aufklärung, nach der wir uns

„sehnen. Denn ist es nicht der Triumph des Lichts „über die Finsterniss, der Tugend über das Laster, der „Unschuld über die Bosheit, was wir heute feiern? Hast „du nicht den Heiligsten und Besten, der auf Erden ge„lebt hat, hast du nicht deinen Sohn darum leiden und „sterben und ein Opfer der Ungerechtigkeit werden las„sen, um uns an seinem Beispiel, um uns an seiner Er„hebung zur Herrlichkeit zu zeigen, wie du regierest, „wie du auflösest, was uns verworren scheint; wie du „deine ganze Regierung einst rechtfertigen wirst vor den „Augen aller deiner Geschöpfe? O, mit Rührung und „Freude wollen wir also heute verweilen bei den An„blicke des Siegs, den du unserem Mittler geschenkt hast; „hier wollen wir lernen, wie wir uns fassen sollen bei al„len Schwürigkeiten deiner Regierung; hier wollen wir „Muth und Kraft sammeln zu jedem Kampfe, der uns „selbst noch erwartet.“ Unmittelbar aus diesem Gebete geht dann der Redner in den Eingang über: „denn „wir bedurften es, meine Brüder, wir bedurften es, dass „uns Gott durch die ausserordentliche Begebenheit, „deren Andenken wir heute erneuern, eine hinreichende „Aufklärung über die Schwürigkeiten gab, die wir bei „der Regierung der Welt und unserer Schicksale in „Menge finden u. s. w.“ Der Eingang ist bedeutend kürzer, als er in den Reinhardischen Kanzelvorträgen zu seyn pflegt — eben darum, weil das lange Anfangsgebet selbst mit zum *exordio* geworden ist. So edel und würdevoll auch die Sprache ist, die dieses Gebet charakterisirt — die Bemerkung lässt sich doch hier nicht unterdrücken, dass die Stelle, in welcher der ganze logische Entwurf der Predigt nach der Ordnung der Haupttheile erscheint: Wir vermögen es nicht, gleichgültig zu bleiben — und das Gute unterliegt, dass das sichtbar Rhetorische in der Ausbildung mancher Sätze z. B. denn ist es nicht der Triumph u. s. w. und die, sowohl hier als im Folgenden: hast du nicht den Heiligsten u. s. w. hervortretende, der Ausfüh-

rung des Thema selbst mit gröſserem Rechte angehörende Reflexion etwas der Natur eines Gebets nicht völlig Angemeſſenes habe. Wie weit anſprechender iſt das herrliche Schluſsgebet in der darauf folgenden am zweiten Oſterfeiertage 1795 gehaltenen Predigt (S. 127.): „Auferſtandener, Erſtgeborner von den Todten, „o, dich hat ſie ſchon aufgenommen die Herrlichkeit, „welche Gott der Tugend beſtimmt hat, und du haſt den „Deinen verſprochen, ſie einſt zu dir zu nehmen, daſs „ſie ſeyn ſollen, wo du biſt. Noch ſind wir eingehüllt „in den Körper von Staub, der unſern Geiſt ſo oft belaſtet und niederdrückt; noch ſind wir umgeben von allen Arten des Elends, die auf Erden wohnen. Aber „wir faſſen die groſse Hoffnung, daſs wir dir alle folgen „werden, du Herr vom Himmel, daſs wir dir folgen „werden zur Herrlichkeit. Stärke, belebe, befeſtige ſie „in unſerem Herzen, dieſe groſse Erwartung; und bleibe „bei uns mit deiner Kraft, mit deiner Wahrheit, mit „deinem Troſte, wenn es Abend mit uns wird, und auch „unſer Tag ſich neigt. Wir liegen dann und ſchlafen „ganz im Frieden, denn du, Herr, hilfſt uns, daſs wir „ſicher wohnen.“ Muſterhafte Gebete finden ſich beſonders in Dräſeke's zahlreichen Predigtſammlungen (aus denen ſchon oben ein Beiſpiel angeführt worden iſt), in Herder's Predigten und Homilieen (ſ. die ſämmtlichen Werke Herders zur Religion und Theologie, 2. und 4. B.), in Harms Sommer- und Winterpoſtille (z. B. Winterpoſtille S. 85. 146. 159.) in mehreren Sammlungen der Marezolliſchen Predigten (z. B. in den Pred. zur fortdauernden Erinnerung an die Wichtigkeit der Reformation, Jena 1822., S. 67. 97. 123 u. ſ. w.) in Stuhlmanns Predigten (Hamburg, 1806., S. 43. 65., zweiter Sammlung 1808., S. 1.) in Löhr's Auswahl einiger Predigten (1. Sammlung, Leipzig 1806.) Beſondere Abhandlungen und Schriften über dieſen ganzen Abſchnitt der Homiletik: Goldhorn *diſput. pſychologico — homiletica de precibus ad ſororarum orationum*

initia fieri ſolitis, Lipſ. 1805. 4. Mnioch Ideen über Gebetsformeln, Görlitz, 1799. 8. Böhme vom Gebet, in Schuderoff Journal für Veredlung des Prediger- und Schullehrerſtandes, 2. Jahrgange, 1803. 2. B. 2. St. S. 165 ff. Tzſchirner's Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers, 2. B. 2. St. (Leipzig, 1812.) S. 58 ff. Löffler's Magazin für Prediger, 5. B. 1. St. Schröters Abhandlung im Halliſchen Journal für Prediger 59. B. 2. St. (neues Journal 39. B. 2. St. 1815. S. 159 ff.) Helmricht über das Vorwort bei Kanzelvorträgen in Tzſchirners Memorabilien 7. B. 1. St. 1818. Bertholdt über den Gebrauch des Gebets in Predigten, Erlangen, 1819. 8.

Viertes Kapitel.

Ueber den Gang, den die Ausführung ſelbſt zu nehmen und feſtzuhalten hat.

Abtheilung I.

Stellung und Form der Propoſition und Partition.

Durch den Eingang einer Rede ſollen die Zuhörer das eigentliche Ziel (den Zweck) der ganzen Handlung klar und beſtimmt in das Auge faſſen, und in den Stand geſetzt werden, in geiſtiger Wechſelwirkung mit dem Redner, nach dieſem Ziele unaufhaltſam vorwärts zu ſchreiten. Dieſe Abſicht liegt auch ohne Zweifel der gewöhnlichen Sitte zum Grunde, da, wo die Ausführung ſelbſt beginnen ſoll, den auszuführenden Hauptgedanken in wenig Worten beſtimmt auszuſprechen. Die römiſche Rhetorik nannte dieſs *propoſitio;* wiewohl dieſer Ausdruck auch von einzelnen mitten in der Rede

vorkommenden Sätzen, gebraucht wird, welche den Hauptinhalt eines einzelnen auszuführenden Beweiſes kurz und beſtimmt angeben. Quinctil. *inſtitt. oratt. l. 4. c. 2. §. 4. p. 235. ed. Wolf. T. I.* bemerkt, nicht immer ſey in gerichtlichen Reden nach dem *exordio* eine beſondere *narratio* (*uberior rei geſtae expoſitio*) nothwendig: *ſunt enim quaedam tam breves cauſae, ut propoſitionem potius habeant, quam narrationem.* Und *c. 4. p. 262 ff.* ſpricht er ausführlicher über die Propoſition: *mihi autem propoſitio videtur omnis confirmationis initium; quod non modo in oſtendenda quaeſtione principali, ſed nonnunquam etiam in ſingulis argumentis poni ſolet, maximeque in his, quae ἐπιχειρήματα vocantur. Sed nunc de priore loquimur. Ea non ſemper uti neceſſe eſt. Aliquando enim ſine propoſitione aliqua quoque ſatis manifeſtum eſt, quid in quaeſtione verſetur; utique, ſi narratio ibi finem habet, ubi initium quaeſtio; adeo, ut aliquando ſubjungatur expoſitioni, quae ſolet in argumentis eſſe ſumma collectio: haec, ſicut expoſui, ita geſta ſunt, judices; inſidiator ſuperatus, vi victa vis, vel potius oppreſſa virtute audacia eſt. Sed nonnunquam valde utilis eſt, praecipue, ubi res defendi non poteſt, de fine quaeritur — item, in cauſis obſcuris, aut multiplicibus, nec ſemper propter hoc ſolum, ut ſit cauſa lucidior, ſed aliquando etiam, ut magis moveat; movet autem, ſi protinus ſubtexantur aliqua, quae profint.* Und weiter unten §. 9. *p. 264. Habet interim vim propoſitionis, etiamſi per ſe non eſt propoſitio, cum expoſito rerum ordine ſubjicimus: de his cognoſcitis; ut ſit haec commonitio judicis, quo ſe ad quaeſtionem acrius intendat, et, quodam velut tactu excitatus, finem eſſe narrationis, et initium probationis intelligat; et, nobis confirmationem ingredientibus, ipſe quoque novum quodammodo audiendi ſumat exordium.* Was Quinctilian beſtimmter *propoſitio* nennt, begriff Cicero mit unter dem Namen

partitio, im 1. Buch *de inventione* c. 22. *Recte habita in cauſa partitio illuſtrem et perſpicuam totam efficit orationem. Ejus partes duae ſunt, quarum utraque magnopere ad aperiendam cauſam, et ad conſtituendam pertinet controverſiam. Una pars eſt, quae, quid cum adverſariis conveniat, et quid in controverſia relinquatur, oſtendit; ex qua certum quiddam deſignatur auditori, in quo animum debeat habere occupatum* *). *Altera eſt, in qua rerum earum, de quibus erimus dicturi, breviter expoſitio ponitur diſtributa etc.* Eben darauf bezieht ſich die Stelle *de orat. l.* 2. c. 81. *Sequitur, ut cauſa ponatur, in quo videndum eſt, quid in controverſiam veniat.* In der griechiſchen Rhetorik wurde dieſs öfters πρόθεσις (ſ. Ariſtoteles τέχνη ῥητορ. *l.* 3. *c.* 13.) oder πρόταϛις (Anon. de rhetor. ed. Fiſch. p. 202.) genannt, wiewohl ſich die Rhetoren in dem Gebrauch dieſer Ausdrücke, ſo wie der Subſtantiven πρόφάσις, προέκθεσις, ὑπόϛεσις nicht immer gleich blieben, ſondern bisweilen auch einen Theil des Einganges, oder die *narratio*, oder die *partitio* damit bezeichneten. S. Erneſti *lexicon technologiae Graecorum rhetoricae Lipſ.* 1795. *p.* 288. 290. 297. 299. So wie die politiſche Beredſamkeit der Alten, aus Gründen, die Quinctilian in der angeführten Stelle mit beſonderer Hinſicht auf die gerichtliche bemerklich machte, eine beſondere *propoſitio* nicht als etwas abſolut Nothwendiges betrachtete (ein Beiſpiel giebt unter andern die erſte Philippica des Demoſthenes); ſo bemerkt man auch bei unſeren Kanzelrednern keine unbedingte Befolgung

*) Dieſe letzteren Worte geben deutlich zu erkennen, daſs Cicero hier daſſelbe im Sinn hatte, was Quinctilian an a. O. *propoſitio* nennt. Und man bemerkt zugleich, wie ſich dieſe Bezeichnung der Propoſition, als einer kurzen und beſtimmten Angabe deſſen, was zwiſchen dem Redner und den Gegnern ſtreitig ſey, genau auf den ſpeciellen Charakter und Zweck der gerichtlichen Beredſamkeit bezieht.

dieſes Grundſatzes. Bisweilen kann auch wohl die Art und Weiſe, wie ſich der Redner zum Hauptgegenſtande wendet, am Ende des Einganges, oder im Uebergange vom Text zum Thema, den Zweck der Rede ſo deutlich und beſtimmt zu erkennen geben, daſs der Zuhörer auch ohne die gewöhnliche Form der Propoſition das Thema richtig auffaſst, und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zum Anfange der Ausführung kommt. Vgl. z. B. Spalding neue Predigten 2. Theil, Berlin, 1804. S. 6. Herder's Werke zur Religion und Theologie 2. Theil (Tübingen, 1805.) S. 147. S. 369. Doch dürfte das Unterlaſſen dieſer Ankündigung in ſolchen geiſtlichen Reden, die weder eigentliche Homilieen ſind, noch unter die Gattung jener freieren Vorträge, die man Caſualreden nennt, gehören, meiſtentheils nicht zu rechtfertigen ſeyn. Denn, nicht ſelten beſteht der auszuführende Gegenſtand aus einer Verknüpfung mehrerer allgemeiner Begriffe zu einem Ganzen (z. B. wenn man von der frommen Aufmerkſamkeit des wahren Chriſten auf diejenigen Wohlthaten Gottes, die uns täglich zu Theil werden, ſprechen will); hier iſt es wenigſtens für den minder gebildeten, im eigenen Denken wenig geübten Zuhörer weit ſchwieriger, einen ſolchen Hauptſatz aus dem Uebergange zur Ausführung ſelbſt herauszufinden, als bei einer ganz einfachen Propoſition (z. B. von der Dankbarkeit gegen Gott überhaupt). Und die Erfahrung lehrt auch, daſs die Zuhörer, ſowohl gebildete als ungebildete, einmal daran gewöhnt, eine eigentliche Propoſition aus dem Munde des Redners zu erwarten pflegen, und ihm daher gewöhnlich noch bereitwilliger auf ſeinem Wege folgen, wenn er ihnen das Ziel der Handlung in dieſen beſtimmten Umriſſen vorgezeichnet hat. Soll aber die Propoſition ihrer Beſtimmung ganz entſprechen, ſo muſs ſie auch ſo beſchaffen ſeyn, daſs die Einheit des Thema *) wirklich

*) S. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 5 ff. — Was in freien Homilieen Propoſition genannt werden könne?

daraus hervorleuchtet; so muss sie Deutlichkeit und Bestimmtheit mit möglichster Kürze des Ausdrucks vereinigen, denn je präciser die Proposition, der Deutlichkeit unbeschadet, abgefasst werden kann, desto mehr erleichtern wir dem Zuhörer das Geschäft, die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt zu fixiren; so muss der Redner hier mit besonderer Sorgfalt jeden Ausdruck vermeiden, der mit der eigenthümlichen Würde des Kanzelvortrags nicht vereinbar ist; denn nichts ist leichter im Stande, die ganze Aufmerksamkeit der Zuhörer von der Predigt abzuziehen, als irgend etwas Auffallendes und Anstössiges in der Ankündigung des Thema **). Fehlerhaft wäre z. B. in den zuerst genannten Rücksichten die Proposition: wie gut es für uns seyn, und wie sehr unser wahres Beste dabei gewinnen würde, wenn wir überall zu dem kindlichen Sinne, und zu dem, was einfach und natürlich ist, zurückkehren wollten. Warum nicht kürzer, und, ohne dass man zwei verschiedene Gegenstände, die Rückkehr zu dem kindlichen Sinne überhaupt, und die Rückkehr zu dem was einfach und natürlich ist, behandeln zu wollen scheint: lasst uns Kinder werden durch Rückkehr zu dem, was einfach und natürlich ist? Manche geistliche Redner bewähren eine eigene schätzenswerthe Gabe, schon durch die Stellung des Thema, durch überraschende, kräftige, mit wenigem viel sagende, erhebende Formen des Ausdrucks die Aufmerksamkeit in vorzüglichem Grade zu wecken, und ein le-

---

s. die Theorie der redner. Erf. S. 129. Wir werden weiter unten noch einmal darauf zurückkommen.

**) S. Quinctil. *institt. oratt. l. 4. c. 5. T. 1. ed. Wolf. p. 269. Et divisa, et simplex propositio, quoties utiliter, adhiberi potest, primum debet esse aperta atque lucida (nam, quid sit turpius, quam id esse obscurum ipsum, quod in eum solum adhibetur usum, ne sint cetera obscura?) tum brevis, nec ullo supervacuo onerata verbo. Non enim, quid dicamus, sed, de quo dicturi sumus, ostendimus.*

bendiges Intereſſe für den Gegenſtand zu erregen. Vergl. z. B. in Dräſeke's Predigten über freigewählte Abſchnitte der heiligen Schrift, 2. Jahrganges 1. und 2. Theil (Lüneburg, 1819.) folgende Themen: hütet euch vor dürrem Herzen (über Pſ. 32, 4.) Die Kunſt im Leben viel auszurichten (Marci 1, 32—39.) Der liebe Gott (1 Joh. 4, 16.) Wie find' ich Gott? (Apoſtelgeſch. 17, 27.) Je mächtiger der Tod um uns her iſt, deſto mächtiger ſoll das Leben in uns ſeyn (2 Cor. 4, 12.) Jeder Kirchentag, ein Familientag Gottes (Epheſ. 2, 19.) Wie der Sohn Gottes auch jetzt noch an Todtenbahren Wunder thue bei gläubigen Seelen (Lucä 7, 11—17.) Wir ſind alle des heiligen Geiſtes voll (Apoſtelgeſchichte 4, 31. 32.) Oder in Harms Sommerpoſtille 1. und 2. Theil (Kiel, 1811. und 1815.) folgende: Der breite Weg (des Laſters, Lucae 16, 19—31.) Der ſchmale Weg (der Tugend, 1 Cor. 9, 24 fg.) Der Würgengel im bürgerlichen Leben, der Wucher (5 Moſ. 23, 19.) Was fehlt mir noch? (Römer 12, 7—16.) Der Geiſt auſſer dem geiſtlichen Stande (1 Cor. 12, 7—11.) Bisweilen benutzt der eben genannte berühmte Kanzelredner irgend eine Stelle eines geiſtlichen Liedes zur Propoſition. Kann dies ſo geſchehen, daſs dem Zuhörer, ohne groſsen Aufwand von Worten, eine genaue und beſtimmte Vorſtellung von dem Endzweck der Predigt dadurch gegeben wird, ſo verdient dieſe Methode gewiſs allen Beifall, da ſolche Stellen aus bekannten und beliebten geiſtlichen Geſängen gewöhnlich etwas das religiöſe Gemüth vorzüglich Anſprechendes haben, und leicht behaltbar für das Gedächtniſs ſind (wenn z. B. eine Predigt über das Thema angekündigt wird: lebe wie du, wenn du ſtirbſt, wünſchen wirſt, gelebt zu haben). Weniger zweckmäſsig iſt ſie dann, wenn die gewählte dichteriſche Stelle den Gegenſtand nur bildlich

bezeichnet, oder, anstatt das Thema auszusprechen, die Ausführung selbst in ihren Umrissen darstellt, und also mehr zur Partition dient, als zur Propositon, wie in Harms Sommerpostille I. S. 197 fg.: Menschenlieb' und Gelindigkeit, das sey mein Ruhm in dieser Zeit, und, wenn ich werde übergehn, will ich damit vor Gott bestehn. Sehr leicht kann das Bestreben, durch die Stellung des Thema zu überraschen, die Aufmerksamkeit im hohen Grade zu spannen, und grosse Erwartung zu erregen, in eine verkehrte Sucht nach Paradoxieen ausarten; indem man entweder, auf Kosten der logischen Wahrheit, irgend einen bekannten Gegenstand unter einen Gesichtspunkt stellt, der zwar eigenthümlich, aber nicht auch wirklich richtig ist, und nicht ohne eine gewisse dialektische Täuschung, nicht ohne ein willkührliches Spiel mit Worten und Begriffen, so, wie er in der Propositon erscheint, durchgeführt werden kann, oder nach Ausdrücken hascht, die eine neue Idee, eine ganz originelle Verknüpfung von Begriffen anzukündigen scheinen, da doch die folgende Ausführung selbst, nur Bekanntes und Gewöhnliches darbietend, jeden nur einigermaasen selbstdenkenden Zuhörer zu der Entdeckung leitet, dass der Redner nur originell scheinen wollte, indem er in der Propositon ein seltenes Wort wählte, oder eine sonderbare Abweichung von dem gewöhnlichen und allgemein verständlichen Sprachgebrauche zu Hülfe nahm. Z. B. die Sünden des Menschen nach seinem Tode (wo man eigentlich nur von den verderblichen Folgen reden kann und will, die ein Sünder durch seine begangenen bösen Thaten, durch sein gegebenes böses Beispiel, nach seinem Tode noch in der Menschenwelt anrichtet). Oder: es giebt keine wahre Tugend ohne Schwärmerei (wo der Ausdruck: Schwärmerei, wenn der aufgestellte Satz in einem gewissen richtigen Sinne vertheidigt werden soll, offenbar in der Ausführung selbst in einem andern, als dem gewöhnlichen und bekannten tadelnden Sinne ge-

nommen werden muſs *). Oder (was ſchon in Ammon's Handbuch der Kanzelberedſamkeit S. 249. als Beiſpiel angeführt iſt): die Mütterlichkeit der chriſtlichen Kirche. Darum kömen auch die im 17. und in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur allzu häufig gebrauchten ſchematiſchen (bildlich ausgedrückten) Propoſitionen nicht unbedingt gerechtfertigt, und nicht ohne groſse Umſicht gebraucht werden. Schon Hallbauer in ſ. nöthigen Unterricht zur Klugheit erbaulich zu predigen (Jena, 1737.) machte auf dieſen Miſsbrauch aufmerkſam S. 304 ff. Vergl. auch Förtſch Anweiſung erbaulich zu predigen, Göttingen, 1757. S. 116 ff. Und Mosheim Anweiſung, erbaulich zu predigen, Erlangen, 1763. S. 254 fg. Da manche Kanzelredner der neueſten Zeit auf dieſe Manier mit beſonderer Liebe zurückkommen, ſo erneuert ſich auch für den Homileten unſerer Zeit die Pflicht, ein vor dem Miſsbrauch warnendes Wort zu reden. Man kann die Abſicht haben, in der Predigt ein in der heiligen Schrift von einem religiöſen oder moraliſchen Gegenſtande gebrauchtes Bild durchzuführen, und anwendbar zu machen; und dann lehrt die Natur der Sache ſelbſt, daſs die Propoſition, indem ſie den Zweck des Vortrags angeben will, wohl etwas Bildliches enthalten könne, und nicht ſelten dadurch ihrer Beſtimmung am meiſten entſpreche. Z. B. die Hirtentreue Chriſti über die Parabel Joh. Evang. 10, 1—12. Gewiſs wird auch niemand verkennen, wie höchſt erbaulich, mit welcher eindringenden Anſchaulichkeit ein Prediger, der überhaupt das Bildliche recht zu würdigen verſteht, über einen ſolchen Gegenſtand reden könne.

*) Ganz richtig aber faſste Dräſeke in den Pred. für denkende Verehrer Jeſu 5. Sammlung S. 552. die Propoſition enger und beſtimmter ſo: was vielen Menſchen (Weltmenſchen) Schwärmerei heiſst, das iſt die Seele des Glaubens und der Tugend.

Nur dürfte nicht jede bibliſche Allegorie und jede bibliſche Vergleichung für dieſen Endzweck geeignet ſeyn. Denn nicht jedes Bild erſcheint, ſobald es weiter ausgemalt, in ſeinen einzelnen Beſtandtheilen genau durchgeführt, und mit einzelnen Eigenſchaften und Thätigkeiten des damit bezeichneten Gegenſtandes zuſammengehalten wird, der eigenthümlichen Natur und Würde des Gegenſtandes vollkommen angemeſſen; während daſſelbe Bild, nur leiſe angedeutet, oder in ſeinen allgemeinſten Umriſſen verzeichnet, nicht den geringſten Anſtoſs giebt, und den Gedanken oder die Empfindung des Redenden eben ſo klar und lebendig, als edel, bezeichnet. Wer fühlt ſich nicht mächtig ergriffen, wenn Jeſus Matth. 23, 37. über die Einwohner Jeruſalems ausruft: wie oft habe ich wollen deine Kinder verſammeln, wie die Henne die Küchlein ſammelt unter ihre Flügel; aber — ihr habt nicht gewollt! Doch kann ich dem übrigens ſehr verehrten Dräſeke nicht beiſtimmen, wenn er (in ſ. Pred. über freigewählte Abſchnitte der heiligen Schrift, 2. Jahrganges 2. Theil, Lüneburg, 1819. S. 321 ff.) dieſes Bild zum Hauptgegenſtande einer Predigt macht, wo der Heiland als die Bruthenne dargeſtellt wird. So wahr und geiſtvoll auch die Anſichten ſind, die der Verfaſſer dieſer durchgeführten Vergleichung abzugewinnen wuſste; ſo kann man doch bei manchen Stellen, wie S. 330.: „wo der Gottesſohn brütet, da kommen lauter Gotteskinder zum Vorſchein“ oder: „laſſet uns auf die Frage Antwort geben, was das treue Brüten der Liebe Jeſu bisher gefruchtet habe“ u. dgl., die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs die vom Erlöſer mit wenig Worten, und bloſs in Beziehung auf das ſchützende Sammeln unter die Flügel angedeutete Vergleichung in dieſem Kanzelvortrage über ihre Grenzen hinausgeführt worden ſey. Uebrigens iſt auch dabei der Umſtand wohl zu beachten, daſs nicht jeder, den nächſten Umgebungen Jeſu und der Apoſtel und den damaligen Verhältniſſen wohl an-

gemeſſene bildliche Ausdruck in völlig gleichem Verhältniſſe zu der Denk- und Empfindungsweiſe unſeres Zeitalters ſtehe. Noch gröſsere Vorſicht iſt bei dem Gebrauche eines ſolchen Bildes zu irgend einer ſchematiſchen Propoſition nöthig, das in der heiligen Schrift gar nicht, oder wenigſtens nicht in dieſer beſtimmten Beziehung vorkommt; denn nichts iſt leichter, als, von einer lebhaften aber regellos umherſchweifenden Phantaſie geleitet, indem man vielleicht an irgend eine bibliſche figürliche Redensart ſich erinnert, die blos einen Nebenumſtand an einem Gegenſtande bezeichnen ſoll, aber nicht dem Gegenſtande ſelbſt zum Bilde dienen kann (z. B. der jüngſte Tag wird kommen, wie ein Dieb in der Nacht), oder indem man bibliſche Ausdrücke, die in verſchiedenen Stellen in ganz verſchiedenem Zuſammenhange gebraucht worden ſind, ſonderbar zuſammenknüpft, auf Propoſitionen zu kommen, die entweder geziert, gekünſtelt, unverſtändlich ſind, oder mit der Würde der Religion, und mit dem eigenthümlichen Geiſte des Chriſtenthums nicht harmoniren *). Daſs es endlich ein homiletiſcher Miſsgriff ſey, wenn es zur Regel gemacht wird, ſchematiſche Themen aufzuſtellen (ſchon darum, weil die eigenthümliche Kraft, die ein ſolches Thema bewähren ſoll, die Aufmerkſamkeit zu erregen und zu ſpannen, durch die ſtete Gewohnheit verloren geht), und wenn die weitere Eintheilung und Ausführung des Hauptgedankens zu dem für die Propoſition gewählten Bilde in keiner weiteren Beziehung ſteht, darf nur mit einem Worte angedeutet werden.

Das rechte Verhältniſs der gewählten Propoſition zu dem bibliſchen Texte iſt in der Theorie der redneriſchen Erfindung S. 139 — 177. ausführlich entwickelt worden. Man pflegt, wie bekannt, denjenigen Ab-

*) Viele Beiſpiele ſolcher Verſtöſse wider den ächten homiletiſchen Geſchmack haben Hallbauer und Förtſch in den oben angef. Stellen geſammelt.

ſchnitt der Predigt, der ſich damit beſchäftigt, dieſen Zuſammenhang des Thema mit dem Texte darzuthun, den Uebergang (*tranſitus*) zu nennen. Die Wahl der Propoſition ſoll hier, als eine textgemäſse, gerechtfertigt werden; obgleich der Prediger dadurch keineswegs von der Pflicht entbunden wird, auch in der Ausführung ſelbſt von ſeinem Texte, wie von der heiligen Schrift überhaupt, die möglichſte, auf das Thema ſich beziehende Anwendung zu machen. Es iſt bereits oben im zweiten Kapitel bemerkt worden, daſs der Eingang ſelbſt nicht ſelten ſehr zweckmäſsig von dem Texte ausgehen, und ſo zugleich den Uebergang bilden könne. Wo aber der Text erſt nach dem *exordio* von der Kanzel verleſen wird, und das vorausgegangene *exordium* noch nicht auf den Text ſelbſt eingehen konnte, ſondern mit andern das Thema ſelbſt zunächſt einleitenden Sätzen beſchäftigt ſeyn muſste, wo alſo noch ein beſonderer *tranſitus* nöthig wird, da muſs auch nothwendig dieſer *tranſitus*, damit die Handlung der Rede dem Geſetze der Stetigkeit entſpreche, und innerer Einheit nicht ermangele, mit dem Eingange zuſammenhängen, und es darf nicht den Anſchein haben, als ob man dort (im *exordio*), und hier (im *tranſitus*) auf zwei ganz verſchiedenen Wegen zur Propoſition gekommen ſey *). Wie dieſer Zuſammenhang entſtehe, ergiebt ſich von ſelbſt aus dem, was in der Theorie der redneriſchen Erfindung S. 147 über das unmittelbare und mittelbare Ableiten des Thema aus dem Texte geſagt worden iſt. Man kann nämlich im *tranſitus* ent-

*) Einen ähnlichen Grundſatz über die leichte und natürliche Verbindung zwiſchen dem Eingange und dem darauf Folgenden hat Quinctilian. ausgeſprochen *inſtitt. oratt. l. 4. c. 1. ex. Quoties autem prooemio fuerimus uſi, tum, ſive ad expoſitionem transibimus, ſive protinus ad probationem, id debebit in principio poſtremum eſſe, cui commodiſſime jungi initium conſequentium poterit.*

weder den im Eingange bereits ausgeſprochenen Hauptſatz der Predigt ſelbſt, oder denjenigen Satz des Einganges, der zunächſt auf die Propoſition hinführte, als einen im Texte ſelbſt, ſey es figürlich, ſey es mit eigentlichen Worten, beſtimmt ausgedrückten, oder wenigſtens mit dem Inhalte des Textes genau und nothwendig zuſammenhängenden Gedanken darſtellen. Wer z. B. über die Perikope Lucae 17, 11—18. das Thema behandeln wollte: die fromme Achtſamkeit des wahren Chriſten auf die täglichen Wohlthaten Gottes, würde im *exordio* folgende Gedanken zur Einleitung wählen: die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott wird gewiſs von allen religiöſen Menſchen, von allen Bekennern Jeſu, als eine heilige Pflicht erkannt. — Doch giebt es viele, bei denen ſich dieſe Geſinnung und Empfindung in ihrem wirklichen inneren und äuſseren Leben bei weitem nicht ſo regſam und lebendig zeigt, als man es wohl erwarten ſollte — ſie fühlen ſich zwar von frommen Rührungen durchdrungen, wenn ihnen eine beſondere Wohlthat Gottes zu Theil wird, die ihre Aufmerkſamkeit vorzüglich erregt — aber, die Segnungen des Höchſten, welche ſie täglich, ja ſtündlich empfangen, pflegen ſie mit gleichgültigem Auge zu betrachten — nicht ſo der wahre Chriſt u. ſ. w. Der *tranſitus* vom Texte zum Thema würde ſodann jenen, dem eingeleiteten Hauptſatze zunächſt voraus gegangenen, Gedanken von dem eigenthümlichen Eindrucke, den beſondere Wohlthaten Gottes auf den Empfänger machen, dem es nicht an aller Frömmigkeit und Dankbarkeit fehlt, wieder aufnehmen — denn darauf zunächſt führt die Erzählung des Textes von dem für ſeine Geneſung innig dankbaren Samariter — würde alſo dieſer Geſinnung, welche den einen Samariter vor den neun übrigen mitgetheilten ſo rühmlich auszeichnete, volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und davon leicht und natürlich zur Propoſition zurückkehren, ohngefähr in folgender Wendung: wir erkennen es als ein gutes Zei-

chen religiöser Gesinnung, dass jener Samariter die Gröfse der göttlichen Wohlthat dankbar anerkannte, die ihm durch seine unerwartete und völlige Genesung zu Theil geworden war; wie aber? soll unsere Dankbarkeit verstummen, wenn wir geraume Zeit, vielleicht den gröfsten Theil unseres Lebens hindurch, im ungestörten Besitze und Genusse unserer Gesundheit und körperlichen Kräfte sind? soll es immer besonderer und eigenthümlicher Anregungen von aufsen bedürfen, uns fühlen zu lassen, wie gütig und freundlich der Herr sey? können wir uns rechtfertigen und entschuldigen, wenn wir überhaupt die täglichen Segnungen Gottes, die leiblichen und geistigen, mit gleichgültigem Auge betrachten? u. s. w. Läge dagegen dieser Predigt die Stelle des Briefes an die Epheser K. 5. v. 20. als Text zum Grunde: saget Dank allezeit für alles Gott und dem Vater u. s. w., so würde auch der Uebergang unmittelbar die im *exordio* schon eingeleitete Propositon selbst wieder auffassen, und nur mit wenig Worten nachzuweisen haben, wie bestimmt und deutlich der apostolische Ausspruch die fromme Achtsamkeit auf die täglichen Wohlthaten Gottes als eine wahrhaft christliche Gesinnung bezeichne. Wenn nun auch zugegeben wird, dass die Ableitung des Thema aus dem Texte im ersten Falle gewöhnlich eines umständlicheren *transitus* bedürfe, als im zweiten; so ist und bleibt es doch immer allgemein gültige Regel: jeder Uebergang ist um so gelungener, je mehr er sich (der Deutlichkeit unbeschadet) durch Einfachheit und Kürze empfiehlt. Nicht eine vollständige Erklärung des ganzen Textes (zumal, wenn er mehrere Verse in sich fasst, wenn er eine ganze evangelische oder epistolische Perikope enthält) gehört zu dem eigentlichen Zwecke des Ueberganges; diefs kann, wo der Prediger diese Absicht wirklich hat, nur durch die Ausführung selbst geschehen, in gewöhnlichen Predigten nämlich bei der Entwickelung einzelner Punkte des Thema, welche zur speciellen Be-

nutzung und Erklärung einzelner Theile des Textes Veranlaſſung darbieten, und in Homilieen durch die ganze Anlage des Vortrags. Dem *tranſitus* gehört nur ſo viel Erklärung des Textes an, als unumgänglich nöthig iſt, um das Textgemäſse der gewählten Propoſition anſchaulich und klar zu machen. Alles andere würde hier die Aufmerkſamkeit des Zuhörers von der Hauptſache abziehen und zerſtreuen — oder — den Zuhörer, der, nach dem Eingange, zur Ausführung ſelbſt mit ſeinen Gedanken und Wünſchen forteilt, als ein unnöthiger Aufenthalt, unangenehm befremden — alſo — auf jede Weiſe den Fortgang der Handlung hemmen.

Von demjenigen Punkte an, wo der Zuhörer klar und beſtimmt erkennt, auf welchen Gegenſtand der ganze Vortrag ſich beziehen ſoll, ſchreitet nun die durch den Eingang eingeleitete Handlung in der beſtimmteſten Richtung nach ihrem eigentlichen Ziele fort. In den Gemüthern der Zuhörer beginnt nun eine gröſsere Spannung der Aufmerkſamkeit (vorausgeſetzt, daſs der Eingang das Seinige geleiſtet habe); und dieſe Spannung iſt mit einem gewiſſen Wohlgefallen verknüpft; die geiſtige Thätigkeit, die in der feſten Richtung der Aufmerkſamkeit auf den vom Redner gewählten und bezeichneten Gegenſtand beſteht, wird dem Zuhörer angenehm, weil er Intereſſe an der Perſon des Redners nimmt, der ſich ihm durch ſeinen ganzen Auftritt und durch den angekündigten, guten und wichtigen Endzweck des Vortrags bereits empfohlen hat, und, weil er die Sache ſelbſt aus einem intereſſanten Geſichtspunkte betrachtet. Während des Einganges, ſo lange uns das beſtimmte Ziel, nach welchem wir unſere Thätigkeit hinrichten ſollen, mehr in die Ferne gerückt iſt, verhalten wir uns bei dem Anhören einer Rede mehr paſſiv, als aktiv, geben uns den Eindrücken hin, welche auf uns geſchehen, und laſſen uns von dem Redner ſtimmen. Iſt uns aber das Ziel der Handlung näher getreten; ſo fangen wir auch an, bei geſpannterer Aufmerkſamkeit

und ſteigendem Intereſſe, ſelbſtthätiger als vorher, mit dem Redner zugleich zu handeln.

In dieſe fortſchreitende Entwickelung der geiſtigen Thätigkeit der Zuhörer greift die mit der Propoſition gewöhnlich verknüpfte Partition zweckmäſsig ein. Schon die alte griechiſche und römiſche Rhetorik legte einen gewiſſen Werth auf eine, der Ausführung ſelbſt vorangehende, beſtimmte und präciſe Angabe der Hauptpunkte, die, in genauer Beziehung auf den Zweck des Vortrags, in der angegebenen Ordnung, durchgeführt werden ſollen. Im Sprachgebrauch der griechiſchen Rhetoren lag dieſer Begriff mit in dem, was man *πρόθεσις*, *propoſitio argumenti* nannte, ſ. Ariſtot. *τέχνη ῥητορ. l.* 3. *c.* 13. Bei einem ſpäteren Rhetor, Hermogenes *περὶ εὑρέσεων l.* 3. *c.* 2. *p.* 126. (*edit. Colon. Allobr.* 1614.) wird dieſs die *προκατασκευή* (*praeparatio confirmationis*) genannt, und ſo definirt: *ἔργον δὲ αὐτῆς τὸ προεκτίθεσθαι τὰ κεφάλαια, καὶ τὰ ζητήματα, οἷς πεμπλαχεὶς ὁ λόγος συμπληρώσει τὴν ὑπόθεσιν.* (Doch wird der Ausdruck weiter unten p. 130. auch in einem andern Sinne gebraucht, von einer die *probatio* ſelbſt in gerichtlichen Reden vorbereitenden Berufung auf gewiſſe Staatsgeſetze). Daſſelbe bezeichnet Cicero *de invent. l.* 1 *c.* 22. mit dem Ausdruck *partitio*, und unterſcheidet die eine Art der *partitio* (*quae oſtendit, quid cum adverſariis conveniat, et quid in controverſia relinquatur* — eigentlich *propoſitio*) von der andern Art, *in qua rerum earum, de quibus erimus dicturi, breviter expoſitio ponitur diſtributa, ex qua conficitur, ut certas animo res teneat auditor, quibus dictis intelligat fore peroratum* *). Man bemerkt auch hier immer im Defini-

*) Bei dem *Auctor ad Herenn. l.* 1. *c.* 10. wird dieſe andere Art, was wir eigentlich *partitio* nennen, mit dem Ausdruck *diſtributio* bezeichnet, und wieder in zwei verſchiedene Arten eingetheilt, a) *enumeratio, cum dicemus numero, quot de rebus dicturi ſimus*, b) *expoſitio, cum res, de quibus dicturi ſumus, exponimus breviter et abſolute.*

ren die ſpecielle Beziehung auf den Charakter der gerichtlichen Beredſamkeit. Eben ſo Quinctil. *inſtitt. oratt. l.* 4. *c.* 5. *in. Partitio eſt noſtrarum aut adverſarii propoſitionum, aut utrarumque ordine collata enumeratio.* So wie man durch die Ankündigung des Thema die Aufmerkſamkeit der Zuhörer feſt auf das beſtimmte Ziel der Rede hinrichtet; ſo gewährt die *partitio* den Vortheil, daſs ſie nun auch den Weg zu dieſem Ziele in allgemeinen Umriſſen kennen lernen, die einzelnen weſentlichen Punkte der Ausführung ſchon bei dem Beginnen derſelben, als ſolche, beſtimmt auffaſſen, ſie während des Fortganges der Ausführung leicht im Gedächtniſſe behalten, und den Zuſammenhang ſich klärer vergegenwärtigen, der die einzelnen Abſchnitte zu einem Ganzen verbindet, als ohne vorausgegangene Partition. Sehr richtig erklärte ſchon Cicero *de invent. l.* 1. *c.* 22. *Recte habita in cauſa partitio illuſtrem et perſpicuam totam efficit orationem.* Und Quinctil. *inſtitt. oratt. l.* 4. *c.* 5. *T. I. ed. Wolf. p.* 269. *Neque enim ſolum id efficit, ut clariora fiant, quae dicuntur, rebus velut ex turba extractis, et in conſpectu iudicum poſitis; ſed reficit quoque audientem certo ſingularum partium fine; non aliter, quam facientibus iter, multum detrahunt fatigationis notata inſcriptis lapidibus ſpatia. Nam et exhauſti laboris noſſe menſuram voluptati eſt, et hortatur ad reliqua fortius exequenda, ſcire, quantum ſuperſit. Nihil enim longum videri neceſſe eſt, in quo, quid ultimum ſit, certum eſt.* Nur möchte ich den zweiten hier bemerkten Vortheil, daſs nämlich der Zuhörer, nach vorausgegangener Partition, indem er nun das Fortſchreiten der Handlung zu ihrem Ende von einem Punkte zum andern deutlicher wahrnimmt, nicht ſo leicht in dem Geſchäfte des Nachdenkens ermüde, nicht zu hoch anſchlagen, und keineswegs als einen weſentlichen Grund für den Gebrauch der Partition betrachten. Denn zunächſt und hauptſächlich iſt es doch immer der ganze Geiſt und die Anlage der Rede

selbst, die rechte Proportion des Umfanges, das Interessante der Gedanken, des Ausdrucks, des mündlichen Vortrags, wodurch die Aufmerksamkeit lebendig und regsam erhalten werden kann und soll; und es gehört unstreitig zu den besten und sichersten Zeichen, an denen sich erkennen läßt, wie wohl der Redner gesprochen habe, wenn sich der Zuhörer während des Vortrags nicht im mindesten veranlaßt fühlte daran zu denken, ob die Handlung nun bald an ihrem Ziele sey. Da indessen die Reden der Alten, hauptsächlich die gerichtlichen, nicht selten weit über den gewöhnlichen Umfang unserer Kanzelreden hinausgingen *), und also die Aufmerksamkeit der Richter und anderer Zuhörer, ungeachtet des anschaulichen und konkreten Stoffes, der in diesen Vorträgen behandelt wurde, durch die Länge selbst ermüdet werden konnte; so dürfte die Bemerkung des Quinctilian darinn eine Rechtfertigung finden. Was derselbe Rhetor in dem angeführten Abschnitte p. 265. *sq. ed. Wolf.* gegen den steten Gebrauch der Partition erinnert: *pleraque gratiora sunt, si inventa subito, nec domo allata, sed inter dicendum ex re ipsa nata videantur*, und: *propositis probationibus, omnis in reliquum gratia novitatis praecerpitur*, das leitet zwar, (abgesehen von diesem Bestreben, einem durch vorhergegangene Meditation gefundenen Satze das Ansehen eines erst jetzt während der Rede gefundenen zu geben — worinn doch eigentlich eine Täuschung liegt) auf eine Bemerkung hin, die es überhaupt zweifelhaft machen könnte, ob sich der Redner einer Ankündigung der Hauptheile nach der Propositon bedienen solle, ob nicht ein größerer Reiz für die geistige Thätigkeit der Zuhörer entstehe, wenn er erst während der Ausführung selbst einen Hauptpunkt

*) S. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 239. Vergl. auch Cic. *Brutus c.* 194. *Dial. de causis eloq. corruptae c.* 19. Plinii *epp. l.* 4. *ep.* 9. §. 9. und was Gierig bemerkt in den Noten zu Plinii *epp. l.* 2. *ep.* 11. §. 14. 15.

nach dem andern hervortreten ſieht, ohne ſie vorher ſchon ſämmtlich in einem allgemeinen Umriſſe zu überblicken? Nach meiner Ueberzeugung und Erfahrung dürfte jedoch der oben erwähnte intellektuelle Vortheil, den die *partitio* gewährt, dem Gebrauch derſelben, in Beziehung auf die geiſtige Bildung und Faſſungskraft, der meiſten Zuhörer, in geiſtlichen Vorträgen ein überwiegendes Wort reden *). Nur möchte ich auf der andern Seite die beſtimmte Ankündigung der Hauptheile eben ſo wenig als etwas für den Zweck der Rede abſolut Nothwendiges betrachten, das keinem Produkte der Beredſamkeit mangeln dürfe. Denn, daſs der Zuhörer auf die weſentlichen Punkte der Ausführung ſeine Aufmerkſamkeit feſt und beſtimmt während des Vortrags hinrichte — dieſer Endzweck kann wohl auch häufig durch die Art und Weiſe, wie die Rede aus einem durchgeführten Punkte in den andern übergeht, oder bei dieſem und jenem Abſchnitte — durch kurze, gedrängte kräftig eindringende Zurückweiſungen auf die bereits dargeſtellten Hauptſätze (Rekapitulationen) erreicht werden, auch ohne eine förmlich ausgedrückte Partition nach der Propoſition. Und überhaupt darf man wohl die Beſtimmtheit, mit welcher der von dem Redner logiſch entworfene Plan des Ganzen dem Zuhörer vor Augen ſchwebe, nicht zu hoch anſchlagen. Die eigentliche Beſtimmung der Rede (Vereinigung der Beſtrebungen des Zuhörers mit dem Streben des Redners zu einem gewiſſen Ziele) iſt in der That erreicht, wenn der Zuhörer mit einem klaren Bewuſstſeyn wahrhaft überzeugender Gründe, mit lebendiger Begeiſterung für die Sache, mit feſten Entſchlieſsungen hinweggeht. Die-

*) Ein anderer Einwurf, den Quinctilian ebendaſelbſt gegen den ſteten Gebrauch der Partition erwähnt: *interim vero etiam fallendus eſt iudex, et variis artibus ſubeundus, ut aliud agi, quam quod petimus, putet u. ſ. w.*, bezieht ſich auf eigenthümliche Verhältniſſe der alten gerichtlichen Beredſamkeit.

ſer Totaleindruck aber ſetzt nicht nothwendig voraus, daſs er ſich auch am Ende der Rede von der ganzen logiſchen Dispoſition des Vortrags (die freilich in der Seele des Redners zum Grunde liegen muſs) Rechenſchaft zu geben wiſſe, von der beſtimmten Ordnung und Aufeinanderfolge, in welcher die Handlung allmälig bis zu dieſem Endpunkte gekommen iſt. Von ungebildeten, im Denken wenig oder nicht geübten Zuhörern läſst ſich dieſs ohnehin, auch bei dem Gebrauch der Partition, nicht erwarten. Eine kurze, deutliche und beſtimmte Angabe der Haupttheile (oder der Unterabtheilungen einzelner Haupttheile), die der Ausführung derſelben unmittelbar vorausgeht, kann alſo wohl dem Zuhörer das intellektuelle Geſchäft bei der Handlung der Rede erleichtern, kann öfters dazu beitragen, die Aufmerkſamkeit auf gewiſſe Punkte mehr zu fixiren, kann dem Redner ſelbſt gewiſſermaſsen zur Empfehlung dienen, als ein Zeugniſs für die Genauigkeit und Klarheit, mit welcher er den ganzen Umkreis ſeiner Gedanken, die Materialien ſeines Vortrags wohl durchdacht und wohl berechnet hat, kann ſelbſt erwartet und ungern vermiſst werden, wo die Zuhörer einmal durch die Sitte daran gewöhnt ſind. Aber als bindende Norm und Regel iſt die Homiletik weder das Anwenden noch das Weglaſſen der Partition aufzuſtellen befugt. Auch haben ſich wirklich ältere und neuere Kanzelredner nicht daran gebunden. Vgl. was Roſenmüller in ſ. Beitrage zur Homiletik (Leipzig, 1814.) über den Chryſoſtomus S. 117 ff. bemerkt. Dazu aber verpflichtet die Natur der Sache jeden Redner, der ſich einer förmlichen Partition bedient, alles Dunkle, Weitſchweifige, Gekünſtelte und Gezierte im Ausdruck zu meiden; mit möglichſter Klarheit, Beſtimmtheit, Präciſion, nicht mehr und nicht weniger anzukündigen, als wirklich in dieſen Theilen oder Unterabtheilungen ausgeführt werden ſoll. Und, wie bei den Propoſitionen, ſo kann auch hier ein zweckmäſsiger Wechſel der Formen, oder das Eigenthümlich-Ueber-

raſchende und Kräftige des Ausdrucks die Aufmerkſamkeit in höherem Grade ſpannen, und vorzügliches Intereſſe für die auszuführenden Sätze erregen. Vergl. z. B. Harms Winterpoſtille S. 3. Thema: der Ruf der Kirche: kommet herein! (am 1. Advent gehalten) Theile: 1) kommet herein, unſchuldige Seelen, die Verführung wird immer gröſser, 2) kommet herein, laue Chriſten! der Kaltſinn iſt auf's höchſte geſtiegen, 3) kommet herein, Angeſehene und Mächtige, die Thronen wanken, 4) kommet herein, ihr Reichen und Begüterten, morgen könnt ihr Bettler ſeyn. S. 123. Thema: Thue recht, und ſcheue niemand. Theile: ich werde zu zeigen ſuchen, daſs dieſes Sprüchwort ſey 1) ein Wort zur Lehre, 2) ein Wort voll Kraft, 3) ein Wort zum Troſt, oder kürzer, daſs es ſey: ein Denkſpruch, ein Kraftſpruch, ein Troſtſpruch S. 283. (Charfreitagspredigt): der Tod im Leben. 1) Ihr ſelber ſeyd ein fallend Laub, 2) und, was ihr thut, zerfällt in Staub, 3) und, was ihr habt, wird Todesraub. S. 293. (Oſterpredigt): das Leben im Tode, 1) ſchöner aufzublühn werd' ich geſäet, 2) von meiner That entweichet nur der Schein, 3) was ich verloren, find' ich ewig wieder!

Vierten Kapitels Abtheilung II.

Grundſätze für die Anordnung des Ganzen, auf deren Beobachtung zunächſt die Beſtimmtheit und Klarheit der unaufhaltſam fortſchreitenden Entwickelung der Gedanken beruht.

Wenn das Ankündigen der Hauptheile oder Unterabtheilungen aus den bemerkten Gründen nicht als etwas abſolut Nothwendiges betrachtet werden kann; ſo

ist es doch auf der andern Seite unnachläfslicher Forderung, dafs eine gewiffe beftimmte Ordnung (Planmäfsigkeit) in dem Gange der Rede herrfche; und es gehört zu den Pflichten der Rhetorik und Homiletik, in fo weit etwas Beftimmtes darüber auszufprechen, als fie dazu, den Zweck und die Natur der Beredfamkeit immer im Auge behaltend, durch logifche und pfychologifche Principien nothwendig veranlafst wird; ohne darum diejenige Freiheit in der Wahl der Methoden befchränken oder aufheben zu wollen, auf welche theils die Verfchiedenheit der Gegenftände und der Gefichtspunkte, aus denen fie behandelt werden, theils die Verfchiedenheit der geiftigen Richtungen und der Methoden des Denkens einzelner Subjekte die gerechteften Anfprüche macht.

Der Zweck einer Rede, dem Begehrungsvermögen den Zuhörer eine beftimmte Richtung zu geben, fetzt zweierlei voraus, 1) dafs fie eine beftimmte, deutliche, klare Vorftellung von dem Gegenftande felbft auffaffen, und von dem Verhältniffe, in welchem fie zu ihm ftehen, 2) dafs ihr Gefühl für den Gegenftand intereffirt und erwärmt werde *). Die erftere Thätigkeit wird von der andern vorausgefetzt. Denn, wie das völlig Unbekannte und Dunkle, deffen Verhältnifs zu uns kein Gegenftand unferer deutlichen Einficht wird, gar nicht dazu geeignet ift, das Gefühl überhaupt fo anzufprechen, dafs eine lebendige Neigung zu einer gewiffen darauf fich beziehenden Thätigkeit entftehen könnte; fo erwärmt fich das Gefühl um fo vollkommener und leichter, je beftimmter das Objekt gedacht und erkannt wird, und je feffer die Ueberzeugung ift. Damit ift nun zugleich jeder Rede die beftimmte pfychologifch-zweckmäfsige und nothwendige Ordnung

*) Sie die philofophifche und religiöfe Begründung der Rhetorik und Homiletik S. 97—108.

angewiesen, im Ganzen die Beschäftigung des Verstandes und der Vernunft (wodurch die theoretische Ueberzeugung entsteht) vorangehen, und das Geschäft, den fühlenden und begehrenden Menschen für den Gegenstand zu gewinnen, nachfolgen zu lassen. Die Vermittlerin zwischen diesen Thätigkeiten ist die Einbildungskraft. Denn das Gefühl interessirt sich dann am leichtesten für einen Gegenstand, wenn die Vorstellung desselben nicht blos Deutlichkeit und Bestimmtheit hat, sondern auch eine anschaulich-lebhafte geworden ist, wenn uns das Allgemeine versinnlicht wird, und das Individuelle abwesende vergegenwärtigt. In welchem genauen Zusammenhange der Wechselwirkung das Gefühlsvermögen und die Einbildungskraft stehen, ist in der philosophischen und religiösen Begründung S. 48. ff. nachgewiesen worden.

Dieser Grundsatz darf jedoch nicht so verstanden werden, als ob in jeder Rede das eine Geschäft von dem andern völlig abzusondern und für sich zu betreiben sey. Es lässt sich nicht mit jeder Form und Methode der Disposition, und nicht mit der Natur jedes Gegenstandes vereinigen, dass der eine Theil der Rede blos die theoretische, der andere blos die praktische (den Willen bestimmende) Ueberzeugung in das Auge fasse. Das Ganze kann auch in verschiedene Punkte zerlegt werden, von denen jeder sowohl das Erkenntnissvermögen durch klare Belehrung und Ueberzeugung, als das Gefühls- und Begehrungsvermögen durch lebhafte Erregung beschäftigen kann und soll; und in diesem Fall ist der allgemeine oben aufgestellte Grundsatz so anzuwenden, dass bei der Ausführung jedes dieser einzelnen Punkte das zunächst Belehrende und Ueberzeugende vorangehe, das Erregende nachfolge. Eine Disposition der ersteren Art z. B. ist folgende in Reinhard Predigten von 1810. 2 B. (Sulzbach, 1811.) S. 6 ff.: die wundervolle Gemeinschaft, in welcher nach dem Evangelio Jesu Erde und Himmel mit einander

ſtehen (Hebräer 1, 1 — 3.) Der erſte Theil (S. 6 — 16.) erklärt dieſe Gemeinſchaft nach ihrer Natur und Beſchaffenheit, als eine Gemeinſchaft des Urſprungs, der Unterwürfigkeit, der Mittheilung, der Regierung. Ob gleich ſchon dieſer Theil nicht ſelten auch zum Gefühle ſpricht (wie hätte auch das religiöſe Gefühl bei der Erklärung und genaueren Betrachtung eines ſolchen Gegenſtandes ohne Theilnahme bleiben können?) ſo iſt doch hier das Geſchäft der theoretiſchen Ueberzeugung offenbar das vorherrſchende. Im zweiten Theile aber (S. 16 — 24.) wo der Redner zeigt, wie wichtig die Betrachtung dieſer Gemeinſchaft ſey, indem ſie a) unſere Anſicht von dem, was iſt und geſchieht, berichtigt, b) unſere Aufmerkſamkeit und unſere Ehrfurcht gegen alles Höhere und Göttliche ſchärft, c) uns ermuntert, in allem Guten weiter zu ſtreben, d) uns Troſt und Erquickung giebt bei den Mühſeligkeiten der Erde, tritt die unmittelbare, durch den erſten Theil begründete und vorbereitete Richtung des Vortrags auf den Willen, beſonders im 2. 3. 4. *ſubpars* hervor. Eine Dispoſition der anderen Art enthält dagegen in demſelben Bande die Predigt am 2. Pfingſtfeiertage gehalten S. 53. ff. wozu uns die himmliſche Begeiſterung verpflichtet, welche das Evangelium Jeſu auf Erden verbreitet (dieſe Begeiſterung ſelbſt war der Gegenſtand der vorhergehenden Predigt geweſen). Es werden drei Punkte erwähnt: ſie verpflichtet uns 1) zur Anerkennung der Würde, welche dieſe Begeiſterung giebt, 2) zur Vermeidung alles deſſen, was ſie ſtören kann, 3) zum Eifer für alles, was ſie zu befördern vermag. Und bei jedem dieſer Punkte weiſs der Redner eben ſowohl dem Erkenntnisvermögen der Zuhörer anſchaulich und klar zu machen, in welchem Zuſammenhange die genannte Verpflichtung mit jener himmliſchen Begeiſterung ſtehe, als das Gefühl und Begehrungsvermögen dafür in Thätigkeit zu ſetzen, von jenem anfangend, und mit dieſem endigend. Durch den aufgeſtellten Grundſatz wird

zugleich den verpflichtenden und bewegenden Gründen, deren sich der Redner bedient, die bestimmte Ordnung angewiesen, dafs die Verpflichtenden den Bewegenden vorangehen. Denn die eigentlich Verpflichtenden berufen sich auf die Uebereinstimmung einer Handlung oder Handlungsweise mit Ideen des Rechts, der Moral, der Religion, und wenden sich zunächst an den Menschen, als denkendes und erkennendes Wesen, ob sie gleich in der Rede nicht blofs um der Belehrung willen auftreten, sondern wesentlichen Antheil an der Bestimmung des Willens nehmen sollen; die Bewegenden suchen anschaulich und fühlbar zu machen, wie das, was gethan werden soll, mit den Neigungen des Menschen zusammenstimme, und setzen daher zunächst das Gefühl und Begehrungsvermögen in eine dem Zweck des Redners entsprechende Thätigkeit. S. die Theorie der rednerischen Erfindung S. 364. ff.

Wir betrachten die Rede zuvörderst, in so fern Beschäftigung des Verstandes und der Vernunft, um theoretische Ueberzeugung zu begründen, nothwendig in ihrem Kreise liegt. Indem wir nun dabei immer die Ansicht festhalten, von der ich oben ausgegangen bin, der Charakter der Handlung, welche wir Rede nennen, sey ein lebendiges und unaufhaltsam zu dem bestimmten Ziele in einer gewissen Stufenfolge hineilendes Fortschreiten; ergiebt sich daraus von selbst, die Anordnung der Rede (in so fern sie zunächst ein Geschäft des Verstandes und der Vernunft betreibt) müsse nothwendig dazu geeignet seyn, dafs die Entwickelung der Gedanken unaufhaltsam, mit Bestimmtheit und Klarheit, fortschreiten könne. Dieis wird aber nur dann der Fall seyn, wenn die Rede vor allen Dingen gewisse Forderungen beachtet, welche die Logik an die Eintheilung macht, und aus den allgemeinen und nothwendigen Gesetzen des menschlichen Denkens und Erkennens, und der Natur der Begriffe ableitet. Diese

logischen Gesetze geboten zwar nicht dem Redner allein, sondern einem jeden, der durch Darstellung seiner Vorstellungen andere von irgend einer Wahrheit überzeugen will; und so könnte es scheinen, als ob die Rhetorik und Homiletik, indem sie von diesen Principien spricht, etwas Fremdartiges berühre, das eigentlich hier nur vorausgesetzt werden dürfe. Sie gehören aber in der That auch dem Umfange der Rhetorik an, aus dem eigenthümlichen Standpunkte dieser Wissenschaft betrachtet. Die Logik stellt jene Gesetze auf, weil ihre Beachtung mit jedem richtigen und vernunftgemässen Denken und Untersuchen überhaupt unzertrennlich verknüpft ist. In der Rhetorik erscheinen sie als Bedingungen, von denen das stete, unaufhaltsame Fortschreiten der zwischen dem Redner und den Zuhörern vor sich gehenden Handlung nach ihrem bestimmten Ziele abhängt — zunächst, wenn eine logisch richtige und fehlerfreie Anordnung da nicht vermisst werden darf, wo eine Thätigkeit des Erkenntnissvermögens statt finden soll, die seiner Natur entspricht (richtige und deutliche Erkenntniss), — mittelbar, auch in Beziehung auf die gesammte beabsichtigte Wirksamkeit der Rede auf das ganze menschliche Gemüth, weil jene kräftige Erregung und Bestimmung des Willens, welche die wahre Beredsamkeit im Auge hat, nicht durch Gefühlszustände allein bewirkt werden soll, sondern vor allem eine richtige deutliche Erkenntniss und vernünftige Ueberzeugung voraussetzt. Die Logik unterscheidet nun, wie bekannt, eine doppelte Art von Eintheilung, *divisio* und *partitio*. Die erstere nennt die Arten (*species*, *formae*), die unter einer Gattung stehen, oder (mit a. W.) die aufsteigen, einander gegenseitig ausschliessenden Merkmale, welche einem Begriffe von einem gewissen Standpunkte aus beigelegt werden können. Die andere zerlegt einen Begriff oder das in einem Satze ausgedrückte Verhältniss zwischen Subjekt und Prädikat in die einzelnen Theilvorstellungen, welche zu seinem Inhalte und Um-

fange wesentlich gehören. S. Ciceronis *Topica* c. 7. Quinctil. *institt. oratt. l.* 5. c. 10. *T. I. ed. Wolf. p.* 301. *l.* 7. *c.* 1. *T. II. p.* 2 *sq.* Schmid Anleitung zum populären Kanzelvortrage 1. Th. (Jena, 1795.) S. 201 ff. Beispiele s. in der Theorie der redneriſchen Erfindung S. 278 fg. Daſs Diviſionen nicht ſelten in redneriſchen Vorträgen gebraucht werden, bald zu Erläuterungen, bald bei Argumentationen (wenn man z. B. etwas auf dem Wege der Induktion beweiſt, oder durch ein Dilemma) *), und in ſolchen Fällen ganz an ihrem Orte ſind, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen. Auch die Anordnung einer ganzen Rede kann als Diviſion auftreten, wenn das in der Propoſition ausgedrückte Einzutheilende ein Gattungsbegriff iſt, auf deſſen verſchiedene Arten die einzelnen Haupttheile ſich beziehen. Z. B. wenn man den Zuſammenhang der Leiden des Lebens mit der ſittlichen Weltordnung zeigen will, und dieſs in doppelter Hinſicht nachweiſt, in Beziehung *a*) auf die verſchuldeten, *b*) auf die unverſchuldeten Leiden; oder, um den Gedanken klar zu machen und zu beweiſen, daſs der Tod den Menſchen, ohne Ausnahme, in einer ſteten Abhängigkeit von Gott ſtehe, dieſe Abhängigkeit an dem frühzeitigen und ſpäter folgenden, an dem langſamen, und plötzlich kommenden, an dem natürlichen und unnatürlichen Tode darthut. Nicht ſelten iſt jedoch dieſe Art des Disponirens entweder der Schwierigkeit ausgeſetzt, daſs man ungewiſs und zweifelhaft iſt, wie viele Arten, die unter einer Gattung ſtehen, aufzuführen ſeyn möchten, um eine möglichſt genaue logiſche Vollſtändigkeit zu erreichen, oder der noch gröſseren Unbequemlichkeit unterworfen, daſs Wiederholungen in den einzelnen Haupttheilen leicht entſtehen, wo vielleicht dieſelben Anſichten und Betrachtungen auf mehrere unter jener Gattung

*) S. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 352. 505.

ſtehende Arten zugleich, in demſelben Grade, und auf dieſelbe Weiſe, anwendbar ſind. Daher pflegt man bei dem Disponiren der ganzen Rede mehr ſolche Standpunkte zu nehmen, die eine Partition herbeiführen, wo alſo die einzelnen Hauptpunkte als weſentliche Beſtandtheile desjenigen erſcheinen, was in dem Umfange der ganzen Propoſition liegt, was dem Endzweck der Rede gemäſs ausgeführt werden ſoll. Die Grundſätze aber, welche die Logik in Hinſicht der Diviſion aufſtellt, finden ihre Anwendung im Weſentlichen auch bei der Partition; und die Handlung der Rede kann ſich, aus dem oben bemerkten Grunde, dieſen logiſchen Normen nicht entziehen, wenn auch nicht jede derſelben den redneriſchen Vortrag immer und überall eben ſo, wie einen ſtreng wiſſenſchaftlichen, bindet.

Wir verlangen mit Recht von jeder Dispoſition 1) daſs die Theilungsglieder (*membra dividentia*) nicht mehr und nicht weniger als das *diviſum* (die Propoſition) enthalten *). Denn in beiden Fällen, es möge dem Gegenſtande etwas Fremdartiges beigemiſcht, oder, was ihm weſentlich angehört oder unter ihm ſteht, nicht erſchöpft werden, verräth ſich ein Mangel an richtigen, deutlichen, beſtimmten Vorſtellungen und Begriffen, eine logiſche Unvollkommenheit. Und in beiden Fällen wird eine gerechte Erwartung des Zuhörers von dem Redner getäuſcht; dort, bei dem Fremdartigen, indem die Hand-

*) Vergl. Quinctil. *inſtitt. oratt. l. 4. c. 5. ex. p. 270. T. I. ed. Wolf. Obtinendum etiam, ne quid in ea deſit, ne quid ſuperſit.* Cicero *de invent. l. 1. c. 22.* rechnet zu einer richtigen Partition dreierlei: a) *brevitas*, hinreichende Kürze des Ausdrucks (dieſs bezieht ſich zunächſt auf die Form der Ankündigung des Thema und der Theile, von welcher oben die Rede war), b) *abſolutio*, daſs die Theilungsglieder erſchöpft, c) *paucitas*, daſs Gattungen und Arten, Theile und Untertheile nicht neben einander geſtellt werden, wovon im Folgenden.

lung von ihrem geraden Wege abweicht, und der wahre, richtige Zuſammenhang auf irgend eine Weiſe geſtört und unterbrochen wird; hier, bei dem Fehlenden, weil man ein Glied in der Kette des Ganzen vermiſst, weil irgend etwas hintangeſetzt oder ganz überſehen worden iſt, das zur deutlichen und beſtimmten Belehrung, zur feſten und lebendigen Ueberzeugung, zur innigen Erwärmung der Neigungen und Gefühle entweder ganz unentbehrlich war, oder doch einen wichtigen Ausſchlag geben konnte. Die Handlung der Rede, die unaufhaltſam nach ihrem Ziele fortſchreiten ſollte, wird in beiden Fällen gehemmt. Ein Redner, der ſeinen Gegenſtand nicht gehörig von allen Seiten in das Auge gefaſst hat, nicht vor der Ausführung mit ſich ſelbſt recht einig über den beſtimmten Zweck des Vortrags geworden iſt, fehlt gegen dieſes Geſetz am leichteſten. Nicht ſelten liegt der Grund, warum die Propoſition in den Theilungsgliedern nicht erſchöpft wird, beſonders bei dem geiſtlichen Redner, in der Wahl eines zu wenig begrenzten, zu viel umfaſſenden Thema. S. Grotefand Anſichten, Gedanken und Erfahrungen über die geiſtliche Beredſamkeit, (Hannover, 1824.) S. 85. und meine Theorie der redneriſchen Erfindung S. 238 ff. Es iſt und bleibt daher auch eine unnachläſsliche Maaſsregel, die der Redner zu nehmen hat, durch die Art und Weiſe, wie er zu ſeinem Thema übergeht, und durch den Ausdruck der Propoſition ſelbſt nicht mehr erwarten zu laſſen, als er wirklich auszuführen geſonnen iſt. Nicht immer liegt es in dem Plan des Redners, alle diejenigen Punkte zu umfaſſen, die man bei irgend einem Gegenſtande, für ſich und im Allgemeinen betrachtet, als Arten der Gattung, oder als weſentliche Theile des Ganzen unterſcheiden könnte und müſste — er will ihn vielleicht gerade in dieſem Vortrage nur in einer beſtimmten Beziehung auffaſſen, und beſchränkt ſich daher auch in der Ausführung ſelbſt mit vollem Rechte auf das

allein, was unter diese Beziehung fällt — aber der Zuhörer kann auch mit Recht erwarten, dafs ihm dieser engere Gesichtskreis, ehe die Ausführung selbst beginnt, bestimmt und deutlich angekündigt werde. Wenn übrigens diese logische Regel auf das Verhältnifs angewendet wird, in welchem jeder einzelne Haupttheil der Predigt zu seinen Unterabtheilungen stehen müsse, so geschieht auch dies aus demselben Grunde; nur kann dabei nicht unbemerkt gelassen werden, dafs, der Natur der Sache nach, nicht bei jeder Predigt ein weiteres Zerlegen jedes Haupttheils in zwei oder mehrere einander an logischem Gehalte gleichstehende Punkte (eigentliche *subpartes*) statt finden kann; denn bei manchen Arten der Disposition bilden die einzelnen Haupttheile schon an sich betrachtet kleinere Massen, wo es hinreichend ist, den Zusammenhang des im Haupttheil ausgesprochenen Gedankens mit der Proposition nach einer Richtung hin durchzuführen, wo sich vielleicht nicht einmal in dem Gegenstande selbst hinreichende Veranlassung darbietet, jenen Gedanken aus zwei verschiedenen, und für die Proposition gleich wesentlichen Gesichtspunkten zu betrachten. Wo es aber eigentliche *subpartes* giebt, da erwarten wir doch im Unterscheiden dieser untergeordneten Punkte nicht dieselbe erschöpfende Vollständigkeit, welche im Ganzen von der Stellung der Haupttheile gefordert wird; schon die nothwendige Beachtung der Grenzen des Umfanges, den ein mündlicher Vortrag haben kann, setzt dem Redner bei diesem logischen Geschäft gewisse Schranken, in denen er sich hält, indem er sein Augenmerk vor allem auf das Wesentliche, für den gegenwärtigen Endzweck Nothwendige richtet. Zur Erläuterung des oben Gesagten diene das Thema: wie tröstend und beruhigend die christliche Wahrheit sey, Gott kenne vollkommen jeden Menschen. Ganz angemessen der aufgestellten logischen Regel wäre folgende Eintheilung: sie gewährt uns die kräftigste Beruhigung 1) bei dem

Bewusstseyn der Fehler und Mängel unserer Gesinnungen und Thaten, 2) bei dem Kampfe mit widrigen Schicksalen des Lebens, 3) bei dem Gedanken an den Tod. Wollte man einen der genannten Punkte übergehen, oder dagegen noch als vierten Haupttheil den Gedanken beifügen: sie erfüllt uns mit ehrfurchtsvoller Bewunderung der göttlichen Grösse (der Allwissenheit), so würden die Theilungsglieder im ersten Fall nicht erschöpfen, im andern Fall über die Sphäre der Proposition hinausgehen, denn dem Ausdruck des Thema zufolge sollte hier nur das Beruhigende gezeigt werden, das für uns in jener christlichen Wahrheit liegt. Wäre dagegen das Thema so gestellt, wie wichtig die christliche Wahrheit sey, u. s. w. so müsste die obige Disposition darum in Anspruch genommen werden, weil sie die mehr umfassende, durch diese Proposition angeregte Erwartung nicht befriedigt; denn zu der Wichtigkeit dieser Wahrheit gehört, ausser dem Tröstenden und Beruhigenden, auch ihr mächtiger Einfluss auf unsere Tugend (durch Warnung und Ermunterung), und das Erregende, das sie für unsere Empfindung der unaussprechlichen Grösse Gottes hat. Wir verlangen mit demselben Rechte von jeder Disposition, 2) dass keiner der einzelnen Theile identisch mit dem Thema sey, und eben so wenig als besonderer *subpars* eines Haupttheils ein Satz aufgestellt werde, der im Grunde der Haupttheil selbst ist, in andere Worte eingekleidet. Der Zweck der Eintheilung wird offenbar entweder völlig, oder doch partiell verfehlt, wenn das Ganze wieder unter den Theilen, die Gattung wieder unter den Arten vorkommt, und der Anstoss, den dies dem Verstande der Zuhörer giebt, ist hemmend für die Handlung der Rede, die ununterbrochen fortschreiten sollte. Logische Fehler dieser Art könnten nur dann vorkommen, a) wenn der Redner entweder die Proposition, oder den einzelnen Haupttheil

nicht bestimmt und richtig genug ausdrückte, nicht genau bezeichnend, was er eigentlich ganz richtig im Sinne hatte, b) wenn er sich während der Ausarbeitung selbst von dem Gange seiner ersten Meditation entfernt, ohne dann abzuändern, was darnach geändert werden mufste; wenn er den Gedanken, den Begriff, der seine Propositon oder einen einzelnen Haupttheil bildet, mit dem weiteren Ausführen beschäftigt, in einem gröfseren Umfange nimmt, als er ihn vorher bei dem Ankündigen der Propositon oder des Haupttheils genommen hatte. Wird z. B. das Thema aufgestellt: das mahnende Gewissen, und nun im ersten Theil davon geredet, wie uns das Gewissen mit ernster Stimme an unsere sittlichen Fehler und Mängel erinnere und zur Besserung antreibe, im zweiten Theil, wie es unsere gottgefälligen Gesinnungen und Thaten durch seinen Beifall belohne, und uns dadurch im Guten befestige, so ist der erste Theil offenbar die ganze Propositon selbst, denn das Prädikat: mahnend erinnert, genau genommen und dem Sprachgebrauche gemäfs, nur an das erste, nicht an das zweite; und es mufste hier entweder die Propositon anders (z. B. die Stimme des Gewissens im Menschen) gestellt, oder es mufste der engere Begriff des mahnenden, an Fehler und Pflichtversäumnisse erinnernden Gewissens in der Ausführung selbst consequent festgehalten, und aus mehreren Gesichtspunkten, welche die einzelnen Haupttheile bilden konnten, dargestellt werden, und, was der zweite Theil der obigen Dispositon enthält, gehörte dann gar nicht, als ein Hauptpunkt, in den Umfang dieser Predigt. Einzelne Abweichungen von dieser logischen Norm hat der verewigte Reinhard selbst (in s. Geständnissen, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, Sulzbach, 1810. S. 148 ff.) an seinen eigenen Kanzelvorträgen mit einer höchst achtungswürdigen und liebenswürdigen Offenheit gerügt. Durch einen mehr umfassenden Ausdruck der Propositon könnte jenem

Mangel in den von Reinhard selbst bemerkten Dispositionen leicht abgeholfen werden. Doch kann es auch Fälle geben, wie Hr. *D.* Tzschirner in seinen Briefen, veranlaßt durch Reinhards Geständnisse (Leipzig, 1811. S. 198 ff.) sehr richtig bemerkt, wo der Prediger nicht ohne Grund diese streng logische Genauigkeit einem rhetorisch – homiletischen Zwecke opfert. Man kann sich nämlich veranlaßt fühlen, den Erläuterungen eines Gegenstandes, die für den Zweck der Rede nothwendig sind, einen eigenen Theil zu widmen, um ihrer besondern Wichtigkeit und um der Schwürigkeit der Sache willen, und dennoch einen engeren Ausdruck der Proposition, der eigentlich jene Erläuterungen schon voraussetzt, und nicht genau in die einzutheilende Sphäre mit umschließt, darum einem mehr umfassenden Ausdrucke vorziehen, weil bei jener Form die Bestimmung der Rede, auf den Willen der Zuhörer zu wirken, deutlicher hervortritt. Streng genommen und abgesehen von dieser homiletischen Rücksicht, könnte z. B. die Reinhardische Disposition: Warnungen wider die falsche Gewissenhaftigkeit, 1) von der Natur dieses Fehlers, 2) von den Kennzeichen und Wirkungen desselben, 3) von den Ursachen, warum er zu vermeiden sey, dem von ihrem Verfasser selbst ausgesprochenen Tadel ausgesetzt seyn, daß die beiden ersten Theile nicht in dem Umkreise der Proposition liegen, und der dritte die Proposition selbst, der Theil also das Ganze sey. Abzuhelfen wäre hier leicht durch die mehr umfassende Stellung des Thema: von der falschen Gewissenhaftigkeit. Aber der Zweck des Redners ging nicht dahin, dies alles nur um der Belehrung der Zuhörer willen zu sagen; gewarnt sollten sie werden vor den Verirrungen einer falschen Gewissenhaftigkeit, und damit diese Warnung recht und vollkommen geschehen konnte, mußte der Gegenstand nach seiner Natur und seinen Kennzeichen genau entwickelt werden. In dieser Bestimmung der Predigt liegt auch die Rechtfertigung

des Ausdrucks: Warnungen wider u. s. w. Uebrigens wird auch durch diese Stellung des Thema die Erklärung der Natur, der Kennzeichen und Wirkungen jenes Fehlers bei weitem nicht so bestimmt aus der Sphäre der Proposition ausgeschlossen, als wenn sie z. B. so lautete: über die Ursachen, warum eine falsche Gewissenhaftigkeit zu meiden sey. Wenn wir 3) verlangen, dass die Hauptttheile einander gegenseitig ausschliessen, so wie die Unterabtheilungen, so heisst dies mit andern Worten, die *membra dividentia* sollen wirklich verschiedene Arten derselben Gattung, oder verschiedene wesentliche Bestandtheile desselben Ganzen seyn. Und so wie dies in der Natur und dem Zweck einer Eintheilung so nothwendig liegt, dass die Verletzung dieser logischen Norm ein Anstoss für jeden Nachdenkenden ist, der nicht, durch Worte getäuscht, die völlige Identität gewisser Begriffe und Sätze, oder wenigstens den Mangel an Bestimmtheit ihres Umfanges und ihrer Grenzen übersieht; so sind auch Wiederholungen derselben Gedanken nicht zu vermeiden, wenn eine Rede als verschiedene Theilungsglieder solche Punkte betrachtet, von denen der eine in den andern wesentlich eingreift, oder ganz mit ihm zusammenfällt, durch jede müssige Wiederholung aber sieht sich auch immer die Handlung der Rede in ihrem Fortschreiten gehemmt. Folgenden Entwurf z. B. würde dieser Vorwurf treffen: wenn ist unsere Liebe wahrhaft christlich? Wenn sie 1) rein und ungeheuchelt ist, 2) alle umfasst, 3) Beständigkeit und Dauer hat, 4) thätig ist, 5) wohlthuend und segnend wirkt. Da eine wahre Liebe, wie die in den ersten drei Theilen beschriebene, in so fern sie auch thätig ist, nicht anders gedacht werden kann, als in einer guten, die Wohlfahrt anderer fördernden Richtung; so wäre der zuletzt genannte Haupttheil nur eine nähere Bestimmung des vierten, und von der rechten Ausführung desselben unzertrennlich. Häufiger noch bemerkt man

Fehler, die sich dem flüchtig beobachtenden Blicke leicht verbergen, gegen eine 4) logische Regel, dass man sich keinen Sprung in der Eintheilung erlaube, d. h. nicht Unterarten in gleiche Reihe mit den Arten einer Gattung, nicht Unterabtheilungen, die zusammen unter einen Haupttheil gehören, in gleiche Reihe mit den Haupttheilen stelle. Das wahre logische Verhältniss, in welchem Begriffe und Sätze unter einander stehen, erscheint allemal mehr oder weniger gestört, wenn dasjenige, was nicht völlig denselben logischen Rang behaupten kann (Gattung und Art, Art und Unterart, Haupttheil und Untertheil) einander gleich gesetzt wird; die logische Reihe, die eine gewisse dem bestimmten Endzweck entsprechende Vollständigkeit haben soll, erscheint lückenhaft und unvollkommen, wo untergeordnete Punkte unmittelbar statt desjenigen auftreten, der jene unter sich begreift, und mit den übrigen Hauptpunkten, in welche das Ganze zerfällt, auf einer Stufe steht. Für die Handlung der Rede hat dieß noch über dieß den Nachtheil, daß die Disposition durch eine solche ohnedem unrichtige Vervielfältigung der Haupttheile die Einfachheit verliert, welche zur klaren und leichten Uebersicht des Ganzen gehört. Dieß wäre z. B. der Fall, wenn die Proposition: wie offenbart sich uns die Liebe Gottes im großen Tempel der Natur? so eingetheilt würde: sie offenbart sich uns als eine Liebe, die 1) wundervoll in ihrem Wirken ist (mit grenzenloser Allmacht und unergründlicher Weisheit verknüpft), 2) die uns, ohne Verdienst von unserer Seite, mit Wohlthaten überhäuft, 3) die uns täglich wohlthut, ob wir gleich alle mannichfaltig fehlen, 4) die über jeden Wechsel der Zeiten erhaben ist, in ihrer Gesinnung wandellos, 5) die den mannichfaltigsten Bedürfnissen der verschiedensten Arten und Gattungen der Wesen abhilft, 6) die ohne Ansehen der Person wohlthut, und selbst Sünder nicht aus dem Kreise ihrer se-

gensvollen Wirksamkeit ausschliefst. Es bedarf nur einer aufmerksamen Prüfung und Vergleichung dieser Punkte nach ihrem Inhalte und gegenseitigen Verhältnisse, um leicht zu bemerken, dafs 2. und 3. nicht wirklich Haupttheile, sondern Untertheile sind, dem höheren Satze untergeordnet, der eigentlich als zweiter Haupttheil hier stehen müfste: sie offenbart sich uns als eine völlig freie, unverdiente Liebe (Gnade), so wie 5. und 6. unter den höheren Satz gehören, der den vierten und letzten Haupttheil bilden müfste: sie offenbart sich uns als eine alles umfassende und alles segnende Liebe. Doch kann bisweilen ein Satz, der streng logisch betrachtet, mit einem andern Satze zusammen unter eine höhere Ansicht gefafst werden würde, so wichtig für den Zweck der Rede erscheinen, dafs man gern beide besonders als Haupttheile des Ganzen hervorhebt, und sich daher eine Abweichung von jener logischen Norm in rhetorischer und homiletischer Hinsicht erlaubt. Z. B. bei folgender Eintheilung: über die Beseligung, welche uns das Bewufstseyn gewährt, mit unermüdetem Fleifse nach Heiligung des Wandels zu streben. 1) dieses Bewufstseyn beruhigt das Herz bei der Erfahrung, die wir noch immer von unseren sittlichen Mängeln machen, 2) es tröstet uns im Kampfe mit Leiden dieses Lebens, und in der Stunde des Todes, 3) es ist von der gröfsten Wichtigkeit für unsern Zustand jenseit des Grabes. Der 1. und 2. Theil sind allerdings, genau betrachtet, einem noch höheren Punkte untergeordnet: es eröffnet uns eine reiche Quelle der Beruhigung und des Trostes im gegenwärtigen Leben, und so könnte man die Disposition auf zwei Haupttheile zurückführen, welche einander an logischem Range und Gehalte vollkommen gleich ständen. Auf der andern Seite gewährt jedoch die zuerst erwähnte trichotomische Eintheilung den unverkennbaren Vortheil, dafs jene beiden wichtigen Argumente: es beruhigt uns bei der Wahrnehmung unserer Mängel, es tröstet uns im Kampfe mit Leiden des

Lebens und in der Stunde des Todes, indem ſie ſogleich unmittelbar als Haupttheile auftreten, jedes in ſeinem eigenthümlichen Gewichte, mehr hervorgehoben und ausgezeichnet werden.

Verſchieden ſind die Propoſitionen ſelbſt, in ihrem Umfange und ihrer logiſchen Form. Denn das Thema kann den Endzweck der Rede entweder in der Form einer Subjektsbenennung ausſprechen (einer individuellen oder allgemeinen, einer einfachen oder zuſammengeſetzten Vorſtellung), oder in Form eines Satzes, oder das eine mit dem andern vereinigen. Propoſitionen der erſten Art benennen ein Subjekt, bald ohne Prädikat (z. B. das Gewiſſen, oder: über das Gewiſſen) bald mit Prädikat (das belohnende Gewiſſen, oder: über das anklagende Gewiſſen) — bald ohne nähere Beſtimmungen des Subjekts oder Prädikats (z. B. das Bedürfniſs, allein zu ſeyn), bald mit näheren Beſtimmungen verknüpft (das Bedürfniſs allein zu ſeyn als ein Mittel der Selbſterkenntniſs, oder: von dem wohlthätigen Einfluſſe einer wohlbenutzten Einſamkeit auf unſere religiöſe Geſinnung). Es ergiebt ſich leicht, wie bei dieſen verſchiedenen Formen die Grenzen des zu behandelnden Stoffes ſchon durch die Propoſition ſelbſt bald weiter, bald enger beſtimmt werden, und wie ſich der Redner durch die Ankündigung ſeines Thema verbindlich mache, entweder alles zu umfaſſen, was in Hinſicht auf den benannten Gegenſtand (verſteht ſich, wo vom Prediger die Rede iſt, unter den chriſtlich-religiöſen und moraliſchen Geſichtspunkt überhaupt geſtellt) geſagt werden könne, oder ſich auf dasjenige zu beſchränken, was der ſpecielleren, in der Propoſition bezeichneten und hier hervorgehobenen Anſicht des Gegenſtandes angemeſſen iſt. Propoſitionen der zweiten Art treten als Sätze auf, kategoriſch oder hypothetiſch, in mannichfaltigen Geſtalten. Die kategoriſchen ſprechen unmittelbar, im beſtimmten entſcheidenden Tone aus, was die Ausführung ſelbſt in den

Gründen, warum es für wahr und gut gehalten, warum es angenommen, befolgt, geübt werden müſſe, nachzuweiſen hat. Z. B.: der Glaube ohne Werke gleicht einem entſeelten Körper. Oder: daſs es der ächte Geiſt Chriſti war, der in ſeinen Apoſteln wirkte. Oder (als Aufgabe, Gebot): verſöhne dich gern und bald mit deinem Bruder, weil du noch mit ihm auf dem Wege biſt. Die hypothetiſchen bezeichnen den auszuführenden Gegenſtand, indem ſie die Zuhörer zur Beantwortung einer Frage, zur Unterſuchung eines Gegenſtandes, zur Prüfung eines Problems einladen und auffordern. Z. B. Wie bezeichnend für den Zuſtand unſeres Herzens unſer Benehmen gegen das Abendmahl des Herrn ſey. Warum die Beſſerung des Lebens nicht aufgeſchoben werden dürfe. Wozu uns die Erfahrung dienen ſolle, daſs die Wege Gottes oft unerforſchlich für die Menſchen ſind. Fordert die Religion Jeſu von ihren Bekennern nicht zu viel? Solche Propoſitionen ſind allemal enger begrenzt, als jene *themata* der erſten Art, welche das Subjekt ohne Prädikat, oder wenigſtens ohne nähere Beſtimmungen des Subjekts oder Prädikats benennen. Denjenigen aber, die mit ſolchen näheren Beſtimmungen verknüpft ſind, ſtehen ſie an logiſchem Umfange öfters gleich. Dieſs beweiſst die Erfahrung, daſs man hier nicht ſelten die eine Form, die Subjektsbenennung, in die andere Form des Satzes, und umgekehrt dieſe in jene verwandeln kann, ohne etwas anderes damit anzukündigen. So ſteht z. B. die Propoſition: der wohlthätige Einfluſs einer weiſe benützten Einſamkeit auf unſere religiöſe Geſinnung, offenbar völlig gleich dem Ausdrucke des kategoriſchen Satzes: eine weiſe benutzte Einſamkeit hat wohlthätigen Einfluſs auf u. ſ. w. oder des hypothetiſchen: wie wohlthätig die weiſe benutzte Einſamkeit für unſere religiöſe Geſinnung ſey? Denn bei allen dieſen verſchiedenen Formen wird die Erklärung des Begriffes ſelbſt: weiſe benutzte Einſamkeit, nicht mit in die Sphäre der Dispoſition eingeſchloſſen,

sondern vorausgesetzt, und in dem Zuhörer die bestimmte Erwartung angeregt, dass sich die Ausführung nur mit den Beweisen des Satzes: eine weise benutzte Einsamkeit sey wohlthätig für unsere religiöse Gesinnung, also mit den Gründen, warum diess behauptet worden sey, oder (mit a. W.) mit den verschiedenen Arten, wie sich jener Einfluss zeigt und darstellt, und aus psychologischen Gründen darstellen muss, beschäftigen werde. Doch ist diess nicht immer der Fall. Denn die Benennung des Subjekts mit nähreren Bestimmungen des Subjekts oder Prädikats kann auch von der Art seyn, dass sowohl die allgemeine Betrachtung des Subjektes selbst, als die Ausführung einer speciellen, in die Proposition mit aufgenommenen Beziehung in die Theilungssphäre eingeschlossen wird; hier würde das erstere, bei einer streng logisch genauen Eintheilung wegfallen, sobald das Thema in die Form eines Satzes verwandelt wird. So konnte z. B. das Thema: das Bedürfniss allein zu seyn, als ein Mittel der Selbsterkenntniss, sehr richtig von Reinhard in s. Predigten vom Jahre 1798. (1. B. Nürnberg und Sulzbach, 1806.) S. 142. so disponirt werden: „Nothwendig müssen wir „mit einer genaueren Beschreibung dieses Bedürfnisses „und seiner Aeusserungen den Anfang machen. Hier„nach wird sich leicht zeigen lassen, dass und wie es ein „Mittel der Selbsterkenntniss sey.“ Aber so gestellt: das Bedürfniss allein zu seyn ist ein Mittel der Selbsterkenntniss, würde die Proposition jene Beschreibung dieses Bedürfnisses selbst nicht als einen Haupttheil der Predigt umfassen, sondern voraussetzen; und die Unterabtheilungen des zweiten Theils der Reinhardischen Predigt müssten dann die Haupttheile bilden. Es giebt endlich auch Themata, welche das eine mit dem andern verbinden, so dass der ganze ausgesprochene Satz als das Subjekt erscheint, dessen Benennung die Proposition ausmacht. Z. B. von der frohen Hoffnung, dass unser Geist aus allen Uebeln und

Stürmen der Zeit in eine beſſere Welt ſich einſt retten werde. Oder: über die Erfahrung, daſs heilſame Veränderungen die Frucht ſchmerzhafter Anſtrengungen und trauriger Erſchütterungen ſind. Logiſch genau genommen enthält eine ſolche Form des Thema immer das Verſprechen, daſs der aufgeſtellte Satz theils erklärt und bewieſen, theils in ſeiner praktiſchen Wichtigkeit gezeigt werden ſolle. Von einer möglichſt ſorgfältigen und ſcharfen Beſtimmung der Propoſition, d. h. von einer genauen Beantwortung der Frage: welches diejenige in der Propoſition ausgedrückte Vorſtellung ſey, die in der ganzen Rede, ihrem Zweck gemäſs, vor allen andern mit völliger Klarheit und Beſtimmtheit hervortreten muſs? hängt die logiſche Richtung der Eintheilung hauptſächlich ab. Denn, worin anders haben die auffallendſten Verſtöſse gegen dieſe logiſche Richtigkeit, die man beſonders bei angehenden Predigern häufig findet, ihren Grund, als darin, daſs man ſich vor der Ausführung ſelbſt keine hinreichend deutliche und beſtimmte Rechenſchaft von dem gegeben hatte, was eigentlich ausgeführt werden ſolle? daſs man entweder den gewählten Hauptgegenſtand nicht gehörig in ſeinem ganzen Umfange überſah, oder ihn nicht beſtimmt genug von andern ähnlichen und verwandten Begriffen und Sätzen unterſchied, und dadurch in die ganze Ausführung eine ſchwankende Unbeſtimmtheit brachte, oder eine bloſse Nebenvorſtellung, die in dem Ausdrucke des Thema gar nicht beſonders hervorzuheben war, aus Mangel an Präciſion ſo in die Form der Propoſition hineinzog, und ihr eine ſolche Stellung gab (ohne ſie dann weiter feſtzuhalten), daſs der Zuhörer eine ſpecielle Berückſichtigung dieſer Vorſtellung in den einzelnen Theilen erwartet, aber vergebens erwartet? Erleichtern kann man ſich dieſes Geſchäft einer logiſch fehlerfreien Dispoſition (wenigſtens dürfte dem angehenden Prediger dieſe Maaſsregel empfohlen werden), wenn man zuvörderſt für ſich

ſelbſt den Verſuch macht, das Thema, welches der Meditation in gewiſſen Grenzen und Umriſſen vorſchwebt, in verſchiedenen Formen auszudrücken, und dabei genau beobachtet, ob der Geſichtspunkt, von welchem man ausgeht, und die Abſicht der Rede, deren man ſich bewuſst iſt, durch einen ſolchen Wechſel der Form auf irgend eine Weiſe verändert werde oder nicht? Auf dieſem Wege gelingt es oft am beſten, theils mit ſich ſelbſt vollkommen einig darüber zu werden, was eigentlich in dieſer Predigt ausgeführt, und aus welchem Geſichtspunkte der vorliegende Gegenſtand betrachtet werden ſolle, theils unter verſchiedenen Ausdrücken der Propoſition gerade diejenigen zu finden und zu wählen, welche Deutlichkeit mit Beſtimmtheit und Präciſion am vollkommenſten vereinigen.

Bei jeder Propoſition ſchwebt dem Redner, wenn er mit ſich ſelbſt über den Sinn und die Grenzen derſelben ganz einig geworden iſt, eine Aufgabe vor, zu deren befriedigender Löſung die einzelnen Haupttheile, im fortſchreitenden Gange der Handlung, gleichmäſsig beitragen ſollen. Dieſe Aufgabe nennt man das *fundamentum dividendi*, und es kommt nun darauf an, daſs dieſer Eintheilungsgrund *) in dem Entwerfen der Theile und in der Ausführung ſelbſt konſequent feſtgehalten werde. Daher bemerkt Grotefend in ſeinen Gedanken, Anſichten und Erfahrungen über die geiſtliche Beredſamkeit S. 89. ſehr richtig: „das Nachdenken über den Theilungsgrund, „welcher in einem Thema liegt, muſs aller wirklichen „Eintheilung vorangehen, ob gleich es praktiſch nicht

*) Dieſe allgemeine Anſicht findet dann ihre Anwendung auch bei den Unterabtheilungen jedes einzelnen Haupttheils. Auch der einzelne Haupttheil enthält, zufolge ſeiner von der Form des Thema abhängigen Stellung und Beſtimmung, eine Aufgabe, deren Löſung durch die *ſubpartes*, mit ſteter Hinſicht auf den Mittelpunkt des Ganzen, vollzogen werden ſoll.

„nothwendig ist, dass man nicht früher Theile entwerfe, „als bis man sich auch des Theilungsgrundes bewusst „sey, denn oft stellen sich der Meditation früher einige „Abtheilungsglieder dar, ehe der Theilungsgrund ganz „ins Bewusstseyn gekommen ist; diese sich von selbst an„bietenden Theilungsglieder kann man vorläufig hinstel„len, an ihnen prüfen, ob sie coordinirt oder subordi„nirt, oder nur verwandt sind, um durch sie dem wah„ren Theilungsgrunde näher zu kommen.“ Die verschiedenen *fundamenta dividendi* geben auch sehr verschiedene Methoden und Formen der Eintheilung. Sehen wir zurück auf die oben genannten mannichfaltigen Arten der Propositionen, in Ansehung ihres Umfanges und ihrer logischen Form, und beobachten wir den Umfang, die Mannichfaltigkeit, die verschiedenen Richtungen unserer eigenen homiletischen Meditation, so treten namentlich folgende Eintheilungsgründe bei geistlichen Reden hervor. 1) Der Umfang alles dessen, was an einem als Subjekt benannten Gegenstande oder Satze sowohl für die religiöse und moralische Erkenntniss und Ueberzeugung, als für die Willensbestimmung wichtig ist. Die Aufgabe, zu deren Lösung der Redner sich selbst durch die Wahl eines solchen Thema verbindlich macht, geht dahin: was zur rechten, klaren und überzeugenden Einsicht in die wahre Natur und Beschaffenheit des Gegenstandes (in den Sinn und die Wahrheit des aufgestellten Satzes) gehört, und die Beziehungen, in welchen der betrachtete Gegenstand (der erklärte und gerechtfertigte Satz) wichtig entweder für andere religiöse und moralische Erkenntnisse und Ueberzeugungen, oder für unsere Warnung, oder für unsere Ermunterung zum Guten, oder für unsere Tröstung und Erfreudigung, oder für dies alles zugleich erscheint — dies soll durch die Ausführung der Haupttheile nachgewiesen werden. Dahin gehören besonders die bekannten und gewöhnlichen Dispositionen, wo man einen als Subjekt aufgestellten Satz,

über den man sprechen will, zuerst erklärt, so weit es die Natur der Sache fordert, und in seiner Richtigkeit nachweist, im Folgenden anwendbar macht, d. h. seine Wichtigkeit darthut; wo man von der Bestimmung, Erörterung, Beschreibung eines Gegenstandes, seiner Quellen, seiner Beschaffenheit, seiner Wirkungen ausgeht, und zur Darstellung dessen, was durch jenen Gegenstand und durch die rechte Erkenntniss desselben in unserm Glauben und Hoffen, in unserm Streben und Handeln so oder anders bestimmt werden müsse, fortschreitet; wo man zuerst eine Tugend oder Untugend in ihrer Beschaffenheit und ihren Quellen deutlich und anschaulich macht, dann die ermunternden Gründe zur beharrlichen Uebung der ersteren, oder die Warnung vor der letzteren dem Verstande und Willen nahe legt, oder auch über die Mittel spricht, sich die erstere anzueignen, oder die letztere zu meiden. Eine bestimmte bindende Norm für alle Dispositionen dieser Art vorzuschreiben, wäre homiletischer Pedantismus; wir werden z. B. im Folgenden sehen, warum das Erklärende und das Beweisende in einer Predigt nicht immer nothwendig zwei verschiedenen Haupttheilen angehören müsse. Aber allgemein gültig bleibt doch gewiss der Grundsatz, dass da, wo einmal das *fundamentum dividendi*, von dem ich hier rede, gewählt und durch die Stellung der Proposition bezeichnet worden ist, eben sowohl ein deutliches und überzeugendes Nachweisen des Gegenstandes oder Satzes in seiner Natur, seinem Sinne, seiner Wahrheit, als ein Anwenden, ein lebendiges Darstellen seiner religiösen und moralischen Wichtigkeit versprochen wird, dass also die Disposition eben so mangelhaft und unvollständig ausfallen würde, wenn sie nicht jenem Erklären und Beweisen eine besondere Sorgfalt widmete, als, wenn die Anwendung fehlte. 2) Das Verhältniss, in welchem die in der Proposition bezeichnete Vorstellung zu denjenigen steht, die ihr als wesentliche Merkmale, oder als Arten an-

gehören. Hier kommt es alſo darauf an, daſs der Gegenſtand der Propoſition in jedem einzelnen Haupttheile von einer beſtimmten Seite dargeſtellt werde, und jede eine andere ſey; daſs die Ausführung in jedem Haupttheil nachweiſe, dieſes weſentliche Merkmal, oder dieſe Art gehöre wirklich dem Gegenſtande an, und daſs dieſe Erkenntniſs, wie es die Natur der Beredſamkeit überhaupt verlangt, zugleich eine lebendige, für den Willen auf irgend eine Art wirkſame Ueberzeugung werde. Ob gleich auch bei dieſer Methode der Eintheilung das, was Anwendung genannt wird, (die praktiſche Richtung der Rede), keineswegs von der Ausführung des Thema ausgeſchloſſen werden ſoll; ſo iſt doch offenbar das *fundamentum dividendi* nicht völlig identiſch mit dem zuerſt genannten, und man ſollte wohl dieſe Verſchiedenheit ſchon bei dem Ausdruck der Propoſition genauer berückſichtigen, als es häufig zu geſchehen pflegt. Wenn z. B. Reinhard in ſeinen Predigten im Jahre 1810. gehalten 1 B. (Sulzbach, 1811.) S. 71. ſein Thema ſo ankündigt: „die Verdienſte unſeres Herrn um die Verehrung Gottes wollen wir jetzt kennen lernen, ſo erwartet man nun als Haupttheile die einzelnen *ſpecies*, die jenem Gattungsbegriffe: Verdienſte Jeſu um die Verehrung Gottes angehören, und dieſer Erwartung entſpricht vollkommen die gewählte Dispoſition ſelbſt (S. 72.): „Dieſe Verdienſte betreffen aber theils die Reinigung, theils die Veredlung, theils die Verbreitung der Verehrung Gottes.“ Jeder unparteiiſche Leſer, der ſich dem Eindrucke dieſer trefflichen Predigt hingiebt, wird an ſich ſelbſt erfahren, wie der Verfaſſer jeden einzelnen Punkt ſo zu behandeln wuſste, daſs der Zuhörer nicht bloſs als denkendes und erkennendes Weſen überzeugt wird, dieſs alles gehöre wirklich zu den Verdienſten Jeſu um die Verehrung Gottes, ſondern auch zu frommen Empfindungen und Geſinnungen erweckt. Wenn dagegen die Propoſition ſo geſtellt würde: „eine heilſame Betrachtung der Verdienſte Jeſu

„um die Verehrung Gottes“ oder: „über die „wichtige Wahrheit, daſs ſich Jeſus die gröſsten Verdienſte um die Verehrung Gottes erworben hat,“ ſo würde dieſer Ausdruck vielmehr auf das zuerſt genannte *fundamentum dividendi* hinführen, und dem gemäſs muſste dann, genau genommen, der erſte Haupttheil jene Verdienſte ſelbſt (Reinigung, Veredlung, Verbreitung der wahren Verehrung Gottes) darſtellen und beweiſen, und die Anwendung (das Erwecken frommer Empfindungen, Geſinnungen und Entſchlieſsungen in Hinſicht auf die angeſtellte Betrachtung) den zweiten Haupttheil ausmachen. Verſchieden können aber auch bei dieſem Eintheilungsgrunde die Geſichtspunkte ſeyn, von denen man ausgeht, indem das Einzelne, was dem in der Propoſition bezeichneten Gegenſtande angehört, in den Haupttheilen auseinandergelegt wird. Wir wählen z. B. das Thema: von den Vortheilen der wahren Aufklärung. Die nähere Bezeichnung dieſer Vortheile ſelbſt in den einzelnen Haupttheilen kann ſich nun entweder auf das Subjekt beziehen, dem die Aufklärung dieſe Vortheile bringt, (der Menſch überhaupt — der Menſch in beſtimmten Verhältniſſen), oder auf die verſchiedenen Wirkungen, in denen ſich die Aufklärung als etwas höchſt Wohlthätiges zeigt. Jener Standpunkt gäbe die Eintheilung, welche in Hrn. Dr. Ammon's Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedſamkeit S. 252. fg. als Beiſpiel aufgeſtellt wird: die Vortheile der wahren Aufklärung 1. für den Menſchen, als vernünftiges Weſen überhaupt, 2. für den Menſchen, als Mitglied der Geſellſchaft: als Bürger, als Gatte und Vater, als Freund und als Lehrer. Nach dieſem wäre die Dispoſition ſo zu treffen; die wahre Aufklärung 1. macht uns für weitere Fortſchritte in der Erkenntniſs der Wahrheit fähig und empfänglich, 2. ſie bewahrt und ſichert unſere Schritte auf dem Wege der wahren chriſtlichen Frömmigkeit und Tu-

gend, 3. sie begründet und fördert die ächte Zufriedenheit und Ruhe unseres Geistes. Diese Wirkungen würde zwar derjenige, der nach der ersteren Dispositon arbeitet, immer auch in der Ausführung festhalten, aber nicht jede für sich ausführen, wie hier, sondern was die wahre Aufklärung überhaupt in der menschlichen Seele hervorbringt, zuerst in Hinsicht auf den Menschen, als vernünftiges Wesen, abgesehen von seinen speciellen Verbindungen, dann in Beziehung auf diese besondern zufälligen Verhältnisse der Menschen darstellen. Wer über diesen Gesichtspunkt, aus welchem das Einzelne betrachtet und aufgefaßt werden soll, nicht vor der Ausführung selbst ganz einig mit sich geworden ist, dem begegnet nichts leichter, als daß er fremdartige Theile neben einander stellt, von denen der eine jenem, der andere diesem Eintheilungsgrunde angehört, der eine ein wesentliches Merkmal, der andere eine Art der Gattung aussagt. Daß übrigens jenes *fundamentum dividendi* nicht nothwendig und allein an die Form der Subjektsbenennung gebunden sey, welche in den als Beispiel angeführten Themen hervortritt (die Verdienste unseres Herrn um die Verehrung Gottes, oder: von den Vortheilen der wahren Aufklärung), sondern auch häufig mit der gewählten hypothetischen (fragenden) Form eines Satzes verknüpft, und das Wesen der Sache bei diesem Wechsel des Ausdrucks nicht verändert werde, ergiebt sich von selbst. Wenn ich z. B. in meinen geistlichen Reden und Homilieen (Jena, 1815.) S. 84. die Proposition aufstelle: wie der Christ die Erfahrung beurtheilt, daß des Bösen auf Erden viel geschieht? und darauf antworte: 1) er bedenkt, daß es nicht Gottes, sondern der Menschen eigene Schuld ist, 2) er erhebt und stärkt seinen Muth durch den Anblick der Guten und Frommen, an denen es nie auf Erden fehlt, 3) er verkennt auch darin die göttliche Weisheit nicht, daß die Guten auf Erden mit Bösen in Verbindung leben, 4) er richtet den Blick auf eine höhere un-

sichtbare Welt; so bleibt dieselbe Eintheilung gültig, wenn auch die Form des Thema so verändert würde: die rechte christliche Denkart über die Erfahrung, dass u. s. w. oder: von der rechten christlichen Denkart über die Erfahrung, dass u. s. w. Die Aufgabe bleibt immer dieselbe, die mir bei jener fragenden Form des Satzes vorschweben musste, in den Haupttheilen die einzelnen wesentlichen Merkmale nachzuweisen, welche das richtige Urtheil des Christen über die Erfahrung, dass des Bösen auf Erden viel geschieht, nothwendig ausmachen. Eben so unbedenklich könnten die oben genannten Themen so gestellt werden: welche Verdienste erwarb sich Jesus, unser Herr, um die wahre Verehrung Gottes? oder: welche Vortheile die wahre Aufklärung habe. Als ein ähnliches *fundamentum dividendi* bemerke ich 3) das Verhältniss des ganzen in der Proposition bezeichneten Satzes zu andern ihm untergeordneten Sätzen. Die Aufgabe geht dahin, in den Haupttheilen die einzelnen Sätze selbst, die in jenem enthalten sind, oder unter ihm stehen, als solche, mit Klarheit und Bestimmtheit nachzuweisen, so dass es wirksam für den Willen werde, die verschiedenen Beziehungen hervorzuheben, in denen sich der ausgesprochene Satz als einen wahren und gültigen bewährt z. B. wenn man die Proposition wählt: der Gerechte und Fromme ruft in seinem letzten Augenblick mit Jesu: es ist vollbracht; und in den Theilen die verschiedenen Beziehungen durchgeht, und auf den wahren Verehrer Jesu anwendet, in denen Christus sagen konnte: es ist vollbracht. Oder das Thema (s. meine neue Sammlung geistlicher Reden und Homilieen, Jena, 1829. S. 333 ff.): versöhne dich gern und bald mit deinem Bruder, weil du noch mit ihm auf dem Wege bist (Matth. 5, 25.), 1) versöhnt euch gern und bald, ehe euch noch die äusseren Verhältnisse des Lebens auf ganz verschiedene Wege führen, 2) versöhnt euch gern und bald, ehe die Wege eurer Herzen noch weiter auseinandergehen, 3) ver-

ſöhnt euch gern und bald, ehe die Macht des Todes euere Wege völlig von einander trennt. Bei ſolchen Propoſitionen nämlich, die eine Forderung (Gebot) ausſprechen, kann man einen doppelten Standpunkt wählen, entweder die Gründe des Gebots in den Theilen aufſtellen (nachdem der vollſtändige Sinn und Umfang der Forderung ſchon vorher nachgewieſen worden iſt), oder die verſchiedenen Beziehungen nachweiſen, in denen jene Forderung ausgeſprochen werden kann. Im letzteren Falle wird das *fundamentum dividendi*, von dem ich hier ſpreche, gewählt, wie in der eben angeführten Predigt, wo ſich die Haupttheile weiter darüber erklären, in wie fern und warum das Gebot: ſich mit dem andern bald zu verſöhnen, ſo lange man mit ihm auf dem Wege iſt, in einem dreifachen Sinne, als chriſtliches Gebot, genommen werden ſoll. Im erſteren Falle hingegen würde der Eintheilungsgrund mit einem andern, den ich im Folgenden bemerke, völlig identiſch ſeyn. Man könnte z. B. das genannte Thema: verſöhne dich gern und bald u. ſ. w. auch ſo abtheilen: 1) weil eine herzliche Bereitwilligkeit, ſich bald mit andern auszuſöhnen, überhaupt im Geiſte der ächten chriſtlichen Liebe ihren Grund hat, 2) weil die aufrichtige Verſöhnung, wenn ſie nicht bald geſchieht, gewöhnlich erſchwert, oder auf immer gehindert wird. Dann müſste aber ſchon vor der Ausführung der Propoſition eine kurze und beſtimmte Erklärung darüber gegeben worden ſeyn, in welchem Umfange, in welchen verſchiedenen Beziehungen das: weil du noch mit ihm auf dem Wege biſt, genommen werden könne und ſolle. Bei der von mir gewählten Eintheilung treten die ermunternden und verpflichtenden Gründe der baldigen Ausſöhnung ebenfalls in der ganzen Predigt hervor, aber nicht als Haupttheile für ſich, ſondern unter und in dem hier genommenen Hauptgeſichtspunkte der dreifachen Beziehung und Erklärung des: weil du noch mit u. ſ. w. Doch dieſs führt uns eben zu einem 4) Ein-

theilungsgründe: das Verhältniss der in der Proposition liegenden Behauptung oder Forderung zu den sie beweisenden Gründen. Z. B. Thema: der Glaube ohne Werke gleicht einem entseelten Körper (s. meine neue Sammlung geistlicher Reden und Homilieen, Jena 1822. S. 71. fg.) Theile: 1) dem Glauben, der nicht in Werke übergeht, mangelt die wahre innere Lebendigkeit und Kraft, 2) ein solcher Glaube bleibt ohne Segen, 3) er ist seiner völligen Auflösung im Innern des Menschen nahe. Oder (s. Reinhard's Pred. 1810. gehalten, 1. B. Sulzbach, 1811. S. 118. ff.) Thema: dass wir alle dazu beitragen können und sollen, die Kleinen unter uns bei Zeiten Gott zu weihen. Theile: diess kann und soll nämlich geschehen 1) durch Achtung gegen sie, 2) durch Verbindung der Achtung mit Liebe, 3) durch Gebet zu Gott, 4) durch Richtung ihres Gemüths zu Gott, 5) durch sorgfältige Behutsamkeit, sobald wir vor den Augen der Kinder handeln. Es könnte zwar scheinen, als ob hier ein anderer Eintheilungsgrund (der oben Nr. bemerkte) gewählt sey. Aber die einzelnen in den Haupttheilen hervortretenden Forderungen, welche dem Ganzen der in der Proposition bezeichneten Pflicht angehören, sind in der That zugleich die Beweise, die es am klärsten und bündigsten darthun, dass wir alle, ohne Ausnahme, in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens, für jene Weihe der Kinder sorgen können, und — dieses Können darzuthun, war vornehmlich die Absicht des Verfassers, wie die Stellung der Worte in der Proposition und der Uebergang zu erkennen giebt — das Sollen wird daran geknüpft und bei den einzelnen Punkten zugleich mit nachgewiesen. Verschieden kann dann wieder, wo das Thema eine moralische Forderung ausdrückt, der Standpunkt bei dem Ausführen der bewegenden und verpflichtenden Gründe genommen werden, je nachdem man entweder die einzelnen Argumente, aus denen das Pflichtmässige derjenigen Denk-

und Handlungsweise, von welcher die Rede ist, hervorgeht, wie sie in der Natur der Sache liegen, als Haupttheile auf einander folgen lässt, oder die Verpflichtung zuerst in Beziehung auf Menschen und Christen überhaupt, dann in besonderer Hinsicht auf einzelne Stände und Klassen darstellt. Wir disponiren z. B. das Thema: es ist heilige Pflicht des Christen, zur allgemeinen Hochachtung des öffentlichen Gottesdienstes das Seinige beizutragen, nach der ersten Art: denn dazu verpflichtet ihn a) die fromme kindliche Ehrfurcht gegen Gott, b) der Gedanke an die Verhältnisse, in denen er als Christ zu dem Erlöser stehe, c) der innige Zusammenhang jener ehrwürdigen Anstalt mit der religiösen und sittlichen Bildung seiner Mitbrüder; nach der zweiten Art: a) es ist heilige Pflicht für alle Bekenner Jesu ohne Unterschied (aus den in der vorigen Disposition bemerkten Gründen), b) es ist insbesondere Pflicht für Eltern und Herrschaften, für Lehrer und Erzieher. Da man jedoch, genau genommen, nicht sagen kann, was überhaupt als Pflicht der Christen anzuerkennen sey, das werde in Beziehung auf einzelne Stände und Lebensverhältnisse noch pflichtmässiger, als es für sich betrachtet schon ist, sondern nur, es könne sich in verschiedenen Verhältnissen verschieden äussern, und finde in gewissen Ständen vorzüglich häufige Veranlassung sich thätig zu zeigen; so gestehe ich gern, dass ich dieser Methode keinen vorzüglichen Werth beilegen möchte, zumal, da sie den Prediger leicht zu Wiederholungen verleitet. Verschieden kann auch bei einem theoretischen (dogmatischen) Thema der Standpunkt für die Auswahl der Beweise genommen werden, die in den Haupttheilen aufeinander folgen. Fragt man z. B. in wie fern ist Christus der Erlöser der sündigenden Menschen? so kann man dann entweder die erlösenden Wirkungen selbst, welche Christus in den Gemüthern der Menschen hervorbringt, als Beweise aufstellen (dass er uns von Vorurtheilen frei macht, die zur Sünde führen, dass er die Liebe zur Sünde

überwindet, durch die entzündete Begeisterung für wahre Tugend, dass er uns Muth und Vertrauen einflösst), oder die erlösenden Thätigkeiten Christi, die jene Wirkungen hervorbringen (sein Lehren, sein Vorbild, sein Tod im Zusammenhange mit dem Ausgange seiner Schicksale). Es kommt nun darauf an, welche Methode am bündigsten und lebendigsten überzeuge. Uebrigens ist der hier erwähnte Eintheilungsgrund nicht davon abhängig, dass die Proposition als ein kategorischer Satz auftrete. Wenn wir das oben genannte Thema: der Glaube ohne Werke gleicht einem entseelten Körper, hypothetisch (fragweise) bezeichnen: wie (oder: warum) der Glaube ohne Werke einem entseelten Körper gleiche? so ist die Aufgabe immer dieselbe, die Beweise des angegebenen Satzes in den Haupttheilen auftreten zu lassen. Auch als Subjektsbenennung kann die Proposition bei diesem Theilungsgrunde erscheinen; das *fundamentum dividendi* fällt dann mit dem obigen N. 2. bemerkten zusammen. Wir mögen z. B. das Thema (s. Marezoll Predigten an Festtagen und bei besondern Gelegenheiten gehalten, Jena, 1806. S. 540 ff.): die Schändlichkeit des Wuchers, in dieser Form aufstellen, oder als kategorischen Satz: dass der Wucher ein höchst entehrendes Laster sey, oder hypothetisch: warum der Wucher u. s. w. immer werden die Haupttheile, wie es auch in der angeführten trefflichen Predigt geschehen ist, die Beweise jener Schändlichkeit enthalten müssen. Indem man die wesentlichen Merkmale, welche der im Thema benannten Vorstellung (überhaupt, oder in gewissen Beziehungen) angehören, im Einzelnen hervorhebt, und, wie sie ihr wirklich zukommen, dem Zuhörer klar und anschaulich werden lässt, beweist man auch die Wahrheit und Richtigkeit eines Satzes. Ich unterscheide davon 5) als Eintheilungsgrund: die Erklärbarkeit der im Thema bezeichneten Wahrnehmung

(Erfahrung) aus hinreichenden Gründen. Z. B. Warum duldet Gott die Böſen unter den Guten? (ſ. Dinter Predigten zum Vorleſen in Landkirchen, 1. B. Neuſtadt an der Orla, 1809. S. 365.) Theile: a) um des vielen Guten willen, das durch ſie in der Welt geſtiftet wird, b) daſs ſie ſelbſt noch wo möglich gebeſſert, c) daſs durch ſie die Tugend der Frommen vervollkommnet werde. Oder: die Quellen der überſpannten Einbildung, die viele unſerer Mitbrüder von ihrem ſittlichen Werthe haben. Wir entdecken dieſe Quellen, a) in ihren unvollkommenen Anſichten vom Weſen der wahren chriſtlichen Tugend, b) in dem Mangel an ernſter und anhaltender Beobachtung und Prüfung ihrer ſelbſt, c) in der verderblichen Gewohnheit, ſich mehr mit Schlechteren, als mit Beſſeren zu vergleichen. 6) der Zuſammenhang des in der Propoſition bezeichneten Gegenſtandes mit Ueberzeugungen, Hoffnungen, Entſchlieſsungen, Beſtrebungen, welche daraus folgen. Z. B. Wozu ſoll uns das frühzeitige Abſterben ſo vieler Kinder bewegen? (ſ. Dinter Pred. zum Vorleſen in Landkirchen 1. B. S. 247 ff.) Theile: es ſoll uns antreiben, a) das Leben unſerer Kinder deſto ſorgfältiger zu bewahren, b) für ihre Bildung deſto gewiſſenhafter zu ſorgen, c) unſeres eigenen Lebens Werth deſto mehr zu empfinden, d) die Unſterblichkeit deſto zuverſichtlicher zu hoffen. Oder: welchen Gebrauch wir von der Erfahrung machen ſollen, daſs wir von Fehlern überraſcht werden, die wir ſchon abgelegt zu haben meinten (mit andern Worten: die empfindliche Wahrnehmung, von Fehlern überraſcht zu werden, die wir ſchon abgelegt zu haben meinten, in ihrem wichtigen Einfluſſe auf unſere Sinnesart), Theile: ſie kann und ſoll uns a) eifrig in der rechten Erkenntniſs unſerer ſelbſt, b) demüthig und beſcheiden in der Würdigung unſerer

selbst, c) vorsichtig und wachsam erhalten in allen Verhältnissen des Lebens. Endlich 7): die doppelte Ansicht des in der Propositon bezeichneten, als Problem vorliegenden Gegenstandes. Z. B. Verlangt die Religion Jesu von ihren Bekennern nicht zu viel? (s. Dräseke Predigten für denkende Verehrer Jesu 1. Sammlung, Lüneburg, 1810. S. 305 ff.) 1. Theil: es scheint allerdings so — wenn wir ihre Gebote nur nach dem Buchstaben, und ohne Geist deuten — wenn wir das Thun und Treiben des grosen Haufens zum Maasstabe für die sittliche Kraft des Menschen annehmen — wenn unsere eigenen Verirrungen in manchem Augenblicke uns veranlassen, unsere sittliche Kraft zu bezweifeln. II. Theil: aber es ist nicht so — sie entspricht den Kräften des Menschen vollkommen, wenn wir nur ihren Geist erwägen — es kann auch nicht anders seyn, denn sie wäre sonst nicht für Menschen und nicht von Gott. Eine Umänderung jener problematischen Form des Thema in eine bestimmtere, entweder fragende: wie irrig die Behauptung sey, dass die Religion Jesu von ihren Bekennern zu viel fordere, oder kategorische: die Religion Jesu fordert nicht zu viel u. s. w. würde auch eine andere Eintheilung zur Folge haben. Die einzelnen Argumente für die Wahrheit des Satzes: sie fordert nicht zu viel, müssten dann die Haupttheile bilden, gemäss dem oben bemerkten 4. Eintheilungsgrunde, und, was sich scheinbar für die entgegengesetzte Behauptung sagen lässt, würde in und mit der Ausführung dieser Argumente zugleich beseitigt und widerlegt werden, da es hingegen, zufolge der von Dräseke gewählten problematischen Form der Proposition, ganz richtig einen eigenen Haupttheil ausmachen konnte.

Da der Stoff, welchen die alten politischen Redner der Griechen und Römer bearbeiteten, einen mehr konkreten und historischen Charakter hatte, als der Stoff der geistlichen Beredsamkeit, so war auch die all-

gemeine Anordnung der einzelnen Hauptmomente ihrer eigenen Wahl weniger überlaſſen. Dazu kam, insbeſondere bei dem gerichtlichen Redner, ſehr häufig die Rückſicht auf die von dem Gegner gewählte Anordnung, deſſen Vortrag Punkt für Punkt beantwortet und widerlegt werden mußte. Vergl. z. B. *Cicero oratio pro Cluentio c.* 1. Je mehr die Dispoſition der Wahl des Redners überlaſſen wird, und je mehr der Inhalt allgemeine Vorſtellungen und Sätze umfaßt, welche in verſchiedenem Umfange genommen, und aus verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet und behandelt werden können; deſto nöthiger iſt die genaue Beachtung der logiſchen Richtigkeit der Anordnung, welche darauf hauptſächlich beruht, daſs der dem Endzweck der Rede entſprechende Geſichtspunkt und ein beſtimmter Theilungsgrund, bei dem Entwerfen der Haupttheile, und bei den Unterabtheilungen, konſequent feſtgehalten werde. Daſs man ſich an die allgemeinen oben bemerkten Normen der Logik hält, welche auch für die Rede gelten, wird vorausgeſetzt, eben ſowohl um der Beſtimmtheit und Klarheit der unaufhaltſam fortſchreitenden Entwickelung der Gedanken willen, als in Beziehung auf den Zweck des Redners, feſte Ueberzeugung hervorzubringen, und auf den Willen der Zuhörer nach einer beſtimmten Richtung hin entſcheidend zu wirken. Es können aber verſchiedene Dispoſitionen eines und deſſelben Thema, für ſich betrachtet, in gleichem Grade jenen oberſten logiſchen Normen entſprechen, und demnach jene Beſtimmtheit und Klarheit der unaufhaltſam fortſchreitenden Entwickelung der Gedanken, von welcher dieſe Abtheilung *) zunächſt ſpricht, die eine mehr, die andere weniger, fördern. Die Rhetorik und Homiletik ſieht ſich dadurch verpflichtet, es dabei nicht bewenden zu laſſen, daſs

*) Daſſelbe gilt aber auch in Beziehung auf den Zweck der feſten Ueberzeugung des Zuhörers, die jene Beſtimmtheit und Klarheit der Entwickelung immer vorausſetzt.

sie den Redner auf jene logischen Normen hinweise — aber auch — jene Einseitigkeit zu meiden, die bei Beurtheilung der Dispositionen auf die verschiedenen Richtungen, welche die Meditation nehmen, auf die verschiedenen Standpunkte, welche der Redner wählen kann, keine Rücksicht nimmt.

Es ist ohne Zweifel allgemein gültiger Grundsatz, das Einzelne in der Hauptdisposition des Ganzen, wie in der Anordnung der Materialien jedes Haupttheils (gemäss dem einmal gewählten und bestimmten Eintheilungsgrunde und Standpunkte des Redners) so auf einander folgen zu lassen, wie es der Natur des menschlichen Denkens und der Natur der Sache, welche den jedesmaligen Gegenstand des Denkens ausmacht, entspricht. Verschieden kann aber die Anwendung dieses allgemeinen Grundsatzes bei einem und demselben Gegenstande geschehen, abhängig von den verschiedenen geistigen Eigenthümlichkeiten der Redner, oder auch von wechselnden Rücksichten auf Zeit, Ort, besondere Umstände, Bedürfnisse der Zuhörer. Man kann eben so richtig eine Disposition wählen, welche die Haupttheile der Propositon, oder die *subpartes* eines Haupttheils so ordnet, dass sie dabei diese und jene, dem streng systematischen Denken über gewisse Gegenstände gewöhnliche Unterscheidung und Zusammenstellung von Begriffen zum Grunde legt, als eine andere, welche das Einzelne so auf einander folgen lässt, wie es erfahrungsmäfsig in der Wirklichkeit auf einander zu folgen pflegt. Z. B. bei dem Thema: der heilsame Einfluss des öffentlichen Gottesdienstes auf jeden in rechter Absicht daran Theil nehmenden Menschen. Gemäss dem oben bemerkten Eintheilungsgrunde 2. oder 4. (die nicht selten zusammenfallen) müssen die Haupttheile jenen heilsamen Einfluss im Einzelnen darstellen, d. h. den Satz beweisen, dass der öffentliche Gottesdienst in der

That jenen heilsamen Einfluss habe. Da nun hier offenbar von einer geistigen Wirksamkeit die Rede ist, und wir gewohnt sind, bei Untersuchungen und Forschungen über den Geist des Menschen, ein Vorstellungs - Gefühls - Willensvermögen zu unterscheiden; so liegt es wohl nahe genug, diese philosophische Trias auch hier anwendend, so einzutheilen: heilsam ist der Einfluss des öffentlichen Gottesdienstes a) auf unsere religiöse und sittliche Erkenntniss und Ueberzeugung, b) auf die Belebung und Nahrung unserer edelsten Gefühle, c) auf die Lenkung und Richtung unseres Willens. Hier betrachtet man also den Menschen selbst, seine geistige Natur von einer dreifachen Seite, ohne von einer Zeitordnung auszugehen; denn die Belebung der Gefühle (b) ist gerade dasjenige, wodurch der öffentliche Gottesdienst, indem Gesänge und liturgische Handlungen der Predigt vorangehen, der Zeit nach zuerst auf den Menschen wirkt. Man könnte aber auch das Einzelne in jenem Einflusse bemerkbar, wie es sich erfahrungsmäßig in der Succession der Zeit darstellt, auffassen, und eben so richtig disponiren: der öffentliche Gottesdienst sammelt uns zuvörderst von den Zerstreuungen oder Sorgen des gewöhnlichen täglichen Lebens (schon dieses Sammeln der Seele, das erste, was der Eintritt in den Tempel und der Anfang der öffentlichen Gottesverehrung zu wirken vermag, ist wichtig und heilsam); 2) er führt uns allmälig in einen heiligen Kreis der erhabensten und würdigsten Betrachtungen, Gefühle, und Bestrebungen; 3) er entlässt uns endlich mit einer höheren Weihe für das tägliche Leben *). Dass man der einen oder der andern Methode in einzelnen Fällen den Vorzug giebt, dafür entscheidet bald die eigenthümliche Richtung der Meditation und der Stimmung des Predi-

*) Vergl. auch die Beispiele in Grotefend Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit, S. 96 folg.

gers selbst, bald auch die Ueberzeugung, dass die eine ansprechender und fasslicher für die Zuhörer seyn werde, als die andere. Man darf überhaupt bei der ganzen Lehre von der Disposition eben so wenig, als bei der Theorie der Erfindung vergessen, dass es verschiedene Methoden des Denkens gebe, die von verschiedenen Subjekten, oder auch von demselben Subjekte zu verschiedenen Zeiten bei einem und demselben Objekte angewendet werden — Methoden, von denen die eine diesem, die andere jenem geläufiger zu seyn pflegt, nach dem natürlichen gegenseitigen Verhältnisse seiner Anlagen und Neigungen, nach den Eindrücken seiner frühesten Bildung und Erziehung, nach dem Einflusse, den der Geschäftskreis, der Umgang, die Lektüre auf den Menschen hat. Das systematische Denken, oder (wie man es häufig nennt) die streng synthetische Methode liebt, das Ganze sogleich in seiner Totalität (wenn auch anfangs nur in den allgemeinsten Umrissen und Grenzen verzeichnet) aufzufassen und zu überblicken; sie geht von allgemeinen Begriffen und Grundsätzen aus, unter welche der vorliegende Gegenstand der Untersuchung gehört; sie kommt von Definitionen und Begriffsentwickelungen zu den erklärenden Gründen, zu den beweisenden Argumenten, zu den einzelnen Folgerungen; sie wendet sich also vom Ganzen zu dem Einzelnen, doch immer dieses Einzelne genau auf seinen Mittelpunkt beziehend. Die entgegengesetzte Methode, gewöhnlich die analytische oder auch die sokratische genannt, fängt bei dem Einzelnen an; sie geht von Beispielen aus, welche auf allgemeine Begriffe hinleiten, von Wahrnehmungen und Erfahrungen, deren Ursachen und Gründe sie zu entdecken sucht, von angenommenen Meinungen oder bekannten Aussprüchen, welche sie weiter erklärt oder prüft, und bringt auf diesem Wege zuletzt, einen Gedanken an den andern knüpfend, eine in sich selbst zusammenhängende Totalität hervor. Es lässt sich nicht verkennen, wie die Gewöhnung an diese verschiedenen

Methoden des Denkens immer auch einen Einfluss auf die Anordnung des Ganzen habe; wie der ganze Standpunkt, den jemand bei der Betrachtung psychologischer, moralischer, religiöser Begriffe und Wahrheiten nimmt, sehr davon abhänge, ob er sich überhaupt mehr an die Spekulation des abstrakten Denkens hinzugeben pflege, oder, in den mannichfaltigsten Berührungen mit dem wirklichen Menschenleben, seinen beobachtenden Blick hauptsächlich auf das Einzelne richte, und daran seine Forschungen knüpfe; und, wie selbst der verschiedene Gebrauch mancher Ausdrücke, die sich auf psychologische, moralische, und religiöse Begriffe beziehen, dabei wohl in Betrachtung komme. Vergl. die lesenswerthe Schrift: Crome über die Meditation des Predigers, ein Auszug aus der Garvischen Abhandlung über die Meditation für Prediger bearbeitet, zweite Auflage, Leipzig, 1820. 8. und: Reinhard und Ammon, oder Predigten-Parallele als Beitrag zur Homiletik, (von Linde), Königsberg, 1800. 8. S. 27 ff. Es führt daher zu einer homiletischen Einseitigkeit, wenn man sich an gewisse, bestimmte Arten der Trennung, der Verbindung, der Zusammenordnung mancher Begriffe und Sätze ein für allemal sklavisch bindet und jener Freiheit im Meditiren, die mit der strengen Beobachtung der allgemeinen und nothwendigen Gesetze des Denkens wohl bestehen kann, zu wenig Spielraum lässt. Kein besonnener Denker läugnet die Nothwendigkeit, gewisse abstrakte Begriffe, an sich betrachtet, immer nur in einem bestimmten Verhältnisse zu denken, z. B. Ursache als das Vorangehende und Bedingende, Wirkung als das Nachfolgende und Bedingte. Sobald aber andere, niedere, aus der Erfahrung abgezogene Begriffe, welche den materiellen Stoff des Denkens ausmachen, auf den jene Formen anzuwenden sind, jenen höheren als *species* untergeordnet werden, so würde offenbar die gröfste Einseitigkeit und Willkühr der Betrachtung entstehen, wenn man unbedingt annähme,

ein ſolcher Begriff könne einzig und allein unter dieſe, und nicht auch unter eine andere Form des Denkens gebracht werden. Man kann z. B. ſehr richtig den Mangel an wohlwollender Geſinnung gegen die Menſchen unter die Kategorie: Urſache, Quelle, den Geiz unter die Kategorie: Wirkung ſtellen, da es erfahrungsmäſsig iſt, und aus der Natur der Sache wohl erklärbar, daſs die Neigung zum Beſitze des Geldes bei demjenigen, dem es an wahrhaft wohlwollender Geſinnung fehlt, leicht in Geiz übergehe. Aber der Geiz kann auch erfahrungsmäſsig vorangehen, und die Wirkung haben, daſs derjenige, bei dem ſich jene Denkart auf irgend eine Weiſe entwickelt und feſtgeſetzt hat, die Empfindungen des Wohlwollens und der Menſchenliebe, die ehedem, vor der unſeligen Herrſchaft jener Leidenſchaft, leicht erregbar in ſeinem Innern waren, allmälig ganz unterdrückt. Die eine Stellung iſt eben ſo richtig, als die andere; es kommt nur darauf an, aus welchem Standpunkte der Begriff betrachtet werde, und von welchen Beobachtungen und Wahrnehmungen der Redende gerade jetzt ausgegangen ſey. Oder, wenn die Begriffe: Unglaube und Sünde, in ihrem Verhältniſſe betrachtet werden — wer möchte den Satz: der Unglaube iſt Wirkung der Sünde, für minder richtig erklären, als die Behauptung: die Sünde iſt Wirkung des Unglaubens? Unglaube kann vorausgehen, in ſo fern er ſich zunächſt durch gewiſſe Verirrungen der denkenden und erkennenden Thätigkeit des Menſchen entwickelte, und die zurechtweiſende Kraft des geſunden natürlichen Gefühls, unter dem ungünſtigen Einfluſſe äuſserer Umſtände und Verhältniſſe, ihre volle und freie Wirkſamkeit nicht äuſserte; dann gewinnt aber auch der Unglaube nur allzuleicht den verderblichſten Einfluſs auf den Willen, indem die Sünde in den Zweifeln oder kategoriſchen Behauptungen des Unglaubens Begünſtigung und Vorſchub findet. Aber die Sünde kann auch vorausgehen, und den Menſchen,

der eine geraume Zeit die religiöse Ueberzeugung noch immer festgehalten hatte, während er schon im Handeln, von sündlichen Begierden fortgerissen, dem Gottesbewufstseyn entgegenstrebte, endlich dahin bestimmen, dafs er die religiöse Ueberzeugung, welche mit seinem Handeln im Widerstreit begriffen ist, aus seinem Innern hinwegdenkelt, und sich dem Unglauben in die Arme wirft. Beide stehen dann mit einander in Wechselwirkung. An dem Unterschiede, der zwischen den Begriffen: Wesen einer Sache, Natur und Beschaffenheit derselben, Aeufserungen, an sich betrachtet statt findet, zweifelt kein philosophischer Denker. Denn Wesen ist eigentlich dasjenige, worauf die Möglichkeit eines Dinges beruht, das Princip, von welchem abhängt, dafs es möglich sey. Natur nennt man das, worauf die wirkliche Existenz eines Gegenstandes beruht, das Princip alles desjenigen, was zu seiner Wirklichkeit gehört. Die inneren darin liegenden Bestimmungen der Sache, die wesentlichen Merkmale, die zum Begriffe derselben gehören, machen ihre Beschaffenheit aus. Und die Erscheinungen (Thätigkeiten, Wirkungen), in denen sich diese Beschaffenheit zu erkennen giebt, sind ihre Aeufserungen. Aber bei denjenigen Gegenständen, denen wir nicht blos Möglichkeit sondern auch Wirklichkeit (Wesen und Natur) beilegen, pflegen wir auch, mit der Darstellung ihrer Beschaffenheit, mit dem Entwickeln ihrer einzelnen Eigenschaften beschäftigt, beides zusammenzufassen, da die Möglichkeit von der Wirklichkeit vorausgesetzt wird, so wie alles auch nur wirklich in der Art seyn kann, in welcher es möglich ist. Weit eher kann die Beschreibung der Aeufserungen eines Gegenstandes getrennt werden von der Darstellung seiner Natur und Beschaffenheit; denn zu den Aeufserungen gehört auch manches Zufällige, wodurch sich die innere Beschaffenheit nur unter gewissen Umständen und Bedingungen zu erkennen giebt. Und die Gründlich-

keit im Belehren und Ueberzeugen erfordert nicht ſelten dieſe Trennung, wo es hauptſächlich darauf ankommt, die Zuhörer und Leſer vor allen Dingen, ſo tief als möglich, auf den inneren Grund der Sache hinzuführen, damit ihnen dann der Zuſammenhang der Aeuſserungen mit jener inneren Natur (die Urſache, warum ſie ſich, wenigſtens unter gewiſſen Bedingungen und Verhältniſſen, ſo und nicht anders äuſsere) deſto klärer einleuchte. So wird z. B. in Reinhard Pred. 1799 gehalten, 2. B. (Amberg und Sulzbach, 1800.) S. 86 ff. in der Predigt N. 29. von der Verblendung im erſten Theile dieſer Zuſtand ſelbſt genauer beſtimmt und bezeichnet; und der Verfaſſer unterſcheidet hier ſehr richtig drei Punkte, a) was Verblendung überhaupt ſey (der traurige Zuſtand, wo man bei aller ſonſtigen Fähigkeit, richtig zu urtheilen, Dinge, die andern in die Augen fallen, gar nicht wahrnimmt, und daher gerade das Gegentheil von dem thut, was Pflicht und Klugheit verlangen), b) wie vielfach ſie ſey (man verkennt bald gewiſſe Wahrheiten, bald ſeine Schuldigkeit, bald ſeine Wohlfahrt), c) durch welche Merkmale ſie ſich zu erkennen gebe (durch Selbſtgefälligkeit, Ungelehrigkeit, Sorgloſigkeit). Kann es aber darum die Homiletik zur allgemein gültigen Regel machen, überall, wo die Propoſition eine menſchliche Tugend, oder eine fehlerhafte Denk- und Handlungweiſe überhaupt betrifft, die Betrachtung der Natur und Beſchaffenheit derſelben, und die Betrachtung ihrer Aeuſserungen als zwei verſchiedene von einander getrennte Punkte zu behandeln? Abgeſehen davon, daſs es Propoſitionen giebt, welche ohnedem vermöge ihrer ganzen Stellung die weitere Meditation des Predigers ſogleich und unmittelbar auf das äuſsere Verhalten, auf das Erſcheinen einer Denkart (Geſinnung) im wirklichen Leben, oder umgekehrt auf eine innere Gemüthsverfaſſung und Geſinnung hinrichten, und die erklärenden Punkte der Pre-

digt darauf beschränken *); so kann auch bei manchen Gegenständen der psychologischen und moralischen Betrachtung eine rechte und vollkommene Einsicht in die Natur und das Wesen derselben erst durch die anschauliche Nachweisung des äußeren Verhaltens möglich werden, wodurch sich das Innere offenbart; und man fühlt sich hier oft schon darum zu einer genaueren Verknüpfung dieser Punkte veranlaßt, weil über das Innere an sich, abgesehen von der Art und Weise wie es sich im wirklichen Handeln und Leben zu erkennen giebt, bei diesem Gegenstande wenig zu sagen übrig bleibt. So hat z. B. Reinhard in s. Predigten 1801. gehalten, 2. B. S. 177. den ersten Theil der Predigt von der Pflicht, bei jeder gelungenen guten That die Ehre Gott zu geben, ganz richtig dazu bestimmt, zu zeigen, worin diese Pflicht bestehe, und in den Unterabtheilungen desselben die innere Natur dieser Pflicht mit den Aeußerungen zusammengefaßt: wer bei jeder ge-

*) Wenn wir z. B. über das Thema sprechen: wie sich die helfende und wohlthuende Menschenliebe als eine ächt christliche in ihrer Wirksamkeit bewähre? so ergiebt sich von selbst, daß hier in den einzelnen Haupttheilen nur von den verschiedenen Aeußerungen, welche die Wirksamkeit der ächten christlichen Menschenliebe ausmachen, die Rede seyn könne (daß sie sich nicht auf solche Veranlassungen andern Gutes zu thun beschränke, welche ihr gleichsam aufgedrungen werden, sondern dieselben bereitwillig aufsuche mit zuvorkommendem Eifer, daß sie sich über jedes einseitige Vorurtheil in ihrer Wirksamkeit erhebe, daß sie auch Opfer bringe, daß sie immer hauptsächlich das geistige Wohl anderer in das Auge faße); die genauere Bezeichnung der inneren, jenen Aeußerungen zum Grunde liegenden Gesinnung der Menschenliebe müßte hier vor der eigentlichen Ausführung des Thema geschehen. Oder, wenn Reinhard in seinen Pred. 1801. gehalten 2. Theil (Nürnberg und Sulzbach, 1806.) S. 29. die Proposition aufstellte: von der Freude über die Sinnesänderung lasterhafter Menschen; so mußte nothwendig der erste Theil (die Erklärung der Beschaffenheit) den inneren im Thema genannten Zustand, und das Objekt dieser Freude (was sie hervorbringt) beschreiben, S. 29—36.

lungenen That, die Ehre Gott giebt, der wird sich bei dem Vergnügen darüber seiner Abhängigkeit von Gott bewufst; der äufsert das Gefühl dieser Abhängigkeit freimüthig und öffentlich; der weiset auch andere an, bei dem, was durch ihn geschehen ist, auf Gott zu sehen. Dazu kommt, dafs der Ausdruck: Aeufserungen selbst auch eine umfassendere Bedeutung hat, und nicht immer blos die Handlungen oder Handlungsweisen bezeichnet, in denen sich eine Gesinnung und Neigung äufserlich für andere Menschen zu erkennen giebt, sondern auch die verschiedene Art und Weise, wie sich eine Gesinnung, eine Denkart dem Menschen selbst, der sie hat, in seinem Innern darstellt. In den Predigten im Jahre 1800 gehalten 1. B. (Nürnberg und Sulzbach, 1806.) S. 45 ff. spricht Reinhard von der Gewohnheit, wahrgenommene Fehler noch eine Zeit lang zu vernachläfsigen. Der erste Theil soll diese Gewohnheit genauer beschreiben, so wie der zweite ihren Ursprung, der dritte ihre Schädlichkeit darstellen. Im Allgemeinen konnte darüber nichts weiter gesagt werden, als die eben so richtige als fafsliche Definition des Gegenstandes S. 46. es sey der Leichtsinn, mit welchem man sich von seinen Fehlern wegwendet, und sich beträgt, als ob man von ihnen und ihren Folgen gar nichts zu befürchten hätte. Die genauere und bestimmtere Einsicht in die Beschaffenheit jener fehlerhaften Gewohnheit konnte nur dadurch bewirkt werden, dafs der Verf. sogleich die verschiedenen, dem aufgestellten Begriffe untergeordneten Arten (*species*) nahmhaft machte, S. 46.: „Nach der Erfahrung äufsert sie sich auf „eine dreifache Weise; man vernachläfsigt wahrgenom„mene Fehler eine Zeitlang, indem man sich dieselben „noch nicht eingesteht; indem man sich ihre Wich„tigkeit verhehlt; indem man endlich ihre Verbesse„rung hinhängen läfst.“ Offenbar bezieht sich hier blos die dritte *species* zugleich mit auf das äufsere Verhalten; die erste und zweite nur auf innere Gemüthsthä-

tigkeiten; der Verfaſſer trug aber kein Bedenken, dies alles mit dem Worte: Aeuſserung, zu umfaſſen, in ſo fern ſich die im Allgemeinen bezeichnete fehlerhafte Gewohnheit dem Menſchen ſelbſt, der ſeine wahrgenommenen Fehler noch eine Zeitlang zu vernachläſſigen pflegt, an jenen inneren Thätigkeiten auf verſchiedene Weiſe zu erkennen giebt. Ein einleuchtendes Beiſpiel, wie ſehr man im Beurtheilen der Richtigkeit einer Dispoſition auch darauf Rückſicht zu nehmen habe, daſs nicht alle Denker und Wahrheitsforſcher demſelben abſtrakten Begriffe immer und überall dieſelben, engeren oder weiteren, Grenzen des Umfanges anweiſen, und nicht immer denſelben Standpunkt nehmen. Eben ſo verhält es ſich mit dem Begriffe: Wirkungen, Folgen. Verſteht man unter der Darſtellung der Wirkungen und Folgen einer gewiſſen ſittlichen oder unſittlichen Denk- und Handlungsweiſe die Darſtellung ihres Einfluſſes auf die wahre menſchliche Beſtimmung und Wohlfahrt, ſo liegt es nothwendig in der Natur der Sache und in der Natur des menſchlichen Denkens, daſs die genauere Bezeichnung jener Denk- und Handlungsweiſe ſelbſt (nach ihrer Beſchaffenheit, Aeuſserungen, Quellen) der Betrachtung ihrer Folgen vorangehe. Man kann aber auch mit dem Ausdruck: Wirkungen, dasjenige bezeichnen wollen, was eine gewiſſe Neigung und Geſinnung, zunächſt, als Thätigkeit, als Veränderung, im Innern des Menſchen, oder auch in ſeinem äuſseren Verhalten hervorbringt, — die Arten und Formen, in denen ſich jene Geſinnung und Neigung zu erkennen giebt, woraus dann eben ihr nachtheiliger oder heilſamer Einfluſs auf die menſchliche Beſtimmung und Wohlfahrt erklärbar wird. Dann verſteht man eigentlich die Aeuſserungen, deren genauere Bezeichnung, wie ich oben bemerkte, nicht ſelten mit der Erklärung der Natur und Beſchaffenheit des Gegenſtandes am ſchicklichſten verbunden wird. So hat ſich z. B. Reinhard in der oben angeführten Predigt (1800. B. 1.)

S. 45. bei der Ankündigung des erſten Theils des Ausdruckes bedient: „es iſt nöthig, daſs ich dieſe Gewohnheit vor allen Dingen genauer beſchreibe, und ihre „Wirkungen nachweiſe“ und bald darauf S. 46. daſſelbe, was er hier Wirkungen nannte, die Aeuſserungen jener Gewohnheit genannt. Von den Folgen dieſer Gewohnheit, in wie fern darunter ihr ſchädlicher Einfluſs auf die menſchliche Wohlfahrt und Tugend verſtanden wird, ſpricht der Verf. im dritten warnenden Theile beſonders, den er jedoch (mit abſichtlicher Vermeidung des vorher in einem andern Sinne gebrauchten Ausdruckes: Wirkungen) ſo bezeichnet: „zuletzt „will ich ihre Schädlichkeit in das Licht ſetzen, und „euch dagegen warnen.“

Da dem Redner alles daran gelegen ſeyn muſs, daſs in den Zuhörern leicht und ſchnell die nöthige Klarheit und Deutlichkeit der Erkenntniſs entſtehe, und namentlich die Hauptvorſtellung des Ganzen allmälig zu eben dem Grade der Klarheit und Lebendigkeit komme, den ſie im Gemüthe des Redners hat; ſo iſt es unſtreitig als eine allgemein gültige Regel der Dispoſition zu betrachten, daſs man diejenigen Punkte vorangehen laſſe, von welchen die deutliche Einſicht in die folgenden abhängt. Und aus dieſem Standpunkte müſſen nothwendig manche Arten der Dispoſition, ſo wie ſie der Natur des behandelten Gegenſtandes nicht angemeſſen ſind, ſo auch in Hinſicht auf den Zweck, eine beſtimmte und deutliche, die Ueberzeugung begründende Einſicht hervorzubringen, als unbedingt verwerflich erſcheinen. Indeſſen bewährt ſich auch bei der rechten Anwendung dieſes Grundſatzes, wie ſehr die Homiletik den Pedantismus zu meiden habe, der an gewiſſe Formen der Eintheilung ein für allemal ſklaviſch binden will. Niemand wird z. B. daran zweifeln, daſs da, wo der Redner in der Ausführung des Thema die in der Propoſition aufgeſtellte Behauptung theils nach ihrem Umfange und Sinne weiter erklären,

theils in ihrer Wahrheit und in ihrer Wichtigkeit darstellen will, oder da, wo er theils den Inhalt eines ausgesprochenen Grundsatzes weiter zu entwickeln, theils ermunternde Gründe aufzustellen hat, die Darstellung dieser Beweise und Gründe niemals dem erklärenden Theile vorangehen, sondern nur darauf folgen könne. Darf es aber darum zur allgemein gültigen und bindenden Regel gemacht werden, der erste Theil der Predigt müsse jederzeit zur Erklärung des Gegenstandes bestimmt, und die Darstellung der Beweise und Gründe müsse überall davon abgesondert seyn? Nicht jeder Gegenstand bedarf einer so ausführlichen Erörterung, dass der Redner dadurch veranlasst werden könnte (wenn es nicht durch besondere Zeitumstände und Bedürfnisse der Zuhörer nöthig werden sollte) einen eigenen Theil der Predigt darauf zu wenden. Nicht jede Proposition (vergl. die obigen Bemerkungen über die Formen der Proposition, und die verschiedenen Eintheilungsgründe) ist so gefasst und gestellt, dass sie einen eigenen erklärenden Theil in ihrer Sphäre umschliesse. Was für die Erklärung des Gegenstandes zu thun ist, wird nicht selten, der ganzen Form der Proposition gemäss, von der eigentlichen Ausführung des Thema schon vorausgesetzt; und muss dann, so fern und so weit es nöthig ist, die ihm gebührende Stelle entweder im Eingange, oder im Uebergange finden — oder — nach Ankündigung der Proposition, vor der Ausführung der Hauptheile, als ein kurzer Abschnitt, eingeschaltet werden *). Endlich stehen auch zuweilen Erklärung

*) In Reinhard's Pred. 1805. gehalten 1. B. (Nürnberg und Sulzbach, 1806.) behandelt die Predigt N. VI. S. 117 ff. das Thema: der unschätzbare Werth eines herrschenden ächt christlichen Wohlwollens. Im Eingange hatte der Verf. folgende Hauptgedanken hervorgehoben: jeder Mensch, der mit sich selbst einstimmig handeln will, muss entweder eigennützige Rücksichten der Selbstsucht, oder Wohlwollen und innige uneigennützige Theilnahme an der Wohlfahrt anderer

und Beweis, oder einzelne erläuternde Punkte mit einzelnen Gründen und Beweisen in einer so genauen Verbindung, dass der Redner entweder die Deutlichkeit der Erkenntniss mehr hindern, als fördern, oder sich unnöthige Wiederholungen, welche den Gang der Handlung jederzeit hemmen, erlauben müsste, wenn er nicht beides auch in der Darstellung genau verbinden, wenn er hier eben so, wie bei andern Themen, einen Theil allein zur Erklärung, den andern allein für die Beweise und Gründe bestimmen wollte. Man könnte z. B. die Propositon: über die unschätzbare Freude, welche das Fortschreiten in religiösen Einsichten und Ueberzeugungen gewährt, logisch richtig, so disponiren: lasst uns 1) diese Freude in ihrer Natur und Beschaffenheit selbst genauer kennen lernen, so wird sich 2) leicht entwickeln,

---

zum herrschenden Grundsatze seines Lebens machen, das eine ist dem andern geradezu entgegengesetzt — der Christ kann und darf sich nicht bedenken, für welche Partei er sich erklären wolle — der Geist der christlichen Religion ist ein Geist der Liebe, und es verdient besonders in dem gegenwärtigen Zeitalter immer reifer erwogen zu werden, wie unschätzbar der Werth dieses Wohlwollens sey. Indem der Verf. auf diesem Wege sein Thema einleitete, erklärte er sich allerdings zugleich im Allgemeinen über den Begriff des Wohlwollens überhaupt, im Gegensatze der Selbstsucht. Aber die in der Proposition bezeichneten Prädikate des Wohlwollens: herrschendes und ächt christliches, bedurften noch einer näheren Bestimmung. Das *exordium* konnte diese Erörterungen nicht mit umfallen, um nicht zu ausführlich zu werden. Als ein eigener Haupttheil der Ausführung selbst konnten sie ebenfalls nicht auftreten, weil die Stellung der Proposition: der unschätzbare Werth eines herrschenden, ächt christlichen Wohlwollens, jene Erörterungen dieser Prädikate voraussetzte, und daher die Haupttheile vielmehr die Gründe enthalten mussten, aus denen der Werth dieses Wohlwollens einleuchtet (s. S. 119.). Daher betrat der Verf. mit Recht den oben bezeichneten Weg, in einem kurzen Abschnitte, unmittelbar nach Ankündigung des Thema S. 117, 118. zu erklären, welches Wohlwollen herrschend und ächt christlich genannt werde.

laſſen, welch' einen hohen und unſchätzbaren Werth ſie habe. Indem wir aber die Natur jener geiſtigen Freude genauer beſchreiben, und von den Quellen, Aeuſserungen, Wirkungen derſelben ſprechen, können wir nicht umhin, ſchon dadurch auch ihre Erhabenheit, ihren Werth, in dieſen Beziehungen hervortreten zu laſſen. Wir werden dagegen weder trennen, was der Natur des Gegenſtandes gemäſs zuſammengehört, noch den andern Theil zu einer (wenigſtens partiellen) Wiederholung des erſten machen, wie es bei jener Eintheilung unvermeidlich wäre, wenn wir vielmehr den Beweis des Unſchätzbaren dieſer Freude zum Theilungsgrunde wählen, und was von ihrer inneren Natur, ihren Quellen, ihren Wirkungen zu ſagen iſt, unter dieſen Geſichtspunkt ſtellen (oder den Ausdruck der Propoſition ſelbſt dahin verändern: der unſchätzbare Werth der Freude, welche das Fortſchreiten in religiöſen Einſichten und Ueberzeugungen gewährt), und ſo disponiren: einen hohen, unſchätzbaren Werth hat dieſe Freude, denn 1) ſie entſpringt aus den reinſten und edelſten Quellen, 2) ſie behauptet auf das ganze Leben des Menſchen den wohlthätigſten Einfluſs, 3) ſie gehört zu den dauerhaften und unvergänglichen Freuden. Der Prediger muſs ſich zuvörderſt mit dem ganzen Umfange des gewählten Stoffes, und mit dem inneren Verhältniſſe ſeiner weſentlichen Elemente möglichſt vertraut machen, um ſolche Fälle von den weit häufiger vorkommenden zu unterſcheiden, wo die Trennung des Erklärenden in der Ausführung von dem Beweiſenden ganz der Natur der Sache entſpricht, und die deutliche Erkenntniſs am wirkſamſten fördert, wie z. B. in Reinhard's Pred. 1805. geh. 1. B. S. 387. wo das Thema: über den Ausſpruch Jeſu, daſs die Liebe zu ihm angenehm bei Gott mache, ganz richtig ſo abgetheilt wird: wir haben 1) auf ſeinen Sinn zu ſehen (der Verf. erklärt hier genauer, was Jeſum lieben heiſse, um einſeitigen und mangelhaften Anſichten von der Liebe zu Jeſu vorzubeugen), 2) auf ſeine

Wahrheit (wer Jesum in diesem Sinne und Umfange liebt, der zeigt Gelehrigkeit, zeigt Unparteilichkeit, zeigt guten Willen — nothwendig Gegenstände des göttlichen Wohlgefallens), 3) auf seine Wichtigkeit (er giebt uns sehr wichtige Aufklärung über die Hoheit Jesu, warnt die Gleichgültigen und die Verächter Jesu, ermuntert alle seine Verehrer in dieser Liebe zu wachsen). Auf ähnliche Art verhält es sich mit der Frage: ob Zweifel und Einwürfe, welche gegen die Behauptung des Redners erhoben werden, oder Missdeutungen verursachen könnten, zweckmäßiger vor der Darstellung der Gründe, mit denen er seine Behauptung und Forderung beweist und unterstützt, oder nachher berichtigt und widerlegt werden? Denn sehr häufig verbreitet sich dadurch erst das rechte und volle Licht über die Argumente des Redners und ihre Verbindung mit dem Thema, dass er vor allen Dingen gewisse Irrthümer berichtigt und Einwürfe entkräftet. So spricht z. B. Reinhard in s. Predigten 1798 geh. 1. B. (Nürnberg und Sulzbach, 1806.) S. 85 ff. über den Vorschmack des Himmels und der besseren Welt, und berichtigt im ersten Theile, wo gezeigt werden soll, worin dieser Vorschmack bestehe, vor allen Dingen die falsche Vorstellung von diesem Gegenstande, indem er S. 87. ff. bestimmt erklärt, dass weder von schwärmerischen Entzückungen, noch von wirklichen Anfängen der künftigen Seligkeit auf der Erde die Rede sey, worauf dann die positive Erklärung folgt S. 90 ff. es sey ein Gefühl der Freude, welches sich bei lebhaftem Nachdenken über das, was wahre Christen nach diesem Stande der Prüfung und Uebung erwarten dürfen, in Augenblicken der Andacht und Rührung von selbst entwickelt. Ohne diese vorausgegangene Berichtigung konnten die falschen Vorstellungen, die sich wenigstens bei manchen Christen an jenen biblischen Ausdruck: Vorschmack des Himmels, knüpfen, leicht einen nachtheiligen und störenden Einfluss auf die Wirksamkeit des

gánzen Vortrags gewinnen. Die Zuhörer mufsten daher *sogleich* auf dem *rechten* Standpunkte orientirt werden. In den Predigten 1795 geh. (Sulzbach, 1797.) S. 149 ff. soll der Einfluſs erklärt werden, welchen der Glaube an ewige Fortdauer auf die Tugend hat. In unſern Tagen hat man nicht ſelten verſchieden darüber geurtheilt, ob dieſer Glaube wirklich unentbehrlich für die menſchliche Tugend ſey? damit alſo die Empfänglichkeit der Zuhörer für die von S. 154. an nachgewieſenen Behauptungen (der Glaube an ewige Fortdauer ſey unendlich wichtig für die Kraft, die Reinheit, die Entſchloſſenheit, die Hoheit unſerer Tugend) durch jene Bedenklichkeiten und Zweifel auf keine Weiſe gehindert und gehemmt wurde — damit die Ankündigung des Thema nicht bei dieſem oder jenem nachdenkenden und prüfenden Zuhörer die Meinung veranlaſſen konnte, der Redner wolle von jenem Einfluſſe zu viel behaupten; betrat der Verf. den richtigen Weg, noch vor der Ausführung der Haupttheile zu erklären, auch derjenige, der ſo unglücklich ſeyn ſollte, jenen Glauben an ewige Fortdauer nicht zu haben, könne doch, unter gewiſſen Bedingungen, fähig ſeyn, *einen gewiſſen Grad* von Tugend zu beweiſen. Jene denkbaren ſtörenden Einwürfe wurden dadurch am beſten zurückgewieſen, daſs der Verfaſſer den Unterſchied zwiſchen der *wahren chriſtlichen Tugend in ihrem ganzen Umfange*, die ohne lebendigen Glauben an ewige Fortdauer nicht ſtatt finden kann, und *einem gewiſſen Grade der Tugend*, beſtimmt und klar vor den Augen der Zuhörer hervortreten lieſs. Es kann aber auch bisweilen das umgekehrte Verhältniſs ſtatt finden, wo die Darſtellung eines Beweiſes oder mehrerer Gründe erſt an dieſen oder jenen möglichen Einwurf erinnert. Wenn z. B. *Dräſeke* in ſ. Pred. für denkende Verehrer Jeſu 5. Sammlung (Lüneburg, 1812.) bei der Ausführung des Thema: alle Nachahmung anderer Menſchen iſt ver-

werflich (S. 454 ff.), im erſten Theil zu zeigen ſuchte, ſie ſey darum verwerflich, weil ſie uns irre führe; ſo leitete erſt dieſer Gedanke auf den Einwurf hin, den der Verfaſſer mitten im erſten Theile S. 458. den Vertheidigern der Nachahmung anderer Menſchen in den Mund legt, aber beantwortet, und gerade zum Vortheil ſeiner Behauptung wendet: „wer wird aber „auch, wendet ihr ein, das Schlechte nachahmen? die „Edlen wählt man ſich zum Muſter u. ſ. w.“ Vergl. Cicero *pro Milone* c. 21. 22. und Demoſthenes Rede *περὶ συμμοριῶν*.

Die vollkommen deutliche Einſicht in die Natur und den Umfang eines Begriffes oder Satzes, deſſen lichtvolle Darſtellung eine Hauptrolle im Ganzen der Rede ſpielt, erfordert nicht ſelten eine bald ausführlichere, bald kürzere Erklärung, Vergleichung, Unterſcheidung mehrerer Vorſtellungen. Soll aber die Handlung der Rede unaufhaltſam, ohne irgend eine hemmende Dunkelheit, und ohne unnöthige Digreſſionen, nach einer beſtimmten Richtung fortſchreiten; ſo kann uns bei dieſen Erklärungen und Beſtimmungen nichts wichtiger ſeyn, als daſs die Aufmerkſamkeit der Zuhörer immer den Hauptpunkt feſt und beſtimmt im Auge behalte, und die Verbindung, in welcher die übrigen Vorſtellungen und Sätze mit demſelben ſtehen, ſo ſchnell und deutlich als möglich auffaſſe. Wir erreichen dieſen Zweck, indem wir bei der Anordnung jener Erläuterungen von den entfernteren Punkten ausgehen, zu den näheren ſtufenweiſe fortſchreiten, und ſo allmälig vorbereitend zum Ziele kommen. So ſind z. B die Materialien im erſten Theile der Reinhardiſchen Predigt von der Freimüthigkeit, mit welcher Chriſten auch unangenehme Wahrheiten ſagen ſollen (ſ. Pred. im J. 1805 geh. 1. B. Nürnberg und Sulzbach, 1806. 8. 98. ff.), wo der Verf. zeigen will, worin dieſe Freimüthigkeit beſtehe, ſehr richtig ſo geordnet: „Dieſs läſst ſich am beſten bewerk-

„ſtolligen, wenn wir bemerken, was die Freimüthigkeit „überhaupt iſt; welche Wahrheiten man unangenehm „nennt; und, was alſo die beſondere Art der Freimüthig„keit ſeyn muſs, die ſelbſt ſolche Wahrheiten zu äuſsern „kein Bedenken trägt.“ In eben dieſer Hinſicht iſt auch der Grundſatz vollkommen richtig, bei den Erläuterungen vom Negativen zum Poſitiven fortzugehen, wo man es nämlich für nöthig hält, den zu erläuternden Begriff oder Satz von andern, ähnlichen oder verwandten, beſtimmt zu unterſcheiden. Die Grenzen eines Begriffes ſtellen ſich oft am leichteſten und ſchärfſten in ihrer Beſtimmtheit dar, wenn vorher nachgewieſen worden iſt, was nicht zu ſeinem Umfange gehöre, ob es gleich manchem darin zu liegen ſcheint. Z. B. in Reinhard's Pred. 1798. geh. 2 B. (1806.) S. 49. wo der Begriff der wahren Gemeinſchaft mit Jeſu in folgender Ordnung erläutert und erörtert wird: nicht das äuſserliche Bekenntniſs der Lehre Jeſu, nicht das eiferſüchtige Feſthalten deſſen, was man für die ächte Lehre deſſelben anſieht, nicht die Gewohnheit, Jeſum zu einem Gegenſtande frommer Gefühle zu machen — ſondern vornehmlich die Uebereinſtimmung der Geſinnungen, und die Aehnlichkeit des Verhaltens iſt die wahre Gemeinſchaft mit Jeſu. Vergl. Ammon chriſtliche Religionsvorträge 1. Bändchen, Erlangen, 1793. S. 167 ff. Dräſeke Hinweiſungen auf das Eine, was Noth iſt, S. 160 ff. Ebendeſſ. Predigten für denkende Verehrer Jeſu, 5. Sammlung, S. 65.

Sehr viel gewinnt endlich die Klarheit und Beſtimmtheit der fortſchreitenden Entwickelung der Gedanken durch die möglichſte Einfachheit der Dispoſition. Wir nennen ſie einfach, wenn ſie nicht mehre Haupttheile oder Unterabtheilungen unterſcheidet, als die Natur der Sache und der Zweck der Rede verlangt. Indem der Redner die ganze Fülle der Materialien, welche zur Ausführung der Propoſition gehören, in ihren allgemeinen Umriſſen überblickt, und auf ir-

gend eine Weiſe zu ordnen ſucht, kann es ihm nicht entgehen, daſs dieſe mannichfaltigen Vorſtellungen in dem Verhältniſſe der Coordination und Subordination unter einander ſtehen, und daſs er gewiſſe niedere Begriffe auf höhere zurückführen, und ihnen unterordnen könne. Durch dieſes Geſchäft der logiſchen Subſumtion wird die Handlung der Rede vereinfacht, und die Ueberſicht des Ganzen gewinnt für den Zuhörer (ſo lange man dabei nicht über gewiſſe Grenzen hinausgeht) an Leichtigkeit, Faſslichkeit, Klarheit, ja nicht ſelten ſelbſt an Lebendigkeit. Je weniger einzelne Punkte als beſondere Haupttheile und Unterabtheilungen hervortreten, deſto leichter ſammeln und fixiren ſich auch die geiſtigen Thätigkeiten der Zuhörer für dieſe einfach geordneten, leicht überſehbaren und behaltbaren Abſchnitte des Ganzen — deſto beſſer gelingt es dem Redner, ihre Aufmerkſamkeit bei dem inneren Verhältniſſe feſtzuhalten, in welchem jeder einzelne Theil zu der im Thema liegenden Aufgabe ſtehe, bei dem Mittelpunkte des Ganzen. Und die Gemüther werden nicht ſelten von gewiſſen Vorſtellungen und Betrachtungen, wenn man ſie unter einem Geſichtspunkte zuſammenfaſst und zuſammendrängt, lebendiger ergriffen, als wenn ſie in verſchiedenen Abſchnitten getrennt und zerſtückelt werden. Wo der Dispoſition dieſe natürliche Einfachheit mangelt, da liegt auch nicht ſelten ein Verſtoſs gegen die oben bemerkten oberſten logiſchen Geſetze zum Grunde, indem man mehr Theilungsglieder, als die Propoſition wirklich enthält, in die Sphäre des Ganzen hineingezogen, oder Vorſtellungen, die nothwendig zu einem Hauptpunkte gehören, willkührlich getrennt, oder Unterabtheilungen, welche zuſammen unter einem und demſelben Haupttheile ſtehen, in gleiche Reihe mit den Haupttheilen geſtellt hat. In Zollikofers Predigten über die Würde des Menſchen 1. B. (Leipzig, 1784.) N. XVII der Werth oder das Gewicht der Lehre von unſerer Unſterblich-

keit S. 411 ff. werden folgende Haupttheile unterſchieden: die Lehre von unſerer Unſterblichkeit iſt wichtig a) für unſern Verſtand, b) für unſer Herz, c) in Abſicht auf unſer Verhalten, d) im Genuſſe der Freude und des Vergnügens, e) unter dem Drucke des Leidens, f) in der Stunde des Todes. So anziehend und lehrreich auch das Ganze von dem trefflichen Redner ausgeführt iſt — die logiſche Anordnung iſt, gewiſs nicht ohne Grund, von dem Verfaſſer der oben genannten Schrift: Reinhard und Ammon, oder Predigten-Parallele u. ſ. w. (Königsberg 1800.) S. 75 ff. in Anſpruch genommen worden. Denn, genau zuſammengehalten mit den drei erſten Hauptpunkten, erſcheinen die letzteren (d. e. f.) als Unterabtheilungen, die mit Haupttheilen in einer Reihe geſtellt worden ſind; und, was der Verf. bei dem Punkte d. von der Wichtigkeit der Unſterblichkeitslehre für unſere Freuden (in Beziehung auf die höheren geiſtigen Genüſſe) ſagt, fällt mit der Ausführung des zweiten (Wichtigkeit für unſer Herz) gewiſſermaaſsen zuſammen. Wenn dagegen nur drei Haupttheile aufgeführt würden: die Lehre von der Unſterblichkeit iſt höchſt wichtig 1) für die rechte Erkenntniſs unſerer ſelbſt und des menſchlichen Lebens, 2) für unſere Frömmigkeit und Tugend, 3) für unſere wahre Zufriedenheit und Ruhe; ſo war dieſe vereinfachte Dispoſition eben ſo erſchöpfend, als den übrigen Normen der Logik gemäſs. Indeſſen kann wohl auch eine Dispoſition, ohne gerade logiſch fehlerhaft zu ſeyn, einer andern, denſelben Gegenſtand betreffenden, darum an Einfachheit nachſtehen, weil die letztere ihrer ganzen Anlage nach dasjenige unter höhere Geſichtspunkte zuſammenfaſst, was die erſtere mehr im Einzelnen und Konkreten auseinanderlegt. Hier kommt es nun in den einzelnen Fällen darauf an, welche Methode für die Zuhörer faſslicher, anſprechender, und dem Charakter der Rede angemeſſener ſey. Da nehmlich jenes Vereinfachen der

Dispoſition, wie ich oben bemerkte, immer ein Zurückführen der niederen Begriffe auf höhere mehr abſtrakte vorausſetzt; ſo kann auch die einfachſte Anordnung nicht immer und unbedingt auch die populärſte ſeyn. Mit Bezeichnungen abſtrakter Begriffe, mit ihrer Geltung und Bedeutung, ſind diejenigen Zuhörer, die überhaupt mehr in der Auſſenwelt leben, als im Reiche der Ideen, beſonders Menſchen der niederen Stände, groſsentheils wenig vertraut. Dem gewandten und geübten Religionslehrer ſtehen zwar mannichfaltige Mittel zu Gebote, auch in Kanzelvorträgen das Abſtrakte der Faſſungskraft der Ungebildeten nahe zu legen. Dieſes Populariſiren hat in dem einen Falle weniger, in dem andern gröſsere Schwürigkeit, der eigenthümlichen Natur der zu erläuternden Begriffe, und den verſchiedenen Graden der Abſtraktion gemäſs; und es erfordert nicht ſelten eine ausführliche Erklärung und Zergliederung, welche da, wo ſie vermieden werden könnte, wo ſie nicht nothwendig für den Zweck der Rede iſt, den lebendigen Fortgang der Handlung mehr oder weniger hemmt und hindert. *) Warum ſollten wir alſo nicht berechtigt ſeyn, auch eine minder einfache Anordnung der Haupttheile, wenn ſie nur logiſch richtig iſt, einer mehr vereinfachten vorzuziehen, wo beide denſelben Endzweck erreichen, die letztere aber nöthig macht, daſs die Zuhörer erſt durch ausführliche Erklärungen ſehr abſtrakter, ihrer geringeren Faſſungskraft fern liegender Begriffe hindurchgeführt werden? Wir denken uns z. B. das Thema: diejenige Tugend, die nur nach menſchlichem Beifall trachtet, (die ruhmſüchtige) iſt keine ächte chriſtliche. Ganz logiſch richtig kann dieſe Propoſition in folgenden vier Haupttheilen, welche die Beweiſe enthalten müſſen, ausgeführt werden: der Ruhmſüchtige 1) thut ſeine Pflichten nicht aus wahrer Liebe Gottes und der Menſchen (er handelt aus Eigen-

*) S. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 283.

nutz), 2) er denkt und handelt nicht mit jener Bescheidenheit und Demuth, die jede christliche Tugend schmückt, 3) er unterläfst das Gute, das keine Aussicht auf menschlichen Beifall zeigt, (seine Tugend ist nicht umfassend), 4) er ist nicht ausdauernd und standhaft in der Tugend. Eben so logisch richtig könnte man das Ganze auf zwei Hauptheile zurückführen: die Tugend, die nur nach menschlichem Beifall trachtet, ist keine ächte christliche, wir mögen nun zunächst 1) die innere sittliche Verfassung des Handelnden, oder 2) sein äufseres Verhalten in das Auge fassen. Würden wir aber nicht vor einer Landgemeinde der ersteren weniger einfachen den Vorzug geben? Ja, bisweilen kann auch die Rede bei der Vereinfachung der Hauptheile an ihrer Angemessenheit zur Beschäftigung der Einbildungskraft und des Gefühls verlieren, wo die weniger einfache Disposition mehr Anschaulichkeit gewähren, oder mit einer wirksamen redneriſchen Gradation in der Aufeinanderfolge der Hauptpunkte wohl vereinbar seyn würde. Vergl. z. B. Reinhard's Pred. 1805. geh. 1. B. S. 157. Thema: was zu einem christlichen Verhalten bei beschwerlichen und unverständlichen Führungen Gottes gehört. Theile: Christen sollen, wenn ihnen die Führungen Gottes beschwerlich und unverständlich sind, 1) im Denken darüber ernsthaft, 2) im Urtheilen bescheiden, 3) im Empfinden voll Unterwerfung, 4) im Handeln gewissenhaft, 5) im Hoffen getrost seyn, und 6) sich immer fester an den halten, den Gott durch Leiden des Todes mit Preis und Ehre gekrönt hat. Unstreitig ist diese Anordnung dem Charakter der Rede angemessener (zumal da der Verf. bei dieser Methode mit jener herzerhebenden religiösen Ansicht: sich immer fester an den halten, den Gott u. s. w. den Vortrag endigen konnte), als wenn die bezeichneten 6 Punkte auf zwei Hauptheile zurückgebracht würden: das innere und das äufsere Verhalten.

Es ist zwar nicht zu läugnen, dafs man gewöhn-

lich da, wo die Anordnung der Haupttheile möglichst einfach angelegt ist, veranlasst wird, mehrere untergeordnete Abschnitte in den Haupttheilen, als bestimmte *subpartes*, hervortreten zu lassen; und so könnte es scheinen, als verliere die Disposition auf der andern Seite unter dem weiteren Zerlegen der Haupttheile an Einfachheit, was sie durch die geringe Zahl und leichte Uebersicht derselben gewonnen hatte. Da aber die Haupttheile gewöhnlich vor der Ausführung zugleich mit dem Thema angekündigt werden, und der Zuhörer nach dieser Ankündigung den ganzen Gang der Handlung gewissermaasen im Voraus zu bestimmen und abzumessen pflegt; so ist ihm die leichte und schnelle Uebersicht des Ganzen, die eine möglichst einfache (dabei fassliche und mit dem Charakter der Rede vereinbare) Stellung der Haupttheile gewährt, wenn auch nachher *subpartes* in der Ausführung folgen, doch immer erwünschter und willkommener, als eine lange Reihe von Haupttheilen, die in der weiteren Ausführung nicht in bestimmte *subpartes* zerlegt werden. S. die angeführte Schrift: Reinhard und Ammon, oder Predigtenparallele u. s. w. S. 78 fg. Indessen kommt allerdings auch bei dem Entwickeln untergeordneter Abschnitte der einzelnen Haupttheile dasselbe Gesetz der Einfachheit gar sehr in Betrachtung; eine logische Subtilität im Zergliedern, die mehr einer wissenschaftlichen Abhandlung angemessen ist, als dem Charakter einer Rede, — oder eine Weitschweifigkeit, die ihren Grund in dem Mangel an Bestimmtheit und Präcision des Denkens hat, ist hier die Klippe, an welcher viele Prediger scheitern. Selbst ein vorherrschendes Streben nach einer gewissen Symmetrie der Disposition kann ihr leicht etwas von jener natürlichen Einfachheit nehmen. Diese Symmetrie besteht nämlich darin, dass sich die einzelnen Haupt- und Unterabtheilungen nicht durch auffallende Kürze oder Länge der Ausführung von einander unterscheiden, die Haupttheile möglichst in eine

gleiche Zahl untergeordneter Punkte zerfallen, und die Unterabtheilungen der verschiedenen Haupttheile einander durch ihre Stellung und Folge, und gegenseitige innere Beziehung entsprechen. Dieſs hat auch nicht selten einen sehr natürlichen Grund in der Beschaffenheit der Materie, in dem inneren gegenseitigen Verhältnisse der Haupttheile, wenn z. B. jede einzelne der praktischen Folgerungen, die im zweiten Haupttheil abgeleitet werden, in einer besondern Beziehung zu einem der untergeordneten Sätze steht, in welche der erste theoretische Theil der Predigt zerfiel, oder, wenn man eben so viel Mittel, einem moralischen Uebel abzuhelfen, angeben kann, als vorher Quellen desselben bemerklich gemacht wurden. Es ist gewiſs nicht zu läugnen, wo eine solche Ebenmäſsigkeit durch das natürliche Verhältniſs der Hauptvorstellungen von selbst dargeboten, oder wenigstens leicht veranlaſst wird, da trägt sie nicht wenig dazu bei, die Rede als ein harmonisches Ganzes anzukündigen, und erleichtert nicht selten die Uebersicht und das Festhalten der einzelnen Punkte. Und, wie uns jede äuſsere Gestalt um so angenehmer in das Auge fällt, je leichter wir in den einzelnen Theilen des Ganzen eine gewisse abgemessene Gröſse, Proportion und Harmonie gewahr werden; so gewinnt das Produkt der Beredsamkeit durch diese innere Proportion selbst an ästhetischem Gehalt für das geistige Auge. Mit dem Stoffe der geistlichen Beredsamkeit, und insbesondere mit der Natur derjenigen Predigten, die nicht zur Gattung der Homilieen gehören, läſst sich auch das Symmetrische der Disposition weit eher vereinigen, als mit den politischen und gerichtlichen Reden der Alten, weil der geistliche Redner, weniger als jene mit gegebenen positiven und konkreten Stoffe beschäftigt, das Trennen und Vereinigen allgemeiner Vorstellungen und Sätze, und die Wahl des Standpunktes, von dem er ausgehen will, mehr in seiner Gewalt hat. Niemand hat diese Symmetrie, und das eigenthümliche Interesse, das sie

dem nachdenkenden Zuhörer gewährt, vollkommener und anschaulicher nachgewiesen, als der verewigte Reinhard durch das Beispiel seiner Kanzelvorträge. Vergl. s. Pred. 1798. geh. 1. B. (Nürnberg und Sulzbach, 1806.) S. 181 ff. Thema dieser am Bustage gehaltenen Predigt: ernsthaftes Nachdenken über das, was Christus uns seyn soll. Der erste Theil zeigt, was uns Christus seyn solle, in folgenden Punkten: a) der Zeuge, dem wir die wahre Erkenntnifs Gottes, b) der Versöhner, dem wir die Gnade Gottes, c) der Heiland, dem wir unsere Besserung, d) der Freund, dem wir die Wohlfahrt unseres irdischen Lebens, e) der Herr, dem wir die Seligkeit des künftigen Lebens, und die Anordnung unseres ewigen Schicksals zu verdanken haben sollen. Wozu uns dies (namentlich an einem Bustage) verpflichte, wird im zweiten Theil auf folgende Art nachgewiesen: der heutige Tag soll uns a) ein Tag redlicher Prüfung werden, b) ein Tag der tiefsten Demüthigung, c) ein Tag der kräftigsten Ermunterung, d) ein Tag froher lebendiger Hoffnungen, e) ein Tag neuer Verpflichtungen für das allgemeine Beste. Man bemerke, wie sich hier jede von den drei ersten Folgerungen im zweiten Theile genau an eine von den drei ersten Unterabtheilungen des ersten Haupttheils, in derselben Ordnung, zunächst anknüpfe; die vierte praktische Folgerung bezieht sich auf d. und e. im ersten Haupttheile zugleich; die letzte ist mehr das gemeinschaftliche Resultat des ganzen ersten Theils. Oder die Pred. 1804. geh. 2. B. (1805.) S. 46 ff. Thema: Betrachtungen über den Wirkungskreis der wahren Menschenliebe. Erster Theil: Beschaffenheit dieses Wirkungskreises. Er ist a) ausgebreiteter, als unsere Kurzsichtigkeit wahrnimmt, b) vielseitiger, als unsere Parteilichkeit wünscht, c) mühevoller, als unserer Trägheit lieb ist, d) fruchtbarer, als unsere Schüchternheit zu hoffen wagt. Zweiter Theil: Entschliefsungen, zu denen wir uns dadurch verpflichtet fühlen. Wir sollen a) unserer Kurzsichtigkeit durch

fleifsiges Merken auf jeden Wink Gottes, b) unſerer Parteilichkeit durch redliche Folgſamkeit gegen jede Erinnerung unſeres Gewiſſens, c) unſerer Trägheit durch die Kraft eines feſten Willens vorbeugen, d) unſere Schüchternheit endlich durch lebendiges Vertrauen auf Gott, den Beförderer alles Guten, zu getroſtem Muthe erhöhen. Vergl. auch Reinhard Pred. 1795 geh. S. 242 ff. oder die Pred. 1799. geh. 2. B. S. 464 ff. Man darf jedoch nie vergeſſen, daſs es weſentlichere Vollkommenheiten der Rede gebe, als dieſe Ebenmäſsigkeit. Die Gewöhnung an dieſes, den denkenden Geiſt unwillkürlich anziehende Symmetriſche der Dispoſition kann ſich des Redners allmälig ſo bemächtigen, daſs ſie ihn auch bisweilen verleitet, entweder ein Theilungsglied zu überſpringen, das er gewiſs mit aufgenommen haben würde, wenn ihm die vorherrſchende Neigung zur Symmetrie nicht Feſſeln angelegt hätte, oder mehrere *diviſa* und *ſubdiviſa* zu unterſcheiden, als die Natur der Sache und der Zweck der Rede verlangt. Mit liebenswürdiger Offenheit hat der verewigte Reinhard ſelbſt in ſ. Geſtändniſſen, ſeine Predigten und ſeine Bildung zum Prediger betreffend (Sulzbach, 1810.) S. 156 fg. den überwiegenden Hang zur Symmetrie in mehreren ſeiner Kanzelvorträge getadelt, weil daraus häufig eine zu groſse Einförmigkeit im Disponiren entſtanden ſey, und die Richtigkeit mehrerer Bemerkungen anerkannt, welche der Prediger Linde in der ſchon öfters angeführten Schrift: Reinhard und Ammon, oder Predigten-Parallele u. ſ. w. S. 79 ff. darüber ausgeſprochen hatte. Schwerlich wird man zwar irgend eine Stelle in ſeinen Predigten nachweiſen können, wo ein weſentlicher Punkt, der als beſonderes *ſubdiviſum* hervortreten muſste, um der Symmetrie willen übergangen worden ſey. Daſs aber bisweilen getrennt und zerſtückelt worden iſt, was genau betrachtet zuſammengehörte, und ſo die Dispoſition allerdings an natürlicher Einfachheit verloren hat, läſst ſich bei aller Hochachtung gegen den

philoſophiſchen Geiſt und Scharfſinn des unvergeſslichen Mannes doch nicht abläugnen *). Um ſo mehr iſt die treffliche Regel zu beherzigen, die er ſelbſt in ſ. Geſtändniſſen S. 157. giebt: „für einen Vorzug kann dieſe „Gleichförmigkeit aller Theile und Unterabtheilungen „nur da gelten, wo ſie durch die Materie gleichſam ge„geben iſt, wo eine andere Anordnung weniger natür„lich und weniger gründlich ſeyn würde."

Daſs übrigens die Einfachheit der Dispoſition auch in der Staatsberedſamkeit der Griechen und Römer als eine gute Eigenſchaft der Rede betrachtet wurde, ſieht man unter andern aus Quinctil. *inſtitt. oratt. l. 4. c. 5. p. 265. T. I. ed. Wolf.: Quae (partitio) ſine dubio, ſi nimium ſit multiplex, fugiet memoriam judicis, et turbabit intentionem; hoc aut alio tamen numero velut lege non eſt alliganda, cum poſſit cauſa plures deſiderare.* Die Worte: *hoc numero etc.* tadeln die pedantiſche Regel derer, *qui partitionem vetant ultra tres propoſitiones extendere* (wie der *auctor ad Herennium l. 1. c. 10.*) Und *p. 269.*: *Nam et auctoritati plurimum detrahunt minuta illa, nec jam membra, ſed fruſta; et hujus gloriae cupidi, quo ſubtilius et copioſius diviſiſſe videantur, et ſupervacua aſſumunt, et,*

*) Dieſs hat Hr. D. Tzſchirner in ſ. Briefen, veranlaſst durch Reinhards Geſtändniſſe u. ſ. w. Leipzig, 1811. S. 210 ff. ſehr überzeugend dargethan. Es ſey genug, hier nur das eine der angeführten Beiſpiele zu erwähnen, aus dem zweiten Theil der Reinhardiſchen Predigt von dem Wechſel der Traurigkeit und der Freude bei unſeren Gefühlen (ſ. die Auszüge aus einigen 1797 gehaltenen Pred. von Reinhard, Sulzbach, 1798. S. 189 fg.), wo der Vf. im erſten *ſubpars* des zweiten Theils darüber ſpricht, wie wir jenen Wechſel zu unſerer Selbſtkenntniſs anwenden ſollen, und hier wieder zwei Punkte unterſcheidet (: rechte Erkenntniſs unſerer Fehler, und unſerer Mängel) — die in der That nicht weſentlich verſchieden ſind, und wohl nur darum auseinander gehalten werden, weil auch die beiden folgenden Untertheile jeder zwei *ſubſubpartes* haben.

quae natura singularia sunt, secant; nec tam plura faciunt, quam minora; deinde, cum fecerunt mille particulas, in eandem incidunt obscuritatem, contra quam partitio inventa est.

Vierten Kapitels Abtheilung III.

Grundsätze, die sich zunächst auf den Zweck des Redners beziehen, eine feste Ueberzeugung hervorzubringen.

Je gröſser und vorzüglicher die Klarheit und Bestimmtheit in der Entwickelung der Gedanken ist; desto leichter, und vollkommner wird auch der denkende Mensch von den Gründen für die Wahrheit einer Behauptung überzeugt. Daher beruht auch diejenige Vollkommenheit der Anordnung einer Rede, vermöge welcher sie ganz dem bestimmten Endzweck des Redenden entspricht, in den Zuhörern eben die feste Ueberzeugung hervorzubringen, welche in ihm lebendig ist, grosentheils schon auf der Beobachtung der Grundsätze, von denen so eben die Rede gewesen ist. Indessen kommen doch hier noch manche besondere Punkte in Betrachtung, da die Erfahrung lehrt, und aus psychologischen Gründen leicht nachgewiesen werden kann, welchen eigenthümlichen Einfluſs auf die überzeugende Kraft der Rede eine zweckmäſsige Stellung und Ordnung der Gedanken und Sätze habe, die unmittelbar und zunächst der Beweisführung oder der Widerlegung angehören. Es ist in der Theorie der redneriſchen Erfindung nachgewiesen worden, warum sich der Redner als Redner vorzüglich an diejenigen überzeugenden Gründe halte, die nicht bloſs das Erkenntnisvermögen, sondern auch, durch anschauliche und lebendige Versinnlichung

gewisser Begriffe und Sätze, oder durch unmittelbare Ansprache an das Herz der Zuhörer, die Einbildungskraft und das Gefühl in Thätigkeit setzen, S. 389—396. vergl. mit S. 379 folgg. Mit den letzteren aber zu beginnen, und mit Argumenten der ersteren Art, welche den Zuhörer ganz in den Zustand eines ruhigen, vom theilnehmenden Gefühle wenig oder nicht begleiteten Denkens und Forschens versetzen, zu endigen — widerstreitet offenbar dem Gesetze der Gradation, vermöge dessen die Handlung der Rede in ihrer Wirksamkeit auf das ganze innere Wesen und Leben des Menschen immer fortschreiten soll, so dass sie in dem lebendigsten und kräftigsten Totaleindrucke endigt *). Und wie leicht kann die völlig unbefangene und ruhige Prüfung und Erforschung eines Gegenstandes, von welcher

*) Sehr richtig sagt daher Hermogenes *περὶ εὑρέσεων l. 3. p. 174. 175. (ed. Colon. 1614.) Ἡ τάξις τῶν ἐπιχειρημάτων διπλῆ. εἰ γὰρ τύχοι τὰ μὲν αὐτῶν ἀποδεικτικὰ εἶναι, πολιτικῆς ἑρμηνείας δεόμενα, τὰ δὲ, πανηγυρικὰ, τηρήσεις τὰ πανηγυρικὰ τελευταῖα, πρὸς τὸ δοκεῖν αὔξειν προχωροῦντα τὸν λόγον ἐπὶ τὸ ἀκμαιότερον· ἵνα τὰ τῆς τέχνης κατ' οἰκείαν τάξιν προχωροῦντα, δόξαν ἀκμῆς τῷ λέγοντι παράσχῃ, ὡς ὑπὸ τῆς ἐν τῷ λέγειν θερμότητος ἐπὶ τὸ ἀκμαιότερον προαγομένῳ. ἄλλως τε δὲ καὶ ἡδίων τοῖς ἀκούουσιν ὁ ἀπὸ τῶν ἀποδεικτικῶν ἐπὶ τὰ πανηγυρικώτερα χωρῶν, οὐχ' ὁ ἀπὸ πανηγυρικῶν ἐπὶ τὰ ἀποδεικτικά. αὕτη μὲν ἰδέα πρώτη. Collocatio argumentorum duplex est. Nam si acciderit, ut alia eorum docendo demonstrent, quae explicatione forensi indigeant, alia vero generis sint laudatorii (i. e. qualia in orationibus laudatoriis, ad delectationem et admirationem maxime compositis adhibentur), haec, quae generis sunt laudatorii, ad finem servabis, ut sermo crescere videatur, quum ad dicendi rationem magis vegetam (floridam) progrediatur, atque ea, quae ab arte promanant, ordine progrediantur suo praebeantque oratori laudem vigoris quasi dicendi fervore ad majores vires ducatur. Praesertim quod suavior sit audientibus oratio ab illis docentibus ad ea, quae generis sunt laudatorii, procedens quam, quae ab his ad illa procedit. Haec est prima ratio collocationis.* Das Folgende bezieht sich auf die rechte Stellung der Punkte, die etwas anderes vorbereiten.

die deutliche und bestimmte Belehrung, mithin auch die gründliche Ueberzeugung abhängt, bei dem Zuhörer gehemmt werden, wenn der Redner, anstatt von dieser auszugehen, sogleich die Beschäftigung der Einbildungskraft, die Erregung der Gefühle und Affekten, zu seinem ersten Geschäfte macht! Es giebt zwar mannichfaltige Gegenstände, bei denen es in der Natur der Sache und in der Stellung des Thema liegt, dass solche Abschnitte der Rede, die blos das Erkenntnissvermögen zur Thätigkeit auffordern, nicht gerade hervortreten — deren weitere Ausführung in der Argumentation fast immer zum Verstande und Herzen zugleich spricht; aber ein gewisser Unterschied zwischen denjenigen Punkten, bei welchen das eine, und solchen, wo das andere überwiegend ist, wird doch gewiss auch hier, bei genauer Vergleichung und Prüfung, leicht wahrgenommen werden. So beginnt z. B. Cicero seine Vertheidigung des Archias sehr zweckmäßig mit der klärsten, den Verstand zur Ueberzeugung zwingenden Widerlegung der Gründe, aus denen der Gegner dem Archias das römische Bürgerrecht streitig gemacht hatte, und widmet einen eigenen Abschnitt, wie es hier die Natur der Sache mit sich brachte, der historischen Beweisführung, dass Archias wirklich römischer Bürger sey, weil er in einem andern, dem römischen damals verbündeten Staate, in Heraklea, das Bürgerrecht besitze, weil er in Rom gewohnt, bei einem Prätor als *civis Romanus* sich gemeldet, und die Rechte römischer Bürger ohne Widerspruch ausgeübt habe. Dann erst folgen diejenigen Punkte, die hauptsächlich das Gefühl der Richter günstig für den Gelehrten und Dichter Archias stimmen, und die Herzen für ihn gewinnen konnten, die meisterhafte Lobrede, welche den schönen Wissenschaften und insbesondere der Dichtkunst gehalten wird, und die Schilderung der Verdienste, welche sich Archias um den Ruhm des römischen Volkes erworben habe. In Reinhard Predigten im J. 1799

gehalten, z. B. (Amberg und Sulzbach, 1800.) S. 388 ff. ſind die Gründe, warum wir als Chriſten auf alles, was uns begegnen dürfte, vorbereitet ſeyn müſſen, ſo geordnet: a) die häufigen und ausdrücklichen Forderungen Jeſu verbinden uns dazu, b) die Klugheit und unſer Zuſtand auf Erden machen eine ſolche Vorbereitung unentbehrlich, c) unſere Tugend verpflichtet uns auf eine unerläſsliche Art dazu, d) ſie iſt nothwendig für die Würde, die wir als Chriſten unter allen Umſtänden behaupten ſollen. Ob gleich alle dieſe Punkte zum Verſtande und Herzen der Zuhörer zugleich ſprechen, ſo iſt doch offenbar der vierte ſehr zweckmäſsig zuletzt geſtellt, der, auf die vorhergehenden zurückſehend, und in ihnen ſchon begründet, das Gefühl der Chriſtenwürde, welche uns durch jene Faſſung des Gemüths gegeben und geſichert wird, lebendig anregt.

Daſs man überhaupt diejenigen Gründe, von denen der ſtärkſte Eindruck auf das ganze innere geiſtige Leben der Zuhörer erwartet werden kann, auf andere erſt folgen laſſe, und nicht die umgekehrte Ordnung wähle, hat ſeinen triftigen Grund in dem ſchon öfters bemerkten Geſetze der Gradation. Indem der Redner von dem Schwächeren zu dem Stärkeren fortſchreitet, wird die Spannung der Aufmerkſamkeit, und der Eindruck der darzuſtellenden Wahrheit auf die Gemüther mit jedem neuen Punkte erhöht und verſtärkt, bis am Ende das beabſichtigte Reſultat der lebendigſten Ueberzeugung und kräftigſten Entſchlieſsung daraus hervorgeht. Die entgegengeſetzte Methode ſpannt bei jedem folgenden Punkte die Aufmerkſamkeit mehr herab, und kann unmöglich in gleichem Grade günſtig ſeyn für den letzten Totaleindruck der Rede. Dieſe pſychologiſche Anſicht der Sache ſchwebte ohne Zweifel den alten griechiſchen und römiſchen Rhetoren vor Augen, wenn ſie den Rath ertheilten, die ſtärkſten Beweiſe und Gründe theils zuerſt, theils zuletzt, die minder wichtigen in die Mitte zu ſtellen. S. *auctor ad Herennium* l. 3. c. 10. Ci-

cero *de orat. l. 2. c. 77.* Doch bemerkt man nicht, dafs sich die Redner selbst immer nach diesem Schema gerichtet hätten. Und Quinctilian bezweifelt nicht ohne Grund die Nothwendigkeit dieser Regel *institt. oratt. l. 5. c. 12. p. 323 sq. T. I. ed. Wolf. Quaesitum etiam, potentissima argumenta primone ponenda sint loco, ut occupent animos? an summo, ut inde dimittant? an partita primo summoque, ut Homerica dispositione (Iliad. l. 4. v. 299.) in medio sint infirma? an a minimis crescant? Quae, prout ratio causae cujusque postulabit, ordinabuntur, uno (ut ego censeo) excepto, ne a potentissimis ad levissima decrescat oratio.* So zweckwidrig es auch seyn würde, in irgend einem Vortrage bei dem Schwächeren aufzuhören, so fragt man doch vergebens nach einem hinreichenden psychologischen Grunde, warum diejenigen Argumente, die andern an Wichtigkeit und eindringender Stärke nachstehen, gerade in der Mitte der Reihe eine gröfsere Wirkung hervorbringen sollten, als zu Anfange? Und die Vergleichung dieser Anordnung mit der Stellung der schwächeren und der stärkeren Truppen in einem Kriegsheere ist (wie Cannabich in s. Anleitung zur gehörigen Einrichtung christlicher Religionsvorträge S. 155. richtig bemerkte) hier, wo nicht physische, sondern moralische Kräfte in Bewegung zu setzen sind, nicht an ihrem Orte. Sehr gegründet ist dagegen die allgemein ausgesprochene Warnung des Quinctilian, *ne a potentissimis ad levissima decrescat oratio*, und, wenigstens in Hinsicht auf die Wahrscheinlichkeitsgründe, deren sich die alte politische Beredsamkeit häufig bediente, zu beachten, was er in demselben Kapitel zu Anfange *p. 321 sq. ed. Wolf.* bemerkt: *firmissimis argumentorum singulis instandum, infirmiora congreganda sunt, quia illa, per se fortia, non oportet circumstantibus obscurare, ut, qualia sunt, appareant; haec, imbecilla natura, mutuo auxilio sustinentur. Itaque, si non possunt valere, quia*

magna ſunt; valebunt, quia multa ſunt, quae ad ejusdem rei probationem omnia ſpectant *). Daſs die alte Rhetorik, wo ſie über den rechten Gebrauch der Argumente ihre Regeln aufſtellte, jenen Unterſchied zwiſchen den ſchwächeren und ſtärkeren Gründen öfters ſehr hervorhob, erklärt ſich allerdings aus der Natur der politiſchen Beredſamkeit der Griechen und Römer, die kein Bedenken trug, auch ſcheinbare und mehr überredende, als wahrhaft überzeugende Gründe hinzu zu nehmen, und durch ihre Hülfe den Eindruck zu verſtärken, damit nur der beſtimmte Endzweck der Rede ſo ſchnell als möglich erreicht würde. Die geiſtliche Beredſamkeit kann ſich ihrer Natur und Würde gemäſs, bloſs überredende Argumente nie erlauben (ſ. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 485 folgg.) und — ſie bedarf auch derſelben nicht. Vor dem Richterſtuhle der Wahrheit muſs hier alles gerechtfertigt werden können. Wenn alſo unter den ſchwächeren Punkten in der Rede Argumente verſtanden werden, welche, genau betrachtet, keine ſind; ſo kann hier gar nicht von einem Anfangen oder Aufhören bei den Schwächeren die Rede ſeyn. Auf der andern Seite läſst ſich jedoch eben ſo wenig verkennen, daſs unter mehreren Gründen für eine und dieſelbe theoretiſche oder praktiſche Behauptung, die ſämmtlich den Charakter

*) Vergl. Hermogenes περὶ εὑρέσ. l. 4. p. 219 ſq. — eine Stelle, die zugleich dem vorigen Punkte mit zur Erläuterung dient: Ἐπὶ τούτοις προσθετέον ἐκεῖνο, ὅπερ ἔστιν λαμπρὸν πάνυ καὶ ποιεῖν καὶ εἰδέναι· ὅτι ἀκμῆς γενομένης ἀπὸ τῶν νοημάτων, δεῖ τελευταῖον τηρεῖν τὸ πορισμώτερον. δεῖ γὰρ εἰς τὸν λόγον αὔξειν. πορισμώτερον δὲ ἐστὶ τὸ ἐκ παραδειγμάτων τὴν εὔτεχνειν λαβεῖν δυνάμενον ἢ παραβολῶν. *Illis et hoc addendum, quod eſt cognitu et factu ſplendidum. Quando vegeta oratio redditur ex ſententiis, oportet ad finem ſervare id, quod majorem habet copiam; oportet enim orationem creſcere. Majorem vero copiam adfert id, quod conſtituitur ab exemplis et a ſimilitudinibus.*

der Wahrheit an sich tragen, der eine gröfseren und tieferen Eindruck auf einzelne Subjekte oder Klaſſen der Menſchen hervorzubringen vermöge, als der andere, und — daſs der eigenthümliche christlich-religiöſe Gemüthszuſtand, den wir bei christlichen Gemeinden immer, mehr oder weniger, voraussetzen können und müſſen, von dem einen Argumente, wegen seiner genaueren und innigeren Verbindung mit dem eigenthümlichen Geiſte und Weſen des Christenthums, mehr, als von dem andern, angeſprochen werden könne. Wo also eine ſolche Gradation in der Natur der Argumente ſelbſt, und in ihrem Verhältniſſe zu dem inneren geiſtigen Leben der Zuhörer ihren Grund hat, da iſt auch die Beachtung derſelben in der Dispoſition gewiſs als etwas ſehr Zweckmäſsiges anzuſehen. Dabei beruht freilich immer das meiſte auf dem Eindrucke, den die Beweiſe, oder die verpflichtenden und bewegenden Gründe bei der Meditation auf den Redner ſelbſt machen *). Was für ihn ſelbſt die ſtärkſte überzeugende Kraft beſitzt, und ſein Gemüth am tiefſten ergreift, das wird auch gewiſs in der Ausführung mit einer vorzüglichen, die Zuhörer beſonders anſprechenden Lebendigkeit hervortreten. Man kann daher wohl dem Redner unbedenklich den Rath geben, dieſem eigenen Gefühle zu folgen, und, was auf ſein Gemüth am kräftigſten wirkt, zuletzt zu ſtellen — vorausgeſetzt, daſs er ſelbſt, als geiſtlicher Redner, aus einer ächt chriſtlich-religiöſen Stimmung rede, und ſich dabei in das innere geiſtige Leben ſeiner Zuhörer hinein zu denken und hinein zu fühlen wiſſe. Beiſpiele. Ammon Zeit- und Feſtpredigten, Nürnberg, 1810. S. 182 ff. Die Gründe, warum es thöricht und verwerflich ſey, die Verwickelungen ſeines Schickſals durch einen frei-

*) S. darüber die ſehr treffende Bemerkung von Grotefend: Anſichten, Gedanken und Erfahrungen über die geiſtliche Beredſamkeit, Hannover, 1824. S. 94.

willigen Tod zu endigen, folgen hier ſo auf einander: a) weil das Leben gar nicht unſer Eigenthum iſt, b) weil wir berufen ſind, unverſchuldete Leiden zu unſerer Prüfung zu benutzen, verſchuldete aber durch unſere Beſſerung zu tilgen, c) weil wir durch dieſe Gewaltthätigkeit nur unſere Strafwürdigkeit und unſer Unglück vermehren. Marezoll Predigten zur Erinnerung an die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation, Jena, 1822. S. 204 ff. Thema: daſs der Unglaube nichts von alle dem leiſtet, was er verſpricht. Theile (Beweiſe): denn der Unglaube macht den Menſchen a) nicht einſichtsvoller und weiſer, b) nicht tugendhafter und vollkommener, c) nicht brauchbarer und gemeinnütziger, d) nicht unabhängiger und freier, e) nicht ruhiger und zufriedener. Reinhard Predigten 1803. geh. 2. B. (Nürnberg und Sulzbach, 1804.) S. 74 ff. Thema: Tröſtungen für die, welche ſcheiden müſſen, ohne ihre edelſten Abſichten und Entwürfe ausführen zu können (über das Evangelium am Himmelfahrtsfeſte); Theile: 1) es iſt keine feindſelige Macht, ſondern Gott, der Beförderer alles Guten, der uns abruft, 2) es hat vor Gott einen hohen Werth, das Gute auch nur gewollt zu haben, 3) unter Gottes Regierung gedeihen auch die Keime des Guten, die wir hier ausgeſtreut haben, 4) es fehlt Gott nie an Werkzeugen, durch die er fortſetzen und vollenden kann, was wir gewollt und angefangen haben, 5) die Menſchen ehren auch gute Abſichten und unvollendete Beſtrebungen durch ein dankbares Andenken, 6) wenn wir wirklich fähig ſind, zum Dienſte Gottes gebraucht zu werden, ſo gehen wir bei dem Tode einem höheren und größeren Wirkungskreiſe entgegen. Dieſer letzte Punkt empfängt ſeine eigenthümlich eindringende Kraft auf chriſtliche Gemüther hauptſächlich durch die von dem Verfaſſer ſogleich S. 88. geſchehene Hinweiſung auf den in die unſichtbare Welt emporgehobenen und verherrlichten Chriſtus, der uns durch den ganzen Gang ſeiner Schickſale und durch ſeine gött-

liche Lehre die frohesten und sichersten Aussichten in die Ewigkeit eröffnet hat. Die wohlverstandenen, und in ihrem Zusammenhange mit den heiligsten Bedürfnissen unserer eigenen vernünftigen und sittlichen Natur nachgewiesenen Zeugnisse der göttlichen Urkunden der Bibel haben für Bekenner Jesu immer das stärkste Gewicht, und krönen die Beweisführung des geistlichen Redners. Vergl. ausserdem als erläuternde Beispiele Reinhard Pred. von 1798. (wohlfeile Ausg.) 1. Theil S. 258 ff. S. 277. S. 281 ff. S. 285. 289. Ebendess. Pred. von 1805. (wohlfeile Ausg.) 2. Theil, S. 274. 167. Pred. von 1810. (wohlfeile Ausg.) 1. Theil S. 345 und die Bemerkungen von Tzschirner in s. Briefen veranlasst durch Reinhard's Geständnisse S. 206 folg.

Es ist endlich dem Gesetze der Gradation und der Natur der Sache unstreitig angemessen, die Widerlegung entgegenstrebender Vorurtheile, Zweifel und Einwürfe der Beweisführung in der Regel vorangehen zu lassen, und bei der Behandlung der Einwürfe selbst, wo sie einzeln beantwortet werden müssen *), so viel als möglich von den bedeutendsten anzufangen, und zu den minder bedeutenden fortzugehen. Die Widerlegung kann und soll in dem Zuhörer nur die Ueberzeugung bewirken, dass die von dem Redner aufgestellte Behauptung gebilligt werden könne, dass sie nicht mit Resultaten des vernünftigen Denkens und Forschens, mit Grundsätzen des Rechts und der Moral, mit dem natürlichen Gefühl des Menschen, mit der Erfahrung und Geschichte, mit Aussprüchen der heiligen Schrift im Widerspruch stehe; durch die Beweisführung soll gezeigt werden, warum die Behauptung des Redners als Wahrheit erkannt und befolgt werden müsse; sie ist also immer ein weiterer und näherer Fortschritt zu dem eigentlichen Ziele der Handlung, und es entspricht dem naturgemässen Gange der Rede, dass sie der Widerlegung

*) S. meine Theorie der redner. Erfindung S. 563 fg.

nachfolgt. Nicht selten kann auch ein Einwurf oder Zweifel so bedeutenden Einfluss auf das innere Leben der Zuhörer äussern, dass sie erst dann die Beweisführung gehörig auffassen, erst dann sich entschliessen, dem Redner mit ungetheilter Aufmerksamkeit und wahrem Interesse zu folgen, wenn sie jenen, das Gemüth verdunkelnden, oder zerstreuenden Einwurf beantwortet und widerlegt sehen. *) So wie nun das Gesetz der Gradation der Widerlegung ihren Platz vor der Argumentation anweist, so hat auch darin die oben angedeutete Regel ihren hinreichenden Grund, wo es der innere Zusammenhang der Gedanken verstattet, unter mehreren zu beachtenden Einwürfen denjenigen, der am stärksten zu widerstreben scheint, zuerst zu beseitigen; denn je schwächer und unerheblicher die Einwürfe und Zweifel in der Aufeinanderfolge erscheinen, desto näher gelangt der Redner an sein Ziel, desto mehr werden die Gemüther zum Fürwahrhalten seiner Behauptung vorbereitet und empfänglich dafür gemacht. Vergl. Cicero *pro Milone* c. 3 — 9. Auf die eigenthümliche Natur der alten gerichtlichen Beredsamkeit bezieht sich die Bemerkung des Quinctilian *institutt. oratt. l. 5. c. 13. p. 336. T. I. ed. Wolf. Ordo quidem in parte nulla minus affert laboris. Nam, si agimus (i. e. accusamus), nostra confirmanda sunt primum; tum, quae nostris opponuntur, refutanda. Si respondemus (i. e. defendimus), prius incipiendum est a refutatione.*

*) Dieser Punkt ist schon früher in der zweiten Abtheilung dieses vierten Kapitels zur Sprache gebracht und durch Beispiele erörtert worden.

Grundsätze, welche zunächst bei dem Geschäfte des Redners, das Gefühls- und Begehrungsvermögen der Zuhörer für den Gegenstand zu gewinnen, in Betrachtung kommen.

Was die Beobachtung der Gradation bei der Darstellung der Gründe in Hinsicht auf die Ueberzeugung des Verstandes und der Vernunft ausrichtet, eben das bewirkt, wo die Gefühle und Neigungen für einen Gegenstand gewonnen werden sollen, das allmälige Fortschreiten von den schwächeren Eindrücken zu stärkeren, bis zu den Bewegungen, welche für den Zweck des Redners die wichtigsten sind. Bei der entgegengesetzten Ordnung würden die schwächeren Erregungen des Gefühls und des Begehrungsvermögens ihren Zweck verfehlen, etwas zur Wirkung des Ganzen beizutragen, und die Aufmerksamkeit wieder herabspannen, da sie sich hingegen, den stärksten Bewegungen vorangehend, mit diesen zu einem kräftigen Totaleindrucke vereinigen. Den richtigen Weg wird der Redner auch hier nicht verfehlen, wenn er, von dem aufrichtigsten und innigsten Interesse für seinen Gegenstand ergriffen, und das Verhältniss, in welchem derselbe zu dem inneren geistigen Leben seiner Zuhörer stehe, anschaulich und lebendig sich selbst vergegenwärtigend, immer darauf achtet, welche Saiten seines eigenen Herzens bei der Meditation am stärksten erklingen. Zu einem anschaulichen Beispiel kann die ganze meisterhafte Rede des *Cicero pro Milone* vom Anfange bis zu Ende dienen; denn diejenigen Punkte, welche am meisten dazu geeignet waren, die Gefühle der Richter für den angeklagten Milo in Anspruch zu nehmen, die Hinweisung auf den Willen der Götter, die sich selbst gegen den Klodius erklärt und

ſeinen Tod bewirkt hätten, die Perſonifikation, welche den Milo redend einführt, wie er, im Begriff, in das dem Angeklagten drohende Exil zu gehen, ſeinen Mitbürgern Lebewohl ſagt, und ſie noch einmal an ſeine Verdienſte um den Staat erinnert, ſeine eigene (Cicero's) rührende Apoſtrophe an den ſcheidenden Milo, dem er ſeine eigene ehemalige Zurückberufung in das Vaterland zum Theil verdanke, ſeine wehmüthige, Mitleid erregende Anrede an die richtende Verſammlung, ſind mit unverkennbarer oratoriſcher Planmäſsigkeit in die letzten Abſchnitte der Rede vertheilt. S. den von Schelle dargelegten Entwurf der Rede: Cicero's Rede zur Vertheidigung des Milo überſetzt mit Anmerkk. von Schelle, Leipzig, 1798. S. 17 — 27. Aus dem Gebiete der Kanzelberedſamkeit vgl. Saurin Predigten über die Leidensgeſchichte Jeſu und andere damit verwandte Materien, überſetzt von Heyer 2. Theil, Leipzig, 1760. wo in der Predigt N. 13. von dem jüngſten Gericht (über Hebr. 9, 27.) im zweiten Theil, der die Frage beantwortet, welches Schickſal die Verſammelten an jenem groſsen Tage der Entſcheidung zu erwarten haben? die Unterabtheilungen ſo auf einander folgen: wir werden, dem Evangelium Jeſu gemäſs, als Menſchen gerichtet werden, a) die zur Zeit des Lichts gelebt haben (die nach demjenigen beurtheilt werden ſollen, was allen im Evangelium klar und deutlich geſagt wird), b) die zu einer Zeit der Gleichheit gelebt haben (von denen Gott nicht mehr verlangte, als ihren Kräften gleich und angemeſſen war), c) die zu einer Zeit der Barmherzigkeit gelebt haben, (gerade dieſer letzte Punkt war am meiſten dazu geeignet, ſowohl die Empfindungen des Schreckens wohlthätig zu mildern, die der Gedanke an ein künftiges Weltgericht auch in der Seele des Frommen erregen kann, als den Laſterhaften aus ſeinem Schlummer aufzuſchrecken). Oder Dr. Röhr's Predigt in Tzſchirners Magazin für chriſtliche Prediger, 3. B. 2. St. 1825. S. 132 ff. Thema:

was muſs uns nach dem Ausſpruche Jeſu (Matth. 8, 23 — 35.) geneigt und willig machen, Beleidigern zu verzeihen? Theile: 1) die Betrachtung, wie geringfügig doch oft die Beleidigungen ſind, die uns von andern widerfahren, 2) die Rückſicht, wie ſehr wir ja immer ſelbſt der Verzeihung unſerer Nebenmenſchen bedürfen, 3) die Erwägung, wie unausbleiblich wir durch unverſöhnliche Härte gegen Beleidiger auch den gerechten Abſcheu aller beſſeren Menſchen auf uns laden, 4) der ehrfurchtsvolle Hinblick auf Gott, welcher uns alle mit Gnade und Erbarmung trägt.

Nicht ſelten hängt die Wirkung, welche der Redner beabſichtigt, hauptſächlich davon ab, daſs die Zuhörer ihre Kraft, das zu thun, wozu man ſie ermuntert, lebendig fühlen *), oder von den guten Folgen der Ausführung eines Entſchluſſes ſo anſchaulich, als möglich, überzeugt werden. Hier endigt die eigentliche Ausführung immer am zweckmäſsigſten mit der Belebung froher, tröſtender, erhebender Hoffnungen, durch anſchauliche Vergegenwärtigung des Künftigen, ſo wie ſich das Gemüth des Redners ſelbſt, je näher die Handlung ihrem Ziele kommt, deſto mehr dem Schwunge der Hoffnung überläſst. Vergl. z. B. Iſokratis *Panegyricus* in den beiden letzten Kapiteln (ſ. die Theorie der Erfindung S. 417 fg.) Reinhard Pred. im J. 1805. geh. (wohlfeile Ausgabe) 1. B. S. 349 ff. Thema: der Gebrauch, den die Chriſten bei der groſsen Veränderlichkeit alles Irdiſchen von dem Gedanken an die Zukunft machen ſollen. Theile: 1) ſie erhalten den Gedanken an die Zukunft ſtets in ſich gegenwärtig, 2) ſie ermuntern ſich durch denſelben zu einem pflichtmäſsigen Verhalten, 3) ſie befördern dadurch eine wohlthätige Erhebung ihres Geiſtes. Iſt der Hauptgegenſtand der Rede eine Warnung, ſo werden ſich diejenigen Punkte am meiſten für die letzten Abſchnitte eignen, welche die leb-

*) S. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 415 ff.

haftesten, aber auch auf klare und deutliche Ueberzeugung gegründeten Gefühle der Furcht vor den nachtheiligen Folgen einer gewiſſen Denk- und Handlungsweiſe als Totaleindruck des Ganzen zurücklaſſen. S. Reinhard's Pred. im J. 1802. geh. 1. B. (Amberg und Sulzbach, 1803. S. 210 ff. Die Warnungen wider die Nachſicht gegen ſündliche Begierden, die man nicht zum Ausbruche kommen läſst, werden hier ſehr zweckmäſsig ſo geordnet: Dieſe Nachſicht iſt 1) unrecht, weil ſie a) uns in Widerſprüche mit uns ſelbſt verwickelt, und b) uns auf das ſchändlichſte entehrt, 2) unwürdig, denn a) ſie ſtreitet mit dem Beiſpiel Jeſu, und b) mit der herrſchenden Liebe zum Guten, die ein wahrer Chriſt haben muſs, 3) gefährlich, a) ſie verſtärkt die Gewalt des Böſen in uns, b) und giebt uns der Verführung Preis, 4) ſchädlich, a) ſie hindert unſere Beſſerung, b) und ſtört unſere Wohlfahrt. Durch die obige Bemerkung ſoll keineswegs geläugnet werden, daſs die beſtimmte und deutliche Erklärung eines Gegenſtandes mit einer genaueren Bezeichnung der Art und Weiſe, wie das Verlangte möglich und ausführbar ſey, nicht ſelten unzertrennlich zuſammenhänge, und eben daher dieſe letztere der Darſtellung der ermunternden und bewegenden Gründe, das Verlangte zu thun, vorausgehen müſſe. S. Reinhard Pred. im J. 1798. geh. 2. B. (Nürnberg und Sulzbach, 1806.) S. 195 ff. Der Verf. ſpricht über den höchſt wichtigen und intereſſanten Satz: daſs wir bei unſerem Verhalten auch auf die Gedanken Anderer Rückſicht nehmen müſſen. Hier konnte wohl bei jedem aufmerkſamen Zuhörer zuvörderſt die zweifelnde Frage erwartet werden: wie kann ich bei meinem Thun und Laſſen auf die Gedanken eines Andern, auf ſein mir verborgenes, inneres, unſichtbares Leben, eine beſtimmte Rückſicht nehmen? Ohne Löſung dieſes Zweifels konnte der Gegenſtand von dem Zuhörer nicht klar und beſtimmt aufgefaſst, und ſeine Aufmerkſamkeit nicht dafür gewon-

nen werden. Der Verf. erklärt sich daher sogleich im ersten Theile S. 195 ff. über die Möglichkeit der Sache, durch die weiter ausgeführten Bemerkungen, dass sich die Gedanken der Menschen zuweilen selbst ankündigen (in dem Blicke, in den Bewegungen des Körpers, in dem Handeln des Menschen), zuweilen sich mit Gewissheit von uns errathen, zuweilen endlich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen lassen. Man bemerke hier die sehr natürliche psychologisch-moralische Gradation, die von den leichteren Aufgaben, Gedanken Anderer zu erkennen, zu den schwürigeren fortschreitet, stufenweise zeigt, wie viel der Mensch auch in einer gewissen Berückfichtigung fremder Gedanken vermöge, und im Voraus aufmerksam macht, wie unendlich viel die Pflicht, von welcher die Rede ist, umfasse, und auf wie mannichfaltige Verhältnisse des Lebens sie anwendbar sey. Nun erst konnte im zweiten Theile S. 200 ff. die Beschaffenheit jener Pflicht genauer erklärt werden, die der Verfasser (ebenfalls nach einer sehr natürlichen moralischen Gradation) als das Bestreben beschreibt, durch unser Verhalten böse Gedanken Anderer zu unterdrükken, falsche zu berichtigen, gute zu erwecken und heilsame zu befestigen. Darauf folgen im dritten Theil S. 206 ff. die verpflichtenden und bewegenden Gründe: Rechtschaffenheit, Klugheit und Liebe fordern die Erfüllung dieser Pflicht. Sehr richtig wird das eindringendste Motiv, welches die reinsten und edelsten Gefühle und Neigungen des Christen in Thätigkeit setzt, und so das höhere Begehrungsvermögen am lebendigsten beschäftigt, dem Schlusse des dritten Theils und der ganzen Predigt aufbewahrt; und der Verfasser endigt. S. 208 fg. (vorausfetzend die aus dem oben bemerkten Grunde schon im ersten Theile anschaulich nachgewiesene Möglichkeit der Erfüllung dieser Pflicht) mit einer begeisternden, den Willen sowohl als das innere Kraftgefühl der Zuhörer noch einmal mächtig anregenden Aussicht auf das unzählige Gute, das wir

stiften können, wenn wir bei unserem Verhalten auf die Gedanken Anderer Rücksicht nehmen. „Was soll „ich endlich von der Liebe sagen? Nein, keine Re„gung christlichen Wohlwollens, keine Spur jener Liebe, „die langmüthig und freundlich ist, die nicht Muth„willen treibt, und sich nicht blähet, die alles verträgt, „alles glaubt, alles hofft, alles duldet, keine Spur der „Liebe dessen, der sein Leben für uns gelassen hat, ist „in dem Herzen dessen, der böse Gedanken um sich „her erwecken, der durch sein Beispiel, durch seinen „Leichtsinn, durch seine Sorglosigkeit den Bruder ver„derben kann, um welches willen Christus gestorben „ist. Auch die Gedanken Anderer müssen euch wich„tig seyn, auch ihren Wechsel müsset ihr nicht ver„nachlässigen, wenn ihr nach der Liebe wandeln wol„let. Und, was könnt ihr wirken; welches Licht „könnt ihr oft plötzlich in die Seelen derer giessen, „die euch umgeben; welche Reihen heilsamer Gedan„ken könnt ihr mit leichter Mühe in ihnen wecken; „wie viel könnet ihr beitragen, sie für das Gute zu „gewinnen, und in demselben zu befestigen: wenn euch „auch ihre Gedanken nicht gleichgültig sind, wenn „ihr nie anders auf ihren Geist wirket, als zur Besse„rung. Glückliche, meine Brüder, Gerettete, die durch „euch vom Wege des Irrthums abgerufen, die durch „euch zum Glauben und zur Tugend geführt wurden; „Selige, die es euch verdanken, dass sie nicht verloren „gingen, lasse Gott euch einst in der besseren Welt „finden; wie belohnt werdet ihr euch dann für die „Sorgfalt fühlen, mit der ihr auch auf die Gedanken „Anderer bei eueren Verhalten Rücksicht nahmet; mit „welcher Rührung und Freude werdet ihr euch dann „vor dem niederwerfen, der euch und sie erlöst hat, „der euch auch in dieser Hinsicht Vorbild, Muster und „Heiland war. Amen."

Auf dem Gesetze der Gradation beruht auch die Zweckmäfsigkeit derjenigen Methode in der Anordnung

bewegender Gründe *), welche von dem niederen Begehrungsvermögen zu dem höheren, z. B. von dem Triebe nach irdischem Wohlseyn zu der Sehnsucht nach Aehnlichkeit mit Gott und nach einem besseren Leben, fortschreitet. Denn, obgleich die Neigungen und Triebe, welche dem niederen Begehrungsvermögen angehören, bei vielen Menschen in ihrem gewöhnlichen Wirken und Leben das stärkste Gewicht behaupten mögen; so darf doch der geistliche Redner auf keine Weise eine überwiegende Thätigkeit des niedern Begehrungsvermögens befördern und begünstigen. Sobald wir nun die edleren Neigungen und Gefühle, die auch in den Mindergebildeten und Veredelten wenigstens schlummern, durch wahren und ergreifenden Ausdruck unseres inneren höheren Lebens erwecken und mächtig beleben, d. h. unsere Zuhörer als sittlich-freie Wesen behandeln, so muss es uns auch gelingen, sie bald aus dem niederen Kreise der Triebe in einen höheren emporzuleiten. S. Theremin: die Beredsamkeit eine Tugend, S. 47 folg. Es ist z. B. vollkommen zu billigen, wie schon oben bemerkt ward, wenn Reinhard in dem eben angeführten Beispiele s. Pred. von 1798. 2. B. den Bewegungsgrund der Liebe im dritten Theile zuletzt stellt; aber nach eben diesem Princip möchte ich dem von der Klugheit entlehnten Grunde nicht den zweiten, sondern den ersten Platz in den Unterabtheilungen anweisen, weil die Rechtschaffenheit über der Klugheit steht. Die Homiletik darf bei diesem Punkte nicht unbemerkt lassen, wie genau, für eine logisch richtige und zweckmäßige Anordnung der Rede, der wichtige Unterschied zwischen Bewegungsgründen und Mitteln zum Guten beachtet werden müsse. Je klärer, richtiger und lebhafter in der menschlichen Seele die Vorstellung der zum Guten

*) Ueber den Unterschied zwischen eigentlich verpflichtenden und bewegenden Gründen s. die Theorie der rednerischen Erfindung S. 364 folg.

beſtimmenden (der eigentlich verpflichtenden und der bewegenden) Gründe iſt, deſto leichter, freudiger und kräftiger entſcheidet ſich immer der Wille für das Gute, und gegen das Böſe; und es liegt auch ſchon darin ein Bewuſstſeyn der angeregten Kraft, weil man von jenen verpflichtenden und bewegenden Gründen unmöglich ſo, wie es geſchehen ſoll, ſprechen kann, ohne zugleich nachzuweiſen, wie ſie der menſchlichen Natur vollkommen angemeſſen ſind. Indem man dieſs ſehr richtig bemerkte, hat man nicht ſelten in öffentlichen Kanzelvorträgen, was den beſtimmenden Gründen angehört, als ein Mittel der Tugend (oder umgekehrt) dargeſtellt, und beide Begriffe als identiſch genommen. Aber, der Unterſchied iſt nicht zu verkennen. Denn, die beſtimmenden (verpflichtenden und bewegenden) Gründe ſind diejenigen Ideen, Ueberzeugungen und ihnen entſprechenden Neigungen und Gefühle, deren klares und inniges Bewuſstſeyn den Entſchluſs des Willens hervorruft, etwas zu thun oder zu laſſen. Tugendmittel aber nennen wir alles, was dazu geeignet iſt, jenes Bewuſstſeyn zu einem ſolchen Grade der Klarheit und Lebendigkeit zu erheben, und zu den Hinderniſſen, welche der wirklichen Ausführung des Guten in der Natur des Menſchen häufig entgegentreten, in ein ſolches Verhältniſs zu bringen, daſs die wirkliche Ausführung glücklicher gelingt. Die beſtimmenden Gründe bewegen unmittelbar den Willen (wie ſich darüber Hr. Kirchenr. Cruſius in ſeinem gedankenreichen Lehrbuch der chriſtlichen Sittenlehre, Leipzig, 1826. S. 244 ff. ſehr richtig ausſpricht); die Tugendmittel ſollen nur der Freiheit die Bahn eröffnen und ebenen, indem ſie die Einſicht in das Weſen der Tugend und in den gegenwärtigen ſittlichen Zuſtand des Menſchen fördern, und ſolche Stimmungen in der Seele herbeiführen, bei denen die Tugend leichter und glücklicher gedeihen kann — es mögen nun zunächſt innere Tugendmittel ſeyn, Thätigkeiten und Zuſtände des Geiſtes, die der Sittlichkeit

vorarbeiten (wie es z. B. die Selbstprüfung und religiöse Betrachtungen sind), oder zunächst äussere Gegenstände und Umstände des Lebens, welche Geist und Herz durch ihre lebendige Anregung zum Sittlich-Handeln hinrichten (wie Natur, Kunst, Beispiele, Anstalten des öffentlichen Gottesdienstes u. s. w.) *). Es ist unstreitig für den allgemeinen Endzweck geistlicher Reden, das wahre thätige Christenthum zu fördern, von grosser Wichtigkeit, dass man die Aufmerksamkeit christlicher Gemeinden oft ganz besonders auf die Mittel der Tugend richte, und der Betrachtung solcher geistigen Thätigkeiten, solcher inneren Zustände, solcher äusseren Gegenstände und Anstalten, in so fern sie entweder das Sittlich-Handeln überhaupt, oder diese und jene Art von Aeusserungen der tugendhaften Gesinnung fördern, eigene Vorträge widme, z. B. über den wohlthätigen Einfluss einer wohl benutzten Einsamkeit auf unsere Tugend, über die nöthige Strenge und Gewissenhaftigkeit bei der sittlichen Prüfung unserer selbst, wie wir es anzufangen haben, eine herrschende verkehrte Neigung und Begierde allmälig zu überwinden, wie viel der Anblick der Natur dazu beitragen könne, unsere Selbsterkenntniss zu fördern u. dergl. **). Es gehört auch allerdings zu der praktischen Richtung geistlicher Reden (s. die Theorie der Erfindung S. 8 ff.) dass man da, wo das gewählte Thema einen Gegenstand betrifft, der auch als Mittel der Tugend eine fruchtbare Betrachtung und Anwendung darbietet, diese Seite nicht unberührt lasse. Vergl. z. B. Reinhard's Pred. im J. 1799. gehalten 1. B. (Amberg und Sulzbach, 1800.) N. XXIII. wo der Verf. das Thema behandelt: die Gewohnheit unseres Herzens, gegen lange und sehnlich gewünschte Güter gerade dann

*) Vergl. die ausführliche, auch für den Kanzelredner höchst lehrreiche und fruchtbare Erörterung dieses Gegenstandes in Reinhard's System der christlichen Moral, 4. B. Wittenberg, 1810. S. 414 ff.

**) S. die Theorie der rednerischen Erfindung S. 68 ff.

gleichgültig zu werden, wenn die Zeit des Besitzes und Genusses kommt, und im dritten Theil, der die sittliche Würdigung dieser Gewohnheit enthält, nachdem er gezeigt hatte, sündlich sey diese Gewohnheit, wenn sie aus unreinen Quellen entspringe, und zu einem pflichtwidrigen Verhalten verleite, verzeihlich sey sie dann, wenn sie von einem Mangel an Gleichgültigkeit und von einem Mistrauen gegen unsere Kräfte herrühre, endlich in der dritten Unterabtheilung den Gedanken ausführt, die Gleichgültigkeit, die unser Herz bei dem Besitze und Genusse gewünschter Güter zuweilen empfindet, ohne dass wir es zu hindern vermögen, könne sogar ein Beförderungsmittel christlicher Gesinnung werden, wenn sie uns daran erinnert, dass wir durch Glauben und Gehorsam gegen Gott nach den Gütern einer besseren Welt streben sollen. Aber — als bindende Norm kann und darf die Homiletik nicht den Grundsatz aufstellen, es müsse in allen christlich-moralischen Predigten der Betrachtung der Mittel, durch welche man zu dieser Tugend gelange, oder von diesem Fehler frei werde, der Gefahr dieser Sünde entgehe, ein eigener Theil der Rede gewidmet werden. Welche einförmige und unnöthige Wiederholungen würden daraus entstehen, zumal in solchen christlich-moralischen Predigten, die mehr allgemeines, als specielles behandeln *)! Sehr häufig wird dem aufmerksamen Zuhörer schon bei der Betrachtung der verpflichtenden und bewegenden Gründe selbst das wirksamste Mittel zur Aneignung dieser tugendhaften Denkungs- und Handlungsweise eben dadurch an die Hand gegeben, dass ihn die klare, lebendige, eindringende Darstellung jener Gründe ermuntert, sich immer derselben bewusst zu bleiben, diese heilsame Stimmung festzuhalten, und so jener Tugend den völligen Eingang in sein Herz und Leben immerwährend zu erleichtern, und die entgegenstrebende verkehrte Neigung

*) S. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 58 ff.

zu überwinden. Sehr häufig ist die anschauliche und lebendige Nachweisung der Quellen, aus denen ein Fehler zu entspringen pflegt, zugleich der zweckmäfsigste Ort, die Art und Weise, wie man ihn am sichersten zu vermeiden, oder am kräftigsten zu überwinden vermöge, kenntlich zu machen. Doch können auch hinreichende Gründe in der Natur der Sache selbst, oder in einer besondern Rücksicht auf Bedürfnisse der Zuhörer liegen, die uns veranlassen, die Betrachtung der Mittel, welche die Tugendübung und Besserung erleichtern, oder gegen das Aufkommen eines Fehlers verwahren, noch besonders hervorzuheben; da, wo man weniger, als bei andern Gegenständen voraussetzen kann, dafs jene Mittel hinreichend bekannt seyn, oder aus irgend einem andern Abschnitte der Predigt, als nothwendige Resultate, deutlich und bestimmt genug hervorgehen dürften. Und hier findet die oben ausgesprochene Bemerkung über den wohl zu beachtenden Unterschied der Begriffe: bestimmende Gründe zum Handeln, und Tugendmittel, ihre vollkommenste Anwendung *). Wenn man z. B. über die edle Bereitwilligkeit des Christen zur baldigsten und vollkommensten Aussöhnung mit seinen Gegnern spricht; so ist zwar das Beispiel Jesu, in so fern der Christ, je mehr er sich mit diesem Beispiele vertraut macht, und den Geist desselben in sein eigenes Leben aufnimmt, desto bereitwilliger auch zur Versöhnung wird, allerdings ein Mittel, sich diese Gesinnung zu erwerben. Aber zunächst gehört es doch, der Natur der Sache nach, zu den verpflichtenden und bewegenden Gründen. Wenn also bei der Bearbeitung dieses Thema einer Betrachtung der Hülfsmittel, die jene

*) Vergl. die schon öfterer citirte Schrift (von Linde): Reinhard und Ammon, oder Predigtenparallele u. s. w. Königsberg, 1800 S. 47 ff. wo S. 70 ff. Beispiele dieser Verwechselung aus einigen, übrigens musterhaften Predigten des verewigten Löffler angeführt werden.

Bereitwilligkeit erleichtern und fördern, ein eigener Abschnitt gewidmet werden soll, so wird dabei dasjenige Mittel, das in der klaren, lebhaften und eindringenden Vorstellung der verpflichtenden und bewegenden Gründe liegt (zu denen auch das Beispiel Jesu gehört), mit vollem Recht vorausgesetzt, als etwas in und mit der Ausführung jener den Christen bestimmenden Gründe schon Nachgewiesenes; und als besondere, auf das Eigenthümliche jener christlichen Tugend sich beziehende Hülfsmittel müssten hier andere Punkte zur Sprache kommen, die nicht schon in der lebhaften Vergegenwärtigung jener bestimmenden Gründe selbst nothwendig liegen, z. B. dass man frühzeitig darnach strebe, sogleich die ersten Aufwallungen des leidenschaftlichen Unwillens in gehörigen Schranken zu halten, dass man sich überhaupt gewöhne, seiner eigenen Persönlichkeit nie einen zu hohen Werth beizulegen, dass man immer den Grundsatz befolge, bei der Betrachtung der Fehler anderer Menschen auch ein eben so lebhaftes Bewusstseyn ihrer Vorzüge in sich zu unterhalten u. s. w. Ihre zweckmässigste Stellung findet die Angabe solcher Hülfsmittel unstreitig im letzten Theil der Predigt. Hat man die Natur der Tugend, zu welcher die Zuhörer ermuntert, oder des Fehlers, vor dem sie gewarnt werden sollen, richtig und deutlich erklärt; hat man durch überzeugende und erweckende Darstellung der ermunternden und warnenden Gründe selbst die lebendigste Hinneigung des Willens zur Ausführung dessen, was die Rede verlangt, in den Gemüthern bewirkt; so wird endlich, wo der Entschluss und das wirkliche Beginnen durch irgend eine Ungewissheit über die Art der Ausführung, durch irgend einen Gedanken an die Schwürigkeit der Sache noch gehemmt werden könnte, auch dieses Hinderniss durch Angabe erleichternder und fördernder Mittel beseitigt, und so das Werk des Redners gekrönt — nach einer, der Natur der menschlichen Seele ganz angemessenen Aufeinanderfolge geistiger Thätigkeiten. Sehr

richtig ist z. B. in Reinhard Pred. im J. 1799. gehalten 1. B. N. XI. (von der edeln Kühnheit des Vertrauens auf Gott) folgende Anordnung. Zuerst wird der Begriff der Sache bestimmt, und ihr Unterschied von andern, damit nicht zu verwechselnden Seelenzuständen entwickelt S. 211—215. (eine edle Kühnheit des Vertrauens auf Gott sey der hohe Grad des Muthes, wo man bei dem, was das Gewissen von uns fordert, auch dann auf Gottes Beistand und Regierung rechnet, wenn man mit unübersteiglichen Schwürigkeiten kämpfen soll). Der Redner bestimmt sodann die Fälle, wo diese Kühnheit sich zeigen soll S. 215—222. wenn uns die Stimme des Gewissens zu schweren Pflichten, zu ungewöhnlichen Schritten, zu dringenden Dienstleistungen, zur Entschlossenheit in Gefahren auffordert. Wie eng emessen diese Gesinnung dem wahren Christenthume sey, wird dabei zugleich nachgewiesen. Zuletzt werden S. 222—226. folgende Rathschläge ertheilt, wie man eine solche alles überwindende Stärke des Vertrauens auf Gott bei sich erwecken und nähren könne: a) bewahret Unschuld des Herzens und gutes Gewissen, b) gewöhnet euch, den Gedanken, dass alles, was geschieht, unter Gottes Einfluss steht, stets gegenwärtig und lebhaft zu erhalten, c) lasset uns die Beispiele derer fleissig erwägen, die durch sie bereits gesiegt haben, d) lasset uns zur Stärkung des Vertrauens auf Gott jede Ermunterung, jede Erquickung nützen, die uns im Laufe des Lebens zu Theil wird. Es war in dieser Predigt um so nöthiger, der Betrachtung dieser Rathschläge und Mittel zuletzt einen eigenen Abschnitt zu wdmen, da nicht bloss von der Tugend des Gottvertrauens im Allgemeinen, sondern von einer besondern Stärke dieser Gesinnung die Rede ist, deren Aneignung für viele Menschen ihre besondern Schwürigkeiten hat. Vgl. Reinhard Pred. 1799. geh. 2. B. N. XXIX. wo der Verf. über die Verblendung spricht, und zuerst S. 87—92. die Natur, die Arten, die Merkmale der

Verblendung genauer bestimmt und beschreibt (es sey der traurige Zustand, wo man bei aller sonstigen Fähigkeit, richtig zu urtheilen, Dinge, die andern in die Augen fallen, gar nicht wahrnimmt, und daher gerade das Gegentheil von dem thut, was Pflicht und Klugheit verlangten, man verkenne bald gewisse Wahrheiten, bald seine Schuldigkeit, bald seine Wohlfahrt, und dieser Zustand gebe sich zu erkennen in Selbstgefälligkeit, Ungelehrigkeit und Sorglosigkeit), zweitens S. 92—96. über die Quellen der Verblendung sich erklärt, und als solche eine leidenschaftliche Anhänglichkeit an Vorurtheile, oder an Menschen, oder an Vergnügungen bezeichnet, endlich S. 97—101. die Mittel angiebt, durch die wir uns dagegen verwahren müssen: a) suchet euch stets offen für jede bessere Belehrung zu halten, b) verschliesset euer Ohr nie dem Urtheil eurer Mitmenschen, c) setzet jeder Begierde eueres Herzens Grenzen, die nach einer allzugrossen Gewalt strebt, d) machet euch fromme Prüfungen vor dem Angesichte Gottes und Jesu zur Pflicht. Nicht immer hielt sich jedoch Reinhard an diese Stellung. Vergl. aus demselben Jahrgange 1799. 1. B. N. XVIII. die Predigt über das Wachsthum unseres Glaubens an die Göttlichkeit der Sache Jesu, wo der Redner so eintheilt: wir haben 1) die Beschaffenheit, 2) die Mittel, und 3) die Nothwendigkeit dieses Wachsthums in Erwägung zu ziehen. Psychologisch zweckmäfsiger und natürlicher scheint mir doch immer, aus dem oben bemerkten Grunde, diejenige Methode, welche die besondere Betrachtung der Mittel für den letzten Abschnitt der Predigt bestimmt. Denn, was man dagegen sagen könnte, die Möglichkeit einer Sache müsse zuvor anschaulich nachgewiesen werden, ehe der Zuhörer geneigt werden könne, in die Betrachtung der Gründe, warum sie geschehen solle, mit ganzer Seele einzugehen; das gilt eigentlich nur von solchen Fällen, wo die Denkbarkeit der Sache, und ihre ganze Realität einem Zweifel unterworfen seyn

könnte *), nicht aber da, wo die Mittel nicht sowohl diese Möglichkeit überhaupt erst beweisen, als vielmehr zur Erleichterung und Förderung dienen sollten. Die Anordnung endlich, nach welcher man die Mittel, sich eine Tugend anzueignen, oder vor einer fehlerhaften Denkungs- und Handlungsweise zu verwahren, auf einander folgen läßt, ist von verschiedenen Rücksichten abhängig. Nicht selten wird sie durch die vorhergegangene Anordnung der Quellen bestimmt, aus denen eine Tugend, oder ein Fehler zu entspringen pflegt. Z. B. in Dräseke Predigtsammlung: Hinweisungen auf das Eine, was Noth ist, Lüneburg, 1812. S. 378 ff. wird der Satz: vielen Menschen fehlt nichts, als der Muth, (das Gute) anzufangen, so ausgeführt, daß der Verf. zuerst die Ursachen dieser Erscheinung auseinandersetzt: die Unentschiedenheit, die Langsamkeit, die Verzagtheit, die Schlaffheit, dann in einem kürzeren Abschnitte zeigt, wie traurig und beklagenswerth es sey, daß viele gar nicht den Muth haben, anzufangen, und zuletzt die Zuhörer belehrt, wie sie diesem Mangel abzuhelfen haben, je nachdem die Ursache zunächst in der Unentschiedenheit, oder in der Langsamkeit, oder in der Verzagtheit, oder in der Schlaffheit liege. In der oben angeführten Predigt von Reinhard über die Verblendung (Jahrgang 1799. 2. B.) stehen die drei ersten im letzten Theil angegebenen Verwahrungsmittel, in Hinsicht ihrer Aufeinanderfolge, in einem sichtbaren Verhältnisse zu den drei im zweiten Theile angegebenen Quellen der Verblendung; das vierte bezieht sich mehr auf das Ganze. Oft werden die Mittel nach ihrer Beziehung auf die verschiedenen Punkte der Sache selbst

*) Darum war es z. B. ganz richtig, wenn Reinhard in der oben angeführten Predigt Jahrg. 1798. 2. B. über den Satz, daß wir bei unserem Verhalten auch auf die Gedanken Anderer Rücksicht nehmen müssen, zuvörderst die Möglichkeit der Sache nachwies.

geordnet, für welche ſie als Mittel dienen ſollen. Z. B. in der oben citirten Predigt von Reinhard 1799. 1. B. N. 18. wo er die Beſchaffenheit unſers Wachsthums im Glauben an Jeſum S. 362 ff. ſo beſchreibt: es findet ſtatt, wenn ſich a) das, was wir von der Göttlichkeit der Sache Jeſu bloſs gelernt hatten, in eigene Einſicht, b) dieſe Einſicht in wirkliche Erfahrung, c) dieſe Erfahrung in immerwährende Sinnesart verwandelt, und im zweiten Theile S. 367 ff. mit ſichtbarer Beziehung auf jene drei erörterten Punkte, die zu dem Wachsthum im Glauben gehören *), die Mittel ſo anordnet: a) unbefangenes Nachdenken über die Sache Chriſti, b) williges Befolgen ſeiner Vorſchriften, c) fleiſsiges Beobachten der Wirkungen, welche das gute und ſchlechte Verhalten der Menſchen gegen die Sache Jeſu zu haben pflegt. Oft fühlt man ſich auch veranlaſst, dasjenige zuerſt zu ſtellen, was nothwendig da ſeyn, und geſchehen muſs, wenn die übrigen Mittel recht wirkſam werden, und ihren Endzweck erreichen ſollen, wie in dem oben genannten Beiſpiele aus Reinhard Pred. von 1799. B. I. S. 222 ff. wo unter den Rathſchlägen, wie man ſich eine alles überwindende Stärke des Vertrauens auf Gott erwerben könne, ſehr natürlich dieſer zuerſt ſteht: bewahret Unſchuld des Herzens und ein gutes Gewiſſen, denn, ohne ein gutes Gewiſſen, würde das zweite Mittel (S. 223.: gewöhnt euch den Gedanken, daſs alles, was geſchieht, unter Gottes Einfluſs ſteht, ſtets gegenwärtig und lebhaft zu erhalten) nicht im Stande ſeyn, ein unbedingtes freudiges Vertrauen auf Gott zu erwekken. Und eben ſo zweckmäſsig endigt die Betrachtung der Mittel oft bei einem ſolchen, das vermöge ſeiner

*) Durch dieſes Verhältniſs der Unterabtheilungen des zweiten Theils zu den Untertheilen des erſten ſcheint auch der Vf. dazu beſtimmt worden zu ſeyn, daſs er ſogleich im zweiten Theile von den Mitteln, und erſt im dritten von der Nothwendigkeit dieſes Wachsthums ſpräch.

unmittelbaren Beziehung auf religiöse Ueberzeugungen, Betrachtungen, Gemüthszustände die höhere Natur des Menschen am kräftigsten anzuregen und zu ergreifen vermag. Ich verweise noch einmal auf die obige Reinhardische Predigt über die Verblendung (1799. II.) wo fromme Prüfungen vor dem Angesichte Gottes und Jesu unter den gegen Verblendung verwahrenden Mitteln zuletzt genannt werden, und die Ermunterung zu diesen Prüfungen einen herrlichen Schluss der Rede bildet.

Bei der Anordnung derjenigen Abschnitte einer Rede, die hauptsächlich das Gefühls- und Begehrungsvermögen für den Gegenstand der Rede zu gewinnen suchen, kommt auch die innere Verwandtschaft der Gefühle, Neigungen, und Triebe des menschlichen Gemüths in Betrachtung, vermöge welcher sie einander gegenseitig bald schwächen und hemmen, bald wecken und beleben. Die klassischen Redner des Alterthums zeigten sich in der That als praktische Psychologen, indem sie mit vieler Kunst die Leidenschaften, Affekte und Neigungen, welche ihrem Zwecke entgegen wirkten, durch Erregung der entgegengesetzten zu dämpfen wussten, und die Eindrücke, welche vermittelst der Rede in dem Gefühls- und Begehrungsvermögen der Zuhörer hervorgebracht werden sollten, so auf einander folgen liessen, dass der eine durch den andern vorbereitet und gefördert wurde. Man vergl. z. B. die Reden des Cicero *pro Milone* und *pro Ligario*. In beiden wird das Gefühl des innigsten und stärksten Mitleids, dort mit dem unschuldig angeklagten Milo, hier mit dem in der Verbannung lebenden und eines bessern Schicksals würdigen Ligarius, durch eine Verkettung mannichfaltiger Gefühle vorbereitet, welche einander wechselseitig beleben, und gleichsam die Hand bieten, um jenen innigen Totaleindruck hervorzubringen, entgegenstehende Neigungen zu überwinden, und so einen würdigen Bürger durch den entscheidenden richterlichen Ausspruch zu retten. In beiden geht das Gefühl des

Mitleids, als gemeinſchaftliches Reſultat, aus den Eindrücken hervor, welche der Redner dort in den Richtern, hier in dem Caeſar weckt, ſo daſs er theils ſeinen Klienten von einer liebens- und achtungswürdigen Seite darſtellt (den Milo als einen der Republik, den Ligarius als einen dem Caeſar im Herzen ergebenen Bürger), theils durch Sympathie innige Theilnahme an dem Kummer der Perſonen erweckt, welche in das Loos ſeines Klienten zunächſt verflochten ſind, indem er dort vorzüglich an das Verhältniſs der innigen Freundſchaft zwiſchen ihm und Milo hier an die Bitten und Klagen der Verwandten und Freunde des Ligarius erinnert. Doch iſt bei der Aehnlichkeit der pſychologiſchen Behandlung in beiden Vorträgen auch eine gewiſſe Verſchiedenheit unverkennbar, und aus der Verſchiedenheit der äuſseren Umſtände und Verhältniſſe der Perſonen, für welche der Redner ſprach, und an welche er zunächſt ſeinen Vortrag richtete, leicht zu erklären. So wie Cicero dort mit den Eindrücken das meiſte auszurichten ſuchte, welche die Erwähnung der Verdienſte des Milo um die Republik hervorbrachte, ſo muſste ihm hier, da er den ehrgeizigen Caeſar rühren wollte, auſser den oben genannten Motiven, vorzüglich das Ehrgefühl zur Erreichung ſeiner Abſicht behülflich ſeyn, und es läſst ſich bei einer genaueren Prüfung dieſer Rede nicht verkennen, wie geſchickt der Verfaſſer von dem Abſchnitte an, wo er ſich zunächſt an den Caeſar wendete (*c.* 10. *itaque, num tibi videor* u. ſ. w.), alles, was er ihm ſagt, ſo darſtellt und verbindet, daſs ſein Ehrgefühl von den mannichfaltigſten Seiten berührt wird, und gerade der Bewegungsgrund, welcher am meiſten ausrichten muſste, und durch das Vorhergehende gleichſam von ſelbſt herbeigeführt wurde: „die Begnadigung des Ligarius wird deinen Ruhm erhöhen, und das römiſche Volk noch inniger an dich feſſeln“ die Rede beſchlieſst. Vergl. auch die Rede des Demoſthenes *περὶ τῆς τῶν Ῥοδίων ἐλευθερίας*, die

erſte Olynthiſche, die dritte Philippiſche nebſt den treffenden Bemerkungen von Prof. Jacobs (Demoſthenes Staatsreden, überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen verſehen, Leipzig, 1805. S. 173. 215 ff. 223 ff. 456 fg.), oder Aeſchines gegen den Cteſiphon, *oratt. graec. ed. Reisk. Vol. III. p.* 544. Wenn ſich nun auch die alte griechiſche und römiſche Staatsberedſamkeit von der geiſtlichen weſentlich dadurch unterſcheidet, daſs den mannichfaltigſten Affekten, ſelbſt Leidenſchaften, dort ein weit gröſserer Spielraum geöffnet war; ſo giebt es doch auch für den Prediger eine gewiſſe pſychologiſche Berückſichtigung der inneren Verwandtſchaft derjenigen Gefühle, Affekten, Neigungen, welche in die Sphäre dieſer Beredſamkeit gehören. Zur Erläuterung diene ein Beiſpiel aus Reinhard Pred. 1798. geh. (wohlfeile Ausgabe) 2. B. 1806. N. XXVIII. der Verf. ſpricht über den milden Geiſt der Schonung, welcher Chriſten im Umgange mit Andern beſeelen ſoll. Im zweiten Theil S. 161 ff. werden die Gründe, warum dieſer Geiſt jeden beſeelen ſoll, der ein Chriſt ſeyn will, ſo geordnet: a) er gehört zu der beſcheidenen Gutmüthigkeit, welche Chriſten überall äuſsern müſſen, b) es entſpringen aus dem Mangel derſelben ſo ſchädliche Folgen, daſs ſie ſich unmöglich überſehen und berechnen laſſen, c) der Geiſt jener Schonung iſt unzertrennbar von der Selbſtbeherrſchung, nach welcher ein Chriſt ſtreben muſs, d) die Würde ſeiner Mitbrüder, und ihr Werth bei Gott verbindet ihn dazu, e) es verpflichtet ihn der Gedanke, daſs ſie alle Erlöſte Jeſu ſind, und ſein theuer erkauftes Eigenthum. An jenen kindlichen und beſcheidenen Sinn der Gutmüthigkeit (*ſubpars a.*) ſchlieſst ſich ſehr leicht und natürlich (b.) das in den Zuhörern erweckte Gefühl der innigen Theilnahme an fremdem Wohl und Wehe; das Bewuſstſeyn der eigenen Würde, und der inneren Kraft, mit Schonung und Mäſsigung zu reden und zu handeln (c) wirkt um ſo leichter, da der Redner vorher das Ge-

fühl der chriſtlichen theilnehmenden Liebe, und dadurch ſchon den Wunſch, das Streben angeregt hatte, Schonung im Umgange zu beweiſen; ſehr natürlich läſst er darauf (d.) die Betrachtung der hohen Würde unſerer Mitbrüder folgen, und endigt (e) mit den erhabenſten religiöſen Anſichten und Motiven, indem er die Aufmerkſamkeit der Zuhörer darauf richtet, daſs uns ſchon die Liebe Jeſu, die ihn zu den gröſsten Aufopferungen für uns begeiſterte, und die Gemeinſchaft unſerer chriſtlichen Vorzüge, Rechte und Hoffnungen, zu jener milden Schonung verpflichte. Vgl. auch den Jahrgang Reinhardiſcher Pred. 1795. S. 139 ff. wo die Gefühle und Triebe, welche durch die im zweiten Theil aufgeſtellten Gründe (warum man ſich zu Endzwecken erheben müſſe, die unſer Daſeyn für unſere Mitmenſchen wichtig, und auch nach dem Tode der Erwähnung werth machen können) berührt werden, der Trieb nach eigenem Wohlſeyn, das Gefühl unſerer Menſchen- und Chriſtenwürde, die allgemeine chriſtliche Menſchenliebe, vortrefflich in einander eingreifen, und ſich zuletzt in das erhabenſte Gefühl der Unendlichkeit und Unvergänglichkeit auflöſen. Oder Greiling Amtsvorträge bei feierlichen Gelegenheiten gehalten, Magdeburg, 1805. S. 112—116. Dieſe Berückſichtigung der inneren Verwandtſchaft der Gefühle, Neigungen und Triebe ſetzt zweierlei voraus; daſs der Redner, beſeelt von dem lebhafteſten Intereſſe für ſeinen Gegenſtand, ſich ſelbſt beobachte, wie ſich in ſeinem Innern ein Gefühl, eine Neigung und Beſtrebung aus der andern entwickelt; und, daſs er mit dieſer Selbſtbeobachtung auch eine richtige Kenntniſs und Würdigung des inneren geiſtigen Zuſtandes ſeiner Zuhörer verbinde, in ſo weit ihre gegenwärtige Bildung und Stimmung im Allgemeinen von ihm beurtheilt und berechnet werden kann.

Wenn ſich nun der Redner von den bisher erörterten Grundſätzen bei der Anordnung und Vertheilung der Materialien ſeines Vortrags beſtimmen läſst, wenn

ſich das Ganze in ihm ſelbſt zu einem feſten und wohlverbundenen Ganzen geſtaltet hat; ſo wird es ihm auch in der Ausführung ſelbſt gelingen, den Uebergängen von einem Punkte zum andern die Form einer ungezwungenen und natürlichen Entwickelung des einen aus dem andern zu geben. Nur allzu oft bemerkt man bei angehenden Predigern, denen es entweder an Uebung und Gewandheit in der Entwickelung der Gedanken ſelbſt, oder an Mannichfaltigkeit im Ausdruck fehlt, wie wenig die Uebergänge gelingen, wie ſie ſich bald an gewiſſe ſteife, und immer wiederkehrende Formeln der Ankündigung, daſs hier ein neuer Punkt, eine neue Abtheilung folge, gewöhnen, bald, um dieſes Einförmige zu meiden, auf geſuchte und gekünſtelte Wendungen fallen. Durch das erſte verliert der Vortrag immer etwas von der ungezwungenen und freieren Form der Rede, und erinnert zu ſehr an den Ton einer bloſs belehrenden Abhandlung; das zweite hindert die lichtvolle Entwickelung der Gedanken; in beiden Fällen entſteht ein Aufenthalt der Handlung. Sehr richtig bemerkte darüber ein franzöſiſcher homiletiſcher Schriftſteller (der Prediger Reybaz zu Genf, in einem Sendſchreiben über die Kunſt zu predigen, deutſch überſetzt vom Condiakonus Adam zu Ulm, in D. Tzſchirner's Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers 1. B. 2. St. Leipzig, 1811. S. 180.) „Die Uebergänge zieht man am häufigſten aus Mittel„begriffen, welche das Geſagte mit dem, was man nun „ſagen will, verbinden. Wenn dieſe Begriffe natürlich, „wenn ſie glücklich ausgedrückt ſind, ſo bilden ſie Ueber„gänge, welche von guter Art ſind.“ — „Die letzten „Ideen des Punktes, welcher ſchlieſst, mit den erſten „Ideen des Anfangspunktes ſo zu verknüpfen, daſs irgend ein Zeichen, ein Bindewort, eine Ausrufung hin„reicht, um das Band abzugeben, das iſt die einfachſte „und natürlichſte Art des Ueberganges. Wenn ſich „dieſe Uebergänge Ihrem Geiſte nicht ſelbſt leicht dar-

„bieten, suchen Sie keinen, und gehen Sie ohne Vermit-
„telung von einem Artikel zu dem andern. Dieser
„abgebrochene Uebergang wird weit weniger mißfallen,
„als jene gezwungenen Uebergänge, wo man nur das
„ohnmächtige Bestreben sieht, Theile an einander zu
„heften, deren Verschiedenheit durch die Mühe, welche
„ihre Vereinigung kostet, nur um so merklicher ist.“
Vergl. auch die Bruchstücke aus Maury's Versuch über die Kanzelberedsamkeit, aus dem Französischen von D. Goldhorn übersetzt, in Tzschirner's Memorabilien 3. B. 2. St. 1813. S. 76 fg., wo insbesondere Massillon als Muster eines fließenden Ueberganges von einem Punkte der Rede zum andern gerühmt wird. Es sey genug, diesen Gegenstand an einem Beispiel aus Reinhard's Predigten zu erläutern, aus den Pred. 1795 gehalten, Sulzbach, 1797. 8. 86 ff. der Verf. sprach an einem Bußtage über das Thema: wozu uns heute ein Blick auf die Würde der Gemeinde bewegen soll, die Christus auf Erden sammeln wollte. Der erste Theil stellt diese Würde dar, der zweite zeigt, wozu uns dieser Blick an einem Tage, wie der heutige ist, bewegen soll. Den ersten Haupttheil schließt S. 85 fg. folgender Uebergang zum zweiten: „Ach, es ist schwer,
„meine Brüder, es ist schwer sich loszureißen von einem
„Anblick, der so herzerhebend ist, von einem Gegen-
„stande, den nur der Sohn Gottes wirklich machen, den
„nur seine Schöpferkraft hervorbringen konnte. Aber
„wir müssen zu uns selbst zurückkehren, wir müssen uns
„vergleichen mit dem Bilde, das unserem Geiste nun
„vorschwebt, und prüfen, ob wir ihm ähnlich sind;
„dieß fordert die Feierlichkeit, die uns hier versammelt
„hat. Laßt uns also noch untersuchen, wozu der Blick
„auf die Würde der Gemeinde, die Christus auf Erden
„sammeln wollte, und wirklich sammelt, an einem Ta-
„ge, wie der heutige ist, uns bewegen soll? O, es
„müßte mir sehr wenig gelungen seyn, diese Würde
„darzustellen, wenn die ehrfurchtsvolle Dank-

„barkeit gegen Jesum nicht das erste Gefühl wäre,
„das beim Anschauen derselben sich in uns entwickelte.“
Die Ausführung dieses *subpars* endet mit einer betenden,
jenen innigen Dank aussprechenden Anrede an Jesum,
den Herrn und Retter seiner Gemeinde, und an die
letzten Worte derselben: „und auch wir, auch wir sind
„unter diesen Geretteten, sind Mitglieder der Gemeinde,
„welche du liebst“ knüpft sich natürlich und leicht der
Uebergang zum zweiten *subpars* S. 87.: „Doch meine
„Brüder, können, dürfen wir dies sagen? sind wir be-
„rechtigt, uns für Mitglieder der Gemeinde zu halten,
„deren Würde vorhin beschrieben worden ist? O,
„stilles Nachdenken über unsere Verfassung
„ist unstreitig das zweite, wozu uns der Blick, den
„wir auf diese Würde geworfen haben, an dem heuti-
„gen Tage verbindet.“ Dieses prüfende Nachdenken
wird durch mehrere Fragen, die sich der Christ an dem
heutigen Tage vorlegen solle, durchgeführt, bis zu
der Stelle S. 88. 89.: „Welche Fragen, meine Brüder,
„welche Aufgaben für unser Nachdenken! Lasset uns
„nicht glauben, dass wir den Absichten des heutigen
„Tages Genüge geleistet haben, wenn wir diese Ueber-
„legungen nicht mit dem grösten Ernste anstellen;
„wenn wir nicht genau zu bestimmen suchen, ob unsere
„Verfassung die Beschaffenheit, die Gestalt, die Würde
„der ächten Gemeinde Christi an sich hat.“ Und wie
genau schliesst sich nun wieder daran S. 89. der folgende
dritte Punkt: „Doch, warum sollte ich nicht freimü-
„thig reden; je unparteiischer unser Nachdenken über
„diese Sache seyn wird, desto mehr muss ein Blick auf
„die Würde der Gemeinde Christi uns heute mit tie-
„fer Beschämung erfüllen.“ Der Beweis dieses
Satzes endigt in dem Resultat S. 90.: „Jeder frage sich
„heute vor Gott, ob er sich unter die Mitglieder der
„ächten, ehrwürdigen Gemeinde Jesu mit Grund der
„Wahrheit zählen kann; ach, wenn er auch noch so
„viel Gutes bei sich wahrnimmt, Empfindungen einer

„bedauernden Wehmuth, einer tiefen Beschämung wer„den bei dieser Untersuchung noch immer in ihm erwa„chen.“ Und durch diesen letzten Gedanken war wieder der Weg zum folgenden Punkt gebahnt S. 90.: „Aber vergeblich würden diese Rührungen seyn, wenn „der Blick, welchen wir heute auf die Gemeinde Christi „geworfen haben, uns nicht zu dem festen Ent„schlusse beseelte, derselben immer eifriger „nachzustreben.“ Wie uns die Gröfse jener Würde, die Betrachtung der Anstalten, welche Gott getroffen hat, uns die Erreichung derselben möglich zu machen, und die grofsmüthige Liebe Jesu, dazu verpflichte und ermuntere, wird von dem Verf. kurz und kräftig nachgewiesen. Und der Schlufsperiode dieses Abschnittes: „Ist noch menschliche Empfindung, ist noch einiges Ge„fühl der Erkenntlichkeit in uns; so müssen wir an „einem Tage, wie der heutige ist, so müssen wir jetzt, „da sein ganzes Volk auf Erden das Andenken seines To„des erneuert, einander zurufen: lasset uns ihn lieben, „denn er hat uns zuerst geliebt; so müssen wir den festen „Entschlufs fassen, der Würde, die seine Gemeinde ha„ben soll, immer eifriger nachzustreben“ leitet den letzten *subpars* ein (S. 91 fg.): „Doch eben darum, weil diese „Würde so grofs ist, wollen wir uns endlich einander „das Wort geben, das Evangelium Jesu, das zu „derselben führt, mit standhaftem Muthe „zu bekennen und festzuhalten.“

Vierten Kapitels Abtheilung V.

Besondere Bemerkungen über die Anordnung in andern geistlichen Amtsreden (ausser den eigentlichen Kanzelvorträgen) und in Homilieen.

Die Theorie der Dispositon hat in den bisherigen Abschnitten immer hauptsächlich und zunächst diejenigen

Vorträge, die man ganz eigentlich Predigten oder Kanzelvorträge nennt, in das Auge gefaſst, und unter dieſen wieder eine beſondere Rückſicht auf ſolche Predigten genommen, die von den eigentlichen Homilieen unterſchieden werden (wiewohl auch die Eigenthümlichkeit der Letzteren ſchon bisher an einigen Stellen, wie in der Abhandlung vom Eingange, um des Zuſammenhanges willen, zur Sprache kommen muſste). Und dieſs wird wohl auch darin ſeine Rechtfertigung finden, daſs die Dispoſition, in ſo fern ſie in den gewöhnlichen Predigten, nach ihrer gegenwärtig üblichen Form, ſichtbarer hervortreten ſoll, und hier beſonders von der eigenen freien Wahl des geiſtlichen Redners abhängig iſt, allerdings einer umſtändlicheren, das Geſchäft erleichternden, und vor Miſsgriffen warnenden Anleitung bedurfte. Wenn aber Einheit und Ordnung überhaupt zum Weſen eines jeden Produktes der wahren und ächten Beredſamkeit gehört; ſo kann und darf auch keine Gattung, keine Art von Vorträgen, die in das groſse Gebiet der geiſtlichen Beredſamkeit gehört, dieſer allgemeinen Eigenſchaft ermangeln; und es kann demnach nur von dem Unterſchiede zwiſchen einer ſtrengeren, und vollſtändig durchgeführten, und zwiſchen einer freieren, und weniger ſichtbar hervortretenden logiſchen Form die Rede ſeyn. Die letztere charakteriſirt alle diejenigen Reden, welche, auſser den eigentlichen Kanzelvorträgen, in den Bezirk des geiſtlichen Amtes gehören, alſo theils die kürzeren Vorträge, welche in Betſtunden gehalten werden, theils die mannichfaltigen Arten der ſogenannten Caſualreden (wie Taufreden, Traureden, Beichtreden u. ſ. w.) *).

*) Wie ſich Caſualreden von Predigten, ſelbſt von Caſualpredigten unterſcheiden, iſt im Allgemeinen ſchon in der philoſophiſchen und religiöſen Begründung der Rhetorik und Homiletik S. 357 ff. nachgewieſen, und über die verſchiedenen Gegenſtände und Zwecke kaſueller Vorträge in der

Ein bestimmter Hauptgedanke erscheint auch hier als Mittelpunkt des Ganzen — ohne jedoch, wie in einer Predigt, nach allen Seiten hin durchgeführt zu werden; der Vortrag begnügt sich hier, diejenigen auf den vorherrschenden Gedanken und das vorherrschende Gefühl des Redners sich beziehenden Wahrheiten und Sätze auszusprechen, die man gerade jetzt, gemäss der Kürze der Zeit, die einem solchen Vortrage vergönnt ist, gemäss dem mehr bestimmten, und kleineren Kreise der Zuhörer, die sich hier um den Geistlichen versammeln, gemäss dem Orte, der speciellen Thatsache, welche bei diesem und jenem kasuellen Vortrage zunächst in Betrachtung kommt, den Umständen der Zeit und der Personen, für die wichtigsten, fruchtbarsten, eindringendsten hält. Der Redner fasst mehr die unmittelbare praktische Anwendung einer Wahrheit, als die theoretische Ausführung in das Auge. Daher ist es nicht unpassend, wenn Schmid in s. Anleitung zum populären Kanzelvortrage 1. Th. S. 247 ff. diese Arten der Vorträge unter dem gemeinschaftlichen Namen der kleineren paränetischen Reden zusammenfasst. Vergl. auch Niemeyer Homiletik, Pastoralanweisung und Liturgik, Halle, 1790. S. 171 fg. *). Eine zweckmässig gewählte Bibelstelle kann auch hier zum Leitfaden dienen, und gewissermaafsen in die Stelle eintreten, welche der Text in der eigentlichen Predigt behauptet; doch möchte ich dieſs nicht als absolut bindende Norm für diese Vorträge betrachten, wenn nur biblischer Geist und biblische Sprache im Ganzen herrscht. Mit einem

---

Theorie der redneriſchen Erfindung S. 186 ff. ausführlicher gesprochen worden.

*) Herr G. C. R. Danz, in s. sehr schätzbaren Lehrbuch: die Wissenschaften des geistlichen Berufs im Grundriſs, Jena, 1824. S. 93. charakterisirt sie hauptsächlich dadurch, daſs sich in ihnen die Religiosität mehr von Seiten des Gefühls, als des Verstandes ausspricht. Dieſs tritt hauptsächlich in den sogenannten Casualreden hervor.

kurzen Gebete, oder mit einem anſprechenden bibliſchen Segenswunſche den Vortrag zu eröffnen, iſt auch hier der gegenwärtigen Stimmung des Redners, und dem Gemüthszuſtande, den er bei den Zuhörern erwarten und vorausſetzen darf, oft am natürlichſten. Je ſpecieller die Umſtände ſind, die eine Kaſualrede veranlaſſen (wie dieſs z. B. immer bei Traureden, Taufreden, Eidesvermahnungen, Reden am Grabe der Fall iſt), deſto gegründeter iſt auch die Erwartung, daſs der Hauptgedanke, um welchen ſich die Betrachtungen und Gefühle des Redners bewegen, oder wenigſtens irgend ein ſehr verwandter und damit zuſammenhängender Gedanke den Zuhörern, die wirklich inneren Antheil an der Sache nehmen, ſchon durch jene vorausgehenden Umſtände und Ereigniſſe ſelbſt ſehr nahe gelegt worden ſey; deſto leichter kann der Vortrag, ohne weitere Einleitung, ſogleich mit jenem Hauptgedanken hervortreten. Hält es der Prediger für rathſam (beſonders in allgemeinen Beichtreden, oder in öffentlichen Betſtunden) ſeinen Hauptgedanken an irgend etwas anzuknüpfen, damit es der Aufmerkſamkeit der Zuhörer erleichtert werde, ſich durch einige vorbereitende Augenblicke noch ſpecieller für den Gegenſtand zu ſammeln, den der Redner gerade jetzt in das Auge faſſen will; ſo wird ſich doch dieſe Einleitung immer durch die möglichſte Kürze charakteriſiren, und keinen beſondern Abſchnitt, wie das *exordium* in einer Predigt ausmachen. Und eben ſo wenig tritt in ſolchen Vorträgen eine eigentliche förmliche Propoſition, Ankündigung eines Thema mit ſeinen Theilen hervor; eine leichte und natürliche Ordnung, wie ſie der dem Redner vorſchwebende und in beſonderer Beziehung auf die ſpeciellen Umſtände und Verhältniſſe, unter denen die Rede gehalten wird, aufgefaſste Hauptgedanke, oder das im Redner vorherrſchende Gefühl darbietet, knüpft einen Satz und Abſchnitt an den andern, ohne die Meditation von einem ſtreng logiſch entworfenen und durchzuführenden Schema ab-

hängig zu machen. Anschaulich erläuternde Beispiele dieser freieren Ordnung enthalten die zahlreichen gedruckten Sammlungen kasueller Vorträge.

Etwas sehr Aehnliches, in Hinsicht dieser freieren Verknüpfung und Anordnung der Gedanken, bemerkt man sehr häufig auch in denjenigen geistlichen Reden der alten Kirchenväter, die keine eigentlichen Homilieen und nicht einmal über einen bestimmten Text gehalten sind. Zur Erläuterung möge hier der gedrängte Auszug einer Rede des berühmten griechischen Kanzelredner des vierten Jahrhunderts, Basilius Magnus folgen, *περὶ ἐλεημοσύνης* (s. *ἐκ τῶν τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ἡμῶν Βασιλείου ἀρχιεπισκόπου Καισαρείας τῆς Καππαδοκίας ἤθικοι λόγοι κδ. διὰ Συμεὼν τοῦ μαγίστρου καὶ λογοθέτου, ex bibliotheca regia, Parisiis*, 1556. 8. *p.* 59 *seqq.*): „Für die wahre Würde und „Ehre des Menschen ist es weit wichtiger, ein Vater »(Wohlthäter) vieler genannt zu werden, als unermeßliche Reichthümer zu besitzen. Denn jener Ruhm begleitet uns zum Thron des richtenden Gottes, unsere »Schätze lassen wir hier zurück. Wir bedenken uns im »gewöhnlichen Leben (im Handel und Wandel) nicht, »etwas, das wir besitzen, hinzugeben für etwas anderes, »dessen wir bedürfen, weil das letztere größeren Werth »für uns hat — und wir wollten irdische Güter ungern »dahingeben, um das ewige selige Leben zu gewinnen? »— Ist uns doch überdieß der Reichthum kein unentbehrliches Gut, wenn wir Genügsamkeit lernen! — Durch »jenes wohlthätige Hingeben verwandeln wir unsere irdischen Schätze in ein wahres uns bleibendes Gut; »durch geiziges Sammeln gehen sie uns verloren. »(Benutzung der biblischen Stelle: verkaufe, was du »hast, und gieb es den Armen). Nur derjenige, der »seine irdischen Schätze recht und gottgefällig gebraucht, »ist wahrhaft liebenswürdig und achtungswerth. — Die »immer zunehmende Unordnung und Verwirrung in »den menschlichen Angelegenheiten hat darin haupt-

„sächlich ihren Grund, dafs diejenigen, die im Ueber-
„flufs leben, ob sie gleich die Wohlthätigkeit rühmen,
„und selbst unzähliges Gute von Gott und Menschen em-
„pfangen, doch hartherzig gegen andere sind. — Auch
„du, der du nicht zu den Wohlhabenden gehörst, beden-
„ke, dafs es noch weit Bedürftigere gebe, denen du hel-
„fen kannst und sollst, vertrauend dem Allmächtigen,
„der auch dich in der Noth nicht verlassen, und dir
„einst reichlich vergelten wird. — Sage nicht: ich liebe
„meinen Nächsten, wie mich selbst, so lange noch dein
„irdischer Wohlstand dafür zeugt, wie wenig du dich
„bisher entschliefsen konntest, bedürftigen Mitbrüdern
„mit eigener Aufopferung zu helfen. Solltest du nicht,
„statt unwillig und verdrossen zu seyn bei jeder Auf-
„forderung zum Geben, dem Höchsten freudig danken,
„dafs du von andern um Gaben angesprochen wirst,
„statt andere ansprechen zu müssen? — Wer den
„Nackenden nicht kleidet, ob er es wohl thun könnte,
„gleicht er nicht dem, der andern ihre Kleidung raubt?
„Was jedem von uns noch ausser seinem nothwendi-
„gen Bedarf gegeben ist, gehört nicht ihm, sondern
„dem, der es bedarf. Von den Thränen und Seuf-
„zern der Armen, deren Bedrängnissen er nicht zu
„Hülfe kommt, sammelt der Geizige seine Schätze —
„wie schwer wird seine Verantwortung am Weltge-
„richte seyn! Gott verlangt von dem Menschen beides,
„Barmherzigkeit und Gerechtigkeit in der innigsten
„Verbindung, damit nicht Barmherzigkeit ohne Ge-
„rechtigkeit zur Schlaffheit, und Gerechtigkeit ohne
„Barmherzigkeit nicht liebloſe Härte werde. Hast du
„auch alle andere Gebote gehalten — das wichtigste
„mangelt dir doch, um in das Gottesreich einzugehen,
„wenn dir Barmherzigkeit mangelt. Und, du wolltest
„dem erhabenen Seelenarzt nicht folgen, der dir das
„Mangelnde noch geben will? du wolltest nicht ernst-
„lich auf dein wahres ewiges Heil bedacht seyn?
„— Betrachte die Ameise, wie sie zur rechten Zeit,

»vorsichtig und emsig, für den Winter sammelt. — »Die vernunftlose Erde trägt Früchte, nur für an»dere Geschöpfe — du wolltest nicht durch Wohl»thun Früchte, ewige Früchte sammeln für dich »selbst? — Beschränke dein Wohlthun nicht auf »Freunde und Verwandte; betrachte jeden Bedürfti»gen als deinen Bruder, der mit dir gleicher Natur »ist, und mit dir einen Gott und Vater hat. — Wenn »wir so manchen um und neben uns erblicken, der »zwar durch Gottes Hülfe grosen Drangsalen entgan»gen ist, aber, mit Mühe und Noth, nichts weiter ret»tete, als sein Leben; so werden wir mächtig aufge»fordert, den verunglückten Brüdern mit unserem ei»genen Vermögen beizustehen, und die Macht der »feindseligen Menschen, die ihnen Verderben drohten, »durch unsere Wohlthätigkeit zu dämpfen. — Die »Liebe beseele uns zum bereitwilligen und freundlichen »Geben, jedoch, der eben so klaren Vorschrift der Bi»bel gemäss, mit weiser Rückficht auf das wahre »Bedürfniss, dass wir nicht unsere Wohlthaten an die»jenigen verschwenden, die das Empfangene zum Müssig»gehen und ausschweifenden Leben missbrauchen. — »Beachtet ihr begüterten, zur Habsucht geneigten Men»schen, was der Herr geboten hat, auch solchen zu lei»hen, von denen ihr keine Wiedererstattung hoffen »könnt. Was ihr dem Armen ohne Hoffnung des Wie»derempfangens borgt, ist zwar in dieser Beziehung ein »Geschenk, und doch bleibt es immer auch Darlehn, »in so fern euch der Herr einst reichlich dafür belohnen »wird, denn dies ist Gott gefällig. Glaubt aber nicht »ein wahrhaft gutes dem Höchsten gefälliges Werk zu »thun, wenn ihr Allmosen von demjenigen spendet, was »ihr euch vorher durch Ungerechtigkeiten und schänd»lichen Wucher erworben habt. Gott hat ein eben so »ernstes und gerechtes Missfallen an demjenigen, der »aus unrechtmässig erworbenem Gute andern mittheilt, »als an dem, der vom gerecht erworbenen keine Wohl-

»thaten erzeigt. (Anwendung mehrerer bibliſcher Stellen »und insbeſondere der evangeliſchen Erzählung von dem »Zöllner Zachäus.) — Laſst uns doch alſo vor keinem »Hülfloſen ohne Theilnahme vorübergehen, damit wir »nicht jenſeits mit jenem Reichen, der den armen La»zarus in ſeinem Elend ſchmachten liefs, ſein trauriges »Schickſal theilen, ja damit nicht unſer Loos noch här»ter und trauriger werde, als das ſeinige. Denn, wir zei»gen uns fürwahr noch härter als jener Reiche, wenn wir »niedrige Schmeichler mit reichen Gaben und Geſchenken »ausſtatten, während wir uns von dem wahrhaft Be»dürftigen mit Verdrufs und Unwillen hinwegwenden, »und unſere Liebloſigkeit mit jedem nichtigen Vorwand »zu beſchönigen wiſſen. Laſst uns reichlich Barmherzig»keit thun, auf daſs wir jenſeits der ewigen Güter theil»haftig werden.« Man bemerkt leicht in dieſem ganzen Vortrage, der ſich eben ſo ſehr, wie alle Reden des Baſilius, durch eine ſehr anſprechende Anſchaulichkeit, als durch gedankenreiche Gegenſätze charakteriſirt (die freilich in dem bloſsen Auszuge nicht ſo, wie in einer vollſtändigen Ueberſetzung wieder gegeben werden konnten), daſs ſich die Rede, ohne von einer genauen Dispoſition der Theile und Untertheile abzuhängen, dennoch um einen beſtimmten Mittelpunkt bewegt. Der Redner will zu einer chriſtlichen Wohlthätigkeit, die ohne Anſehen der Perſon, ohne Eigennutz, bereitwillig und freundlich, ſelbſt mit Aufopferungen, aber mit Weisheit geübt werde, hauptſächlich durch den Gedanken ermuntern: ſie wird einſt reichlich von Gott vergolten, ſie führt zum ewigen Leben. Dieſer Gedanke, der die Rede eröffnet und beſchliefst, tritt auch immer in einzelnen Abſchnitten mit beſonderer Klarheit hervor, ſo daſs der Redner von andern Betrachtungen und Sätzen, die ſich auf andere Beweggründe zur Wohlthätigkeit (z. B. das allgemeine menſchliche Gefühl der theilnehmenden Liebe), oder auf die rechte Art ihrer Uebung, oder auf das entgegengeſetzte Laſter des Geizes und der

Hartherzigkeit beziehen, doch immer wieder auf jenen zurückkommt. Viele andere Beispiele solcher geistlichen Reden, denen keine genaue und durchgeführte logische Disposition zum Grunde liegt, enthalten, ausser den Werken des Basilius, unter andern auch Macarius Vorträge, s. *S. Patris Macarii Eremitae Aegyptii homiliae spirituales quinquaginta editae a M. Zacharia Palthenio, Francofurti*, 1594. 8. Es ist gewiss nicht zu läugnen, dass jene Männer, auch bei dieser, von der gewöhnlichen Form unserer jetzigen Predigten sehr abweichenden Methode den Zweck der christlichen Erbauung erreichen konnten, und unzählige Gemüther wirklich erbauet haben. Aber die ganze geistige Richtung und Bildung der gegenwärtigen Zeit erwartet und verlangt von den eigentlichen Kanzelvorträgen in der Regel nicht nur das Anknüpfen eines bestimmten Hauptgedankens an einen bestimmten biblischen Text, sondern auch überhaupt eine strengere Anordnung des Ganzen *).

Die meisten Vorträge der alten geistlichen Redner legten auch biblische Texte zum Grunde, und waren gröstentheils Homilieen. Ich nehme hier den Ausdruck: Homilie, nicht in dem Sinne, den ihm Velthusen (s. die homiletischen, katechetischen, liturgischen Abhandlungen aus dem Hallischen Journal für Prediger, 1. B. 2. Abtheilung, Halle, 1790. S. 137 ff.) und manche andere geben, dass überhaupt Vorträge in freierer Form darunter verstanden werden, wo man mehr im vertraulichen, als im lehrenden Tone zu einer

*) Dass die Reden Jesu und der Apostel selbst, ohne irgend eine strenge Disposition, diese freieren Ergiessungen eines hellen, klaren, aber innig begeisterten Gemüths, den tiefsten Eindruck machten; ist Thatsache der Geschichte. Man bedenke aber auch, dass damals, in der Zeit der ersten Begründung des Christenthums, ein neues höheres geistiges Leben vor allen Dingen erst angeregt werden sollte. In den Briefen der Apostel bemerken wir doch häufig schon mehr Systematisches, als in den Reden, welche die Apostelgeschichte enthält.

Gemeinde ſpricht, und in freieren Ergieſsungen des Herzens nur dasjenige mittheilt, was gerade jetzt für die Zuhörer am wichtigſten und intereſſanteſten ſeyn dürfte, oder was der gegenwärtigen Stimmung des Redners ſelbſt am meiſten entſpricht (wodurch namentlich die oben bemerkten Kaſualreden charakteriſirt werden). Sondern ich denke dabei, nach der jetzt gewöhnlichen Bedeutung, an ſolche Kanzelvorträge, bei denen die Meditation hauptſächlich durch den ganzen Inhalt eines bibliſchen Textes geleitet wurde, die ſich alſo beſonders damit beſchäftigen, einen bibliſchen Ausdruck oder Abſchnitt zu erklären und anwendbar zu machen. Die Werke eines Origenes, Ephraëm Syrus, Chryſoſtomus, Aſterius und anderer enthalten eine reiche Fülle ſolcher Vorträge, deren fortwährendes Studium, in mehr als einer Beziehung, auch unſern Kanzelrednern dringend zu empfehlen iſt. Den allgemeinen Zweck einer praktiſchen und fruchtbaren Anwendung des Textes haben ſie mit unſern Homilieen gemein. Doch bemerkt man in den Homilieen der Kirchenväter weit weniger Abhängigkeit von einer genauen Dispoſition der an den Text geknüpften Gedanken und Betrachtungen, weniger Zuſammenfaſſen des Mannichfaltigen unter eine gewiſſe Einheit, als man gewöhnlich von unſern Homilieen verlangt *). Selbſt Chryſoſtomus, der bisweilen in mehreren zuſammenhängenden Vorträgen einen Hauptgegenſtand, nach Anleitung eines bibliſchen Abſchnittes, ziemlich vollſtändig, mit ſeiner ergreifenden Beredſamkeit durchführt, liebte doch dabei manche Digreſſionen. S. Cramer's Abhandlung von der Ordnung in den Predigten des Chryſoſtomus in ſeiner Ueberſetzung: Chryſoſtomus Predigten und kleine Schriften, überſetzt

*) S. die Abhandlung von G. Schmidt: Begriff, Forderung und Apologie der Homilie, in dem Halliſchen Journal für Prediger, herausgeg. von Bretſchneider, Neander und Vater, 46 B. 3 St. (Mai und Junius, 1825.)

mit Abhandlungen und Anmerkungen von Cramer, 6. B. Leipzig, 1750. S. 6 ff. und: Rosenmüller Beitrag zur Homiletik, Leipzig, 1814. S. 119 ff. wo die Methode seiner Anordnung durch Zergliederung mehrerer Predigten anschaulich nachgewiesen wird. Daher haben sich auch in den neueren Zeiten manche Stimmen dafür erklärt *), jene Unabhängigkeit von einer genauen Disposition, und von einem bestimmten den Vortrag leitenden Hauptgedanken, die, nach dem Vorgange der Kirchenväter, auch die ehrwürdigen Reformatoren Luther und Zwingli festhielten, in Homilieen entweder zur herrschenden Methode zu wählen, oder doch wenigstens häufig anzuwenden.

Doch — dieß führt uns eben zu einer genaueren Erwägung, wie sich überhaupt die Anordnung in Homilieen von jener, in den bisherigen Abschnitten hauptsächlich betrachteten Disposition der sogenannten synthetischen Kanzelvorträge unterscheide. Das nun Folgende möge zugleich als ein ergänzender und manches verbessernder, hauptsächlich durch Grotefend Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit S. 99 ff. und durch eine Recension dieser Schrift in der Leipziger Literaturzeitung N. 317. von 1824 veranlaßter Nachtrag zu demjenigen betrachtet werden, was ich in meiner Theorie der rednerischen Erfindung S. 124 ff. über synthetische Predigten, analytisch-synthetische Vorträge, und ganz eigentliche freie Homilieen gesagt habe. Ich unterscheide jetzt eine doppelte Gattung von Kanzelvorträgen, 1) Predigten der freien, 2) der durch den Text gebundenen Meditation. Bei der ersten erscheint die Meditation des geistlichen Redners, in Hinsicht der Materialien der Ausführung, weit weniger von dem Texte abhängig, als von der Natur und Beschaffenheit des an

*) S. die vorhin angeführte Abhandlung von G. Schmidt im Hallischen Predigerjournal.

den Text geknüpften Hauptgedankens, und von dem selbstgewählten Standpunkte des Predigers. Der aus dem biblischen Texte, mittelbar oder unmittelbar *), abgeleitete Gegenstand wird in seinen Erläuterungen, Beweisen und Anwendungen so durchgeführt, wie es der Natur der Sache, und dem Gesichtspunkte, aus welchem ihn der Prediger gerade jetzt betrachten will, am angemessensten erscheint; was in dem vorliegenden Texte nicht gerade in den gewählten Gang der Gedanken eingreift, wird in diesem Vortrage nicht benutzt; man bindet sich hier nicht an das Princip, dass die einzelnen, das Thema erläuternden, beweisenden, anwendenden Hauptgedanken unmittelbar aus demselben Texte genommen werden müssten, wenn sie nur überhaupt dem Geiste und den Aussprüchen der Bibel angemessen sind. Solche Predigten der freien Meditation können sich einer doppelten Methode bedienen. Man kann a) von dem Allgemeinen und Ganzen auf das Besondere kommen, indem man einen bestimmten Hauptsatz voranstellt, der nun in der Ausführung Erläuterungen, Erörterungen, Beweise, Anwendungen fordert. Vorträge dieser Art nennt man gewöhnlich die streng-synthetischen. Ich glaube jedoch, in philosophischen und theologischen Schriften, häufig bemerkt zu haben, dass sich der Sprachgebrauch in Ansehung dieses Ausdruckes: synthetisch, nicht völlig gleich bleibt, und es entsteht daraus leicht etwas Schwankendes, wenn diese Gattung von Predigten, als etwas Eigenthümliches, gerade durch jenes Prädikat hervorgehoben werden soll. Denn man könnte wohl auch die entgegengesetzte Methode, die vom Einzelnen zum Ganzen fortgeht, in so fern synthetisch nennen, in wie fern hier allerdings ein Zusammensetzen des Einzelnen zum Ganzen (ein Verknüpfen, Synthesis) geschieht. Darum möchte ich die Methode, von wel-

*) S. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 147.

cher hier die Rede ist, lieber, mit mehreren Homileten, als die progressive bezeichnen, ein Fortschreiten von dem Ganzen zu dem Besondern, welches in ihm liegt, oder wodurch es begründet wird, und zu dem, was daraus folgt *). Man kann b) von dem Besondern zu dem Allgemeinen und Höheren gehen, indem man einen weniger bestimmten und begrenzten Hauptsatz aufstellt, und mit einzelnen Urtheilen anfängt, an welche dann andere logisch geknüpft werden, bis man zuletzt auf diejenige Wahrheit kommt, deren Erläuterung, Begründung, Empfehlung der Hauptzweck der Rede war. Man pflegt diese Predigten analytische zu nennen. Aber auch mit diesem Ausdrucke bleibt sich der Sprachgebrauch nicht völlig gleich, und man könnte auch die andere Art analytisch nennen, in so fern man, wo die Betrachtung vom Ganzen auf das Einzelne kommt, jenes Ganze in seine Theile auflöst. Deutlicher und bestimmter dürfte wohl diese Methode als die regressive bezeichnet werden **). Der zuerst genannten Art, der progressiven Methode, gehört z. B. folgender Entwurf an (s. meine neue Sammlung geistlicher Reden und Homilieen, Jena, 1822. N. I.). Thema: die wichtige Wahrheit, dass wir nichts Gutes ohne Gott vermögen, (über die Epistel am 12. Sonntage nach Trinitatis, 2 Corinthier, 5, 4—11.) Die Proposition ist unmittelbar aus V. 5. des Textes genommen; was dieser reich-

*) Der Ausdruck ist aus der philosophischen Terminologie genommen, welche die innere Handlung, wo das Gemüth in einer Reihe von der Vorstellung der Bedingung zu der Vorstellung des Folgenden dadurch Bedingten fortgeht, einen Progressus nennt.

**) Regressus nennt die philosophische Terminologie die Thätigkeit des Gemüths, welche darin besteht, dass man in einer Reihe von der Vorstellung des Bedingten zu der Vorstellung der Bedingung desselben gleichsam rückwärts schreitet.

haltige epiſtoliſche Abſchnitt noch auſſerdem enthält, konnte in dieſer Predigt nicht beſonders berückſichtigt werden, ausgenommen die Worte V. 6.: der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig, die im zweiten Theile benutzt wurden, wo ſie gerade in den Ideengang paſsten. Von dem Ganzen des genau begrenzten voranſtehenden Hauptſatzes kam ich auf das Beſondere, indem ich dieſen Satz im erſten Haupttheile erklärte und bewies: nicht ohne Gott vermögen wir Gutes zu erkennen, Gutes zu wollen, Gutes zu vollbringen, und im zweiten Theil die Wichtigkeit des Satzes (was daraus folge) an einer doppelten Anwendung zeigte: jene Wahrheit ermuntert uns a) unſeren ſittlichen Werth und Zuſtand mit Unparteilichkeit und chriſtlicher Demuth zu würdigen, b) den wahren und lebendigen Glauben an Gott in unſerem Innern treu zu bewahren. Zur Erläuterung deſſen, was über die entgegengeſetzte regreſſive Methode bemerkt worden iſt, möge folgendes Beiſpiel aus Reinhard Pred. dienen (im Jahre 1804 gehalten, wohlfeile Ausgabe, 1. B. Nürnberg und Sulzbach, 1805. N. I.): Betrachtungen über unſern Weg durch das Leben auf Erden, über Evang. Lucä 2, 22—32. die einzelnen Punkte: 1) er fängt ſich dunkel an, unſer Weg durch das Leben auf Erden, und bleibt es bis an das Ende; 2) wir gehen den Weg durch das irdiſche Leben unter Gottes Aufſicht und Leitung; 3) es iſt Gott, der uns alle Schwürigkeiten deſſelben überwinden hilft; 4) er erleichtert uns nämlich die Schwürigkeiten und Uebel unſerer irdiſchen Laufbahn durch den Beiſtand liebender Gefährten; 5) dieſs wird um ſo mehr geſchehen, wenn wir unſere Laufbahn auf Erden im Glauben an Chriſtum und mit ſteter Hinſicht auf ihn vollenden; 6) dann wird uns der Weg durch das irdiſche Leben ein Weg zum Himmel ſeyn. Wer bemerkt nicht bei der Zergliederung dieſer trefflichen Predigt (einer freien Ergieſsung des Herzens, an einem Tage geſprochen, da der Verewigte, nach einer

langen und schweren Krankheit, zum erstenmal wieder vor seiner Gemeinde auftrat) den Unterschied zwischen der Anordnung einer solchen Predigt, und jener strengeren Disposition der progressiven Methode? Was die Logik und Homiletik mit Recht als allgemeine Norm ausgesprochen hat, dass überhaupt eine Einheit im Ganzen sey, dass man nicht irgend einen solchen Hauptpunkt, der blos den Worten nach von einem andern verschieden ist, als Hauptpunkt aufstelle, dass nichts übergangen werde, was zu dem Zweck des Vortrags wesentlich gehört, dass der Redner nichts Fremdartiges einmische — dies ist freilich auch auf solche Predigten vollkommen anwendbar. Aber die ganze logische Form ist weniger streng und bindend. Denn, da der voranstehende Hauptsatz selbst nicht so genau bestimmt und begrenzt erscheint, wie in Vorträgen der progressiven Methode, so wird auch hier nicht in demselben Sinn gefordert, dass der Hauptsatz durch die einzelnen Punkte vollkommen erschöpft werden müsse, oder, dass diese Hauptgedanken der einzelnen Abschnitte in jenem Satze, der sich hier als leitende Idee des Ganzen (als Thema) ankündigt, nothwendig mit gedacht und gesetzt seyn mussten. Der voranstehende Satz ist hier nicht völlig gleich dem Thema in einer Predigt der progressiven Art, sondern nur eine, den Zuhörer gleichsam orientirende Hinleitung auf den Hauptzweck des Vortrags; und es kommt nun darauf an, in wie weit und in welcher Beziehung der Prediger, seinem gegenwärtigen Endzwecke gemäss, jenen in der Proposition bezeichneten Gedanken ausführen wolle. Wenn Reinhard sein Thema ankündigte: Betrachtungen über unsern Weg durch das Leben auf Erden, so konnte er allerdings ausser den oben genannten, vom Redner durchgeführten Punkten, noch manche andere Betrachtungen anknüpfen, die sich über den Gang des menschlichen Lebens anstellen liessen. Aber er hatte sich schon durch die wenig begrenzende Stellung des

Satzes: Betrachtungen über den Weg durch das Leben auf Erden, die Freiheit vorbehalten, den Gegenstand nur aus dem hier gefafsten Gesichtspunkte, und in dieser bestimmten Beziehung auszuführen. Die religiöse Ansicht von dem Wege des Lebens auf Erden, besonders die in den beiden letzten Punkten hervortretende, war dem Verfasser hier die Hauptsache; die vorhergehenden Abschnitte, von denen keiner mit dem andern völlig identisch ist, ob sie gleich nicht so streng logisch auseinander gehalten werden, wie in einer Predigt nach der progressiven Methode (man vergleiche namentlich den 2. und 3. Punkt), leiten den Zuhörer immer bestimmter darauf hin, dafs der Weg durch das irdische Leben, nach göttlicher Bestimmung, ein Weg zum Himmel seyn solle *). Nach der progressiven Methode würde das Thema ohngefähr folgende Stellung und Anordnung erhalten: der Weg durch das irdische Leben im Lichte der Religion betrachtet. Er erscheint uns nämlich, im Lichte der Religion als ein Weg 1) der uns nach seinem Anfange und Ende von Gott bestimmt ist, 2) der mit allen seinen Abwechslungen (Freuden und Leiden) unter der steten, liebevollen und weisen Leitung und Fürsorge Gottes steht, 3) durch den uns Gott, wenn wir der Stimme der göttlichen Wahrheit folgen, zum wahren himmlischen Vaterlande leitet. Die Vorträge nach der progressiven Methode sind mit einem Worte Predigten in der streng systematischen Form; die Vorträge der andern Art machen sich davon weniger abhängig. Dafs solche Vorträge (der progressiven Methode) der Gemüthsstimmung des Predigers, den Umständen der Zeit und des Ortes, dem bestimmten Endzwecke, der gerade jetzt erreicht werden soll, nicht selten vorzüglich angemessen sind, läfst sich gewifs nicht bezwei-

*) Ein anderes sehr passendes Beispiel aus Ammon's neueren Kanzelvorträgen hat Grotefend in der öfters angeführten Schrift S. 99. zergliedert.

seln; und, je mehr überhaupt, nach allen Zeugnissen der Erfahrung, die Mannichfaltigkeit und Abwechslung mit den Formen dazu beiträgt, das wahre kirchliche Leben zu fördern, desto unbedenklicher ist auch die Anwendung dieser Methode zu empfehlen, zumal da sie oft am leichtesten ein steigendes, immer zunehmendes Interesse für die Sache bei dem Zuhörer bewirkt, der hier das Resultat, auf welches der Redner hinarbeitet, entweder gar nicht, oder doch weniger bestimmt voraussieht und erfährt, als bei der progressiven Form. Aber vorherrschend wird sie doch nicht leicht in den Vorträgen eines Predigers werden, der durch seine eigene wissenschaftliche Bildung an einen mehr systematischen, der geistigen Bildung und Richtung unseres Zeitalters vorzüglich entsprechenden Gang in der Entwickelung der Gedanken gewöhnt ist *).

Beide Arten haben also das mit einander gemein, dass die Art und Weise, wie, und die Ordnung, in welcher man den aus dem Text genommenen Hauptgedanken weiter ausführt, weit mehr von der Beschaffenheit des Gegenstandes, und von dem selbst gewählten Standpunkte des Predigers bestimmt und geleitet wird, als von dem Inhalte des biblischen Textes. In so fern nennen wir hier die Meditation eine freie. Sie sind hauptsächlich zur erschöpfenden Ausführung eines bestimmten Hauptgedankens (in so weit überhaupt Kanzelvorträge erschöpfen können und sollen) geeignet **). Es giebt aber auch Predigten der durch

*) Es liegt auch in der That sehr häufig in der Natur des gewählten Gegenstandes, dass sich die progressive Methode dem Prediger schon bei der Erfindung des Thema am natürlichsten darbeut. Und die Präcision der Anordnung, die Vereinfachung der Theile, welche die Uebersicht des Ganzen erleichtert, ist bei der regressiven Methode schwieriger als bei dieser.

**) Vergl. Fritsch über den Werth synthetischer Predigten, in der Monatsschrift für Predigerwissenschaften von

den Text gebundenen Meditation, oder Homilieen. Denn so muss der Begriff der Homilie gefasst werden, wenn man überhaupt etwas Eigenthümliches mit diesem Ausdrucke bezeichnen will. (S. meine Theorie der redneriſchen Erfindung S. 125. Note. und Bartels ſpecielle Homiletik für die hiſtoriſche und paraboliſche Homilie, Braunſchweig, 1824. S. 6 ff. Diese Abhängigkeit der Meditation von dem bibliſchen Texte, welche das Wesen der Homilie ausmacht, kann von doppelter Art ſeyn. Sie kann 1) darin beſtehen, dass man die einzelnen Materialien der Predigt wenigſtens gröſstentheils unmittelbar aus dem Texte nimmt, aber ſo ordnet, wie es der Natur des Thema, und dem Standpunkte, aus welchem es der Prediger eben betrachten will, am angemeſſenſten erſcheint; ohne ſich ſtreng an die im Texte vorliegende Ordnung der Sätze und Verſe zu halten. Man nennt ſie öfters analytiſch-ſynthetiſche Predigten. Da aber dieſe Kunſtausdrücke, wie ich oben bemerkte, nicht immer auf gleiche Art gebraucht werden, und eine gewiſſe Dunkelheit unvermeidlich entſteht, wenn eine Predigt in Anſehung ihrer Methode als analytiſch und ſynthetiſch zugleich bezeichnet wird; ſo nenne ich ſie jetzt lieber, zur Unterſcheidung von der andern Art, deren Charakter ſogleich näher beſtimmt werden ſoll, Homilieen in der ſtrengeren logiſchen Form (die etwas mehr Syſtematiſches haben, als andere Homilieen, es möge nun bei der Anordnung der einzelnen Punkte die progreſſive oder regreſſive Methode gewählt werden). Die Abhängigkeit von dem bibliſchen Texte kann aber auch 2) darin liegen, dass man den ganzen Text, genau (wenigſtens gröſstentheils) nach der Ordnung ſeiner einzelnen Beſtandtheile, Schritt vor Schritt erläutert und an-

---

Zimmermann und Heydenreich 4. B. 5. und 4. Heft, 1823.

wendbar macht. Hier ist die Meditation in noch höherem Grade, als dort, durch den Text gebunden, und ihm völlig untergeordnet. Da nun die meisten biblischen Abschnitte, gemäss den Bedürfnissen der damaligen Zeit, in welcher das Christenthum zuerst in allgemein fasslicher Sprache und Lehre gegeben und begründet werden sollte, die Wahrheiten des christlichen Glaubens und Lebens in einer freieren (wenig systematischen) Form darstellen; so tritt auch die systematische Form in solchen, nicht nur von dem Inhalte des Textes, sondern auch von seiner Ordnung abhängigen Homilieen, am wenigsten hervor, und man kann sie in dieser Hinsicht, zum Unterschied von jenen, ganz freie Homilieen nennen *).

Die Homilieen in der strengeren logischen Form sind im Ganzen denselben logischen Gesetzen unterworfen, von welchen in den vorhergegangenen Abtheilungen dieses vierten Kapitels die Rede war. Doch liegt es in der Natur dieser Predigten, dass man hier, was die vollständige Erschöpfung des voranstehenden Thema durch die Haupttheile betrifft, weniger Ansprüche macht, als an solche Predigten der strengeren systematischen Form, bei denen die Meditation von dem gesammten Inhalte des Textes unabhängig ist. Denn bei jenen Homilieen hat man gewöhnlich die Absicht, den gewählten Hauptsatz nur in so weit auszuführen, als der vorliegende Text Gelegenheit dazu darbietet. Der Zuhörer erwartet auch nichts anderes, sobald es ihm nur auf irgend eine Weise bemerklich ge-

*) Ueber die eigenthümlichen Vortheile, welche jene und diese Art der Homilieen dem kirchlichen Leben gewährt, habe ich mich bereits in der Theorie der Erfindung S. 126 — 132. erklärt. Hier ist noch zur Litteratur nachzutragen: Dietzsch über die analytisch-synthetische Predigtmethode, in der Monatsschrift für Predigerwissenschaften von Zimmermann und Heydenreich, 5. B. 2. Heft, 4. B. 6. Heft (1823.) 6. B. 5. und 6. Heft, 1824.

macht wird, dafs der Gegenstand ganz nach Anleitung des Textes behandelt und ausgeführt werden solle, und manche Gegenstände, auf welche der biblische, solchen Homilieen zum Grunde liegende Text zunächst hinleitete, sind auch wirklich zu umfassend, als dafs sie in einer Predigt, in jeder nur denkbaren Beziehung, erschöpft werden könnten. Wer möchte z. B. den umfassenden Gegenstand: die christliche Nächstenliebe, in einer geistlichen Rede mit absoluter Vollständigkeit durchführen? Ich trug dagegen kein Bedenken, über das gewöhnliche Evangelium am 13. Sonntage nach Trinitatis (Ev. Lucä 10, 23—37.) im Jahre 1822. über das Thema zu predigen: grofse und wichtige Belehrungen von christlicher Nächstenliebe, die unser heutiges Evangelium enthält, und blofs diejenigen Punkte herauszuheben, auf welche ich durch die Erzählung vom barmherzigen Samariter zunächst hingeleitet wurde: 1) die wahre christliche Nächstenliebe hat ihren eigentlichen Grund im religiösen Glauben und religiösen Sinne (v. 27. im Texte: du sollst Gott deinen Herrn lieben u. s. w.) 2) dann wird sie auch in Hinsicht ihrer Beschaffenheit und ihres Wirkungskreises eine wahrhaft christliche seyn, denn sie ist aufrichtig und von Herzen theilnehmend, sie ist lebendig und kräftig, sie zeigt sich unparteiisch, heldenmüthig und unermüdet in ihrer Wirksamkeit (nachgewiesen an den einzelnen Zügen im Bilde des Samariters, entgegengesetzt dem fühllosen Priester und Leviten, v. 30 folgg.) 3) wer diese wahre Nächstenliebe im Sinne und Geiste Jesu Christi übt, der wandelt den rechten Weg des Lebens (v. 28. vergl. mit v. 36. 37.) Mehrere Beispiele solcher Homilieen sind in der Theorie der rednerischen Erfindung S. 149. und an mehreren Orten des ganzen Abschnitts von S. 156—177. angeführt worden *).

*) Vergl. darüber unter älteren und neueren homiletischen Schriftstellern besonders: Hallbauer nöthiger Unterricht

Obgleich die freie Homilie dem biblischen Texte Schritt vor Schritt nachgeht, und sich an diejenige Ordnung hält, in welcher die einzelnen Abschnitte und Verse des Textes auf einander folgen; so darf sie darum doch nicht einer gewissen Ordnung und Einheit ermangeln, wenn auch der leitende Hauptgedanke nicht als Thema angekündigt wird, und vielleicht erst am Ende dem Zuhörer in seiner ganzen Klarheit, als Hauptgedanke, erscheint *). Es liegt zwar in der Natur dieser Kanzelvorträge, da sie eben in Hinsicht ihrer Ordnung an den Text gebunden sind, dass die Gesetze und Regeln der Disposition, die in den vorhergegangenen Abschnitten immer hauptsächlich in Beziehung auf Predigten der strengeren systematischen Form betrachtet wurden, hier nicht in demselben Grade durchgängig dieselbe Anwendung finden — weniger noch, als bei jenen Homilieen, welche sich nur in Hinsicht des Umfanges der Ausführung vom Inhalte des Textes abhängig machen. Aber zuvörderst setzen wir doch auch bei diesen freien Homilieen mit allem Recht voraus, dass sich ein leitender Hauptgedanke durch das Ganze hindurchziehe. Ein tieferes Eindringen in den Geist des biblischen Textes giebt auch gewöhnlich dem Prediger selbst einen solchen, im Texte liegenden, wenn

---

zur Klugheit erbaulich zu predigen, 4. Auflage, Jena, 1737. S. 490 ff. Grafer praktische Beredsamkeit der christlichen Kanzel, 2. Auflage, Augsburg, 1774. S. 459 ff. Mosheim Anweisung erbaulich zu predigen, Erlangen, 1763. S. 262 ff. Förtsch Anweisung zum erbaulichen Predigen, Göttingen, 1757. S. 136 ff. Grotefend in den oft angeführten Ansichten, Gedanken u. s. w. S. 105 ff.

*) Vergl. unter den ältern Homileten besonders Grafer praktische Beredsamkeit der christlichen Kanzel S. 495 ff. unter den Neueren Bartels specielle Homiletik für die historische und paraboliche Homilie, Braunschweig, 1824. S. 214 ff. und Grotefend an a. O. S. 105 ff. Andere sind in der Theorie der rednerischen Erfindung S. 130. genannt.

auch nicht immer durchgeführten, oder ganz bestimmt ausgesprochenen Hauptgedanken an die Hand. Aber gesetzt auch, die evangelische oder epistolische Perikope enthalte keinen solchen Mittelpunkt, sie bestehe vielleicht aus Erzählungen ganz verschiedener Thatsachen, oder aus gnomenartigen, mehr rhapsodisch hingestellten, als genau mit einander verbundenen Aussprüchen *); so ist und bleibt doch immer diejenige Behandlung und Anwendung des Textes, welche dem Mannichfaltigen desselben eine Beziehung auf irgend einen vorherrschenden, durch den Inhalt des Textes im Prediger veranlassten Hauptgedanken zu geben weiss, den gegenwärtigen Bedürfnissen und dem Geschmack der Zeit, in der Regel, angemessener, als ein völlig ungebundenes Aneinanderfügen der verschiedensten Betrachtungen ohne leitende Idee. Dies glaube ich wenigstens von den gewöhnlichen Vorträgen bei den sonntägigen gottesdienstlichen Versammlungen mit Recht zu behaupten; mögen auch immer solche Vorträge, die sich einzig mit praktischer Erklärung der einzelnen Theile eines Textes beschäftigen, ohne einen bestimmten Mittelpunkt dabei im Auge zu behalten, in Betstunden mit Nutzen gebraucht werden, oder auch für solche Fälle zulässig seyn, wo der Prediger durch unvermeidlichen Drang der Umstände genöthigt wird, von der Gabe des extemporanen Vortrags auf der Kanzel Gebrauch zu machen. Es ist zweitens auch bei freien Homilieen unnachlässliche Forderung, dass kein einzelner Abschnitt der Sache nach mit einem andern völlig identisch sey, und dadurch müssige Tautologieen herbeiführe, welche den Gang der Handlung aufhalten und hemmen. Doch lässt sich in diesen Vorträgen jene scharfe logische Absonderung und Trennung nicht erwarten, die man von an-

*) Dass sich freilich nicht jeder biblische Text für eine Homilie vollkommen eigne, ist schon in der Theorie der rednerischen Erfindung S. 129. bemerkt worden.

dern Predigten verlangt; nicht dieselbe streng systematische Stellung der Haupttheile, oder ein solches Zergliedern der Haupttheile in *subpartes*, wie es wohl in andern Predigten geschieht und geschehen kann, die ihrer ganzen Natur nach mehr dazu geeignet sind. Die Uebergänge von einem Abschnitt zum andern sind in der freien Homilie nicht selten schwüriger, als in Predigten anderer Art. Denn, da die einzelnen Glieder einer Predigt der freien Meditation, wo der geistliche Redner den Hauptgedanken ganz nach seinem selbstgewählten Standpunkte disponirt, gewöhnlich schärfer in einander eingreifen, als es bei freien Homilieen möglich ist, so bieten sich auch die Uebergänge in einem Kanzelvortrage der ersteren Gattung, sobald er nur logisch richtig und natürlich disponirt worden ist, gewöhnlich von selbst dar. Weniger kann dies bei freien Homilieen, besonders über historische Abschnitte der Fall seyn. Ein historischer Text enthält nicht selten sehr verschiedenartige Thatsachen; und doch erwartet man von dem geistlichen Redner, dass er auch dieses Verschiedenartige durch seine Uebergänge zu einer gewissen Einheit verknüpfe, und, wenn er den einen Punkt des Textes lichtvoll dargestellt und praktisch angewendet hat, von dieser Anwendung zu dem nächst folgenden historischen Punkte fortgehe, und auch diesen eben so lichtvoll erörtere, und praktisch benutze, ohne zwischen dem einen und dem andern eine auffallende Lücke im Zusammenhange seiner Gedanken fühlbar werden zu lassen. Um so nöthiger scheint hier die Befolgung des homiletischen Rathes (s. Bartels oben angeführte specielle Homiletik u. s. w. S. 254.) schon bei der praktischen Anwendung des einen historischen Moments den Gang der Gedanken allmälig und unvermerkt auf das nächstfolgende hinzuleiten. Ein leichteres Geschäft hat der Prediger unstreitig in Homilieen über parabolische Texte, weil die Parabel selbst ein Ganzes ist, durch inneren Zusammenhang verbunden. Es ist endlich jedem

Prediger, der sich in freien Homilieen versuchen will, besonders dem angehenden, dringend zu empfehlen, dass er nicht alles, und alles in gleichem Grade, erschöpfen zu müssen glaube, was ihm durch den Inhalt seines Textes, sey es unmittelbar oder mittelbar, dargeboten wird. Nicht zu gedenken, wie man bei diesem Streben unvermeidlich oft genöthigt werde, über die Grenzen des Umfanges, in denen sich eine mündliche geistliche Rede halten soll, weit hinauszugehen, ist eine weise Sparsamkeit schon darum hier ganz an ihrem Orte, weil die freie Homilie, je mehr sie alles erschöpfen will, desto leichter auch den Charakter einer bunten Mannichfaltigkeit annimmt, der die gewünschte Einheit mangelt. Vor diesem Fehler der Weitschweifigkeit und üppigen Mannichfaltigkeit bewahrt sich der Redner eben dadurch am sichersten, dass er gleich anfangs einen, durch den Text in ihm veranlassten Hauptgedanken klar und lebendig auffasst, der ihn dann immer bei der Erklärung und praktischen Anwendung der einzelnen Theile seines Textes als leitende Idee begleite *).

*) Es kann übrigens auch solche Homilieen geben, die ihrer ganzen Einrichtung nach zwischen den beiden genannten Gattungen in der Mitte liegen, so dass es schwer zu sagen ist, ob man sie mehr zu der einen oder zu der andern rechnen solle — Vorträge, in denen man nicht sowohl die einzelnen, kleineren oder gröfseren, Theile des biblischen Textes besonders erklärt und anwendbar macht, als vielmehr das Ganze zusammenfasst (weil sich eben die einzelnen Verse so sichtbar auf einen Hauptgedanken, auf eine vorherrschende Empfindung oder Gesinnung beziehen, dass der Geist des Textes durch jenes Zerstückeln und Absondern leicht verdunkelt werden könnte), aber doch die Erklärungen und Anwendungen, welche sich auf das Ganze beziehen, in einer freieren Ordnung vorträgt, als es in Homilieen geschieht, welche sich an die strengere logische Form halten. Ein Beispiel ist die treffliche Homilie von Herder: die Seligpreisungen Jesu, in s. Werken zur Religion und Theologie, 4. Theil, Tübingen, 1806.

Folgende Beispiele mögen diesen Bemerkungen über die zweckmäfsige Anordnung der freien Homilie zur weiteren Erörterung dienen. 1) Röhr Predigt über das Evang. Matth. 25, 31—46. in Tzschirner's Magazin für christliche Prediger, 2. B. 1. St. 1824. S. 122 ff. Der Hauptgedanke (oder Hauptzweck) dieser gedankenreichen, über einen Lehrtext ausgearbeiteten Homilie wird von dem Hr. Verf. selbst S. 124. deutlich bezeichnet: die Belehrungen unseres Herrn über das künftige Gericht. Nach der vorausgeschickten, zur rechten Erklärung des Ganzen nothwendigen Bemerkung, dafs wir in diesem Texte das Bild und die Sache, die Wahrheit und die Einkleidung unterscheiden müssen, folgen die einzelnen Belehrungen selbst: 1) das Weltgericht wird nach Gesetzen gehalten werden, welche Keinem von denen, die gerichtet werden sollen, unbekannt sind (es ist Jesus, der hier als Vollzieher des Gerichts erscheint, v. 31. und er vollzieht es nach Maafsgabe derselben Forderungen, welche er selbst an die Menschen stellte, als er ihr Lehrer auf Erden war — dieſs geht als Resultat aus dem Ganzen im Texte folgenden hervor); 2) es umfafst alle Menschen, welche auf Erden leben (v. 32.) 3) es wird das Loos der Menschen nicht nach ihren religiösen Ueberzeugungen (der Verf. meint, nach dem, was nicht wesentlich sey im religiösen Glauben) sondern nach den Früchten derselben, nach ihren Thaten bestimmen (v. 35. 36. vgl. v. 42 folgg.); 4) es wird in dem Geiste vollkommener Gerechtigkeit gehalten werden (v. 37—40. v. 44. 45.); 5) es wird unser künftiges Loos für Ewigkeiten entscheiden (v. 46.) Ob sich gleich der Hr. Verf. nicht durchgängig im strengsten Sinne an die Ordnung der einzelnen Verse binden konnte, und sich nicht der Methode bedient, welche man öfters in freien Homilieen wahrnimmt, das Fortschreiten von einem Theile des Textes zum andern dadurch besonders bemerklich zu machen, dafs vor jedem Abschnitte der Predigt diejenigen Worte des Textes, auf

welche er sich zunächst bezieht, noch einmal vorgelesen werden *); so ist doch die treffliche Arbeit, wenn man die gewählte Anordnung im Ganzen und Wesentlichen betrachtet, allerdings eine freie Homilie zu nennen. Denn eine Homilie nach der strengeren systematischen Form würde die Theile ohngefähr so ordnen: Jesus belehrt uns in diesem Texte 1) über den Umfang des Weltgerichts — seine Allgemeinheit, 2) über den Geist, in dem es gehalten wird — ein Geist der unparteiischen, und über jede Täuschung erhabenen Gerechtigkeit und Heiligkeit, die uns dereinst nach unsern Werken richtet, dieselben Gesetze, die keinem von uns hienieden unbekannt waren, zum Maasstabe der Entscheidung wählt, nichts Gutes und Böses, sey es auch noch so verborgen, unbeachtet läßt, 3) über seine, für Ewigkeiten das Schicksal jedes Einzelnen entscheidende Gewalt. Aber ansprechender, und mehr dazu geeignet, diesen und jenen Punkt in seiner eigenthümlichen Bedeutung lebendiger hervortreten zu lassen, war unstreitig die von Hr. D. Röhr gewählte Form. Eine freie Homilie über einen kürzeren Lehrtext (2 Korinther 13, 11.) nahm ich in meine neue Sammlung geistlicher Reden und Homilieen auf, Jena, 1822. (an einem Bußtage gehalten). Ich wählte zum leitenden Hauptgedanken, das apostolische Bild von einer wahrhaft christlichen Gemeinde. 1) die Mitglieder einer wahrhaft christli-

*) Daß dieses erneuerte Vorlesen einzelner Theile des Textes während der Predigt in freien Homilieen überhaupt nothwendig, und als ein wesentliches Merkmal dieser Art von Predigten zu betrachten sey, möchte ich nicht behaupten. Kann nicht derselbe Zweck, (und oft mit größerer Präcision und Abwechslung der Form) erreicht werden, wenn man den Inhalt einzelner Verse, mit andern Worten, umschreibend und zugleich erklärend, in seinen eigenen Vortrag verwebt? Nur solche Worte des Textes, die gerade so wie sie im Texte lauten, in der Erklärung und Anwendung besonders hervorgehoben werden müssen, bedürfen überall einer ausdrücklichen erneuernden Erwähnung.

chen Gemeinde freuen sich immerdar von Herzen ihres Glaubens (nach den ersten Worten des Textes: lieben Brüder, freuet euch); 2) sie streben mit unabläßigem Bemühen nach Reinheit der Gesinnung und des Wandels (seyd vollkommen); 3) es fehlt ihnen dann niemals an gemeinsamer religiöser Tröstung (tröstet euch); 4) sie sind einmüthig im Geiste und Sinne (habt einerlei Sinn, seyd friedsam). Zur Schlussanwendung benutzte ich die letzten Worte des Textes: so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch seyn. Ob sich 1. und 3. oder 2. und 4. streng logisch gegenseitig ausschliessen? diese Frage wäre wohl ganz an ihrem Orte, wenn der Vortrag aus dem Standpunkte einer Predigt der freien, (von dem Texte unabhängigen) Meditation nach der progressiven Methode, einer streng synthetischen (nach gewöhnlichem Ausdruck) betrachtet werden müsste. Aber ich hielt mich an die Ordnung der einzelnen kurzen Ermahnungen des Textes, und völlig identisch sind weder 1. und 3. noch 2. und 4. Denn 1. beschreibt den wahren Glauben als Quelle der reinsten Freuden überhaupt in Hinsicht auf alle Verhältnisse des Lebens, 3. schildert ihn specieller als Quelle der Beruhigung und Erheiterung in Leiden. Und 2. zeigt, wie wahre Christen durch ihren Glauben angetrieben und ermuntert werden, überhaupt nach der wahren Tugend zu streben, 4. bearbeitet den specielleren Gedanken, wie es nicht anders seyn könne, als, dass unter Christen, welche sich ihres Glaubens freuen, nach dem Guten streben, und sich gemeinschaftlich in Leiden christlich zu trösten wissen, auch Friedfertigkeit herrsche. Uebrigens könnten wohl auch noch andere Züge angeführt werden, die zu dem vollendeten Bilde einer wahrhaft apostolischen Gemeinde gehören; aber die Homilie begnügt sich, ihrer Natur nach, mit demjenigen, was der Text an die Hand giebt.

2) Bei freien Homilieen über historische Texte

bietet sich am natürlichsten und leichtesten als leitender Hauptgedanke dasjenige dar, was offenbar als Mittelpunkt in der Erzählung des biblischen Abschnittes erscheint — die Hauptscene oder Hauptperson der Geschichte. Von diesem Standpunkte aus ordnen sich auch die Theile der Rede eben so natürlich und leicht, sobald wir nur immer die einzelnen Theile der Erzählung in ihrer steten Beziehung auf jene Hauptscene oder Hauptperson betrachten. Als erläuterndes Beispiel vergl. Herder's Homilie über Ev. Johannis 1, 35—51. in s. sämmtlichen Werken zur Religion und Theologie, 2. Theil, Tübingen, 1805. S. 323 ff. Die stille Gröfse Jesu ist (wie schon der Anfang der Homilie zu erkennen giebt) der Mittelpunkt des Ganzen, mit wenig Worten schon durch den Ausspruch Johannis des Täufers (v. 35.) angedeutet, mit welchem die Predigt beginnt: siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt! Wie viel Bedeutungsvolles in dem Lamm Gottes liege, und in dem Tragen der Sünde der Welt (wo der Verf. zugleich den Begriff des Hinwegtragens, Hinwegbringens der Sünde anknüpft), wie die ganze erhabene, sich nie hervordrängende, tief verborgene, leidend- und tragend-thätige, sich für das Heil der Menschen aufopfernde Tugend Christi in jenen Worten ausgesprochen sey — ermunternd und begeisternd für uns zur Prüfung, Erweckung, Nachahmung — wird S. 325—329. nach Herders geistvoller Art entwickelt. Durch den natürlichsten Uebergang (S. 329.): „So war Jesus für sich, und wie kündigte er „sich nun an in seinem Betragen zu Andern? Ganz „und gar nicht" bahnt sich der Redner den Weg zu dem folgenden Abschnitte des Textes v. 37—44. wo erzählt wird, wie sich zwei von den Jüngern Johannis des Täufers, nachdem sie jenen Ausspruch ihrers Lehrers gehört hatten, an Jesum anschlossen, wie durch den Einen derselben (Andreas) sein Bruder Simon zu Jesu hingeführt wird, und dann am folgenden Tage wieder ein

anderer, Philippus, sich zum Nachfolger Jesu entschliesst. Die Frage Jesu an jene Männer, die nun seine Nachfolger werden: wen sucht ihr? — seine eben so bescheidene, zur eigenen Prüfung auffordernde Erklärung: kommet und sehet! — das schnelle Anerkennen Jesu von Seiten jener Jünger — ein schönes Beispiel von der stillen, ohne Zwang und doch so schnell und unwiderstehlich wirkenden Gewalt der wahren Tugend auf unverdorbene menschliche Gemüther — der erhabene daran geknüpfte Gedanke an eine gemeinschaftliche Verbindung und Wirkung aller gutgesinnten Menschen zur Wahrheit und Tugend, die wir freilich hienieden nur in unvollkommnen Abstufungen finden, die aber jenseits ihre Vollendung erreichen wird, wo sich alles in Licht verklären soll — diess sind die Hauptmomente, die S. 329. — S. 334. ausgeführt werden. Der Verf. bemerkt sodann, noch sey die Begebenheit mit Nathanael zu erklären übrig, (der letzte Abschnitt des Textes v. 46—52.) den leichtsinnig hingeworfenen, ein provinzielles Vorurtheil aussprechenden Verdacht des Nathanael: was kann aus Nazareth Gutes kommen? vergilt Jesus auf eine edle Art durch die lobende Aeusserung: siehe, ein ächter Israelit, in welchem kein Falsch ist, die doch zugleich einen stillen Vorwurf für den Nathanael enthält (aus der kleinen Stadt sollte nichts Gutes kommen können, und das ganze Land sollte treuherzige, falschheitslose Israeliten fassen?). Staunend fragt Nathanael: woher kennst du mich? Und, da ihn Jesus durch die Antwort: unter dem Feigenbaum sah ich dich, an irgend eine uns unbekannte Geschichte seines Lebens erinnert, ruft er betroffen aus, staunender noch als vorher: Rabbi, du bist, den wir erwarten, der König von Israel! Und nun zeigt ihm Jesus die noch so weite, höhere Bahn, auf welcher er zu seiner Kenntniss steigen solle: du glaubst, weil ich dir gesagt habe u. s. w. v. 51. 52. Die Herrlichkeit Gottes sollte Nathanael, sollten seine Jünger künftig in ihm erkennen — die

Wunderkraft, wie er mit seinem Vater Welten regiert, und doch hier auf Erden in stiller Ruhe, in schweigender Erniedrigung weilte — eine Herrlichkeit, die auch wir, des persönlichen Umganges mit Jesu nicht, wie seine ersten Jünger, gewürdigt, doch geistig aus dem Worte Gottes erkennen und empfinden — jenseits vollkommen schauen werden. S. 334—338. Schon dieser kurze Abriss der Hauptgedanken zeigt, wie auch der letzte Abschnitt der Homilie immer den Mittelpunkt im Auge behält: die stille Gröfse Jesu. Vergl. damit eine Homilie über denselben Johanneischen Text in Fischer's Homilieen über merkwürdige Erzählungen aus der Geschichte Jesu, 2. Theil, Königsberg, 1803. S. 205 folgg. Der Eingang leitet das Nachdenken und das Interesse der Zuhörer auf den Anfang der öffentlichen Wirksamkeit Jesu, auf den erhabenen Zweck seiner Thätigkeit, die rechte Kenntniss des göttlichen Willens auf Erden zu verbreiten, und wirksam zu machen, auf die Vorsorge, die er gleich anfangs anwendete, um das Gute, was er zu stiften Willens war, in der Welt dauernd zu machen, indem er gewisse Männer zu seinen beständigen Begleitern und Vertrauten wählte — Männer, die auch für uns durch dasjenige, was sie der ganzen Mitwelt und Nachwelt geleistet haben, äufserst merkwürdig seyn müssen, und auf diesem Wege bereitet sich der Verf. den Uebergang zu dem Gedanken: was hier zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, das ist der Anfang ihrer Bekanntschaft mit Jesu, oder die Art, wie sie dazu gelangten, seine Begleiter zu werden. Die Wahl und Annahme der vornehmsten Jünger Jesu ist der S. 209. angekündigte leitende Hauptgedanke der ganzen Homilie. Der Ordnung des Textes folgend, wendet sich der Verf. zuvörderst zu dem Zeugnisse Johannis des Täufers Joh. 1, 35. 36. vergl. v. 29. siehe, das ist Gottes Lamm u. s. w., wo er jedoch nicht sowohl den Begriff des Tragens (Ertragens) der Sünde der Menschen, den Herder für den Zweck

seiner Homilie hauptsächlich in das Auge fasste, als vielmehr den Begriff des Hinwegnehmens der Sünde (der Befreiung der Menschen von ihrer verderblichen Gewalt), nach der bekannten, von mehreren Interpreten vertheidigten Erklärung der Stelle, hervorhebt. Der Redner begnügt sich hier mit einer kurzen Erklärung der Worte des Täufers, ohne den grofsen Inhalt derselben so ausführlich, wie es in Herders Homilie, dem eigenthümlichen Gesichtspunkte derselben gemäfs, geschehen mufste, zu entwickeln; denn die Wahl und Annahme der ersten Jünger Jesu selbst war ihm die Hauptsache. An die kurze Erklärung jener merkwürdigen Worte knüpft er daher sogleich S. 211 ff. den Gedanken: dieses Zeugnifs Johannis war ein äufserst wichtiger, wenn auch damals nicht vollkommen verstandener Wink für seine Zeitgenossen, und die erste Wirkung, die es hervorbrachte, äufserte sich an den Schülern des Täufers; es mufste bey ihnen der Wunsch entstehen, Jesum näher kennen zu lernen, denn Johannes selbst hatte sie auf ihn hingewiesen, als auf den, dem sie nachfolgen sollten. Und so wendet sich nun die Homilie S. 213 ff. zu dem folgenden Abschnitte des Textes v. 37 folgg. Hier fasste Herder den Hauptinhalt der Erzählung v. 37 — 45. in einer kurzen Erklärung zusammen, um seinen Hauptgedanken: die stille Gröfse Jesu, wie sie sich jenen Männern ankündigte, und von ihnen erkannt ward, in sein volles Licht zu setzen, und auf die allgemeine Betrachtung, wie das Gute und wahrhaft Grofse überhaupt in der Menschenwelt wirke, hinzuwenden. Fischer verweilt dagegen umständlicher und genauer (mehr erklärend) bei den einzelnen Personen, die im Text genannt werden, bei ihren Aeufserungen, bei den einzelnen Umständen dieser Berufung der ersten Jünger Jesu, und ihrem geschichtlichen Zusammenhange, (auch mit ergänzender Benuzzung anderer Berichte der evangelischen Geschichte) — so, dafs die Zuhörer immer darauf aufmerksam ge-

macht werden, wie diese Männer durch das, was sie sahen und hörten, bestimmt wurden, Jesum für den Messias zu erklären, und, wie Jesus in ihnen diejenigen erkannte, welche fähig und würdig waren, seine Apostel zu werden. S. 218. kommt der Verf. zum letzten Abschnitt des Textes, den er jedoch unmittelbar an das Vorhergehende anknüpft (wie er sich auch wirklich historisch genau an das Vorige anschliesst), ohne ihn als einen eigenen Abschnitt anzukündigen; in Herders Homilie war diese Wendung durch eine vorhergegangene Digression veranlasst — zu der Begebenheit mit dem Nathanael v. 46 folgg. Obgleich Nathanael anfangs zweifelte, folgte er doch der Aufforderung des Philippus: komm und siehe es — ein ermunterndes Beispiel für uns, überall die Wahrheit zu lieben, und nichts zu verwerfen, ohne vorausgegangene sorgfältige Prüfung. Er kam mit misstrauischem Blicke, fand aber das Gegentheil von dem, was er zu finden geglaubt hatte. Wie merkwürdig muss uns also die Ueberzeugung seyn, die er von Jesu erlangte — merkwürdig auch durch die Umstände, unter denen sie ihm zu Theil wurde! Das günstige Urtheil, welches Jesus über ihn fällt, befremdet ihn — noch mehr die folgende Erklärung Jesu: ehe Philippus dir rief, als du unter dem Feigenbaum wareſt, sahe ich dich; und dieselbe Wahrheitsliebe, aus welcher sein Zweifel entsprungen war, nöthigt ihm nun das Bekenntniss ab: Rabbi du bist Gottes Sohn u. s. w. Ein so entschlossener Wahrheitsfreund war auch gewiss der Ehre würdig, Jesu Jünger zu seyn — und er ist's auch geworden, möge er unter den zwölf auserwählten gewesen seyn (unter dem Namen Bartholomäus), oder unter den übrigen Jüngern Christi. Darauf führt die Verheissung Jesu: du wirst noch grössere Dinge sehen (diese Verheissung wird von dem Verf. nur kurz berührt, als Beweis für seine Behauptung — weit ausführlicher entwickelt Herder das Inhaltreiche dieses Ausspruchs, der mit dem Hauptgedanken der

Herderischen Homilie: die stille, und doch unverkennbar hervorleuchtende und mächtig wirkende Gröfse Jesu, vorzüglich genau zusammenhängt). Auch der in dieser Erzählung nicht genannte Matthäus bewies durch seine Folgsamkeit gegen die Aufforderung Jesu, ihm zu folgen, durch sein Verzichtleisten auf den Gewinn seines bisherigen Zöllnerstandes, dafs sich Jesus in seiner guten Meinung von ihm nicht geirrt hatte. Die Geschichte der Aufnahme des Thomas und Judas Iscarioth wird von keinem Mitjünger berichtet. — Man bemerkt leicht, auch bei diesem kurzen Abrifs der Hauptgedanken, wie der Verf. auch in diesem Abschnitte der Homilie die Aufmerksamkeit der Zuhörer immer hauptsächlich darauf hinlenkt, dafs Jesus mit Weisheit und Vorsicht seine ersten Jünger wählte. Diesen, schon im Eingange angedeuteten Mittelpunkt des Ganzen, die Vorsorge Jesu, hebt der Verf. im Schlufs der Predigt S. 224 ff. noch einmal ausdrücklich hervor, und endigt mit der praktischen Anwendung: wie viel haben wir dieser Vorsorge Jesu zu verdanken! Mögen wir immer treu und sorgfältig benutzen, was seine Jünger uns von ihm berichten, damit sein Zweck auch an uns erreicht werde. Dann sind auch wir, ob wir uns gleich nicht so, wie jene ersten Jünger, des persönlichen Umganges mit Jesu erfreuen, doch wahre Freunde Jesu, werden von ihm dafür erkannt, und einst für immer mit ihm vereinigt werden. — Die Herdersche Homilie hat unverkennbar einen eigenthümlich erhabenen Schwung des Geistes vor der andern voraus, der nicht blofs in Herder's präciser, gedankenschwerer, phantasiereicher Sprache überall durchblickt, sondern auch in der Anlage des Ganzen, indem Herder seine Zuhörer nicht lange bei der Erzählung des Textes festhält (bei dem eigentlich historischen, ob gleich alles aus dem Texte genommen ist, und die Ordnung desselben das Ganze leitet), sondern möglichst bald in eine noch weitere und gröfsere Sphäre versetzt, in die unendliche

Laufbahn, welche der wahren durch ſtille Gröſse mächtig wirkenden Tugend und Frömmigkeit im Reiche Gottes angewieſen iſt. Dagegen iſt Fiſchers Homilie, die das geſchichtliche Intereſſe des Textes mehr hervorhebt, (nicht ohne treffliche praktiſche Benutzung), populärer als jene, und vereinigt mit dem klärſten und beſtimmteſten Ausdruck nicht ſelten auch eine gewiſſe Gemüthlichkeit. Die Vergleichung beider iſt übrigens höchſt intereſſant, als anſchaulicher Beweis, wie ein und derſelbe hiſtoriſche Text nach verſchiedenen Geſichtspunkten und für verſchiedene Zwecke in freien Homilieen bearbeitet werden könne.

3) Beſtimmter noch, als durch hiſtoriſche Texte, namentlich ſolche, deren Stoff verſchiedenartig iſt, wird der geiſtliche Redner durch paraboliſche Texte auf einen in der freien Homilie feſtzuhaltenden leitenden Hauptgedanken hingewieſen. Wir verſtehen hier unter der Parabel jede Verſinnlichung moraliſcher und religiöſer Wahrheiten (insbeſondere, wie in den evangeliſchen Parabeln, ſolcher Ideen, die ſich auf das von Chriſto verkündete und begründete Reich Gottes beziehen) durch ausgeführte Allegorieen aus der Natur und aus dem Menſchenleben. Indem wir ſie ausgeführt nennen, unterſcheiden wir die Parabel von jeder kurzen rhetoriſchen Vergleichung, und von ſolchen Stellen, in denen nur theilweiſe eine bildliche Einkleidung auftritt. Sie beſchränkt ſich aber in Hinſicht der Wahl ihres Stoffes auf dasjenige, was als möglich und wahrſcheinlich in der Natur und im Menſchenleben gedacht werden kann, während die Fabel (indem ſie z. B. auch Thiere und lebloſe Gegenſtände handelnd darſtellt) über das Reich der Möglichkeit hinausgeht. Sie iſt entweder apologiſch oder ſymboliſch *) Die apologiſche nimmt ihre Verſinnlichungen aus dem Men-

*) Viele beachtungswerthe Erörterungen darüber enthält die oben angeführte Schrift: Bartels ſpecielle Homiletik u. ſ. w.

schenleben, indem sie eine erdichtete Begebenheit erzählt, so dass redende und handelnde Menschen mit ihren Handlungen und Reden die Hauptbestandtheile ausmachen, z. B. die Gleichnissrede Jesu vom barmherzigen Samariter (Lucä c. 10.), von dem leichtsinnigen Reichen (Lucä c. 12.) vom reichen Mann und Lazarus (Lucä c. 16.) von den undankbaren Weingärtnern (Matth. c. 21.) Die symbolische findet ihre Versinnlichungen in Gegenständen der leblosen Natur; diese, als Sinnbilder (Symbole) aufgestellt, (nicht die Personen, die vielleicht noch überdiess im Zusammenhange der Erzählung, zur vollständigen Ausführung des Ganzen, vorkommen) sind hier die Hauptsache. Z. B. die Parabeln Jesu von dem verschiedenen Acker (Lucä c. 8.) vom Unkraut im Weizen (Matth. c. 13.) vom Senfkorn (ebendaselbst). Auf die Anordnung freier Homilieen über apologische Parabeln ist dasselbe anzuwenden, was oben in Beziehung auf historische Texte gesagt worden ist. Denn diese, wie jene, sind aus dem Menschenleben genommen, nur mit dem Unterschiede, dass diese für einen geschichtlichen Zweck eine Begebenheit berichten, die wirklich so, unter solchen Umständen, geschehen ist, jene dagegen eine erdichtete, obgleich der Analogie der Erfahrung völlig angemessene, erzählen, um eine religiöse oder moralische Wahrheit anschaulich daran zu machen. Freier ist aber die Wahl des leitenden Hauptgedankens bei geschichtlichen Texten, da man den hier gegebenen Stoff, den Hauptgegenstand der Erzählung mit seinen Nebenumständen, nicht selten aus verschiedenen Gesichtspunkten zunächst auffassen und betrachten kann, wie die oben erläuterten Beispiele aus Herder's und Fischers's Homilieen zeigten. Bei der Parabel (wo sie zumal von einer Erklärung begleitet ist), wird uns gewöhnlich durch den Zweck, den der Erzähler damit erreichen wollte, ein leitender Hauptgedanke für den Inhalt unserer Homilie gegeben; und die Anordnung ist um so richtiger, je mehr sie ganz

darauf hinarbeitet, dafs dieſer Hauptgedanke, den der Erzähler der Parabel ſelbſt im Auge gehabt hat, durch die Erklärung und Anwendung der Gleichnifsrede in ſein volles Licht geſtellt, und der Zweck der Erzählung wirklich erreicht werde. Ich glaubte z. B. in meiner neuen Sammlung geiſtlicher Reden und Homilieen, Jena, 1822. S. 401 ff. einen Vortrag über das Evangelium am 22. Sonntage nach Trinitatis (Matth. 18, 23—35.) als freie Homilie auf folgende Art bearbeiten zu müſſen. Der Eingang behandelte den allgemeinen Gedanken: das Chriſtenthum hat zwei Dinge mit einander vereinigt und vermittelt, die auf den erſten Anblick mit einander zu ſtreiten ſcheinen, die rechte und lebendige Erkenntnifs unſerer ſittlichen Unvollkommenheit und Schwäche, und eine kindlich hoffende, vertrauende Freudigkeit zu Gott. Ich ſuchte dadurch auf den Hauptinhalt des Textes vorzubereiten, der ganz beſonders dazu geeignet iſt, jenen Geiſt der chriſtlichen Wahrheit deutlich zu enthüllen. Die Betrachtung des Gleichniſſes Jeſu Chriſti von dem barmherzigen Herrn und unbarmherzigen Diener kündigte ich dann im Uebergange als Zweck der Predigt an (in ſo fern hier die Liebe und Barmherzigkeit, aber auch die Gerechtigkeit Gottes in ihrem Verhältniſſe zu den Menſchen geſchildert wird). Dem Charakter einer freien Homilie gemäfs folgte ich nun ganz der Ordnung des Textes. Matth. 18, 23. 24. So wie hier ein König mit ſeinen Knechten rechnen will, ſo ſind wir alle Bürger im Reiche Gottes; jedem iſt etwas gegeben, das er gewiſſenhaft verwalten und gebrauchen ſoll, zu einer fortſchreitenden religiöſen und ſittlichen Bildung ſeines Geiſtes, und für das wahre Heil ſeiner Mitbrüder; wir alle ſtehen daher auch in einem beſtändigen Verhältniſſe der Abrechnung mit Gott, und vernehmen die Mahnung: thue Rechnung von deinem Haushalten, in gewiſſen Stunden des Lebens mit vorzüglichem Ernſt und Nachdruck. Gewiſſenhaft wollen wir jede dieſer Mahnungen zur ernſten Prüfung unſerer ſelbſt benutzen,

aber uns auch darauf gefaſst machen, daſs wir nie ganz beſtehen werden in unſerer Abrechnung mit Gott. Wie jenem König einer vorkommt, der ihm zehntauſend Pfund ſchuldig war, ſo ſind wir alle, mehr oder weniger, die Schuldner Gottes — alle mangeln des Ruhms bei Gott. — Und Gottes Urtheil iſt heilig und gerecht, aber er richtet auch mit Liebe und Erbarmung. v. 25. 26. 27. Welch eine erfreuliche und wahrhaft erhebende Erſcheinung, Menſchen zu finden, die ihre Mitbrüder mit ſchonender erbarmender Liebe behandeln! Grenzenlos iſt die ewige Liebe und Barmherzigkeit Gottes; ihren heiligen Rathſchluſs, daſs jeder ſich beſſere und lebe, hat uns die Sendung Chriſti, des Erlöſers, am klärſten offenbart. Aber die Leichtſinnigen und Selbſtvermeſſenen, die ſich, in einem fälſchlichen Vertrauen auf den Verſöhnungstod Jeſu, an ihre gewohnten Lieblingsſünden hingeben, rechnen umſonſt auf Gottes Gnade. Wie jener leichtſinnige Schuldner im Evangelium zuerſt die Strenge des Geſetzes, und die Gröſse ſeiner Schuld demüthig erkannt, ehe er begnadigt wurde; ſo muſs auch in unſern Seelen, nach heiliger Ordnung Gottes, vor allen Dingen das Geſetz ſein Werk vollenden, indem es die innigſte Schaam und Reue, und Sehnſucht nach dem Beſſeren wirkt, ehe der helle Strahl der Hoffnung aus dem Evangelio in die umnachtete Seele fällt; dann — und nur dann — wandeln wir auf dem rechten Wege, den heiligen Gott auch als den gnädigen und barmherzigen an uns ſelbſt zu erfahren. — Von jenem begnadigten Knecht im Evangelio ſollte wohl jeder erwarten, daſs er ſich beſſere, daſs er namentlich die ſelbſt erfahrene Schonung und Liebe auch gegen andere beweiſen werde. Dennoch geſchieht das Gegentheil. v. 28. 29. 30. Aehnlich dem unbarmherzigen Diener ſind leider! viele Menſchen, welche die Liebe und Barmherzigkeit Gottes täglich und ſtündlich an ſich ſelbſt erfahren, ohne in dieſem Geiſte göttlicher Liebe an ihren Mitbrüdern zu handeln — welche von Gottes Huld

und Gnade Vergebung und Schonung, Hülfe und Beistand hoffen und erwarten; aber andere durch leidenschaftliche Verdammungssucht zu Boden drücken und ihre Besserung hindern — welche von andern strenge Tugend fordern und über fremde Fehler ohne Schonung richten, während sie selbst jene Gebote der Pflicht am wenigsten erfüllen, und nie den Balken im eignen Auge sehen. — Diese Verblendung und Verkehrtheit muss das ächte menschliche Gefühl empören. V. 31. Welch eine beruhigende, tröstende, lehrreiche Erfahrung, dass es doch immer Menschen gebe, (wie jene Mitknechte im Evangelio), deren inneres lebendiges Gefühl für Wahrheit, Recht und Tugend, deren lautes tadelndes Urtheil solche Handlungen der Unbilligkeit und schonungslosen Härte verabscheut und verwirft. Den Unbarmherzigen trifft ein gerechter verdammender Ausspruch, schon vor dem Richterstuhl der Welt. Und — ganz gewiss vor dem Gerichte Gottes. V. 32: 32. 34. 35. Fruchtlos ist das Bekenntniss unserer Lippen, wenn wir dem Höchsten treuen Gehorsam, Bezahlung unserer Schuld geloben, — ohne nachfolgende That. Den rechten Weg zum Vater bahnt uns die aufrichtige und thätige Besserung — die ächte christliche Liebe, die Erfüllung des Gesetzes. — Die göttliche Gerechtigkeit also und die göttliche Gnade, in ihrem Verhältnisse zur Menschenwelt betrachtet, in ihren Anforderungen an die Menschen; und in den Hoffnungen, welche für uns darin begründet sind — dieß war die leitende Idee meiner Homilie. — Ich möchte es jedoch nicht für absolut nothwendig erklären, wie Bartels (in seiner schätzbaren speciellen Homiletik für die historische und parabolische Homilie) S. 231. anzunehmen scheint, dass man das Thema, oder, was hier, in der Homilie, die Stelle eines Thema in einer Predigt der strengeren systematischen Form vertritt, und die Haupttheile als den Hauptinhalt und als die einzelnen Momente der evangelischen Parabel (der Erzählung) selbst ankündigen müsse;

wie dieſs z. B. in meiner eigenen eben angeführten Homilie: das Gleichniſs von dem barmherzigen Herrn und unbarmherzigen Diener, geſchehen iſt, wo jeder neue Abſchnitt der Predigt durch ausdrückliche Hinweiſung auf diejenigen Verſe des Textes, die nun erklärt und praktiſch angewendet werden (zunächſt alſo ein neuer hiſtoriſcher Moment) hervorgehoben wird; oder, wie Hr. Bartels ſelbſt auf ähnliche Weiſe S. 235. denſelben Text disponirt: 1) der unbarmherzige Knecht bat anfangs nicht vergebens um Gnade, 2) darauf behandelte er aber ſeinen Schuldner ohne alle Schonung, 3) betrübte durch ſeine Härte die beſſer geſinnten Mitknechte, 4) und verſcherzte nun die nachſichtsvolle Huld ſeines gütigen Herrn. Warum ſollte nicht auch eine andere Form anwendbar ſeyn, welche den religiöſen und moraliſchen Hauptgedanken ſelbſt, der die apologiſche Parabel bildlich darſtellt, gleichſam als Thema auftreten läſst, und die einzelnen, in der Parabel angedeuteten, auf jenen Hauptgedanken ſich beziehenden Sätze, als einzelne Abſchnitte (Theile) der Homilie, wo nicht in einer förmlichen, der Ausführung vorangehenden Partition, doch in der Ausführung ſelbſt, bemerkbar macht? Die eben als Beiſpiel benutzte Homilie würde auch dann den Charakter einer freien Homilie behaupten, wenn ich den Hauptzweck der Predigt ſo ankündigte: die Liebe und Barmherzigkeit, und die Gerechtigkeit Gottes in ihrem Verhältniſſe zur Menſchenwelt, nach Anleitung unſeres Textes, und dann die einzelnen Sätze (deren jeder einen neuen Abſchnitt der Predigt eröffnete) ſo auf einander folgen lieſse: a) wir alle ſind Gott, dem Schöpfer und Herrn unſeres Lebens und unſerer Kräfte, zur Rechenſchaft verpflichtet, b) Gott richtet heilig und gerecht, aber auch mit erbarmender Liebe, und wir alle bedürfen dieſer ſchonenden Liebe, c) um ſo verkehrter und ſtrafbarer handeln diejenigen, die ihren Mitbrüdern keine Schonung und Barmherzigkeit beweiſen, d) ſie verſcherzen ſich die Liebe und

Achtung aller beſſer denkenden Menſchen: e) und es trifft ſie ein gerechter verdammender Ausſpruch vor dem Richterſtuhle Gottes — aber die wahre Liebe macht uns der göttlichen Gnade würdig. Nach meiner Ueberzeugung dürfte bald dieſe bald jene Form der Beſchaffenheit des Textes, der geiſtigen Individualität und Stimmung des Predigers, dem beſondern Endzwecke ſeiner Rede, den Bedürfniſſen und dem Geſchmack der Zuhörer angemeſſener ſeyn. Und daſſelbe gilt auch von freien Homilieen über ſymboliſche Parabeln. Den leitenden Hauptgedanken giebt uns hier allerdings das richtig verſtandene Symbol; und die rechte Ausführung und Anordnung der Homilie beruht hauptſächlich darauf, daſs wir mit dem Symbole die ſymboliſirte Idee ſelbſt, und den Vergleichungspunkt (das *tertium comparationis*) genau im Auge behalten. Aber die Form und Methode kann auch hier eine doppelte ſeyn. Man kann das Symbol ſelbſt, welches den Hauptgegenſtand der Parabel bildlich darſtellt, als Thema, und die einzelnen Beſtandtheile der ſymboliſchen Darſtellung, ebenfalls in ihrer bildlichen Form, als Theile der Predigt auftreten laſſen. Dieſer Methode giebt Bartels (am a. O. S. 235 ff.) den Vorzug, und erläutert ſie unter andern an folgendem Beiſpiele: Thema: das Senfkorn, über Matth. 13, 31. 32. Theile: 1) das kleine Senfkorn erwächſt zum groſsen Baume. Untergeordnete, aus dem Bilde entwickelte, und daran geknüpfte Gedanken: a) aus dem Neugebornen zu Bethlehem wurde der Weltheiland, b) das Gottesreich, klein in ſeinem Umfange, iſt das gröſste Reich geworden, c) nach achtzehn Jahrhunderten ſteht dieſer Baum des Reiches Gottes noch da, d) alles Gute, was wir hoffen, und was wir thun, iſt klein in ſeinem Anfange, groſs und herrlich in ſeinem Wachsthum. 2) Unter des Baumes ſchattigen Zweigen wohnen die Vögel des Himmels. Untergeordnete Gedanken: a) Millionen unſterbliche Seelen finden im Reiche Gottes ſtärkende Nahrung und ſanfte Labung, b)

in festlicher Freude bringen auch wir heute das Opfer des Dankes für diesen reichen himmlischen Segen (die Homilie ist am Weihnachtsfest gehalten). Wohl können Homilieen in dieser Form, welche die Aufmerksamkeit bei der bildlichen Darstellung des Textes und ihren einzelnen Momenten vorzüglich festhalten, ohne dabei irgend etwas zu verabsäumen, was zur lichtvollen Entwickelung und fruchtbaren Anwendung der symbolisirten Idee selbst gehört, für viele Zuhörer etwas eigenthümlich Ansprechendes haben. Man darf sie auch keines Verstoßes gegen die Regel der Homiletik beschuldigen, dass überall die Sache selbst, der Gedanke, von der bildlichen Einkleidung gehörig geschieden werden müsse. Für diese Scheidung kann und soll der Prediger durch die Ausführung sorgen; dass er die Proposition, durch die Natur des Textes selbst veranlasst, bildlich ausgesprochen hat, hindert ihn daran nicht. Immerhin möge für Predigten der strengeren systematischen Form der Grundsatz gelten, dass hier, in der Regel wenigstens, das Thema nicht anders als mit eigentlichen Worten angekündigt werde; *) freie Homilieen unterscheiden sich einmal ihrer ganzen Natur gemäss, in mehr als einer Hinsicht von jenen. Vor einem Rückfall in die sonst beliebte, emblematische, spielende Redeweise muss jeden geistlichen Redner, er wähle diese oder eine andere Form der Homilie, sein eigner guter Geschmack bewahren. Aber darin kann ich mit Bartels Homiletik nicht übereinstimmen, dass gerade nur diese Form der Anordnung von Homilieen über symbolische Parabeln dem Charakter einer Homilie wirklich angemessen sey. Warum sollte man nicht auch, ohne aus diesem Charakter zu fallen, die symbolisirte Idee selbst als leitenden Hauptgedanken ankündigen, und die einzelnen auf jene Idee sich genau

*) Ich verweise hier auf die früheren Bemerkungen im vierten Kapitel, Abtheilung I.

beziehenden, in den Hauptmomenten der symbolischen Darstellung angedeuteten Hauptsätze als Theile der Predigt bemerklich machen können? das erstere geschieht z. B. in Eylert (trefflichen) Homilieen über die Parabeln Jesu, 2. Auflage, Halle, 1819. S. 1 ff. wo der Verf. dasselbe Gleichniss vom Senfkorn über Marci Ev. 4, 30. 31. 32. so behandelt, dass er, nach dem Eingange und Uebergange, folgenden Satz an die Spitze stellt: klein und geräuschlos beginnet das Reich Gottes, Religion und Tugend im Innersten des Menschen, aber gesegnet ist das Wachsthum, herrlich das Ende. Hier konnte freilich, wie H. Bartels sehr richtig bemerkt, die Proposition präciser gefasst werden. Und, wenn Eylert nun folgende Hauptsätze in den einzelnen Abschnitten der Predigt durchführt: a) Jesus wirft bei dieser im Bilde vorgetragenen Lehre einen frohen prophetischen Blick auf das Schicksal und den Erfolg seiner Bemühungen, b) die herrliche Erfüllung seiner merkwürdigen Weissagung erfüllt uns mit tiefer Ehrfurcht für Jesum und mit lebendigem Vertrauen auf ihn, c) klein und geräuschlos beginnt Religion und Tugend im Innersten des Menschen, aber gesegnet ist das Wachsthum, herrlich das Ende einer wahren christlichen Bildung, d) trostvoll ist daher auch jenes Gleichniss vom Senfkorn, wenn wir oft über den langsamen Fortgang unserer Besserung trauern, e) und flösst allen denjenigen Muth und frohes Vertrauen ein, die an der Erziehung und Veredelung Anderer arbeiten; so ist zwar der wesentliche Inhalt der Gleichnissrede gröstentheils erschöpft, und zu einer sehr vielseitigen praktischen Anwendung geistreich benutzt. Aber die bedeutungsvollen Worte, die Jesus in der zum Grunde gelegten evangelischen Stelle bei Marcus hinzufügt: also, dass die Vögel unter dem Himmel unter seinem Schatten wohnen können, sind (wie Hr. Bartels sehr richtig bemerkt) zu wenig beachtet und hervorgehoben, und doch sollen sie gewiss nicht blos zur Ausmalung der Parabel, sondern auch zur voll-

ständigen Ausführung des in der Parabel angedeuteten Gedankens dienen. Darauf möchte ich jedoch nicht einen allgemeinen Tadel dieſer Methode der freien Homilie überhaupt gründen. Daſſelbe Gleichniſs vom Senfkorn könnte auch ſo behandelt werden: (Propoſition) die Schickſale des göttlichen Reiches auf Erden. (Hauptheile): 1) klein und geräuſchlos erſcheint es in ſeinem Anfange 2) aber es ſchreitet triumphirend über den Erdkreis fort, und erweitert immer mächtiger ſeinen Umfang, während irdiſche menſchliche Verfaſſungen und Reiche entſtehen und verſchwinden, 3) und ſeine Wirkungen ſind allgemein ſegnend und erquickend. So würde man ebenfalls vom Texte ausgehen, und ihn zur natürlichen Grundlage der Betrachtung machen — man würde den Text, was die Ordnung betrifft, Schritt vor Schritt verfolgen und kein Moment der Parabel in der Erläuterung und Benutzung übergehen — und darauf beruht ja doch der weſentliche Charakter einer freien Homilie über paraboliſche Texte. Die praktiſchen Folgerungen b. d. e. welche Eylert's Homilie als einzelne Abſchnitte auftreten läſst, würden ſich theils an jene drei Haupttheile der Homilie (nach dem vorgeſchlagenen Entwurfe) anknüpfen, theils in einer beſondern Schluſsanwendung behandeln laſſen.

Fünftes Kapitel.

Ueber den Schluſs der Rede.

Wie wichtig ein zweckmäſsiger und wohl gelungener Schluſs der Rede für die Wirkung ſey, welche die redneriſche Darſtellung beabſichtigt, dieſs iſt in ältereren und neueren Zeiten allgemein anerkannt worden. Aber nicht immer haben die rhetoriſchen und homi-

letiſchen Anweiſungen bei dieſem Punkte den Grundſatz im Auge behalten, dem Redner (abgeſehen von dem Weſentlichen, in dem Charakter der Beredſamkeit überhaupt nothwendig gegründeten) diejenige Freiheit in der Wahl der Methode zu bewahren, die doch fürwahr in der Verſchiedenheit des Endzweckes und der ganzen inneren Anlage einzelner Vorträge ihren guten Grund hat. Der Redner endigt ſeinen Vortrag, wenn ſich die in ſeinem Innern vorgehende Handlung (die er in ſeinem Vortrage *) erneuert, und für andere, nun mit ihm Handelnde, zur Anſchauung bringt) ihm ſelbſt durch ſein Bewuſstſeyn als eine Handlung ankündigt, die nun an ihr Ziel gelangt, und, wenn er zugleich vorausſetzen kann, daſs er durch deutlichen und lebendigen Ausdruck ſeines inneren Lebens, mit zweckmäſsiger Rückſicht auf die geiſtige Bildung und Stimmung ſeiner Zuhörer alles gethan habe, was von ihm geſchehen konnte, um auch in ſeinen Zuhörern die theoretiſche und praktiſche Ueberzeugung hervorzubringen, welche ihn ſelbſt durchdringt. Die Rede iſt als eine gehörig geſchloſſene zu betrachten, wenn ſie ſo endigt, daſs die Zuhörer ganz ſo geſtimmt hinweggehen müſſen, wie es die Abſicht des Vortrags fordert — in ſo weit dieſs nemlich von der Thätigkeit des Redenden abhängt. Denn, die vollkommne Erreichung des von dem Redner Beabſichtigten, in Hinſicht auf jeden einzelnen Vortrag, und auf jeden Zuhörer, liegt freilich nicht in ſeiner Gewalt allein. Es können wohl in dieſem und jenem Gemüthe Hinderniſſe, die ihm ſelbſt nicht bekannt ſind, ihm entgegenwirken, — oder, während des Vortrags ſelbſt durch äuſsere Umſtände und Ereigniſſe ſtörende Eindrücke hervorgebracht werden, durch welche die Aufmerkſamkeit, ſey es auch nur bei einzelnen, zerſtreut und unterbro-

*) S. die philoſophiſche und religiöſe Begründung der Rhetorik und Homiletik, 4. Kapitel, S. 139 ff.

chen wird. Die homiletiſche Forderung geht alſo nur dahin, daſs er den Totaleindruck hervorbringe, der ſich hervorbringen und erwarten läſst, in ſo weit dieſs auf ſeinen Leiſtungen beruht. Dieſer Totaleindruck iſt nun zwar keineswegs als Wirkung des Schluſſes allein zu betrachten; die ganze Rede in ihrem Inhalte, ihrer Anordnung, ihrer Darſtellung iſt eine nach dieſem Ziele hinſtrebende Handlung. Aber es läſst ſich auch eben ſo wenig verkennen, wie viel dabei auf die Art und Weiſe beruhe, wie man den Vortrag endigt. Dieſs haben auch ſchon die alten griechiſchen und römiſchen Rhetoren anerkannt. Vergl. Cicero *de orat. l.* 2. *c.* 81. wo er, zunächſt in Beziehung auf die gerichtliche Beredſamkeit ſagt: *omnia autem concludenda plerumque rebus augendis, vel inflammando iudice, vel mitigando; omniaque cum ſuperioribus orationis locis, tum maxime extremo, ad mentes iudicum quam maxime permovendas, et ad utilitatem noſtram vocandas, conferenda ſunt* *). *De inventione l.* 1. *c.* 52 *ff.* Auctor ad Herenn. *l.* 2. *c.* 30. 31. Quinctil. *inſtitt. oratt. l.* 6. *c.* 1. Ariſtoteles τέχνη ῥητορ. *l.* 3. *c.* 19. Hermogenes περὶ τῶν στάσεων *p.* 31 *ſq.* und περὶ μεθόδου δεινότητος *c.* 12. *p.* 533 *ſq. ed. Colon.* 1614. Die wahre Beredſamkeit feiert ihren Triumph im Epilog der Rede; und nichts vermag den Totaleindruck des Vortrags mehr zu ſtören, als ein ſolcher Schluſs, dem es entweder an Kraft und Lebendigkeit, oder an feſtem und innigem Zuſammenhange mit dem Vorhergehenden mangelt. Das erſte iſt ein auffallender Verſtoſs gegen das Geſetz der Gradation, das ſeine Gültigkeit in der ganzen fortſchreitenden Handlung der Rede be-

*) So heiſst es *l.* 3. *de orat. c.* 34. vom Perikles, *tantam in eo vim fuiſſe, ut in eorum mentibus, qui audiſſent, quaſi aculeos quosdam relinqueret.* Vergl. über dieſen Ausdruck die Anmerkung von Fiſcher zu Platon's *Phaedon p.* 386. (*edit. Lipſ. a.* 1783.)

hauptet; es liegt in der Natur der ächten redneriſchen Begeiſterung, (die freilich ſehr verſchiedene Abſtufungen hat, bei der Verſchiedenheit der geiſtigen Subjektivität und der Gegenſtände) daſs ſie gegen das Ende ihren höchſten Gipfel erreiche, und die mithandelnden Zuhörer in ähnliche Stimmung verſetze. Durch das zweite wird das Geſetz der Stetigkeit verletzt. Indem wir aber dieſe allgemeinen Grundſätze immer im Auge behalten, ſehen wir uns dadurch keineswegs an eine und dieſelbe Methode des Schluſſes gebunden.

Sehr beliebt war ſchon in der alten Staatsberedſamkeit eine Rekapitulation im Schluſs der Rede, *enumeratio* (wie ſie vom Cicero *de invent. l.* 2. *c* 52. genannt wird) *per quam res diſperſe et diffuſe dictae unum in locum coguntur, et reminiſcendi cauſa unum ſub aſpectum ſubiiciuntur*, in der griechiſchen Rhetorik auch durch ἀναχεφαλαίωσις oder ἐπάνοδος bezeichnet, ſ. Hermog. περὶ μεθόδου δεινότ. *c.* 12. Es iſt gewiſs nicht zu läugnen, eine gedrängte, lebendig und kräftig ausgeſprochene Wiederholung, welche die wichtigſten, in den einzelnen Abſchnitten der Rede erörterten Punkte, auf denen die theoretiſche und praktiſche Ueberzeugung der Zuhörer hauptſächlich beruht, noch einmal vor ihrem Blicke vorübergehen läſst, kann mächtig ergreifen, und iſt nicht ſelten das ſicherſte Mittel, die geiſtige Stimmung und Richtung zu vollenden, in welcher der Redner ſein Publikum zu entlaſſen wünſcht. Die günſtigen Eindrücke, welche die Rede vorher allmälig durch ihre einzelnen Argumente, durch ihre bewegenden und verpflichtenden Gründe hervorgebracht hatte, vereinigen hier noch einmal, in der innigſten Verbindung dargeſtellt, ihre geſammte Kraft — erleuchtenden und wärmenden Strahlen ähnlich, welche in einen Brennpunkt fallen. Es iſt aber auch eben ſo begreiflich, warum dieſe erwartete Wirkſamkeit verloren gehe, wenn die Rekapitulation zu abgebrochen auftritt, ohne ſich leicht und natürlich an den vorhergehenden

Abſchnitt anzuſchlieſsen; wenn ſich der Redner an eine weitſchweifige, ermüdende Wiederholung *) der Hauptmomente hingiebt, anſtatt dem Schluſſe des Vortrags eben durch das präciſe Zuſammendrängen der Hauptſätze ſeine eigenthümliche Kraft zu geben; wenn er die dargeſtellten Punkte in einem ſteifen, trockenen, der Lebendigkeit ermangelnden Schema, das weit mehr an einen blos belehrenden Vortrag erinnert, als dem Charakter einer Rede entſpricht, auftreten läſst, und ſich gewöhnlich an dieſelben Formen und Wendungen des Ausdrucks bindet **). Da die alten gerichtlichen und berathſchlagenden Redner ihre Zuhörer für ſolche einzelne Handlungen zu gewinnen ſuchten, die auf der Stelle, oder ſehr bald vollzogen werden muſsten; ſo bewährte ſich hier beſonders die Zweckmäſsigkeit einer kräftigen, die Gemüther zur Handlung ſelbſt gleichſam hindrängenden Rekapitulation. Man bemerke z. B. wie Cicero im Schluſs der Rede *pro Archia poeta* die einzelnen Argumente, mit denen er das römiſche Bür-

*) Schon die Alten rügten dieſen Fehler; Cicero *de invent. l.* 1. *c.* 52. *in.* Quinctil. *inſtitt. oratt. l.* 6. *c.* 1. *in.*

**) Ueber dieſen letzteren Punkt bemerkt Grotefend in ſ. ſchon öfters angeführten Anſichten, Gedanken und Erfahrungen über die geiſtliche Beredſamkeit S. 140.: „Bisweilen „kündigt der Redner den Schluſs der Rede in mancherlei „Wendungen an, z. B. Blicket noch einmal mit mir zurück „u. ſ. w. oder der Schluſs reihet ſich unvermerkt an, die „Hauptreſultate erſcheinen noch einmal wieder, ohne angekündigt zu werden, und eine herzliche Ermahnung ſchlieſst. „Hier geſchieht dieſes erſtere in einigen an die Zuhörer gerichteten Fragen, und das letztere gleichſam in der Beantwortung derſelben; dort wird es eine abgerundete Periode, „welche alles klar gleichſam in einem Cyklus zuſammenzufaſſen verſteht, und deren Nachſatz die Ermahnung, oder die „Warnung oder der Troſt iſt. Ein anderes Mahl weiſs der „Redner ſeine Schluſsbemerkungen in einige kräftige Sentenzen zuſammenzudrängen, und mi einem bedeutenden Worte „zu ſchlieſsen.“

gerrecht des *Archias* gegen seinen Widersacher vertheidigt hatte, noch einmal zusammenfaſst, und welche Entscheidung der Gerechtigkeit, der Hochachtung, der Dankbarkeit aus der Erwägung seiner rechtmäſsigen Ansprüche, und aus der Betrachtung seiner Persönlichkeit nothwendig folge, als Resultat an jene Prämiſſen knüpft: *Quare conſervate, iudices, hominem pudore eo, quem amicorum videtis comprobari, tum dignitate, tum etiam vetuſtate; ingenio autem tanto, quantum id convenit exiſtimari, quod ſummorum hominum ingeniis expeditum eſſe videatis; cauſa vero eiusmodi, quae beneficio legis, auctoritate municipii, teſtimonio Luculli, tabulis Metelli comprobetur. Quae cum ita ſint, petimus a vobis, iudices, ſi qua non modo humana, verum etiam divina, in tantis negotiis commendatio debet eſſe, ut eum, qui vos, qui veſtros imperatores, qui populi Romani res geſtas ſemper ornavit, qui etiam his recentibus noſtris veſtrisque domeſticis periculis aeternum ſe teſtimonium laudum daturum eſſe profitetur, quique eſt eo numero, qui ſemper apud omnes ſancti ſunt habiti atque dicti, ſic in veſtram accipiatis fidem, ut humanitate veſtra levatus potius, quam acerbitate violatus eſſe videatur. Quae de cauſa pro mea conſuetudine breviter ſimpliciterque dixi, iudices, ea confido probata eſſe omnibus; quae non fori neque iudiciali conſuetudine et de hominis ingenio, et communiter de ipſius ſtudio locutus ſum, ea, iudices, a vobis ſpero eſſe in bonam partem accepta; ab eo, qui iudicium exercet, certo ſcio.* Abſichtlich hebt der Redner in den letzten Perioden, auſser den rechtlichen Anſprüchen des *Archias*, die Erinnerung an die Verdienſte, welche *Archias*, als Dichter, als Vertrauter der Götter, beſonders um das Römiſche Volk habe (ſeine *commendatio divina*) noch einmal recht hervor, unterläſst dabei nicht, auf ſeine eigenen (des Vertheidigers) Verdienſte um den Staat, auf ſeine Entdeckung der Catilinariſchen Verſchwörung (*qui etiam his recentibus noſtris etc.*) hinzu-

weiſen, und rechtfertigt noch einmal, kurz, aber im Ton des feſten und lebendigen Vertrauens auf die Geſinnungen der Richter und des Vorſitzers bei dem Gericht (des *Praetor*), das Ungewohnte und Eigenthümliche, das dieſe Vertheidigungsrede hatte, indem ſie zugleich eine Lobrede auf die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte, und auf die Pfleger und Beförderer derſelben geworden war. Vergl. auch Cicero *or. pro Cornelio Balbo c.* 28. *pro A. Caecina* 36. Demoſthenes *contra Leptinen* §. 142. Aber auch die geiſtliche Rede endet oft ſehr zweckmäſsig mit einer eindringenden Rekapitulation. So ſprach Reinhard (in den Pred. 1807. geh. 1. B. Sulzbach 1808. S. 233 ff.) am grünen Donnerſtage über den Satz, daſs das Abendmahl des Herrn eine mächtige Erinnerung an den wahren Endzweck unſeres Daſeyns und Lebens iſt; zeigte in dieſer Predigt, das heilige Abendmahl laſſe keinen Zweifel über die Beſchaffenheit dieſes Endzwecks übrig, nöthige uns zu der Unterſuchung, wie wir uns dagegen verhalten, mache uns die Nothwendigkeit fühlbar, mit allem Eifer darnach zu ſtreben, und enthalte die kräftigſte Ermunterung zu dieſem Streben; und endigte den Vortrag S. 256. ſo: „Sey uns geſegnet, o ſey uns geſegnet, heili„ges Mahl des neuen Bundes! Erwachen wollen wir „hier aus den Träumen der Sinnlichkeit, und die „Würde unſerer Beſtimmung fühlen. Hier wollen wir „prüfen, was wir leiſten, und männliche Entſchlieſsun„gen faſſen. Hier ſoll es uns klar werden, wie flüchtig „unſer Leben, und wie wichtig das Werk iſt, das wir „vollenden ſollen. Hier wollen wir Kräfte ſammeln, „und an dem Einfluſſe der beſſeren Welt, die ſich freund„lich vor uns aufthut, uns erquicken. Und du, der „du uns geliebt, und uns erkauft haſt mit deinem Blute, „erbarme dich deiner Erlöſten, und reich uns deine „Hand, und hilf uns kämpfen und überwinden. Amen“ Andere Beiſpiele ſ. in Reinhard Pred. Jahrgang 1800. 1. B. S. 332. wo das Schluſsgebet eine Rekapitulation

enthält, ohne dadurch im mindeſten an Innigkeit und Wärme zu verlieren, denn die wiederholten Hauptgedanken ſelbſt waren ihrer Natur nach ganz für eine betende Stimmung geeignet. Schuderoff Pred. in der neueſten Zeit gehalten (Leipzig, 1810.) S. 277 ff. Dräſeke Pred. für denkende Verehrer Jeſu, zweite Sammlung S. 374 ff. Harms Sommerpoſtille 1. Theil. S. 208 ff. Marheineke Predigten, Berlin, 1818. S. 97 folg. Bei freien Homilieen, beſonders über hiſtoriſche und paraboliſche Texte, iſt eine Rekapitulation am Schluſſe der Predigt oft weniger anwendbar, als in Vorträgen nach der ſtrengeren ſyſtematiſchen Form; daſs die einzelnen Momente der im bibliſchen Texte erzählten Geſchichte oder Parabel ſelbſt keiner Wiederholung bedürfen, ergiebt ſich von ſelbſt, da gerade dieſe Punkte, ſchon vermöge ihrer Anſchaulichkeit, und weil ſie im Texte vorliegen, am leichteſten im Gedächtniſs feſtgehalten werden. Und, je zahlreicher und mannichfaltiger die praktiſchen, bald belehrenden, bald ermunternden, bald warnenden, bald tröſtenden Anwendungen ſind, welche man in der Homilie an die einzelnen Theile des Textes geknüpft hat, deſto weniger dürfte eine erneuerte Ueberſicht aller dieſer verſchiedenen Andeutungen und Betrachtungen als der zweckmäſsigſte Epilog einer ſolchen Homilie zu betrachten ſeyn, zumal da der ſtärkſte Eindruck, den vielleicht der letzte Punkt der Homilie in den Gemüthern hervorbrachte (wie Bartels in ſ. ſpeciellen Homiletik S. 259. richtig bemerkt) dadurch ſehr leicht geſchwächt werden könnte. Indeſſen kann es auch freie Homilieen, beſonders über paraboliſche Texte geben, deren anwendende Hauptgedanken, der Natur des Textes ſelbſt, und der vom Prediger gewählten Behandlung deſſelben gemäſs, weit weniger mannichfaltig und verſchieden ſind, als in andern; und bei dieſer mehr homogenen Beſchaffenheit des Inhalts wird ſich dann auch eine Rekapitulation zweckmäſsig und natürlich an den letzten Punkt der Homilie an-

ſchlieſsen. Die Hauptſache bleibt immer, daſs der leitende Hauptgedanke, der Mittelpunkt des Ganzen, der dem Prediger während der Homilie hauptſächlich vor Augen ſchwebte, in dem Schluſſe der Predigt noch einmal recht lebendig und klar hervorgehoben werde. Vergl. z. B. Herders Homilie über die Auferweckung des Jünglings zu Nain (Lucä 7, 11—17.) im 4. Theil ſ. ſämmtlichen Werke zur Religion und Theologie, Tübingen, 1806. S. 49 ff. Die leitende Idee, auf welche ſich alles in dieſer freien Homilie bezieht, war (wie der Verf. ſelbſt im Eingange zu erkennen giebt): die Vorſehung und Hülfe Gottes durch ſeinen Zuſpruch im menſchlichen Leben; die Vorſehung, wie ſie Leiden und Freuden im menſchlichen Leben wunderbar miſcht und vertheilt, aber auch Troſt und Hülfe, nicht ſelten auf ganz unerwarteten Wegen, wenn die Noth am gröſsten iſt, hauptſächlich durch gute theilnehmende Menſchen ſendet, und über das Schickſal jedes Einzelnen väterlich wacht. Und ſie erſcheint auch als Mittelpunkt in dem höchſt anſprechenden, auf die einzelnen Hauptgedanken der Homilie ſichtbar zurückweiſenden Schluſsgebete S. 62.; „O, du Ewiger „bender! du Vater unſeres Schickſals, vor deſſen Blick „das ganze Gemälde unſeres Daſeyns mit Leid und „Freude iſt; deſſen Ohr unſere Freudentöne und Klagen „vernimmt; in deſſen Herzen alle unſere Empfindun„gen wiedertönen! Mit weiſer Hand vertheileſt du Leid „und Freude, betrübeſt und tröſteſt und lehreſt uns da„durch, daſs auch wir tröſten können. Gieb allen Be„trübten und Blöden die Empfindung in's Herz, daſs „dein Auge ſie ſehe, dein Blick ſie finde und ſich ihrer „erbarme! die Stimme deines Geiſtes in's Herz, der zu „ihnen ſpreche, wie niemand zu ihnen ſpricht, der ihnen „das Wort ſage: weine nicht! und ſie beten lehre. Sende „aber auch zur rechten Zeit den Engel des Troſtes, der „ſie ſtärke und erquicke mit dem Kelch des Lebens. Er„wecke in Menſchen das hohe Gefühl, daſs ſie dein

»Arm seyn können, Menschen zu trösten und zu er»freuen: Herr, es werden dir einst, wenn die letzte »Thräne auf unserem Auge wird versiegt seyn, wenn »du mit deiner sanften Allmacht uns in ein höheres Le»ben aufgerichtet hast, wenn deine allmächtige Hand »uns berühren wird, und sagen: Ich bin's, der da lebt »in Ewigkeit, und du sollst auch leben! — es werden »einst für alle Fügungen und Verknüpfungen des Men»schenschicksals, für Leiden und Freuden dir die Freu»denthränen der Erlösten danken. Amen.« In manchen andern Homilieen desselben Verfassers (z. B. in der weiter oben, als Beispiel analysirten: die stille Grösse Jesu, im 2. Theil der Werke zur Religion und Theologie) bezieht sich das Schlufsgebet nicht sowohl auf die sämmtlichen in der Homilie behandelten Hauptsätze, als auf den letzten Abschnitt, jedoch so, dafs man die bestimmte Idee, welche den ganzen Vortrag durchdrungen hatte, auch hier ganz deutlich erkennt.

So zweckmäfsig auch immer in unzähligen Fällen eine Rekapitulation am Ende der Predigt erscheint, entweder, weil gerade dieses Publikum, einmal daran gewöhnt, eine solche Zurückweisung erwartet, oder, weil der beabsichtigte Totaleindruck der Predigt nicht selten darauf besonders beruht, dafs die einzelnen Argumente und Gründe noch einmal, in ihrer innigsten Verbindung, mit vereinigten Kräften, vor den geistigen Blick des Zuhörers treten — eine absolute Nothwendigkeit, diese Methode des Schlusses überall zu wählen, kann und darf doch die Theorie der Beredsamkeit nicht behaupten. Wollte man diese Regel darum als eine absolut bindende aufstellen, weil es dem Zuhörer auf keine andere Weise besser erleichtert werden könne, die einzeln dargestellten Argumente und Gründe im Gedächtnifs zu behalten; so könnte dagegen nicht ohne Grund gefragt werden: ob die beabsichtigte Wirkung der Rede an dieses Festhalten der Haupttheile und Untertheile nothwendig und immer gebunden sey? Der To-

taleindruck des Ganzen (das Ziel, nach welchem der Redner hinſtrebt) beruht doch eigentlich darauf, daſs die einzelnen Momente in einem eben ſo logiſch richtigen, als pſychologiſch zweckmäſsigen Zuſammenhange dargeſtellt, allmälig die theoretiſche und praktiſche Ueberzeugung der Zuhörer bis zu dem Punkte ſteigern, wo das ganze Gemüth für die Sache gewonnen iſt. Dieſem Werke kann und ſoll allerdings der Schluſs der Rede die Krone der Vollendung aufſetzen. Ob dieſs aber gerade immer durch eine, dem Gedächtniſs zu Hülfe kommende, Rekapitulation geſchehen müſſe? und nicht auch auf andere Art geſchehen könne? iſt eine andere Frage. Der letzte Abſchnitt iſt häufig derjenige, der das Gemüth am kräftigſten anſpricht, und die Entſcheidung des Willens vollendet, nach einer dem Redner ſehr natürlichen Gradation. Nicht ſelten ſteht auch dieſer letzte Punkt in einem ſolchen inneren Verhältniſſe zu den vorhergehenden, daſs ſich die Eindrücke, welche die früheren Punkte, in den Gemüthern der Zuhörer hervorbrachten, bei dieſem letzten von ſelbſt erneuern, und mit der eigenthümlichen Wirkſamkeit deſſelben zu einem Ganzen vereinigen. Dann beruht alſo der gewünſchte Totaleindruck hauptſächlich darauf, daſs eben dieſer letzte Punkt der Ausführung den Schluſs bildet, und ſich, allmälig herbeigeführt durch die vorhergehenden, mit ſeiner ganzen Kraft des Gemüths bemächtigt *). Daher ſchloſſen auch die alten politiſchen Redner nicht ſelten, ohne eigentliche Rekapitulation, mit der eindringenden Ausführung des letzten Beweiſes oder Beweggrundes, nicht ſelten auch mit einem dem

*) Dieſs gilt auch von denjenigen Predigten, in denen die Gedankenentwickelung nach der regreſſiven Methode geſchieht (ſ. des vierten Kapitels Abtheilung V.). Denn, da hier das Hauptreſultat, auf welches jene Entwickelung hinarbeitete, am Ende erſcheint; ſo iſt auch nichts natürlicher, als, daſs der Epilog der Predigt bei dieſem Reſultate verweilt.

Inhalt nach sehr verwandten Gedanken. Vergl. Cicero Rede *pro Ligario*, und *pro lege Manilia*, oder Demosthenes Rede *contra Midiam*, und die erste Philippische. Nur kann auch diese Methode nicht Sache der Gewohnheit, und absolut bindende Norm werden; und es ist gewiss sehr richtig, was Tzschirner in s. Briefen über Reinhard's Geständnisse S. 216 ff. bemerkt, dass die Reinhardischen Predigten zu oft eines besondern Schlusses ermangeln, und mit dem letzten Untertheile unmittelbar endigen.

Es musste unstreitig zur Einförmigkeit, zu manchen unnützen Wiederholungen, oder auch zu gekünstelten Verbindungen der Gedanken führen *), wenn man ehedem den Grundsatz aufstellte, den Epilog jeder Predigt einer fünffachen Anwendung, zur Lehre, zur Widerlegung, zur Bestrafung oder Warnung, zur Ermahnung, zum Troste, zu widmen (*usus didascalicus* oder *dogmaticus*, *elenchticus* oder *polemicus*, *epanorthoticus*, *paedeuticus*, *paracleticus*). Weder die bekannte, für diesen Behuf gewöhnlich citirte Stelle 2 Timotheus 3, 16. noch die Paulinische Stelle Römer 15, 4. enthält eine homiletische Norm für die Behandlung jedes einzelnen christlich-religiösen oder moralischen Gegenstandes; da in der ersten nur im Allgemeinen von dem Inhalte der heiligen (alttestamentlichen) Schrift gesagt wird, dass er nützlich sey zur Belehrung, zur Widerlegung der Irrenden und Fehlenden, zur Besserung und Vervollkommnung in allem wahrhaft Guten, so wie in der zweiten von den alttestamentlichen auf Christum hindeutenden Aussprüchen versichert wird: sie sind ge-

*) Darauf hat besonders Schmid in s. Anleitung zum populären Kanzelvortrage 1. Theil S. 216. mit allem Rechte aufmerksam gemacht. Mosheim in s. Anweisung erbaulich zu predigen, Erlangen, 1763. giebt wenigstens zu (S. 514 ff.) dass der *usus didascalicus*, *elenchticus*, *paracleticus* nicht bei jeder Predigt nöthig sey.

ſchrieben zu unſerer Belehrung, damit wir, durch die heilige Schrift getröſtet und zur Geduld ermahnt, an unſerer chriſtlichen Hoffnung feſt halten. Wozu ſollte auch eine beſondere ausführliche praktiſche Schluſsanwendung in Vorträgen dienen, deren ganze innere Anlage es mit ſich bringt, daſs in der Ausführung der Theile ſelbſt gewarnt, ermuntert, getröſtet werde? Oder ſoll dann der Redner, um einer müſsigen Wiederholung im Schluſſe des Vortrags zu entgehen, weſentliche Punkte, die irgend einem Haupttheile der Predigt angehören, dort übergehen, und ſie dem Epilog aufbewahren, auf Koſten des natürlichen Zuſammenhanges der Gedanken, und der logiſchen Richtigkeit der Dispoſition? Und wie ſollte auch an jeden Gegenſtand der chriſtlichen Kanzelberedſamkeit ohne Ausnahme gerade jener fünffache *usus* angeknüpft werden, ohne manche ſichtbar gekünſtelte Verbindung der Gedanken? Ueberhaupt liegt gewiſs eine irrige Anſicht vom Weſen der Predigt zum Grunde, wenn man ſie erſt durch die Schluſsanwendung praktiſch zu machen glaubt; die ganze Rede ſoll darauf hinarbeiten, daſs nicht bloſs theoretiſche, ſondern auch praktiſche Ueberzeugung in dem Zuhörer entſtehe und begründet werde. S. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 9. Da indeſſen der Inhalt einer Predigt auch einen theoretiſchen, zum Thema gewählten Satz betreffen kann, ſobald er nur aus den Geſichtspunkten dargeſtellt wird, welche ſeinen innigen Zuſammenhang mit dem Leben und Handeln bewähren; ſo finden in Vorträgen dieſer Art allerdings lebendige Aeuſserungen des Gefühls, und kräftige Warnungen oder Ermunterungen, welche die Zuhörer auf jene praktiſchen Anſichten und Folgerungen noch beſonders aufmerkſam machen, in dem Schluſſe der Predigt ihren ſchicklichen Platz. Vergl. z. B. Marezoll Predigten zur Erinnerung an die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation und zur Belebung des evangeliſchen Geiſtes und Sinnes, Jena, 1822. N. XI. S. 271 ff. der Verf.

zeigt, worauf sich die Hoffnung gründe, dass das Reich des Lichts über das Reich der Finsterniss immer völliger siegen werde; sie gründe sich nämlich theils auf die Natur des Menschen und der Dinge, theils auf unverwerfliche Zeugnisse der Geschichte. Diese Beweise werden vom Anfange bis zu Ende eben so klar und bündig für den Verstand, als ermuthigend und tröstend für das Gefühl und die Hoffnung des Menschen durchgeführt. Aber der Verf. widmet auch den Epilog noch einer besondern sehr zweckmäfsigen Hinweisung auf die Folgerungen, welche sich daraus für unser Verhalten ergeben S. 293 folg.: „Aber nicht bloss wissen, nicht „bloss glauben sollen wir das, sondern auch diesem Glau„ben gemäfs handeln. Zeige ihn also mit deinen Wer„ken, o Christ, und trage nach deinen besten Kräften „dazu bei, dass er in Erfüllung gehen könne. Sey nicht „so unedel, dass du, um dich gewissen Menschen ge„fällig zu machen, deine richtigeren Einsichten und „Grundsätze verleugnest, was jene nicht hören wollen, „furchtsam verschweigest, und dich zum verächtlichen „Heuchler erniedrigest. Werde an der guten Sache, „an der Sache der Wahrheit, worauf das Heil der Welt „beruht, nie und auf keine Art zum Verräther. Er„laube dir nichts, was ihr schaden, nichts, was sie ver„dächtig machen kann, und schäme dich, Irrthümern „und Missbräuchen, Thorheiten und Lastern, die du „insgeheim selbst nicht billigen kannst, öffentlich das „Wort zu reden. Sprich und kämpfe vielmehr für Got„tes Reich, für das Reich des Lichts; und kannst du „ihm an deiner Stelle keine vorzüglichen Dienste leisten, „und es nicht unmittelbar befördern, so bekenne dich „wenigstens freimüthig als seinen Anhänger, und suche „deine Denkart und Gesinnung nicht vor der Welt zu „verbergen. Denn wer mich bekennet vor den „Menschen, sagt Jesus, den will auch ich vor „meinem himmlischen Vater bekennen, wer „mich aber verläugnet vor den Menschen,

„den will auch ich vor meinem himmliſchen „Vater verläugnen; und wir wiſſen, daſs es ihm „nicht um die Ehre ſeiner Perſon, ſondern um die Er„löſung unſeres Geſchlechts, um das Wohl der Menſch„heit zu thun war. Ihm laſst uns daher auch in dieſem „Stücke nachfolgen, und als Chriſten das Werk treiben, „zu deſſen Gründung er auf Erden erſchienen iſt. Mit „ihm laſst uns zu Gott beten, dein Reich komme; „und wo wir die Kinder der Finſterniſs mit dem Reiche „des Lichts im Streite ſehen, da laſst uns mit dem „Pſalmiſten ſagen: Recht muſs doch Recht blei„ben, und dem werden alle fromme Herzen „zufallen. Amen.“ Eben ſo zweckmäſsig iſt oft im Epilog der Predigt noch eine beſondere Anwendung auf einzelne Claſſen der Zuhörer. S. Zollikofer Predigten: Betrachtungen über das Uebel in der Welt, nebſt einer Warnung vor den Sünden der Unkeuſchheit und andern Predigten, Leipzig, 1777. N. V. Nachdem der Redner vor den Verſuchungen der verbotenen Wolluſt durch die Ausführung folgender Hauptgedanken nachdrücklich gewarnt hatte: die fleiſchliche Wolluſt (auſser der ehelichen Verbindung) ſtreitet mit dem Willen Gottes, mit der von Gott uns angewieſenen Beſtimmung, ſie ſtreitet mit der Ordnung und mit dem Beſten der menſchlichen Geſellſchaft, ſie hindert den Jüngling, ſich zum Dienſte der Welt geſchickt zu machen, und einen feſten Grund zur Glückſeligkeit ſeines folgenden Lebens zu legen, ſie macht den Menſchen weichlich und unthätig, unfähig zu groſsen Unternehmungen, zu edlen Thaten, zur Erduldung ſchwerer Leiden; ſie bringt den Jüngling um wahren Genuſs des Lebens, ſie ſchwächt und zerſtört die Geſundheit und das Leben ihrer Sklaven, und ſtürzt ſie oft nach Leib und Seele in den bedauernswürdigſten Zuſtand; wendet er ſich im Schluſs der Predigt S. 107 ff. zuvörderſt an die noch ſchuldloſen Jünglinge mit einer erhebenden Mahnung, ſich dieſer Unſchuld zu freuen, und

ſie gewiſſenhaft zu bewahren, dann an diejenigen, welche bereits gefallen ſind, mit ernſten Worten der Ermunterung, zu retten, was ſie noch retten können, ſich ihrer Leidenſchaft und ihrer verderbten Einbildungskraft zu bemeiſtern, den Umgang mit den Verführern zu fliehen, und Verbindungen mit weiſen und tugendhaften Menſchen anzuknüpfen, endlich an die Hausväter, Hausmütter, Lehrer und Aufſeher mit der dringenden Vorſtellung, ihre Kinder, Schüler, und Untergebenen vor dem unerſetzlichen Verluſte der Unſchuld zu bewahren; und ſchlieſst S. 110. mit der an alle ergehenden, zugleich eine Rückweiſung auf die Hauptſätze der Predigt enthaltenden Aufforderung: »Und wir alle, laſst uns der »Reinigkeit und Keuſchheit uns befleiſsigen. Sie iſt die »Würde des Menſchen und der Ruhm des Chriſten. »Geſundheit und Zufriedenheit, Stärke und Heiterkeit »des Geiſtes, Luſt und Kraft zu allem, was ſchön und »gut, was groſs und edel iſt, langes Leben und frohe »Ausſichten in die zukünftige beſſere Welt, das iſt ihr »reizendes Gefolge, das iſt ihr herrlicher, ewiger Lohn. »Ja, ſelig ſind, die reines Herzens ſind, »denn ſie werden Gott ſchauen. Amen.« Vgl. auch Zollikofer nach ſ. Tode herausgeg. Predigten, 5. B. S. 385 ff. Cramer Sammlung einiger Paſſionspredigten 2. Theil (Kopenhagen, 1760.) S. 186 ff. S. 222 ff.

Sehr gern verſetzt ſich die ſteigende Begeiſterung des Predigers am Ende des Vortrags in eine betende Stimmung, ſie möge nun durch den letzten Abſchnitt der Ausführung, oder durch einen Rückblick auf den Hauptinhalt der ganzen Predigt, und auf den Zweck des Vortrags zunächſt geweckt und veranlaſst worden ſeyn. Es iſt aber bereits im dritten Kapitel, wo überhaupt von der Anwendung des Gebets in Predigten die Rede war, das Nöthige über dieſen Punkt bemerkt worden. Auf einige Muſter trefflicher Schluſsgebete habe ich ebendaſelbſt aufmerkſam gemacht. Vergl. damit die in

fünften Kapitel aus einigen Herderiſchen Homilieen angeführten Stellen.

So wie endlich überhaupt die Sprache unſerer heiligen Urkunden die geiſtliche Rede in eigenthümlichem Grade kräftigt und belebt, ſo iſt auch ein paſſender, durch den Zuſammenhang herbeigeführter Spruch der Bibel, der Epilog möge dieſen oder jenen Inhalt haben, möge in der Form des Gebets, oder als Anrede an die Zuhörer auftreten, immer ein vorzüglich würdiger Schluſsſtein des Ganzen; an bibliſche Worte geknüpft tönt dann der Nachhall der Predigt um ſo lauter und tiefer in den Gemüthern der Zuhörer fort.

Ueber die ganze Lehre von der Anordnung der geiſtlichen Rede überhaupt verdienen auſser mehreren, in einzelnen Abſchnitten gelegentlich angeführten Abhandlungen und Schriften, noch folgende verglichen zu werden: Herder Briefe das Studium der Theologie betreffend, 4. Theile im 10. Theile ſ. ſämmtlichen Werke zur Religion und Theologie, Tübingen, 1808. S. 69 folgg. Meiſsner über chriſtliche Predigten in Schuderoff neuem Journale für Veredlung des Prediger- und Schullehrerſtandes, 3. Jahrgange 2. Bande 2. St. Altenburg, 1810. Ebendeſſelben Sendſchreiben an Schuderoff über ſeine Predigten in der neueſten Zeit gehalten, Leipzig, 1813. S. 34 ff. Briefe zweier Univerſitätsfreunde über Gegenſtände der Homiletik und Liturgik (von Sauer) in Schuderoff Journal für Veredlung u. ſ. w. 3. Jahrgange 2. B. 2. St. Altenburg, 1804. Eben dahin gehören auch mehrere, ſowohl auf Gegenſtände der Theorie der redneriſchen Erfindung, als auf die Dispoſition ſich beziehende, homiletiſch vergleichende Aufſätze und Schriften: Rühmer über Blair und Zollikofer, Leipzig, 1789. 8. Zöllich über den ſcientiven Charakter und inſtruktiven Gehalt der Reinhardiſchen Predigten, Naumburg, 1816. 8. Schröter: Dräſeke und Schuderoff

als Prediger, Altenburg, 1821. Goldhorn Beitrag zur vergleichenden Homiletik (zwei französische Leichenreden auf den Marschall Türenne von Flechier und Mascaron betreffend) in Tzschirner's Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers, 2. B. 2. St. Leipzig, 1812. Proben brittischer Kanzelberedsamkeit, als Beiträge zu einer vergleichenden Homiletik, übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Bialloblotzky, Göttingen, 1826.

Für eine anschauliche Erläuterung der Theorie der geistlichen Beredsamkeit, besonders der rednerischen Erfindung und Anordnung für Schärfung des eigenen homiletischen Urtheils und Bildung des homiletischen Geschmacks, ist unstreitig eine öftere vergleichende Zusammenstellung und Lektüre ganzer Predigten verschiedener Verfasser über dieselben Gegenstände von grosem Werth und Nutzen. Gern würde ich wenigstens eine solche Parallele hier vollständig durchführen, wenn ich nicht fürchten müste, den Umfang dieser Schrift zu sehr zu erweitern, indem dabei zugleich die verglichenen Predigten selbst vollständig abgedruckt werden müsten. Hie und da sind auch bereits in den bisherigen Abschnitten (besonders in des vierten Kapitels Abtheilung V.) solche Vergleichungen in Hinsicht einzelner Punkte der Theorie angestellt worden. Ich will mich daher begnügen, den Lesern meiner Schrift wenigstens Gelegenheit zu solchen Parallelen dadurch an die Hand zu geben, dass ich eine Reihe von Predigten nahmhafter Verfasser anführe, die sich mir nach und nach, bei meiner Lektüre, als Gegenstände interessanter homiletischer Vergleichungen, dargeboten haben.

Reinhard, Predigt von der Neubegierde, in ſ. Pred. vom Jahre 1796. S. 373 ff. Ammon Predigt über daſſelbe Thema in ſ. Predigten zur Beförderung eines reinen moraliſchen Chriſtenthums, Göttingen, 1798. Reinhard Pred. über unſere Verbindung mit einer unſichtbaren Ordnung der Dinge, in demſ. Jahrgange 1796. Ammon Pred. über denſelben Gegenſtand a. O. Dieſe Vorträge ſind ſchon verglichen in der leſenswerthen, an mehreren Orten von mir angeführten Schrift: Reinhard und Ammon u. ſ. w. (von Linde), Königsberg, 1800. 8.

Reinhard: wie Chriſten das Vermögen zu ſprechen anzuſehen haben, in ſ. Pred. 1805. gehalten, 2. B. (Nürnberg und Sulzbach. 1806) S. 166 ff. Moſche: von dem Vermögen zu reden als einer Gabe Gottes, in ſ. Sammlung einiger Predigten über die Herrlichkeit Gottes in der Natur, Frankfurt und Leipzig, 1774. S. 143 ff. Demme: über den Vorzug des Menſchen, ſprechen zu können, in ſ. Pred. über die Sonn- und Feſttagsevangelien, Gotha, 1808. S. 622 ff. Haffner: über die Sprache, in ſ. Pred. und Homilieen, Straſsburg, 1823. S. 93 ff. Röhr: es iſt ein Groſses, daſs der Menſch ſprechen kann, in Tzſchirner's Magazin für chriſtliche Prediger, 1. B. 1. St. (Hannover und Leipzig, 1823.)

Reinhard: über die Dunkelheit, welche das künftige Schickſal unſerer Kinder bedeckt, und: von der Erfahrung, daſs man den beſten Menſchen gemeiniglich erſt dann volle Gerechtigkeit widerfahren läſst, wenn man ſie nicht mehr hat, zwei Predigten im Jahrgange 1800. 1. B. (1806.) N. VI. und N. XX. und Müslin Predigten über dieſelben Gegenſtände in ſ. Pred. 8. Theil, Bern, 1822.

Reinhard: vom Vorſchmack des Himmels und der beſſern Welt, im Jahrgange 1798. 1. B. (1806.) N. V. und Roſenmüller (eben darüber) in ſ. Pred. an Feſt- und Bußtagen, Leipzig, 1792. N. XI.

Reinhard Pred. Jahrgang 1802. 1. B. (1803.) N. XV. die Spuren der Weisheit und Geiſtesgröſse Jeſu bei ſeinem letzten Einzuge in Jeruſalem, und N. XIV. wie gut es ſey, ſich in einer immerwährenden Gemeinſchaft mit Gott und einer höheren Welt zu denken. Vergl. mit der erſten Dräſeke Pred. für denkende Verehrer Jeſu, 3. Sammlung, Lüneburg, 1809. N. V. und mit der andern Veillodter neue Pred. 1. B. Nürnberg 1816. S. 171 ff.

Müslin über das jüngſte Gericht in ſ. Predigten: Ausſichten des Chriſten in die Ewigkeit, oder: Pred. dritter Theil, Berlin, 1817. N. VIII. und Röhr Predigt in Tzſchirners Magazin für chriſtliche Pred. 2. B. 1. St. 1824. S. 122 ff. Desgleichen Saurin Predigten über die Leidensgeſchichte Jeſu und einige andere damit verwandte Materien überſ. von Heyer, 2. Th. Leipzig, 1760. N. XIII.

Marezoll, zwei Pred. über die unausſprechliche Gröſse Gottes, in ſ. Pred. an Feſttagen und bei beſondern Gelegenheiten gehalten, Jena, 1806. S. 315 ff. vergl. Saurin Pred. über die Tiefen der Gottheit aus ſ. *ſermons ſur divers textes de l'ecriture ſainte T. I.* überſetzt von Tzſchirner in den Memorabilien 1. B. 1. St. S. 177 ff. (ſteht auch in Saurin Pred. überſ. von Roſenberg, 1. Th. S. 145 ff.) und Hahn: die Tiefen der Gottheit, Lobenſtein, 1804. 8.

Marezoll: die Schändlichkeit des Wuchers in ſ. Pred. an Feſttagen u. ſ. w. Jena, 1806. S. 533 ff. und Harms: der Würgengel im bürgerlichen Leben, der Wucher, in ſ. Sommerpoſtille 1. Theil. Kiel, 1811 S. 225 ff.

Greiling: die Unveränderlichkeit der Religion bei allem Wechſel der Zeiten, in ſ. Amtsvorträgen bei ſei-

erſichen Gelegenheiten gehalten, Magdeburg, 1805. S. 3 ff. und: Häfeli über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und das ewige Bleiben des Wortes des Herrn, in ſ. nachgelaſſenen Schriften, 1. B. Winterthur 1813. S. 118 ff.

Schuderoff von dem Gerichte des Unglaubens in ſ. Pred. in der neueſten Zeit gehalten, Leipzig, 1810. S. 179 ff. und Dräſeke: der Menſch ohne Glauben, in ſ. Pred. für denkende Verehrer Jeſu, 3. Sammlung, S. 327 ff.

Dinter: wie wohlthätig das Chriſtenthum für den Jüngling iſt, in ſ. Pred. zum Vorleſen in Landkirchen, 1. B. Neuſtadt an der Orla, 1809. S. 80 ff. und Rüdel: das Wohlthätige der Religion für das jugendliche Alter, in ſ. Abendmahls- und Konfirmationsreden nebſt einigen Predigten verwandten Inhalts, 1. Bändchen, Leipzig, 1815. 8. S. 197 ff.

Saurin vom Allmoſen in ſ. Pred. über verſchiedene Texte der heiligen Schrift, überſ. von Roſenberg, 1. Theil, Leipzig, 1750. N. VIII. und Bourdaloue ſämmtliche Pred. aus dem Franzöſ. überſ. 2. Theil (oder: der Faſtenpredigten 1. Theil) Dresden, 1760. N. IV.

Lavater: der Fall und die Buſse Petri in ſ. vermiſchten Predigten, Frankfurt und Leipzig, 1773. 8. und: Wolf zwei Homilieen, der Fall des Petrus, und die Reue des Petrus, in ſ. Predigten, Homilien und Anreden, 2. B. Berlin. 1816.

Dellbrück über das Evangelium vom ſtürmiſchen Meere, in ſ. Pred. mit Hinſicht auf den kirchlichen Zeitgeiſt, Berlin, 1816. und: Theremin vom Schifflein Chriſti, in ſ. Pred. Berlin, 1816.

Herder, Homilie über den Fiſchzug Petri in ſ. ſämmtlichen Werken zur Religion und Theologie, 2. Theil Tübingen, 1805. S. 187 ff. und Stiller Predigtbuch zur häuslichen Erbauung. 3. B. Ansbach, 1815.

Herder Homilie über die Geſchichte der Auferweckung des Jünglings zu Nain, in ſ. ſämmtlichen Werken zur Religion und Theologie, 4. Theil, Tübingen, 1806. S. 49 ff. und: de Wette Predigt über die Erweckung des Jünglings zu Nain, Baſel, 1823. 8.

DIE THEORIE

DER

REDNERISCHEN

SCHREIBART

UND DES ÄUSSEREN VORTRAGS

MIT BESONDERER HINSICHT

AUF GEISTLICHE REDEN

DARGESTELLT

UND AN BEISPIELEN ERLÄUTERT

VON

D. HEINRICH AUGUST SCHOTT

PROFESSOR DER THEOLOGIE UND DIREKTOR DES AKADEMISCHEN GOTTESDIENSTES ZU JENA.

LEIPZIG, 1828.

VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH.

DIE THEORIE

DER

BEREDSAMKEIT

MIT BESONDERER ANWENDUNG

AUF DIE GEISTLICHE BEREDSAMKEIT

IN

IHREM GANZEN UMFANGE DARGESTELLT

VON

D. HEINRICH AUGUST SCHOTT

PROFESSOR DER THEOLOGIE UND DIREKTOR DES AKADEMISCHEN GOTTESDIENSTES ZU JENA.

Dritten Theils zweite Abtheilung.

LEIPZIG, 1828.

VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH.

SEINEM

HOCHVEREHRTEN FREUNDE

HERRN

KARL HEINRICH LUDWIG PÖLITZ

KÖNIGLICH SÄCHSISCHEM HOFRATHE UND PROFESSOR ORDINARIUS DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT ZU LEIPZIG

DEM VERDIENSTVOLLEN LEHRER UND MEISTER DES GUTEN TEUTSCHEN STYLS

MIT FREUNDSCHAFTLICHER HOCHACHTUNG

GEWIDMET

VON

DEM VERFASSER.

Vorrede.

Dieſer letzte Theil meiner ausführlicheren Theorie der Beredſamkeit enthält, was der kurze Entwurf dieſer Theorie (2. Ausgabe, Leipzig, 1815.) von S. 144. bis zu Ende zuſammenfaſste, ausführlicher erörtert, und in Beiſpielen nachgewieſen — aber auch zum Theil in mannichfaltigen Punkten umgearbeitet. Am meiſten fühlte ich mich zu weiteren Erörterungen in der Lehre vom Styl veranlaſst. Die Deklamation und Aktion iſt in vielen neueren Schriften ſo vollſtändig, auch in Beziehung auf geiſtliche Redner, bearbeitet worden, daſs ich mich hier am kürzeſten faſſen konnte, und am wenigſten noch etwas neues Eigenthümliches zu geben vermochte. Vielleicht iſt ſchon das zu ausführlich, was ich über dieſen Punkt geſagt habe — denn nach meiner Ueberzeugung wird bei dem äuſseren Vortrage am wenigſten durch viele Regeln ausgerichtet, das Meiſte durch unmittelbare Nachweiſung des Fehlerhaften und des Guten bei angeſtellten Uebungen — aber

es ist schwer, genau auszumitteln, in wie weit sich die Theorie bei diesem Theil der Rhetorik mit allgemeinen Untersuchungen und Regeln befassen solle, und ganz übergangen durften diese Untersuchungen nicht werden, wenn nicht die Theorie der Beredsamkeit unvollständig bleiben sollte.

Und so schliesse ich nun das Ganze mit dem lebhaften Wunsch, dass es mir nach dem Urtheil einsichtsvoller Kenner wirklich gelungen seyn möge, zur Förderung der wahren geistlichen Beredsamkeit das Meinige mitgewirkt zu haben.

Jena, den 6. Februar, 1828.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniſs.

Theorie des redneriſchen Styls mit beſonderer Anwendung auf die geiſtliche Rede.

Erſter Abſchnitt.

Ueber Styl und Schreibart überhaupt, angewendet auf den weſentlichen Unterſchied der eigentlichen Proſa, der Poeſie, der Beredſamkeit S. 1 — 40. Begriff des Styls und der Schreibart S. 2. ff. Theorie des Styls S. 6. ff. Was zum Weſen des Styls gehöre S. 7. ff. Schriften über die Theorie des Styls S. 10. ff. Oberſter Grundſatz des Styls, aus dem Zweck der Sprachdarſtellung und aus der Natur des Menſchen abgeleitet S. 12. ff. Entwickelung der verſchiedenen Gattungen des Styls nach einer doppelten Anſicht: der proſaiſche, dichteriſche, redneriſche Styl in der niederen, mittleren, höheren Sphäre S. 16. ff. Genauere Charakteriſtik dieſer verſchiedenen Gattungen und Sphären durch Beiſpiele erläutert S. 26. ff.

Zweiter Abſchnitt.

Diejenigen Eigenſchaften des guten Styls, die ſich zunächſt auf die Forderungen des Erkenntnifsvermögens beziehen, mit ſpecieller Hinſicht auf den Charakter der Beredſamkeit, insbeſondere der geiſtlichen, betrachtet. S. 41—93. Reinheit und Richtigkeit der Sprache. S. 42. ff. Die durchgängige Richtigkeit des Ausdrucks, welche ſich auf die Natur der darzuſtellenden Vorſtellungen bezieht S. 57. ff. Deutlichkeit und Beſtimmtheit S. 59. ff. Ordnung im Ausdruck S. 75. ff. Zweckmäſsige Kürze S. 78. ff. Was unter Gedrängtheit des Ausdrucks zu verſtehen ſey S. 89. ff.

Dritter Abſchnitt.

Diejenigen Eigenſchaften des guten Styls, die ſich zunächſt auf die Anſprüche der Einbildungskraft und Phantaſie, des Gefühls, der feineren Sinnlichkeit beziehen, oder zu den verſchiedenen geiſtigen Vermögen in gleichem Verhältniſſe ſtehen, mit ſpecieller Hinſicht auf den Charakter der Beredſamkeit, insbeſondere der geiſtlichen, betrachtet S. 93—224.

Ueber die im Charakter der Rede nothwendig gegründete Eigenſchaft der Lebendigkeit S. 93. ff. Sie umfaſst hauptſächlich den zweckmäſsigen und wechſelnden Gebrauch der ſogenannten Redefiguren. Urſprung, Begriff, Zweck der Redefiguren, und Verſchiedenheit ihrer Beſtimmung in der Poeſie, und in der Rede. S. 96. ff. Verſchiedene Anſichten über die Grenzen zwiſchen Tropen und eigentlichen Figuren, und über die rechte Eintheilung derſelben. S. 101. ff. Objektive Figuren (mit Inbegriff der Tropen) S. 112. ff. Subjektive Figuren S. 129. ff. Beſondere und zufällige Eigenſchaften des Styls, welche in dem allgemeinen Begriffe der Lebendigkeit liegen. Anſchaulichkeit S. 139. fg. Blühender Styl S. 141. ff. Fülle S. 143. Pracht und Kühnheit S. 143. ff. Gröfse und Erhabenheit S. 146. ff. Das Pathos im Styl S. 150. ff. Das Gemüthvolle und Rührende S. 155. ff. Das Scharfſinnige (oder Sinnreiche) und Witzige S. 169. ff. Allgemeine Geſetze, unter denen der Gebrauch der Redefiguren

ſteht S. 162. ff. Anwendung derſelben in der Beredſamkeit und in der Poeſie, in ihrem Unterſchiede betrachtet S. 168. ff.

Ueber die Angemeſſenheit und relative Würde im Ausdruck S. 174. ff. Abſolute Würde S. 178. ff. Insbeſondere vom Gebrauch der Satire in der Rede überhaupt, und in der geiſtlichen S. 181. ff. Popularität verſchieden von Plebejität S. 186. ff.

Eigenſchaften des guten Styls, welche den Bau der Sätze und Perioden betreffen. Nothwendigkeit des Wohlklanges S. 188. ff. Einfache Sätze, erweiterte und zuſammengeſetzte und eigentliche Perioden S. 191. ff. Die freiere Rede und die mehr gebundene periodiſche Darſtellung S. 197. ff. Wie der Ausdruck diejenige Vollkommenheit, die er beſitzen muſs, in ſo fern er ſich zunächſt dem äuſseren Sinne darſtellt, empfange, in der Wahl einzelner Wörter S. 204. in der Verbindung von Wörtern, welche unmittelbar oder in kurzen Zwiſchenräumen auf einander folgen S. 204. fg. in der ganzen Zuſammenfügung einzelner Sätze und Perioden, oratoriſcher Rythmus S. 206. ff. in der Verbindung mehrerer Sätze und Perioden zu einem Ganzen S. 221. ff.

Vierter Abſchnitt.

Der redneriſche Styl in der niederen, mittleren und höheren Sphäre. S. 224—259. Allgemeine Bezeichnung dieſer verſchiedenen Sphären S. 224. ff. Nachweiſung in Beiſpielen S. 227. ff.

Theorie des äuſseren redneriſchen Vortrags mit beſonderer Anwendung auf die geiſtliche Rede.

Erſter Abſchnitt.

Von den Grundſätzen der körperlichen Beredſamkeit überhaupt. S. 240—256.

Nothwendigkeit der auf körperliche Beredſamkeit zu wendenden Sorgfalt S. 240. ff. Begriff derſelben S. 242. fg.

Was sie überhaupt leisten müsse und voraussetze S. 244. ff. Wie nothwendig auch dem geistlichen Redner der gute äussere Vortrag sey S. 246. ff. Litteratur S. 252. ff.

Zweiter Abschnitt.

Ueber die Deklamation S. 256 — 304.

Ueber die Stimme und den Gebrauch der Stimme (Ton und Ausdruck) S. 256. fg. Ueber diejenigen Eigenschaften der Deklamation, welche die Verständlichkeit nöthig macht: Korrektheit, Reinheit oder Richtigkeit der Deklamation, d. h. fehlerfreies Aussprechen der Buchstaben, grammatisch-richtige Betonung, Beobachtung der grammatischen Pausen, S. 258. ff. Genauigkeit im Artikuliren der Konsonanten und Aussprechen der Sylben, Ausbildung der Stimme, und zweckmässige Stärke des Tons (zugleich von der deklamatorischen Tonleiter) S. 265. ff. Ueber die Eigenschaften, durch welche die Deklamation für die Person des Redners gewinnt, und die lebendige Theilnahme der Zuhörer an der Handlung der Rede unterhält. Wohlklang und subjektive Natürlichkeit S. 270. ff. Ueber die Eigenschaften, deren Nothwendigkeit darauf beruht, dass die Deklamation den Antheil, welchen der Redner selbst an den dargestellten Vorstellungen nimmt, lebendig beurkunden soll. Harmonie der Deklamation 1) mit den Gemüthszuständen des Redners, durch rechte Wahl der Tonarten, Empfindungsaccente, und emphatische Pausen S. 277. ff. 2) mit der grösseren oder geringeren Wichtigkeit einzelner Vorstellungen und der Verschiedenheit ihrer logischen Verhältnisse, durch den Redeaccent und Abwechslung im Zeitmaasse S. 285. ff. 3) mit der Natur der zu bezeichnenden Gegenstände durch ein gewisses deklamatorisches Malen S. 294. ff. 4) mit dem jedesmaligen bestimmten Endzwecke eines Vortrags oder eines einzelnen Abschnittes S. 300. ff.

Dritter Abschnitt.

Ueber die Gebehrdensprache (Aktion) S. 305 — 326.

Wie die Aktion alles dasjenige zu meiden habe, was den Zuhörer abstossen, und seine Aufmerksamkeit hindern würde, und dagegen alle ihr zu Gebote stehende Mittel anzuwenden,

wodurch der Zuhörer für die Perſon des Redners gewonnen und die lebendige Theilnahme an der Handlung der Rede unterhalten werden kann. Anſtand und Würde S. 306. ff. Subjektive Natürlichkeit und Leichtigkeit S. 309. ff. Aeſthetiſche Form (hauptſächlich durch Annäherung an die Wellenlinie und Harmonie im Mannichfaltigen) S. 311. ff. Ueber die Eigenſchaften, deren Nothwendigkeit darauf beruht, daſs die Aktion die eigene lebendige Theilnahme des Redners an den dargeſtellten Vorſtellungen beurkunde. Uebereinſtimmung 1) mit dem jedesmaligen Gemüthszuſtande des Redners S. 314. ff. 2) mit der gröſseren oder geringeren Wichtigkeit einzelner Vorſtellungen, und ihren verſchiedenen Verhältniſſen (mimiſcher Accent) S. 317. ff. 3) mit der Beſchaffenheit der darzuſtellenden Gegenſtände (bezeichnende und malende Aktion) S. 320. ff. 4) mit dem Endzweck, der in einzelnen Vorträgen, oder in einzelnen Abſchnitten einer Rede zunächſt erreicht werden ſoll S. 324. ff. Uebereinſtimmung zwiſchen der Deklamation und Aktion S. 325. fg.

Vierter Abſchnitt.

Ueber das emoriren und Extemporiren. S. 327. bis zu Ende.

Warum das Ableſen nicht gerechtfertigt werden könne S. 327. ff. Ob ein theilweiſer, ſo wenig als möglich ſtörender Gebrauch des Manuſcripts während des öffentlichen Vortrags, unter gewiſſen Bedingungen zu entſchuldigen ſey S. 329. ff. Ueber die verſchiedenen Arten des Extemporirens und die Bedingungen ihrer Zuläſſigkeit S. 335. ff. Ueber das Memoriren, Methode und Erleichterungsmittel deſſelben S. 356. ff.

Verbesserte Druckfehler.

S. 14. Zeile 35. statt: je vollkommen, l. je völlkommner.
— 51. — 21. — Ruhe, l. Nähe.
— 41. — 17. — die betreffende; l. die belehrende
— 49. — — in der angeführten Stelle des Quinktilian st. *significatu*, l. *significata*.
— 72. — 24. — daruth, l. daran.
— 76. — 23. — verweigert, l. verringert.
— 88. — — in der Anmerkung st. und Tzschirner, l. in Tzschirner u. s. w.
— 95. — 4. — l. hervortreten müsse.
— 117. — 6. — χυμος, l. χυρος.
— — — 14. — laben, l. leben.
— 119. — — in der Note nach: durchgängig setze hinzu: man pflegt nicht.
— 127. — 9. — richtigem, l. wichtigere.
— 133. — 13. — ihnen, l. in ihnen.
— 138. — 23. — ist: in, wegzulassen.
— 142. — 25. — einstimmige, l. einförmige.
— 170. — 26. nach: die eben genannten setze ein Komma.
— 175. — 13. statt: ändern, l. andere.
— 222. — 28. — im Vortrag, l. ein Vortrag.
— — — 32. — zu jeder, l. zu reden.
— 228. — 32. — einer, l. euerer.
— 238. — 22. — alte, l. alle.
— 244. — 14. — Poesie, l. Person.
— 280. — 33. — innere, l. immer.
— 284. — 23. — gröfseren, l. äufseren.
— 288. — 29. — aber, l. eben.
— 301. — 8. — Redner, l. Reden.
— 303. — 22. — nur, l. nun.
— 312. — 28. — aber, l. eben.
— 323. — 12. — bestimmten, l. bestürmten.
— 326. — 7. — Vorzügen, l. Vorträgen.
— 328. — — in der Note st. *Jerrarii* l. *Ferrarii*.
— 340. — 8. — ist ihm wegzulassen.

Theorie des redneriſchen Styls
mit beſonderer Anwendung auf die geiſtliche Rede.

Erſter Abſchnitt.

Ueber Styl und Schreibart überhaupt, angewendet auf den weſentlichen Unterſchied der eigentlichen Proſa, der Poeſie, der Beredſamkeit.

Es iſt die höchſte Aufgabe für den Redner (ſ. die philoſophiſche und religiöſe Begründung der Rhetorik S. 443.) durch zuſammenhängenden Ausdruck ſeines inneren Lebens ſo auf menſchliche Gemüther zu wirken, daſs ſie, als ſittlich-freie Weſen, ihre Beſtrebungen mit den ſeinigen zu einer und derſelben Richtung vereinigen. Wie die Muſik in Tönen, andere Künſte in ſichtbaren Formen und Geſtalten, ein inneres Leben ausdrücken (darſtellen), ſo iſt die Beredſamkeit an dasjenige Mittel gebunden, welches wir Sprache nennen, an die Darſtellung menſchlicher Vorſtellungen durch artikulirte, bedeutende Laute *). Eine ſolche Anwendung der Sprache alſo, die mit dem eigenthümlichen Zweck der Beredſamkeit ganz übereinſtimmt, und die Beobachtung gewiſſer darauf ſich beziehenden Grundſätze gehört zu den weſentlichen Pflichten des Redners, und muſs nothwendig in dem Kreiſe der Unterſuchungen liegen, mit denen

*) S. die Begründung der Rhetorik S. 8. folgg.

ſich eine Theorie der Beredſamkeit beſchäftigt — nicht, um durch die Menge der Regeln den Mangel der geiſtigen Anlagen und Bildungsmittel zu erſetzen, auf denen die Gabe einer eben ſo richtigen als wohlgefälligen Darſtellung der Gedanken in Worten zunächſt beruht, ſondern, damit der Redner auch in dieſer Hinſicht zu einem möglichſt klaren Bewuſstſeyn ſeiner Thätigkeit komme, damit er die Sprache der Beredſamkeit in ihrem innerſten Weſen pſychologiſch ergründe, ſich ſelbſt und ſeine Produkte ſchärfer beobachte und richtiger beurtheile, die mannichfaltigen Klippen, an denen oft auch die beſten Talente ſcheitern, zu vermeiden wiſſe, und der fortgehenden Bildung und Entwickelung ſeiner Anlagen die ſicherſte Richtung gebe.

Der Ausdruck: Sprache und: Sprechen (ſubjectiv genommen, von der Thätigkeit und Fertigkeit des Menſchen ſelbſt) umfaſst eine jede durch Worte geſchehende Darſtellung eines inneren geiſtigen Zuſtandes, es möge zunächſt ein Zuſtand des ruhigen Anſchauens und Denkens, oder des lebendigen Fühlens, oder des innigen Beſtrebens ſeyn (wiewohl auch Gefühle und Beſtrebungen, wie in der Begründung der Rhetorik erſtem Kapitel nachgewieſen worden iſt, immer erſt in Vorſtellungen übergegangen ſeyn müſſen, um in der Sprache dargeſtellt werden zu können). Wir ſprechen, wenn wir auch nur einen einzelnen, flüchtig vorübereilenden Zuſtand unſeres inneren Lebens in artikulirten, bedeutenden Lauten ausdrücken. Wir ſprechen, wenn wir auch (wie in geſelliger Unterredung) ſehr mannichfaltige Vorſtellungen, Gefühle, Beſtrebungen darſtellen, und einen Gegenſtand der Rede leicht und ſchnell mit dem andern vertauſchen, ohne einen beſtimmten Zweck, auſser den allgemeinen der Unterhaltung und gegenſeitigen Mittheilung ſelbſt, dabei zu verfolgen, und, ohne einen beſtimmten Zuſammenhang vom An-

fange bis Ende im Auge zu behalten. Sobald aber die Fertigkeit und Thätigkeit des Sprechens angewendet wird, um eine gewiſſe zuſammenhängende Reihe von Vorſtellungen, die eine beſtimmte, in ſich ſelbſt abgeſchloſſene Einheit ausmachen ſollen, für einen beſtimmten Zweck darzuſtellen, ſey es ſchriftlich oder mündlich, ſo geſtaltet ſich auch das Sprechen zu einem gewiſſen Styl, zu einer Schreibart. Sprachdarſtellung überhaupt iſt das Allgemeine; Styl oder Schreibart der engere Begriff, der jenen immer vorausſetzt, aber da erſt eintritt, wo man ſich veranlaſst fühlt, eine beſondere Aufmerkſamkeit auf die Art und Weiſe zu richten, wie man andern eine gewiſſe Reihe von Gedanken vorzutragen gedenkt. Dieſe Anwendung des Sprechens, im mündlichen oder ſchriftlichen Vortrage, hat einen ſehr verſchiedenen Charakter. Denn nicht blos das Objektive, die Natur des darzuſtellenden Gegenſtandes, der Endzweck des Vortrags, die ſtete Rückſicht auf die geiſtige Bildung der Leſer und Zuhörer, denen man etwas für einen beſtimmten Endzweck vorträgt, begründet mehrere Arten und Formen des Styls, ſondern auch das Subjektive, die geiſtige Individualität des Schreibenden oder Sprechenden ſelbſt, und die jedesmalige geiſtige Stimmung giebt dem ſtyliſtiſchen Produkte, als ſolchem, immer ein eigenes Gepräge. In welchem Verhältniſſe die beiden Ausdrücke: Styl und Schreibart ſelbſt unter einander ſtehen? und in wie fern das eine von dem andern unterſchieden werden müſſe? darüber ſcheinen die Theoretiker nicht ganz einig zu ſeyn. Mehrere, wie Adelung (über den deutſchen Styl 1. B. Berlin, 1789. S. 25.) oder K. Reinhard (in ſeinen erſten Linien eines Entwurfs der Theorie und Litteratur des deutſchen Styls, Göttingen, 1796. S. 16. ff.) gebrauchen beide als ſynonym. Nach Kosmann (Verſuch einer Theorie des deut-

ſchen Styls 1. Theil, Berlin, 1794. S. 25. ff.) bedeutet Styl überhaupt eine jede eigenthümliche und zur Fertigkeit gewordene Verfahrungsart, ſie werde in dieſer oder jener Kunſt angewandt, vorzugsweiſe aber diejenige Verfahrungsart, die ſich beſonders im geiſtigen und bildenden Theile der Kunſt zeigt, oder in dem, was aus dem Genie des Künſtlers hervorgeht, alſo höher ſteht, als die Manier, d. h. die Verfahrungsart, welche blos im Mechaniſchen ſichtbar iſt; demnach ſoll Styl im Vortrage die Art und Weiſe bezeichnen, wie jemand, nach einem beſtimmten Zwecke, ſeine Gedanken ſelbſt bildet, ordnet, modificirt und darſtellt, Schreibart dagegen (nach der Analogie mit demjenigen, was bei andern Kunſtwerken Manier *) genannt wird) die Art und Weiſe, wie man die Worte, die Ausdrücke (als Zeichen überhaupt betrachtet, abgeſehen von den Gedanken) wählt, ordnet und zuſammenſetzt, d. h. das Verhältniſs, in welchem der Vortrag zu den Anforderungen des Wohlklanges und des Periodenbaues ſteht. Nach dieſer Anſicht verhält ſich der Styl zur Schreibart, wie Grund zur Folge, und wird erſt durch die letztere ſichtbar. Beachten wir aber den gewöhnlichen Sprachgebrauch, ſo läſst ſich doch nicht verkennen, daſs man den Ausdruck: Styl, eben ſo ſehr auf die Art und Weiſe, wie ein Schriftſteller oder Redner ſeine Sätze und Perioden baut, als auf die übrigen Eigenſchaften der Darſtellung bezieht — und nicht ohne Grund, da es ſelbſt auf die Modifikation und Geſtaltung der Gedanken bedeutenden Einfluſs hat,

*) Andere aber verſtehen unter Manier im Vortrage die jedem klaſſiſchen Schriftſteller eigenthümliche Art und Weiſe, ſeine Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen durch Sprache darzuſtellen — inſofern ſie eben durch ſeine Individualität beſtimmt wird. S. Pölitz: Geſammtgebiet der deutſchen Sprache. 1. Bd. S. 476.

ob ſie in Perioden zuſammengerückt und gedrängt, oder in kurzen Sätzen mehr auseinander gelegt und auseinander gehalten werden. In Reinbek Handbuch der Sprachwiſſenſchaft 2r Bd. 1. Abtheilung (Eſſen und Duisburg, 1816.) S. 63. wird Styl von Schreibart dadurch unterſchieden, daſs jenes mehr umfaſſe, als dieſes, weil man bei dem Styl auch an die Anordnung der Vorſtellungen, bei der Schreibart nur an das übrige denke, was zur Sprachdarſtellung gehört. Dies kann nun ſchwerlich von der Dispoſition verſtanden werden, die einem ganzen Vortrage zum Grunde liegt, da man nach allgemeinem rhetoriſchen Sprachgebrauche das Geſchäft der ſtyliſtiſchen Einkleidung von dem Geſchäfte der Dispoſition zu unterſcheiden pflegt. Indeſſen gehört allerdings auch zur ſtyliſtiſchen Form der bereits disponirten Hauptgedanken wieder ein Ordnen, das auf verſchiedene Art geſchehen kann, in ſo fern die Hauptgedanken, ſobald man ſie ſtyliſtiſch geſtaltet, durch mannichfaltige untergeordnete und Nebengedanken, mehr oder weniger erweitert werden. Man könnte alſo wohl, von dieſem Standpunkte aus, das Eigenthümliche des Begriffs der Schreibart auf dasjenige beſchränken, was in dem Ausdruck der Gedanken nicht unmittelbar auf ihre Geſtaltung und Ordnung Einfluſs hat; dies wäre am Ende nur das Verhältniſs, in welchem die Worte, als ſinnlich-vernehmbare Zeichen (abgeſehen von den Gedanken ſelbſt, die mit ihnen bezeichnet werden ſollen) zu den Anforderungen des Wohllautes und Wohlklanges ſtehen. So enge Grenzen pflegt aber doch die rhetoriſche Terminologie dem Ausdruck: Schreibart, nicht vorzuzeichnen. Mir ſcheint der Unterſchied beider Worte nicht ſowohl im Weſen der Sache ſelbſt, als darin zu liegen, daſs man das eine: Styl, von der ſchriftlichen auch auf die mündliche Sprachdarſtellung übergetragen hat, während das andere: Schreibart, immer nur in Beziehung auf ſchriftliche

Vorträge, als *solche*, gebraucht wird. Wir bedienen uns z. B. von einer *blos gehörten* geistlichen Rede (ohne darnach zu fragen, ob sie der Redner vorher wörtlich ausgearbeitet und schriftlich entworfen hatte, oder nicht) eben so wohl, als von einer *gelesenen* Predigt des Ausdrucks, sie habe einen richtigen, anziehenden, lebendigen oder einen fehlerhaften, abstossenden, trockenen Styl; wir sagen vom mündlichen Redner, wie vom Schriftsteller, er habe den Styl in seiner Gewalt oder nicht; aber niemand rühmt oder tadelt die Schreibart eines mündlichen Vortrags.

So wie nun die Darstellung menschlicher Vorstellungen in Worten, welche wir Sprache überhaupt nennen, an gewisse Gesetze (Bedingungen) gebunden ist, die in der Organisation des menschlichen Geistes selbst liegen, und eine allgemeine Philosophie der Sprache begründen *); so muss auch der Styl unter Gesetzen stehen, welche darinn ihren Grund haben, dass irgend eine zusammenhängende, zur bestimmten Einheit verknüpfte Reihe von Vorstellungen für irgend einen bestimmten Endzweck dargestellt werden soll, *mit einem gewissen beabsichtigten Eindruck auf menschliche Gemüther*, indem dabei *vorausgesetzt* wird, was *a priori* (wie die Philosophie der Sprache zeigt) als nothwendiger Bestandtheil aller menschlichen Sprache gegeben ist. Und so muss es denn auch eine *Theorie des Styls* geben, welche, in so weit sie eine *allgemeine* ist; die Grundsätze ausspricht, wodurch der zweckmäßige, der Natur und dem Wesen des menschlichen Geistes angemessene Gebrauch der Sprachdarstellung für schriftliche und mündliche Vorträge bestimmt und geleitet wird. Bei aller Verschiedenheit der Endzwecke, welche durch den

*) S. die philosophische und religiöse Begründung der Rhetorik und Homiletik. S. 32. ff. (neue Auflage. S. 30. ff.

Ausdruck des inneren geiſtigen Lebens erreicht werden ſollen, iſt und bleibt der Styl, ſo wie die Sprachdarſtellung überhaupt, immer etwas Formelles. Die Vorſtellungen ſelbſt, welche dargeſtellt werden ſollen, machen den Stoff, das Materielle aus; die Art und Weiſe, wie man das Mannichfaltige dieſer Vorſtellungen durch Worte zu einer gewiſſen Einheit in der Darſtellung verknüpft, nennen wir die Form. Mithin iſt auch die ganze Theorie des Styls eine formelle Wiſſenſchaft *).

Um genauer zu beſtimmen, was eigentlich zum Weſen des Styls gehöre, darf man ſich nur an den oben beſtimmten Begriff der Sache halten, und an den Unterſchied des Stoffes von der Form. Die Vorſtellungen (das Materielle der Sprachdarſtellung überhaupt, und eines jeden beſtimmten Vortrags) ſollen vermittelſt der Worte aus dem Innern des Menſchen heraus in die Auſſenwelt treten; geknüpft an ſichtbare und hörbare, ſie darſtellende Zeichen, ſollen ſie mit einem beſtimmten Eindrucke aufgefaſst und aufgenommen werden von andern menſchlichen Gemüthern. Was der Redende oder Schreibende denkt und empfindet, das ſoll der Zuhörer oder Leſer eben ſo, und möglichſt mit derſelben Klarheit und Beſtimmtheit denken, mit derſelben Stärke und Kraft empfinden. Dies kann nicht anders, als dadurch geſchehen, daſs jenes Mannichfaltige, von der inneren geiſtigen Thätigkeit des Darſtellenden (wenn er ſich ſelbſt über die gegenwärtige Richtung ſeiner Thätigkeit gehörig klar geworden iſt) in einen Totalblick zuſammengedrängte und zuſammengefaſste, in der Darſtellung mehr oder weniger auseinander gelegt und entwickelt wird; daſs man das Einzelne in jenem Ganzen liegende, mehr oder we-

*) Aus dieſem Geſichtspunkte iſt ſie in der neueſten Zeit von Pölitz in ſeinen klaſſiſchen Werken über den deutſchen Styl, die ich im Folgenden nenne, bearbeitet worden.

niger hervorhebt, ausbildet, in ſeinem eigenthümlichen Lichte und in ſeinen beſtimmten Umriſſen und Grenzen erſcheinen läſst, immer jedoch mit Hinſicht auf die Einheit, die jenes Mannichfaltige zu einem geſchloſſenen Ganzen bindet. Jeder einzelne klar gedachte und richtig gebaute Periode iſt ein entwickelndes und auseinanderlegendes Darſtellen eines Mannichfaltigen, das in der inneren geiſtigen Handlung des Redenden oder Schreibenden einen gewiſſen Moment, als ein Hauptgedanke, oder als eine jetzt vorherrſchende (aber in Vorſtellung übergegangene) Empfindung erfüllte. Und es erklärt ſich daraus die bekannte Beobachtung, daſs uns jede unſerer eigenen Vorſtellungen, und jede Reihe von Gedanken gewöhnlich dann am klärſten wird, wenn wir ſie auszuſprechen und darzuſtellen verſuchen. In der Natur dieſer entwickelnden Darſtellung liegt aber auch nothwendig dies, daſs jenes Mannichfaltige in einer beſtimmten Ordnung auf einander folge. In wie weit nun jenes Ausbilden einer Vorſtellung durch die ſtyliſtiſche Darſtellung geſchehe, und welche Ordnung gewählt werde? dies beſtimmt die Natur der Sache, der jedesmalige Zweck des Vortrags, der gegenwärtige geiſtige Zuſtand des Schreibenden und Redenden ſelbſt. Wie verſchieden die Wirkungen ſind, welche der Styl in den Gemüthern der Menſchen hervorbringt, indem er auf dieſe Weiſe den auszuſprechenden Vorſtellungen eine beſtimmte Geſtalt und Form giebt, davon kann man ſich augenblicklich überzeugen, ſobald man nur an ſich ſelbſt die verſchiedenen Eindrücke beobachtet, welche die Darſtellung deſſelben Gedankens in der höchſten jedes Wort lakoniſch ſparenden Präciſion, oder in einer reichen Fülle der Worte, ein langer viel umfaſſender und viel zuſammendrängender Periode, oder eine Reihe von kurzen, leicht hingeworfenen und dahinrollenden Sätzen macht. Da es ferner bekannt iſt, daſs die Worte, die Mittel der Sprachdarſtellung, nicht ſelten mehr als eine Bedeutung haben; ſo kann

es nicht befremden, wenn ſich oft dieſe und jene Nebenvorſtellung durch die gewählten Worte ſelbſt an den Gedanken anknüpft, welcher zunächſt dargeſtellt werden ſoll. Der ſchriftliche und mündliche Vortrag beachtet daher bei der Wahl der Worte und Ausdrücke dasjenige, was in dem Umfange und in dem Gebrauch (*usus*) der Sprache liegt, deren er ſich bedient, nicht blos negativ, d. h., alles dasjenige vermeidend, was unpaſſende, die Einheit des Ganzen ſtörende Nebenvorſtellungen veranlaſſen würde, ſondern auch poſitiv, indem er vor allen ſolche Ausdrücke und Redensarten wählt, die den zunächſt darzuſtellenden Gedanken mit ſolchen Nebenvorſtellungen umgeben, wodurch er die Klarheit, die Anſchaulichkeit, die Lebendigkeit empfängt, welche dem Gemüthszuſtande des Redenden und Schreibenden, der Natur der Sache, dem Endzwecke des Vortrags am angemeſſenſten iſt. Dieſe Wahrnehmung tritt hauptſächlich bei denjenigen Worten hervor, die auſser der eigentlichen Bedeutung oft auch eine bildliche haben, und daher der figürlichen Rede dienen. Auch in dieſer Hinſicht ſagen wir von dem Styl, er geſtalte und forme die Vorſtellungen, und jede Selbſtbeobachtung überzeugt uns leicht von den ganz verſchiedenen Eindrücken, welche derſelbe Gedanke in einer gefälligen, anziehenden, blühenden Darſtellung, und — in einem völlig didáktiſchen, ſogar trockenem Style macht. Endlich kommen auch in der That die Worte ſelbſt, ganz abgeſehen von dem Inhalte der an ſie geknüpften Vorſtellungen und Nebenvorſtellungen, als ſinnliche hörbare Zeichen in Betrachtung. Empfänglich für das Angenehme und Schöne können wir nicht gleichgültig dagegen ſeyn, ob uns die einzelnen Worte, und die aus Worten zuſammengefügten Sätze und Perioden, in denen uns Vorſtellungen dargeſtellt werden, durch Wohlklang und Wohllaut anziehen, oder durch die entgegengeſetzten Eigenſchaften abſtoſſen. Da der äuſsere

Sinn, der hier zunächst entweder angenehm oder unangenehm berührt wird, in genauer Verbindung mit dem inneren Sinne steht; so ist auch die Aufmerksamkeit, die Richtung der Einbildungskraft, die thätige Theilnahme des ganzen menschlichen Gemüths von jenem ersten äußeren Eindrucke, besonders im mündlichen Vortrag, gewissermaaßen abhängig.

Die Wichtigkeit der styliſtischen Darstellung für den Endzweck des Redners erkannten und fühlten auch die alten griechischen und römischen Rhetoren. Und, wie viel wir der feinen Beobachtungsgabe, dem Scharfsinn, der Belesenheit dieser Männer verdanken, wird auch die neuere Rhetorik immer anerkennen müssen, wenn es auch nicht zu läugnen ist, daſs eine streng-systematische Behandlung dieser Wissenschaft erst den neuesten Zeiten aufbehalten war, nachdem sich eine eigentliche Philosophie der Sprache gebildet hatte. Vorzüglich wichtig sind und bleiben unter jenen Schriften der Alten: *Aristoteles τέχνη ῥητορική* l. 3. *Cicero de orat. l. 3. Eiusdem orator. Quinctil. institutt. oratt. l.* 8. 9. 10. 11. (*c.* 1.) 12. (*c.* 10.) *Dionysius Longinus περὶ ὕψους. Hermogenes περὶ ἰδεῶν* und *περὶ μεθόδου δεινότητος. Dionysius Halicarnaſſenſis* in seinen rhetorischen und kritischen Abhandlungen im 5. und 6. Bande der Reiskischen Ausgabe. *Demetrius περὶ ἑρμηνείας.* In neueren Zeiten ist die Theorie des Styls, seit den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts, mit specieller Anwendung auf die Sprache der eigentlichen Prosa, der Poesie, der Beredsamkeit, und mit besonderer Beziehung auf unsere deutsche Sprache, vielfältig bearbeitet worden, von dem einen Theile zunächst auf dem Wege der empirischen Sprachforschung, von dem andern zugleich nach philosophischen Grundsätzen. Außer den in der philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik und Homiletik S. 33. fg. (neue Ausg. S. 31. fg.) bei dem Begriff der Philosophie der Sprache schon

angeführten Werken von Pölitz, Bernhardi, Reinbek, Roth sind hier noch folgende *) zu nennen: Scheller Gedanken von den Eigenschaften der deutschen Schreibart, Halle, 1772. Gottsched vollständigere und erläuterte deutsche Sprachkunst, 8. Auflage, Leipzig, 1775. Adelung deutsche Sprachlehre vierte Auflage, Berlin, 1802. Ebendess. umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache, 2 Theile, Leipzig, 1782. Ebend. über den deutschen Styl, 2 Theile, 4. Auflage, Berlin, 1801. Moritz deutsche Sprachlehre, 3. Auflage, Berlin, 1794. Ebendess. Vorlesungen über den Styl, 2 Theile, Berlin, 1793. Kosmann Versuch einer Theorie des deutschen Styls, 3 Theile, Berlin, 1794. 95. K. Reinhard erste Linien eines Entwurfs der Theorie und Litteratur des deutschen Styls, Göttingen, 1796. Roth Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre, Giessen, 1801. Vollbeding deutsche Sprachlehre, Leipzig, 1802. Heinsius neue deutsche Sprachlehre, 3 Theile, Berlin, 1801. Ebendess. Teut, theoretisch-praktisches Lehrbuch des deutschen Sprachunterrichts, 4 Theile, Berlin, 1811. Snell Lehrbuch der deutschen Schreibart, 2. Auflage, Frankfurt, 1801. Heynatz deutsche Sprachlehre, 5. Aufl. Berlin, 1803. Neumann Anweisung zum richtigen und guten Ausdruck in der deutschen Sprache, Leipzig, 1803. Jean Paul Vorschule der Aesthetik, 2. Theil, Hamburg, 1804. Petri Grundsätze der Wohlredenheit, oder Theorie des Styls, Pirna, 1811. Bauer Lehrbuch der deutschen Sprache, 3

*) Ich übergehe hier diejenigen Schriftsteller, welche die Theorie des Styls, und insbesondere des redneriſchen, als Bestandtheil der gesammten Theorie der Beredsamkeit zugleich mit bearbeitet haben, da diese Lehrbücher und Handbücher der Rhetorik in dem litterärischen Anhange zur philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik mit möglichster Vollständigkeit angeführt worden sind.

Theile, Potsdam, 1811. Ebendeſſ. kurzgefaſstes Lehrbuch der deutſchen Sprache, Potsdam, 1812. Steinheil Lehrgebäude der deutſchen Sprache, Stuttgart, 1812. Rumi theoretiſch-praktiſche Anleitung zum deutſchen proſaiſchen Styl, Wien, 1813. Durſt kurzer Leitfaden zur deutſchen Sprachkunde, in hiſtoriſcher und äſthetiſcher Hinſicht, Nürnberg, 1815. Aurbacher Lehrbuch des deutſchen Styls, München, 2. Aufl. 1822. Pölitz die Sprache der Deutſchen philoſophiſch und geſchichtlich dargeſtellt, Leipzig, 1820. Ebendeſſ. das Geſammtgebiet der teutſchen Sprache, 4 Bände, Leipzig, 1825. Ebendeſſ. Lehrbuch der teutſchen proſaiſchen und redneriſchen Schreibart, Halle, 1827. Philoſophiſche Bearbeitung charakteriſirt unter denjenigen, die mir genauer bekannt geworden ſind, hauptſächlich die Schriften von Bernhardi, Reinbek, Roth, Moritz, Reinhard, Snell, Kosmann, Jean Paul, Durſt, Pölitz.

Da der Styl eine Anwendung der Thätigkeit und Fertigkeit des Sprechens iſt, zu einer beſtimmten Art des mündlichen oder ſchriftlichen Vortrags, ſo muſs er nothwendig, bei aller Verſchiedenheit ſeines Charakters, immer dem allgemeinen Endzwecke aller Sprachdarſtellung angemeſſen ſeyn, das innere geiſtige Leben des darſtellenden Individuum mit dem inneren Leben anderer Weſen ſeiner Gattung zu einer gewiſſen Einheit zu verknüpfen *). Dies ſetzt nothwendig voraus, daſs der Styl, wie die Sprachdarſtellung überhaupt, mit dem allgemeinen Charakter der menſchlichen Natur und ihren Forderungen übereinſtimme. Es iſt aber in der philoſophiſchen und religiöſen Begründung der Rhetorik und Homiletik S. 15. ff. nachgewieſen worden, wie wir das höchſte Princip, welches das innere Leben des Menſchen beherrſcht und leitet, in ei-

*) S. die philoſophiſche und religiöſe Begründung S. 22. folg.

nem raſtloſen Streben nach Harmonie, nach vollendeter Einigkeit mit ſich ſelbſt und mit der Welt finden, und, wie ſich dieſes Streben, in mannichfaltigen Abſtufungen und Geſtalten, in Beziehung auf das Erkennen und Denken, das Empfinden und Fühlen, das Wollen und Streben des Menſchen offenbare. Daraus ergiebt ſich ein doppeltes Reſultat, von gleicher Wichtigkeit für den oberſten Grundſatz der Theorie des Styls. Zuvörderſt, daſs jede Sprachdarſtellung, wenn ſie überhaupt auf menſchliche Gemüther für einen gewiſſen Endzweck wirken ſoll, dem Geſetze der Harmonie nicht widerſprechen dürfe, und, daſs ſie um ſo vollkommneren Eingang finde, je mehr ſich in dem ſtyliſtiſchen Produkte eine gewiſſe Einheit im Mannichfaltigen ausdrückt. Da nun in jedem ſtyliſtiſchen Produkte, wie ich oben bemerkte, Stoff (Materie) und Form unterſchieden werden; ſo entſpricht es dem Geſetze der Harmonie unſtreitig dann, wenn die Form theils mit dem Stoffe innig und unzertrennlich verbunden iſt, theils, auch abgeſehen von dem Stoffe, in ſich ſelbſt eine Einheit des Mannichfaltigen bildet. Auf dem einen beruht die Richtigkeit und Angemeſſenheit, auf dem andern der äſthetiſche Werth der Form *). Es liegt zweitens in jenem Grundprincip der geiſtigen Natur des Menſchen, in der Anlage und Tendenz zur Harmonie, daſs unter den verſchiedenen geiſtigen Vermögen des Menſchen ein ſteter Zuſammenhang ihrer Thätigkeiten herrſcht, und diejenige Entwickelung und Ausbildung der Beſtimmung des Menſchen am angemeſſenſten iſt, bei welcher keine geiſtige Kraft in ihrer naturgemäſsen Thätigkeit gehemmt und zurückgeſetzt wird. Und dar-

*) Ich ſtimme hier ganz mit Hrn. Hofr. Pölitz überein, der im Geſammtgebiet der teutſchen Sprache, 1. Thl. S. 224. das oberſte Geſetz für die Form dahin beſtimmt, daſs es in der innigſten und unauflöslichſten Verbindung der Richtigkeit (Correktheit) und Schönheit in der Form beſtehe.

aus ergiebt sich das psychologisch nothwendige Resultat, die styliſtische Darstellung müsse, bei aller Verschiedenheit der Endzwecke, das menschliche Wesen immer, so viel als möglich, als ein Ganzes auffassen und behandeln. Wir nennen denjenigen Styl fehlerhaft, der, bei gewissen ästhetischen Vorzügen der Form, welche die Einbildungskraft, das Gefühl, die feinere Sinnlichkeit nicht selten ansprechen, die Forderungen des erkennenden und denkenden Geistes unbefriedigt läſst, indem er durch Dunkelheit der Vorstellungen, oder schwankende Unbestimmtheit, oder ermüdende Weitschweifigkeit gerechten Anstoſs giebt. Wir tadeln aber die styliſtische Darstellung auch dann, wenn sie die Ansprüche des Erkenntnisvermögens befriedigt, ohne den Sinn für das Angenehme und Schöne im mindesten zu beachten. Von einem wissenschaftlichen Lehrbuch verlangen wir z. B. vor allen Dingen Richtigkeit, Deutlichkeit, Bestimmtheit, Präcision des Ausdrucks, und niemand wird hier, wo alles auf Belehrung und theoretische Ueberzeugung berechnet ist, einen blühenden, oder gefühlvollen Styl, eine rednerische Lebendigkeit verlangen; aber — eine ermüdende Einförmigkeit in der Wahl der Ausdrücke und in der Form der Perioden (wo die Natur der Sache und der Umfang der Sprache gröſsere Abwechslung gestattete), oder, abstoſsende und widrige Härten in der Verbindung der Worte und in dem Bau der Sätze machen wir selbst dem mathematischen oder philosophischen Schriftsteller zum Vorwurf, weil der denkende Mensch auch bei der überwiegenden Thätigkeit des Erkenntnisvermögens seine Ansprüche an eine solche Form, die wenigstens nichts abstoſsendes und störendes habe, nicht aufgiebt, und weil ihm selbst jene Thätigkeit des Denkens um so mehr erleichtert wird, ja vollkommen der Ausdruck die Eigenschaften der Richtigkeit, Deutlichkeit, Bestimmtheit, Präcision mit einer gewissen

Abwechslung, und einem leichten, gefällig dahinfliefſenden Bau der Perioden und Sätze vereinigt. Auch von dieſem Standpunkte aus kommen wir wieder auf denſelben oberſten Grundſatz zurück; denn, in ſo fern die ſtyliſtiſche Darſtellung den Forderungen des Erkenntniſsvermögens entſpricht, iſt ſie richtig (korrekt) und dem Stoffe angemeſſen, in ſo fern ſie die Anſprüche der Einbildungskraft, des Gefühls, der feineren Sinnlichkeit in demjenigen Grade befriedigt, den der jedesmalige Zweck verſtattet und erfordert, beſitzt ſie äſthetiſchen Werth (Schönheit der Form). Es ergiebt ſich aber auch aus dieſem Princip, warum es gewiſſe allgemeine und nothwendige Eigenſchaften gebe, die in allen ſtyliſtiſchen Produkten (ob gleich in verſchiedenen Abſtufungen und Miſchungen) ſichtbar werden müſſen, wenn der Styl den Namen eines guten Styls mit Recht behaupten, wenn er dem Streben der geiſtigen Natur des Menſchen nach abſoluter Harmonie wirklich angemeſſen ſeyn, und (was darinn liegt) dem inneren Zuſammenhange der geiſtigen Vermögen, und den darauf gegründeten Forderungen entſprechen ſoll. Von dieſen allgemeinen Eigenſchaften beziehen ſich mehrere zunächſt und hauptſächlich auf die Thätigkeit des Erkenntniſsvermögens, andere zunächſt auf die Anſprüche der Einbildungskraft, des Gefühls - und Begehrungsvermögens, und der feineren Sinnlichkeit; von manchen möchte ich behaupten, daſs ſie zu dieſen verſchiedenen geiſtigen Vermögen in gleichem Verhältniſſe ſtehen. Wir unterſcheiden davon, als etwas jenen untergeordnetes, die zufälligen und beſondern, deren Mangel nicht abſolut als eine ſtyliſtiſche Unvollkommenheit betrachtet werden darf, weil ſie theils ungleich mehr, als jene allgemeinen und nothwendigen, von der Individualität des Darſtellenden abhängen, theils nicht für jeden Zweck der Darſtellung geeignet ſind. Allgemeine Eigenſchaften

ſind z. B. die Präciſion, als Vermeidung alles Ueberflüſſigen und Müſsigen im Ausdruck betrachtet, und die Lebendigkeit, in ſo fern ſie dafür ſorgt, daſs (auch in Werken der ſtreng wiſſenſchaftlichen Proſa) keine ermüdende Einförmigkeit hervortritt; zufällige und beſondere Eigenſchaften dagegen nennen wir die Gedrängtheit im Ausdruck (die Präciſion in ihrer höchſten Stufe) und die einzelnen Arten der Lebendigkeit, das Rührende, das Feierliche, das Erhabene u. ſ. w.

Wir nannten den Styl eine Anwendung der Thätigkeit und Fertigkeit des Sprechens, zu ſchriftlichen und mündlichen **Vorträgen**. Was alſo Gegenſtand der Sprachdarſtellung ſeyn und werden kann, das umſchlieſst auch der Styl in ſeine Sphäre, und darauf wird ſich auch die Theorie deſſelben beziehen. Und was die groſse Verſchiedenheit der Gegenſtände, der Abſichten, der geiſtigen Individualität der darſtellenden ſchon *a priori* erwarten läſst, das zeigt ſich auch in der Erfahrung; es giebt verſchiedene Charaktere, Gattungen und Arten des Styls. Um aber dieſes Mannichfaltige unter gewiſſen beſtimmten und abgeſchloſſenen Geſichtspunkten aufzufaſſen, wie es der ſyſtematiſche Gang der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung fordert, erinnern wir uns zuvörderſt jener dreifachen Form des inneren geiſtigen Lebens, die in der philoſophiſchen und religiöſen Begründung der Rhetorik und Homiletik S. 45. ff. als Zuſtand des ruhigen Anſchauens und Denkens, als Zuſtand des lebendigen Fühlens, als Zuſtand des innigen Beſtrebens bezeichnet wurde. Dieſen weſentlich verſchiedenen inneren Zuſtänden entſprechen die drei verſchiedenen Richtungen, welche das Streben nach vollendeter Einigkeit mit ſich ſelbſt und mit der Auſſenwelt (dieſes Grundprincip unſeres geiſtigen Weſens) nimmt; das Streben nach Einigkeit mit uns ſelbſt im Anſchauen und Denken, und nach Verknüpfung

der Thätigkeiten unseres Erkenntnifsvermögens und der erkennenden Thätigkeit anderer, das Streben nach Einigkeit unserer Gefühle, und nach harmonischem Zusammenstimmen der unsrigen mit den Gefühlen anderer, das Streben nach Einigkeit unserer Willensthätigkeiten und nach Harmonie zwischen der unsrigen und dem, was andre wollen und begehren (S. 61. fg.). Da nun die Sprache in einer Darstellung des inneren geistigen Lebens überhaupt (in so fern es in Vorstellungen übergegangen ist) durch Worte besteht, so mufs es auch (S. 63. ff.) drei verschiedene Arten der Sprachdarstellung geben: die eigentliche Prosa, welche den Zustand des ruhigen Anschauens und Denkens ausdrückt, auf Belehrung berechnet, die Poesie, die Sprache des lebendigen Gefühls, die Beredsamkeit, deren innere Grundlage und Quelle der Zustand des innigen Beftrebens ist. Demnach gehört auch jedes stylistische Product einer von diesen drei Formen an; es giebt einen eigentlich prosaischen, einen dichterischen, einen rednerischen Styl. So wie nun diese Eintheilung der Gattungen des Styls oder der Schreibart in jener dreifachen Form des inneren geistigen Lebens überhaupt ihren nothwendigen psychologischen Grund hat; so beruht eine andere mehr auf der Individualität (der subjektiven geistigen Bildung, Richtung, Stimmung) der Darstellenden, und auf der Verschiedenheit der geistigen Bildung der Personen, für welche die Darstellung zunächst bestimmt ist. Ich meine die bekannte Unterscheidung der niedern (oder, wie man sie auch genannt hat, vertraulichen), der mittleren, der höheren Schreibart. Sie stammt, wie bekannt, aus der alten griechischen und römischen Rhetorik, welche drei *genera* (oder *formas*, *figuras*), *dicendi χαρακτῆρας*, *ἰδέας*, *πλάσματα τῆς λέξεως* erwähnt. Vergl. besonders *Cicero orator c.* 5. 6. c. 23—29. *Quinctil. inflitt. oratt. l.* 12. c. 10. *p.*

419. *ff. T. II. ed. Wolf.* Diese Rhetoren unterschieden nehmlich *a*) ein *genus dicendi subtile, tenue, acutum, submissum, χαρακτὴρ ἰσχνός, λιτός, ἀφελής, b*) ein *genus dicendi amplum, sublime, copiosum, grave, ornatum, robustum, χαρακτὴρ ἀδρός, ὑψηλός, μεγαλοπρεπής, c*) ein *genus medium* oder *mixtum, χαρακτὴρ μέσος, μικτός.* Das zuerst genannte *genus* charakterisirt sich, nach ihrer Beschreibung, durch die Klarheit, Bestimmtheit, Leichtigkeit, Kunstlosigkeit des Ausdrucks, durch einen sehr mäfsigen Gebrauch derjenigen Figuren der Rede, welche die Phantasie und das Gefühl in Thätigkeit setzen, durch eine grofse Einfachheit im Bau der Sätze, und wirkt auf die Gemüther hauptsächlich durch die Kraft und Schärfe der Gedanken, *acumen sententiarum;* es ist zunächst für den Zweck der Belehrung geeignet. Das *genus dicendi amplum* bewegt sich in dem erhabensten Schwunge der Rede, macht von allem demjenigen unbedenklich Gebrauch, was dem Redner an Fülle der Perioden, an Glanz und Reichthum der Bilder, an überraschender Kühnheit der Redefiguren und Gedankenwendungen zu Gebote steht, bemächtigt sich aller Affekten des menschlichen Gemüths; und eignet sich dadurch zunächst für den Zweck der tiefsten Bewegung und Erschütterung der Zuhörer. Das *genus dicendi medium* hält die Mitte zwischen beiden, indem es sich von dem ersten durch gröfsere Fülle des Ausdrucks, so wie durch einen häufigeren und stärkeren Gebrauch der bildlichen Sprache unterscheidet, ohne sich jedoch zu dem kühneren Schwunge des *genus dicendi amplum* zu erheben; seine Wirkung auf die Gemüther äufsert sich als eine sanft anziehende, bewegende und fesselnde (*delectare et conciliare animos*). Ein sehr richtiges Gefühl leitete allerdings die alten Rhetoren, indem sie drei wesentlich verschiedene Formen (Charaktere) der Schreibart anerkannten. Ein feiner ästhetischer und psycholo-

giſcher Blick iſt in ihren Schilderungen dieſer Charaktere nicht zu verkennen. Nur vermiſst man ein beſtimmtes Nachweiſen derſelben in ihren eigentlichen Quellen, in ihren inneren, im Gemüthe ſelbſt liegenden Bedingungen. Die Theorie des Styls, wie ſie in unſern Zeiten, von Philoſophie der Sprache ausgehend, bearbeitet worden iſt, muſste nothwendig den Gegenſtand tiefer auffaſſen, muſste ihn in Beziehung auf das ganze umfaſſende Gebiet des Styls überhaupt (nicht blos in Hinſicht auf die eigentliche Beredſamkeit, oder auf einen einzelnen Zweig derſelben, wie die alte gerichtliche) betrachten, und genauer nachforſchen, ob jene, auch von den Alten anerkannte Unterſcheidung der Proſa, der Beredſamkeit, der Poeſie mit dieſer Eintheilung des Styls in *genus dicendi tenue*, *amplum*, *medium* zuſammenfalle, oder ob dieſe wirklich etwas Eigenthümliches ſey, und wie ſich das eine zu dem andern verhalte? Wenn jene Unterſcheidung auf den drei verſchiedenen oben bezeichneten Formen des inneren geiſtigen Lebens der menſchlichen Natur überhaupt beruht, dieſe Eintheilung aber zunächſt auf geiſtiger Subjektivität der Darſtellenden, und auf den verſchiedenen Bildungsſtufen der Perſonen, die ein ſchriftlicher oder mündlicher Vortrag (er ſey proſaiſch, oder redneriſch, oder dichteriſch) hauptſächlich in das Auge faſst; ſo ergiebt ſich daraus das logiſche Verhältniſs der Subordination der zweiten unter die erſte, d. h. jede von den drei Gattungen des Styls, die proſaiſche, die dichteriſche, die redneriſche kann ſich wieder in drei verſchiedenen Arten zeigen, als niederer, mittlerer, höherer Styl, oder, in der niedern, mittleren, höheren Sphäre. Wir halten uns dabei zuvörderſt an die Thatſache der Erfahrung, daſs es in der menſchlichen Geſellſchaft gewiſſe, mehr oder weniger abgeſchloſſene, aber doch immer als verſchieden hervortretende Kreiſe der geiſtigen (beſonders intellektuellen und äſthetiſchen)

Bildung giebt. Anders erscheint sie in den niedern, anders in den mittleren, anders in den höheren Ständen. Und jeder, der eine bestimmte Anwendung von der Sprache zu einem schriftlichen oder mündlichen Vortrage macht, nimmt gewissermaasen auf die geistige Bildung und Richtung seiner Leser und Zuhörer Rücksicht, von welcher ihm wenigstens ein allgemeines Bild vor Augen schwebt; indem er sich selbst in das innere geistige Leben derselben hineinversetzt, gestaltet sich demnach unwillkürlich, mehr oder weniger, die von ihm gewählte Form der Darstellung; selbst der Dichter, dessen freie Darstellung des Schönen am wenigsten von äuseren Rücksichten abhängt, spricht doch nicht ganz in demselben Tone, wo er als Volksdichter auftritt, oder einen Gesang für das kindliche Alter dichtet, und wo er sich als den nächsten Kreis seiner Leser Menschen der höheren Stände denkt, die sich gern im kühnsten und freiesten Schwunge der Phantasie mit ihm bewegen. Das Zweite, was hier in Betrachtung kommt, ist die eben so unläugbare Verschiedenheit der geistigen *) Bildung und Stimmung des Darstellenden selbst. Der Eine ist, durch seine ganze

*) Die besondern Modifikationen des Styls überhaupt, welche durch die Individualität der Darstellenden entstehen, sind freilich so unendlich mannichfaltig, dafs sie schwerlich auf bestimmte Klassen zurückgeführt, und in ihrem Umfange vollständig ausgemessen werden können. Es gründet sich darauf, was ich mit Pölitz (Gesammtgebiet der teutschen Sprache 1. Theil, S. 476.) Manier nennen zu müssen glaube. So können z. B. mehrere Prosaiker, die sich sämmtlich an die niedere Sphäre in der prosaischen Darstellung halten, doch sehr verschieden seyn in ihrer Manier. Dabei bleibt jedoch immer der allgemeine Unterschied fest stehen, dafs manchen Individualitäten die prosaische, andern die dichterische, andern die rednerische Darstellung vorzüglich angemessen ist, und dafs sich auf gleiche Weise mancher zur niedern Schreibart (in dieser oder jener Gattung), andere zur höheren, andere zur mittleren, vermöge ihrer subjectiven geistigen Bildung und Richtung, besonders hinneigen.

Natur, und durch den Gang, den ſeine erſte Erziehung und Bildung genommen hat, mehr zum abſtrakten ſpekulativen, der Andere mehr zum konkreten Vorſtellen und Denken geeignet; bei dem Einen tritt mehr das reproduktive, bei dem Andern mehr das produktive Würken der Einbildungskraft hervor; der Eine hat ein reizbares, durch jede gegebene Veranlaſſung leicht bewegliches Gefühl, bei dem Andern müſſen ſich erſt mehrere und ſtärkere Eindrücke der Vorſtellungen vereinigen, ehe ſein Gefühl in eine lebhafte Thätigkeit übergeht. Und wie häufig wechſeln nicht in einem und demſelben Subjekte die Stimmungen der Seele, die uns für gewiſſe geiſtige Thätigkeiten zu der einen Zeit mehr, als zu der andern, geneigt und fähig machen. Sichtbaren Einfluſs hat endlich auch darauf die Mannichfaltigkeit des darzuſtellenden Gegenſtandes. So wie ſich nicht jeder Stoff in gleichem Grade für die eigentliche Proſa, für die Beredſamkeit, für die Dichtkunſt eignet; ſo hat es auch nicht ſelten in dieſer verſchiedenen Natur und Beſchaffenheit der Gegenſtände ſeinen Grund, warum ſich der Proſaiker, oder der Redner, oder der Dichter bei dem einen mehr zum niederen, bei dem andern mehr zum höheren oder mittleren Style veranlaſst fühlt, und daher, wenn die vorhin genannten Bedingungen hinzukommen, gerade dieſe Form des Ausdrucks ergreift. Leicht kann dies nachgewieſen werden an den einzelnen Gattungen des Styls. Die eigentlich proſaiſche iſt diejenige, welche zunächſt den Zuſtand des ruhigen Anſchauens und Denkens ausdrückt, für Belehrung und Ueberzeugung des Verſtandes und der Vernunft geeignet. Die Thätigkeit des Erkenntniſsvermögens kann aber, in verſchiedenen Abſtufungen, bald mehr bald weniger abſtrakt ſeyn; und dieſe Verſchiedenheit äuſsert ſich dadurch, daſs in den ſtyliſtiſchen Produkten, welche dieſer Gattung angehören, entweder die gröſste Popularität, die immer ſo viel als möglich im Anſchaulichen und Konkreten

lehrt und darſtellt, oder die höchſte Abſtraktion und Präciſion, oder eine mittlere Haltung zwiſchen beiden Endpunkten bemerkbar iſt. Und, in ſo fern die Einbildungskraft auch an Produkten der Proſa einen gewiſſen untergeordneten Antheil nimmt, durch Vergleichungen, Beiſpiele, Schilderungen, kann ſie, mehr und weniger, reproduktiv oder produktiv, in niederen oder in höheren Sphären, ihre Thätigkeit zeigen. Die dichteriſche iſt die Sprache der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens. Je nachdem aber mehr das reproduktive Vermögen (die Einbildungskraft im engeren Sinne) oder das produktive (die Phantaſie) im Gemüthe des Dichtenden waltet, wird ſich auch ſeine Darſtellung entweder mehr im Kreiſe ſolcher Anſchauungen und Bilder bewegen, die von dem Geſichtskreiſe der meiſten und gewöhnlichen Menſchen nicht weit entfernt liegen (wie z. B. in einem allgemein verſtändlichen und anſprechenden Volksliede), oder den kühnſten Schwung der Phantaſie ausdrücken, durch den gröſsten Reichthum, überraſchende Neuheit und Wechſel, originelles Zuſammendrängen der Bilder; aber es kann auch eine mittlere Form geben, bei welcher das produktive Vermögen mehr, als in der erſten, hervortritt, ohne daſs ſie die hervorſtechenden Eigenſchaften der zweiten in dieſem Grade und Umfange zeigt. Und, je nachdem ſich die Thätigkeit des Gefühls entweder ganz in einer ſanften, gleichmäſsig fortſchreitenden, keine ungewöhnliche Aufregung, keine beſondere natürliche Tiefe ankündigenden Bewegung hält und in dem Kreiſe ſolcher Eindrücke ſtehen bleibt, deren Charakter ſanfte Rührung und Erhebung iſt, oder zu dem höchſten Grade des Affekts, zu der lebhafteſten Begeiſterung, zu einem raſchen und kühnen Wechſel ſich emporſchwingt, mächtig und tief ergriffen, und andere, denen es ſich mittheilt, ergreifend, oder endlich in einer mittleren Haltung zwiſchen beiden Endpunkten ſchwebt, wird auch die dichteriſche Darſtellung, in ſo fern ſie Sprache des Gefühls iſt, ein verſchiedenes

Gepräge haben. Die redneriſche geht aus dem Zuſtande der überwiegenden Thätigkeit des Begehrungsvermögens hervor, geeignet zur kräftigen und entſcheidenden Beſtimmung des Willens ſittlich-freier Weſen. Die Bewegung des Willens durch die Rede ſetzt (wie ich in der philoſophiſchen und religiöſen Begründung, und in der Theorie der redneriſchen Erfindung an mehreren Orten nachgewieſen habe) immer voraus, daſs das Abſtrakte der Vorſtellungen, bald mehr bald weniger, dem Konkreten näher gebracht und durch Vermittelung der Einbildungskraft das Gefühl in Thätigkeit geſetzt werde. Nun kann aber dieſe Bewegung des Willens entweder von der gröſsten Gedrängtheit der Gedanken, die der erhabenſte Schwung der Phantaſie und die mächtigſte, tiefſte, ergreifendeſte Anregung der Gefühle begleitet, ausgehen, oder von der populärſten Auseinanderlegung überzeugender Gedanken, welcher ein leichtes, im gewöhnlichen leicht überſehbaren Kreiſe ſich haltendes Spiel der Einbildungskraft und eine gleichförmige, ſanft anziehende und erhebende Thätigkeit des Gefühls zur Seite ſteht, oder von einer ſolchen Darſtellung, die in der Mitte zwiſchen beiden liegt. Und ſo kann es auch in der Beredſamkeit einen höheren (wenn auch nicht durch ein ganzes Produkt der Beredſamkeit durchführbaren, doch in einzelnen Abſchnitten hervortretenden) — einen niederen — einen mittleren Styl geben. Einen ähnlichen Weg in der Bezeichnung dieſer drei verſchiedenen Arten des Styls (nur mit dem Unterſchiede, daſs er beinahe nur von dem Antheile ausgeht, welchen die Phantaſie an der Darſtellung nimmt) betritt auch Reinbek in ſeinem Handbuche der Sprachwiſſenſchaft 2. Bd. 1. Abthl. S. 111. fg. *).

*) Mit meinem verehrten Freunde, Hr. Hofrath Pölitz ſtimme ich hier in ſo fern ganz überein, in wie fern er ebenfalls annimmt, es könne ſowohl in der Sprache der Proſa, als in der Sprache der Beredſamkeit und Dichtkunſt eine niedere

Es ergiebt sich aus dem bisher Gesagten von selbst, warum nicht jede Gattung und Art des Styls für jede geistige Subjektivität, jeden Gegenstand, jeden Zweck

---

eine mittlere und eine höhere Schreibart auftreten. Wenn dagegen die Art und Weise, wie ich die unterscheidenden Merkmale des niedern, mittleren, höheren Styls in Beziehung auf die Prosa, auf die Dichtkunst, auf die Beredsamkeit angegeben habe, von der seinigen etwas abweicht, so liegt der Grund darin, dass ich auf diesem Wege jene beiden verschiedenen Eintheilungen (prosaischer, dichterischer, rednerischer Styl, und: niederer, mittlerer, höherer Styl) leichter auseinanderzuhalten und das Verhältniss der Subordination der zweiten unter die erste mehr hervorzuheben glaubte. Als Eigenthümlichkeit der niederen Schreibart nehmlich wird dort (s. Pölitz Gesammtgebiet der teutschen Sprache 1. Th. S. 485.) die möglichst gröfste Anschaulichkeit des dargestellten Stoffes, vermittelst der Form genannt; bei der Festhaltung derselben muss hauptsächlich den logisch-grammatischen Eigenschaften des Styls (der Reinheit, Richtigkeit, der Deutlichkeit) Genüge geschehen, ob gleich die ästhetischen Eigenschaften nicht ausgeschlossen werden; sie ist hauptsächlich Wirkung des ausgebildeten Verstandes und der sorgfältig geübten Urtheilskraft, ob gleich eine gewisse Wärme des Gefühls und Thätigkeit der Einbildungskraft der niederen Schreibart keineswegs fremd sind. Wie unterscheiden wir aber dann die niedere Schreibart, genau und bestimmt, von dem Begriffe: Sprache der Prosa, da sich die Wirksamkeit des Verstandes, der Urtheilskraft, der Vernunft, von der Einbildungskraft begleitet (wie der Verf. selbst S. 163. bemerkt) eben in der Sprache der Prosa als die hervorstechende ankündigt? und da die Eigenschaften, welche die Schönheit der Form ausmachen, offenbar in der Prosa am wenigsten hervortreten, sondern die Vollkommenheit der prosaischen Darstellung hauptsächlich auf jener logisch-grammatischen beruht? Oder, wenn wir die mittlere Schreibart (S. 497. fg.) als einen Ausdruck des Gleichgewichts aller drei geistigen Vermögen in ihrer Thätigkeit charakterisiren, als eine Darstellung, die gleichmäfsig auf Belehrung und Ueberzeugung, wie auf Belebung des Gefühls und Aufregung des Willens zu festen Entschlüssen gerichtet sey — sollte dies nicht mit dem Begriffe: Sprache der Beredsamkeit (s. Gesammtgebiet der teutschen Sprache Th. 4. S. 17. 18.) zusammenfallen?

der Darstellung, jedes Publikum in gleichem Grade geeignet sey. Die eben genannten Rücksichten, unter denen wohl die Individualität und vorherrschende Stimmung des Einzelnen, was den Gebrauch des niedern, oder mittleren, oder höheren Styls betrifft, unwillkürlich den meisten Einfluss behaupten dürfte, bestimmen und leiten bei jedem mündlichen oder schriftlichen Vortrage unsere Wahl des Styls, und indem wir die gewählte Form der Darstellung in diesem Vortrage festhalten, zeigt er diesen oder jenen bestimmten stylistischen Charakter. Dieses Festhalten hat theils in der Angemessenheit der richtig gewählten Form zu dem darzustellenden Stoffe, zu der jedesmaligen Bestimmung des Vortrags, zu der geistigen Stimmung und Bildung des Darstellenden selbst, und seiner Zuhörer und Leser, theils darin, dass jede Form, welche der Einheit ermangelt, und so dem Grundtriebe des menschlichen Wesens nach Harmonie widerstreitet, überall als eine fehlerhafte betrachtet wird, seinen nothwendigen Grund. Je bestimmter der ganze geistige Charakter eines Individuum sich gestaltet, ein desto festeres Gepräge erhält auch seine stylistische Darstellung, in so weit sie darauf zunächst beruht; und, je klarer ihm die Natur der Sache ist, über welche er reden oder schreiben will, der Endzweck seines Vortrags, die Bildung und das Bedürfniss seiner Zuhörer und Leser, desto leichter wird er auch in dieser Hinsicht das Rechte, das Angemessenste und Natürlichste treffen, und sich dabei zu behaupten wissen. Es kann übrigens mit dieser Haltung des stylistischen Charakters im Ganzen des Vortrags wohl bestehen, wenn sich die Darstellung in einzelnen Abschnitten, wo die Natur der Sache und die Stimmung des Schriftstellers oder Redners dazu Veranlassung giebt, einer andern Form des Styls annähert, welche der in dem stylistischen Produkte vorherrschenden am nächsten liegt, oder wenn sie auf kurze Zeit in diese übergeht.

Eine genauere Charakteriſtik der verſchiedenen Gattungen des Styls in ihren verſchiedenen Arten möge, zur weiteren Rechtfertigung und Erläuterung des Geſagten dienen. In der Sprache der Proſa treten diejenigen allgemeinen und nothwendigen Eigenſchaften des Styls, von denen ich oben behauptete, daſs ſie ſich auf die Thätigkeit des Erkenntniſsvermögens hauptſächlich und zunächſt beziehen, als die vorherrſchenden auf; dieſe ſind es, welche der proſaiſchen Darſtellung ihren eigentlichen Charakter geben (wobei jedoch vorausgeſetzt wird, daſs ſie immer in Verbindung mit den Eigenſchaften der dritten Klaſſe erſcheinen, die zu den verſchiedenen geiſtigen Vermögen des Menſchen in gleichem Verhältniſſe ſtehen). Da der Zuſtand des ruhigen Anſchauens und Denkens der Sprache der Proſa zum Grunde liegt, da ſie Belehrung ſucht und giebt, bald als eigentlicher Lehrſtyl, bald als hiſtoriſcher, bald als Brief- oder Geſchäftsſtyl *); ſo muſs auch alles dasjenige der Gegenſtand ihrer erſten und wichtigſten Sorge ſeyn, wodurch der Styl ein ruhiges, klares, geordnetes, beſtimmtes Anſchauen und Denken auszudrücken und in andern hervorzubringen vermag, Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Natürlichkeit, angemeſſene Kürze. Was dagegen die Einbildungskraft in einem freien Spiele bewegt, und das Gefühlsvermögen in Thätigkeit ſetzt, indem es lebhafte Gefühle ausdrückt, kann die Sprache der Proſa wenigſtens nicht charakteriſtiſch bezeichnen. Wir behaupten damit nicht, daſs der proſaiſche Styl diejenigen allgemeinen und nothwendigen Eigenſchaften, welche zunächſt die Einbildungskraft, das Gefühls- und Begehrungsvermögen, die feinere Sinnlichkeit anſprechen, aus ſeinem Gebiete völlig ausſcheiden könne und dürfe. Es gehört,

*) Vgl. über dieſe verſchiedenen Zweige der Proſa Pölitz Geſammtgebiet der teutſchen Sprache, 2. Theil.

wie ich oben bemerkte, zur Natur des guten Styls überhaupt, das menſchliche Weſen als ein Ganzes aufzufaſſen und zu behandeln; daher wird auch der Proſaiker nicht nur alles vermeiden, was den menſchlichen Sinn für das Sittliche und Schöne beleidigt, ſondern auch ſelbſt eine gewiſſe Lebendigkeit des Ausdrucks da anwenden, wo ſich dies als die natürlichſte Form an den Zweck der Belehrung anſchließt (ich meine beſonders die Anſchaulichkeit der bildlichen Rede). Und, wer von Natur eine lebhafte Einbildungskraft und ein reizbares Gefühl beſitzt, wer dieſen Anlagen und Neigungen durch ſeine eigenthümlichen Beſchäftigungen, ſeinen Umgang, ſeine Lektüre fortwährende Nahrung gegeben hat, wer ſich gern und leicht in denjenigen geiſtigen Zuſtand verſetzt, aus welchem die Beredſamkeit oder die Poeſie hervorgeht, der wird ſich auch im proſaiſchen Vortrage leichter und öfterer, als andere Proſaiker, wo die Sache ſelbſt Veranlaſſungen darbietet, mannichfaltige Annäherungen an die Lebendigkeit der redneriſchen, ja ſelbſt der dichteriſchen Sprache erlauben. Man denke z. B. an Jean Paul's Vorſchule der Aeſthetik, an Herder's Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, an Johannes von Müller vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geſchichte. Aber — untergeordnet werden doch immer, wenn man das Ganze und ſeinen Totaleindruck auffaſſt, dieſe Eigenſchaften des Styls, dieſe Annäherungen an die Sprache des Redners oder Dichters, dem vorwaltenden didaktiſchen Charakter der Proſa bleiben. Verſchieden zeigt ſich der proſaiſche Styl in der niederen, höheren und mittleren Sphäre.

Beiſpiel des proſaiſchen Styls in der niederen Sphäre *). Knigge über den Umgang mit

*) Ich wähle dieſelbe, zur Erläuterung vorzüglich geeignete Stelle, die auch in Pölitz praktiſchem Handbuche zur

Menſchen, 1. Theil, S. 36. ff. „Zeige dich immer „mit einem gewiſſen beſcheidenen Bewuſstſeyn deiner „inneren Würde, und vor allen Dingen mit dem auf „deiner Stirne ſtralenden Bewuſstſeyn der Wahrheit „und Redlichkeit. Zeige Vernunft und Kenntniſſe, „wo du Veranlaſſung dazu haſt; nicht ſo viel, um „Neid zu erregen, und Forderungen anzukündigen; „nicht ſo wenig, um überſehen und überſchrieen zu „werden. Mache dich rar, ohne daſs man dich des„wegen für einen Sonderling, noch für ſcheu, noch „für hochmüthig halte! Strebe nach Vollkommenheit; „aber nicht nach dem Schein der Vollkommenheit und „Unfehlbarkeit. Die Menſchen beurtheilen und rich„ten dich nach dem Maaſsſtabe deiner Forderungen; „und ſie ſind noch billig, wenn ſie nur das thun, wenn „ſie dir nicht Forderungen aufbürden. Dann heiſst es, „wenn du auch nur des kleinſten Fehlers dich ſchuldig „machſt: einem ſolchen Mann iſt das gar nicht zu ver„zeihen! Und, da die Schwachen ſich ohnedem ein Feſt „daraus machen, an einem Menſchen, der ſie verdun„kelt, Mängel zu entdecken, ſo wird dir ein einziger „Fehltritt höher angerechnet, als andern ein ganzes Re„giſter von Bosheiten und Pinſeleien.“ Obgleich die angeführte Schrift von Knigge, vermöge ihres Gegenſtandes, ſehr in das praktiſche Leben eingreift, und ſich in ſo fern, beſonders in gewiſſen Abſchnitten, wie der vorliegende iſt, den Produkten einer populären Beredſamkeit annähert; ſo iſt doch der vorherrſchende Charakter des Ganzen Belehrung des Verſtandes über den Umgang mit Menſchen, und was in dieſer Hinſicht zu beobachten ſey, und man bemerkt nicht das unmittelbare Hinſtreben auf eine Erregung des ganzen Gemüths, auf Lenkung des Willens, wodurch ein ſtyliſtiſches Produkt zur eigentlichen Rede wird. Un-

---

ſtatariſchen und kurſoriſchen Lektüre der teutſchen Klaſſiker, 1. Th. S. 52 ff. ausgezeichnet worden iſt.

verkennbar ist der in dem Ganzen gehaltene Lehrstyl, der aber hier in der niederen Sphäre verweilt. Man bemerke, als charakteristische Kennzeichen dieser Sphäre, a) gewisse, dem gemeinen Leben sehr geläufige und gewöhnliche Ausdrücke und Wendungen, die in der mittleren, vorzüglich in der höheren Sphäre nicht gebraucht zu werden pflegen, ob sie gleich darum nicht (abgerechnet etwa den einzigen Ausdruck: Pinsereien für: Thorheiten) gegen die absolute Würde verstoßen, welche der Ausdruck überall behaupten muß, z. B. mache dich ran, statt: beobachte eine weise Zurückgezogenheit; oder: dann heißt es, wenn du auch nur des kleinsten Fehlers u. s. w. statt dann würde man auch den kleinsten Fehler, dessen du dich schuldig machst, bei dir für etwas Unverzeihliches erklären. b) Die Anschaulichkeit, welche das Auffassen allgemeiner Begriffe und Sätze durch eine gewisse, jedoch nicht ausgezeichnete Thätigkeit der reproduktiven Einbildungskraft erleichtert, und sich gern mit einer gewissen Umständlichkeit und Fülle der Worte verbindet, wo besonders wichtige oder schwierige Begriffe und Sätze erläutert werden sollen, z. B. der Gebrauch der zweiten Person: zeige dich immer u. s. w., die bildlichen Ausdrücke: überschrieen werden, jemanden verdunkeln, ein Register von Bosheiten, die Ausführlichkeit des Satzes: dann heißt es, wenn du auch nur u. s. w. c) Den Gebrauch kurzer, leicht an einander geknüpfter Sätze. Nur zu Anfange der vorliegenden Stelle zeigt sich eine kurze Annäherung an die mittlere Schreibart: mit dem auf deiner Stirne stralenden Bewußtseyn und s. w.

Beispiel des prosaischen Styls in der höhern Sphäre. Herder Ideen zur Geschichte der Menschheit, 3. Theil (oder 5. Theil seiner sämmtlichen Werke zur

Philoſophie und Geſchichte, Tübingen, 1806. S. 283.), die Stelle iſt aus dem V. Kapitel, das von dem Charakter, Wiſſenſchaften und Künſten der Römer handelt. „Wenn Unparteilichkeit und feſter Entſchluſs, wenn „unermüdete Thätigkeit in Worten und Werken und „ein geſetzter raſcher Gang zum Ziele des Sieges oder „der Ehre, wenn jener kalte, kühne Muth, der durch „Gefahren nicht geſchreckt, durch Unglück nicht ge„beugt, durch's Glück nicht übermüthig wird, einen „Namen haben ſoll; ſo müſste er den Namen eines „römiſchen Muthes haben. Mehrere Glieder dieſes „Staats, ſelbſt aus niederem Stande, haben ihn ſo „glänzend erwieſen, daſs wir, zumal in der Jugend, „da uns die Römer meiſtens nur von ihrer edeln „Seite erſcheinen, dergleichen Geſtalten der alten Welt „als hingewichene, groſse Schatten verehren. Wie „Rieſen ſchreiten ihre Feldherren von einem Welt„theile zum andern, und tragen das Schickſal der „Völker in ihrer feſten, leichten Hand. Ihr Fuſs ſtöſst „Thronen vorübergehend um; eines ihrer Worte be„ſtimmt das Leben oder den Tod von Myriaden. „Gefährliche Höhe, auf welcher ſie ſtanden! zu koſt„bares Spiel mit Kronen und Millionen an Menſchen „und Golde! Und auf dieſer Höhe gehen ſie einfach, „wie Römer, einher, verachtend den Pomp königli„cher Barbaren; der Helm ihre Krone, ihre Zierde „der Bruſtharniſch.“ Nicht zu verkennen iſt hier, als Merkmal der höheren Sphäre, a) die höchſte Würde. Wie gewählt und edel ſind alle Ausdrücke, beſonders die vergleichenden Bilder, z. B. hingewichene, groſse Schatten, wie Rieſen ſchreiten ihre Feldherren u. ſ. w. ihr Fuſs ſtöſst Thronen u. ſ. w. b) Die Thätigkeit der produktiven Phantaſie, welche hier den Hauptgedanken anſchaulich macht und verſinnlicht. c) Die damit verknüpfte ungemeine Präciſion, z. B. ſie tragen das Schickſal der Völker in ihrer feſten leichten Hand,

ihr Fuſs ſtöſst Thronen u. ſ. w. zu koſtbares Spiel mit Kronen u. ſ. w. Der Helm ihre Krone u. ſ. w. d) das Periodiſche des Styls, das viel Gedanken in langen Sätzen zuſammenfaſst, wenn Unparteilichkeit und feſter Entſchluſs u. ſ. w. Mehrere Glieder dieſes Staats u. ſ. w. Es lag in der Subjektivität des geiſtvollen und phantaſiereichen Herder, daſs ſich ſeine Darſtellungen auch da, wo ſie einem Vortrage angehören, deſſen Zweck hiſtoriſche und philoſophiſche Belehrung und Reflexion iſt, doch nicht ſelten dem dichteriſchen Ausdruck annähern.

Beiſpiel des proſaiſchen Styls in der mittleren Sphäre. Pölitz Weltgeſchichte für gebildete Leſer, 1. B. Leipzig, 1824. S. 513. fg. (über Roms Kultur). „In einem auf Krieg gegründeten „Staate werden körperliche Kräfte jedesmal höher geſchätzt, als die Kräfte des Geiſtes." Kein Lied der „Dichtkunſt erſcholl in den früheren Zeiten Roms; „der Ernſt des Volkes hielt die Künſte von ſeiner „Ruhe zurück, und verſcheuchte die lieblichen Spiele „der jugendlichen Einbildungskraft. Wenn denn ja „eine Siegshymne zu Ehren der Götter Roms ertönte, „ſo war ſie, in den älteren Zeiten, von den früher „kultivirten Etruskern entlehnt. So verfloſſen beinahe „ſechshundert Jahre bei den Römern in einer ununterbrochenen politiſchen und kriegeriſchen Thätigkeit. Dieſer Geiſt ging von der höchſten Würde des „Staates, von der Konſulariſchen, abwärts auf die Bürger über, die ohne Ausnahme Krieger waren, ſo„bald es das Intereſſe des Staats verlangte. Die ein„jährige Dauer des Konſulats trug viel dazu bei, die „Konſuln zu kühnen kriegeriſchen Unternehmungen „anzufeuern, um ſich in der kurzen Zeit die Ehre „des Triumphs zu erwerben. Der römiſche Krieger „nahm an den Ehren und an dem Lohne des Feld„herrn Theil. In den erſten Zeiten der Bürgertugend

„Roms diente man um keinen Sold; nachher ward „er sparsam ertheilt; mit den Eroberungen aber und „mit der Emporhebung des Volkes durch seine Tri„bunen wuchsen Sold, Lohn und Beute.“ Vergleicht man die ausgehobene Stelle mit jenem Fragment aus Knigge über den Umgang mit Menschen, oder mit dem Charakter der Darstellung, der in Schröckh's Weltgeschichte für Kinder herrscht, so hört man hier offenbar einen Schriftsteller reden, den das gebildete Publikum bei seiner Weltgeschichte in das Auge fasste, daher ist die Sprache gewählter, periodischer, präciser als dort. Vergleicht man damit das ausgehobene Fragment aus der herderischen Schrift, so unterscheidet sich die plastische Darstellung von dieser eben so unverkennbar dadurch, dass sie nicht jene höfische Präcision (Gedrängtheit) anwendet, die zum Charakter der höheren Schreibart gehört, und dass sich die Thätigkeit der Phantasie, wo sie hervortritt (wie in der Stelle: kein Lied der Dichtkunst erscholl u. s. w.) nicht in dem umfassenden Kreise bewegt, den wir dort fanden; wir hören einen Schriftsteller, in dessen Innern das systematische Denken vorherrscht, ob ihm gleich auch die Einbildungskraft, hülfreich und dienend, zu Gebote steht, und seinem Ausdrucke fortwährende Anmuth und klassische Gewandtheit giebt. Mit einem Worte, es ist hier eine mittlere Haltung zwischen der niederen und höheren Sphäre.

In der Sprache der Poesie bemerken wir immer diejenigen allgemeinen und nothwendigen Eigenschaften des guten Styls, welche sich zunächst auf die feinere Sinnlichkeit, die Einbildungskraft, und das Gefühlsvermögen beziehen, und auf denen die Schönheit der Form am meisten beruht, als die vorherrschenden, in Verbindung nehmlich mit den oben erwähnten Eigenschaften der dritten Klasse. Dies liegt nothwendig im Wesen der Poesie, da sie aus jenem Zustande des lebendigen Füh-

lens hervorgeht, in welchem die Thätigkeit der Einbildungskraft und Phantasie, wie in der philosophischen und religiösen Begründung gezeigt worden ist, immer eine vorzügliche Rolle spielt. Der Charakter der dichterischen Schreibart umfasst daher hauptsächlich die Lebendigkeit und das Wohlgefallen, mit welchem das Gehör die stylistische Darstellung aufnimmt. Aber auch hier behauptet der oberste Grundsatz, dass der gute Styl das menschliche Wesen als ein Ganzes auffasst und behandelt, seine Gültigkeit, und verpflichtet die dichterische Schreibart, über diejenigen Eigenschaften, welche zunächst die Forderungen des Erkenntnissvermögens befriedigen, nicht hinwegzusehen. So wie sich die wahre Freiheit in der sittlichen Welt als eine solche bewährt, die gewisse von ihr selbst mit freudiger Zustimmung anerkannte Gesetze befolgt, in denen sie die höchste Richtschnur des Wahren und Guten findet, und nichts weniger seyn will, als Gesetzlosigkeit und Ungebundenheit (da Gesetzlosigkeit gerade zur grösten geistigen Knechtschaft und zum geistigen Tode führt); so zeigt sich der Dichter dadurch wahrhaft frei, dass über der reichen Fülle der Anschauungen und Gefühle des dichtenden Gemüths immer die Klarheit der ordnenden Idee waltet, und in das Unendliche, Mannichfaltige Mass und Regel und Harmonie bringt. Dies giebt sich auch im Ausdruck zu erkennen; und man verlangt von der dichterischen Darstellung, wenn sie auf den Namen einer wahrhaft schönen gegründete Ansprüche machen will, dass es ihr nicht an Reinheit und Richtigkeit, an Klarheit und innerer Uebereinstimmung mangele, dass sie nicht unklar und verworren, nicht breit und weitschweifig auftrete. Was den ästhetischen Sinn des Menschen wirklich ansprechen und Wohlgefallen am Schönen erregen soll, darf ihm auch, als erkennendem und denkendem Wesen, keinen Anstoss geben. Nur erscheinen freilich diese Eigenschaf-

ten in der Sprache der Poesie immer als etwas jenen (welche zunächst das Gefühlsvermögen und die Einbildungskraft in Thätigkeit setzen, und die vorwaltende Wirksamkeit derselben ausdrücken) Untergeordnetes; sie bezeichnen die dichterische Schreibart nicht charakteristisch; sie werden in der prosaischen, deren eigentlicher Zweck (Belehrung des Verstandes) hauptsächlich auf jener Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit beruht, in einem höheren Grade, in einem weiteren Umfange, mit gröfserer Strenge verlangt und durchgeführt. Verschieden zeigt sich auch der dichterische Styl in der niederen, mittleren, höheren Sphäre. Denn in der niederen beschränkt er sich auf diejenige Darstellungsweise des Schönen, welche dem Grade der ästhetischen Bildung entspricht, den man auch im Volke erwarten und verlangen darf; ein geringerer Grad der Würde unterscheidet solche Produkte des dichterischen Styls von den in der mittleren oder höheren Sphäre gearbeiteten, das freie Spiel der Einbildungskraft bewegt sich hier niemals in einem kühnen Schwunge, das reproduktive Vermögen ist hier weit thätiger als das produktive, nicht sowohl Frucht, Feuer, Erhabenheit, Pathos, als Anschaulichkeit, blühende Fülle, rührende Kraft, oder (wenn es die Natur der Dichtungsart gestattet, zu welcher das Produkt gehört) eine komische Laune ist der Charakter dieser Dichtungen. In der höheren Sphäre dagegen giebt die dichterische Schreibart ihren Darstellungen den höchsten Grad der Würde, beschäftigt die Einbildungskraft, namentlich die Phantasie, durch einen Reichthum der mannichfaltigsten Vorstellungen und kühnsten Bilder mit der möglichsten Kürze des Ausdrucks vereinigt, überrascht den Witz, wenn das Produkt zu den komischen Dichtungsarten gehört, durch seltene und tief geschöpfte Vergleichungen, erregt und weckt die feinsten und zartesten, aber auch die erhabensten Gefühle und Neigun-

gen. In der mittleren erhebt ſie ſich unverkennbar über die niedere, ohne jedoch den höchſten Grad der Würde, der Pracht, des Feuers, der Erhabenheit, des Pathos anzuwenden. Die äuſsere Harmonie, die wir nicht gerade das weſentlichſte, wohl aber das am leichteſten ſinnlich-erkennbare Merkmal der Poeſie nennen, iſt in allen drei Sphären ganz an ihrem Orte. Sie beruht nämlich auf dem dichteriſchen Numerus oder Metrum, d. h. auf dem Feſthalten gewiſſer *) rythmiſchen Verhältniſſe, welche in beſtimmten Zeitabtheilungen wiederkehren. In den neueren Sprachen verbindet ſich damit noch der Reim, das Zuſammentreffen zwei verſchiedener Vorſtellungen in zwei gleichklingenden Wörtern, mit denen ſich beſtimmte Sylbenreihen ſchlieſsen. Da die freieſte und vollkommenſte Darſtellung der Einheit im Mannichfaltigen zum unintereſſirten Wohlgefallen am Schönen das Weſen der Poeſie ausmacht; ſo muſs ihr auch dieſe äuſsere, in der metriſchen Sprache und im Reim ſich ausdrückende Harmonie des Mannichfaltigen zu Gebote ſtehen. So wie ſich aber nicht jedes Metrum für jede Dichtungsart (z. B. für die dramatiſche eben ſo, wie für die epiſche oder lyriſche) eignet; ſo unterſcheidet ſich die mittlere und höhere Sphäre des dichteriſchen Styls auch dadurch von der niederen, daſs dort auch ſolche *metra* gebraucht werden, die in der niederen Sphäre nicht erſcheinen, weil ſie nur dem höchſten Schwunge der Phantaſie und der Gefühle angemeſſen ſind, und, um völlig anzuſpre-

*) Unter dem Rythmus im Ausdruck verſtehen wir das in einer Reihe von Sylben ſichtbare und beſtimmte, dem Kauſalgeſetz entſprechende Verhältniſs der Aufeinanderfolge in der Zeit. Die Sylben, welche in ihrer beſondern Miſchung zu einem Rythmus (z. B. einem daktyliſchen Verſe) gehören, bilden eine Reihe, ein Ganzes, und die einzelnen Theile dieſes Ganzen folgen ſo aufeinander, daſs das Folgende immer als Wirkung des Vorhergehenden, als abhängig von ihm, betrachtet wird.

chen, eine höhere Bildung voraussetzen, einen für die feineren und kunstvolleren rythmischen Verhältnisse empfänglichen Sinn. So tritt z. B. das jambische Metrum in allen Sphären auf, während das anapästische nur der höheren oder mittleren gemäfs ist. Es liegt übrigens in der Natur der verschiedenen Dichtungsarten, dafs sich nicht jede eben so kräftig und leicht in der einen, wie in der andern Sphäre des dichterischen Styls bewegt, so wenig die prosaische Schreibart in ihren verschiedenen Sphären für alle Werke der Prosa in gleichem Maafse geeignet ist; die Theorie der Dichtkunst hat dies weiter zu erörtern. Daher kann auch nicht jedes dichterische Kunstwerk in allen seinen einzelnen Theilen dieselbe Sphäre behaupten; es ist bisweilen aus mehreren Dichtungsarten zusammengesetzt. Man erinnere sich nur z. B. an den Unterschied zwischen der lyrischen Sprache in den Chören der griechischen Tragödie, und dem Styl, der in dem eigentlichen Drama selbst herrscht. Beispiel des dichterischen Styls in der niederen Sphäre (aus Gellert's bekanntem Liede: Nach einer Prüfung kurzer Tage u. s. w):

Hier such' ich's nur; dort werd' ich's finden,
Dort werd' ich heilig und verklärt
Der Tugend ganzen Werth empfinden,
Den unaussprechlich grofsen Werth;
Den Gott der Liebe werd' ich sehn,
Ihn lieben, ewig ihn erhöhn.
Da wird der Vorsicht heil'ger Wille
Mein Will' und meine Wohlfahrt seyn;
Und lieblich Wesen, Heil die Fülle
Am Throne Gottes mich erfreun.
Dann läfst Gewinn stets auf Gewinn
Mich fühlen, dafs ich ewig bin.
Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah,
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah.
Da denkt mein Geist mit Preifs und Dank
Die Schickung im Zusammenhang.

Bemerkt man auch in einzelnen Strophen, Zeilen, Ausdrücken des trefflichen Liedes Anklänge der mittleren Sphäre, ſo iſt doch im Ganzen die Haltung in der niederen nicht zu verkennen. Beiſpiel der mittleren Sphäre (von Matthiſon):

Dich preiſst, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang,
Dich preiſst, Allgütiger, der Seraphim Geſang!
Die ganze Schöpfung ſchwebt in ew'gen Harmonien,
So weit ſich Welten drehn und Sonnenheere glühen.
Dein Tempel, die Natur, wie Deiner Herrlichkeit,
Wie Deiner Milde voll! Des Lenzes Blumenkleid,
Des Sommers Aehrenmeer, des Herbſtes Traubenhügel,
Des Winters Silberhöhn, ſind Deiner Allmacht Spiegel.
Was bin ich, Herr, vor Dir? Seit geſtern athm' ich kaum!
Es trennt vom Todtenkreuz mich nur ein Spannenraum!
Wohl dennoch mir! Wer ſanft entſchläft in Vatersarmen,
Darf dem Erweckungswort vertraun! Es heiſst: Erbarmen!

Beiſpiel der höheren Sphäre (aus Klopſtok's Ode: Dem Erlöſer):

Der Seraph ſtammelt, und die Unendlichkeit
Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach,
Dein hohes Lob, o Sohn! wer bin ich,
Daſs ich mich auch in die Jubel dränge?
Vom Staube Staub! Doch wohnt ein Unſterblicher
Von hoher Abkunft in den Verweſungen!
Und denkt Gedanken, daſs Entzückung
Durch die erſchütterte Nerve ſchauert.
Auch Du wirſt einmal mehr wie Verweſung ſeyn,
Der Seele Schatten, Hütte von Erd' erbaut,
Und anderer Schauer Trunkenheiten
Werden dich dort, wo Du ſchlummerſt, wecken.
Der Leben Schauplatz, Feld, wo wir ſchlummerten,
Wo Adams Enkel wird, was ſein Vater war,
Als er ſich jetzt der Schöpfung Armen
Jauchzend entriſs, und ein Leben da ſtand!
O Feld vom Aufgang bis, wo ſie untergeht,
Der Sonnen letzte, heiliger Todten voll,
Wann ſeh' ich Dich? wann weint mein Auge
Unter den tauſendmal tauſend Thränen?

Die Sprache der Beredſamkeit endlich, der Ausdruck desjenigen Gemüthszuſtandes, in welchem

die Thätigkeit des Begehrungsvermögens vorherrſchend iſt, wird ſich nothwendig dadurch charakteriſiren, daſs ſie zwiſchen dem proſaiſchen und dem dichteriſchen Style mitten inne liegt, d. h. ſie beſteht in einer beſondern (mit der Anwendung der Eigenſchaften der dritten Klaſſe vereinigten), gleichmäſsigen Miſchung und Verbindung der Vollkommenheiten des Styls, welche ſich zunächſt auf die Anſprüche des Erkenntniſsvermögens beziehen, mit denjenigen, welche hauptſächlich die feinere Sinnlichkeit, die Einbildungskraft und Phantaſie, und das Gefühlsvermögen beſchäftigen. Denn Rede nannten wir in der philoſophiſchen und religiöſen Begründung einen Vortrag, der ganz dazu geeignet ſey, durch harmoniſche Beſchäftigung des Verſtandes und der Vernunft, wie der übrigen genannten geiſtigen Vermögen, das ganze Gemüth für einen Gegenſtand zu gewinnen. Gleichmäſsig iſt jene Miſchung und Verbindung, in ſo fern ſich hier beide Gattungen der allgemeinen Eigenſchaften des Styls ſo mit einander vereinigen, daſs keine von beiden in dem Produkte der Beredſamkeit, als ein Ganzes betrachtet, vor der andern hervorragt; und dieſe Miſchung bildet eine eigene dritte Form des Styls, deren Reſultat die lebendigſte und kräftigſte Richtung des Willens der Zuhörer auf einen beſtimmten Gegenſtand iſt. Was wir alſo Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit, Beſtimmtheit, angemeſſene Kürze nennen, das nimmt an der Bildung und Geſtaltung des Ausdrucks in der Rede, im Ganzen betrachtet, gleichen Antheil mit der Würde, der Lebendigkeit, dem Wohlklange. Keine von beiden Gattungen der allgemeinen Eigenſchaften des Styls wird hier der andern untergeordnet, wie dies auf entgegengeſetzte Weiſe in dem proſaiſchen und in dem dichteriſchen Styl geſchieht; ſie ſtehen vielmehr in dem Verhältniſſe der Coordination. Es war daher nöthig, das Eigenthümliche der proſaiſchen, wie der dichteriſchen

Darſtellung, in ihren verſchiedenen Sphären, vor allen Dingen in der Kürze zu ſchildern, ehe wir den redneriſchen Styl in ſeinem ganzen Umfange und ſeinen Grenzen genauer beſtimmen und unterſuchen konnten, wie die allgemeinen Eigenſchaften des guten Styls in der Rede auftreten, wie dieſe Erſcheinung derſelben nothwendig mit dem Charakter der Beredſamkeit zuſammenhänge, und wie ſie in dieſer Vereinigung eine eigenthümliche Form ausmachen, die immer, auch bei der Verſchiedenheit der niederen, mittleren und höheren Sphäre, etwas von der proſaiſchen und dichteriſchen Form Verſchiedenes behauptet. Die nun folgende Reihe der Betrachtungen iſt dieſem Gegenſtande gewidmet. Um jedoch unſere Aufgabe ſo befriedigend als möglich zu löſen, nehmen wir auch hier jene Anſicht, als leitende Idee, zu Hülfe, die ſich uns bei der genaueren Betrachtung der redneriſchen Thätigkeit ganz ungezwungen darbot (ſ. die philoſophiſche und religiöſe Begründung S. 136. ff. neue Ausgabe S. 129. ff.). Die Rede iſt eine zwiſchen dem Redner und ſeinen Zuhörern vor ſich gehende Handlung, welche lebendig und unaufhaltſam zu dem beſtimmten vorgeſetzten Ziele in einer gewiſſen Stufenfolge fortſchreitet. Ihr endliches Reſultat ſoll ſie darin finden, daſs ſie die Zuhörer in denſelben beſtimmten Zuſtand des lebendigen Begehrens, des Wollens und Strebens verſetzt, den der Redner, als den ſeinigen ausſpricht. Die Thätigkeit des Redners ſteht aber, wie jede andere, unter ſittlichen Geſetzen, unter derſelben Idee des Guten, die wir als Princip des menſchlichen Handelns, und der ganzen ſittlichen Weltordnung erkennen. Als ſittlich-freie Weſen ſoll der Redner ſeine Zuhörer betrachten und behandeln. S. die philoſophiſche und religiöſe Begründung S. 435. vergl. S. 237. ff. Soll ſich der Menſch als ſittlich-freies Weſen beſtimmen, ſeinen Willen auf einen gewiſſen Gegenſtand zu lenken, ſo muſs eben ſowohl ſein Erkenntniſsvermögen, als ſein Gefühl dafür

gewonnen werden, theoretiſche und praktiſche Ueberzeugung müſſen ſich vereinen. S. die philoſophiſche und religiöſe Begründung S. 99. ff. (neue Ausg. S. 94. fg.) und die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 343. ff. Und ſo wird dann auch die ſtyliſtiſche Thätigkeit des Redners ſo beſchaffen ſeyn müſſen, daſs ſie der Natur und Beſtimmung jener Handlung, die in der Rede vor ſich geht, wirklich entſpreche, daſs dieſe Handlung wirklich, lebendig und unaufhaltſam, in einer gewiſſen Stufenfolge, ihrem Ziele entgegen gehe, daſs die Zuhörer, in fortſchreitender Ueberzeugung des Erkenntniſsvermögens, und Belebung ihres Gefühls, ihre Beſtrebungen mit dem Streben und Wollen des Redners zu einer beſtimmten Richtung vereinigen. Was wir oben als oberſtes Geſetz für die Theorie des guten Styls überhaupt aufſtellten, die Form müſſe mit dem darzuſtellenden Stoffe innig und unzertrennlich verbunden ſeyn, und zugleich in ſich ſelbſt eine Einheit des Mannichfaltigen bilden, oder wie es nachher ausgeſprochen wurde, der Styl müſſe das menſchliche Weſen als ein Ganzes, in welchem das Streben nach Harmonie waltet, auffaſſen und behandeln, das wird nun ſeine nähere Beſtimmung und Anwendung auf den Styl der Rede finden, indem wir die einzelnen Eigenſchaften des Styls, die ſich zum Theil auf die Forderungen des Erkenntniſsvermögens, zum Theil auf die Anſprüche der feineren Sinnlichkeit, der Einbildungskraft und Phantaſie, des Gefühlsvermögens zunächſt beziehen, theils auch zu dieſen verſchiedenen geiſtigen Vermögen in gleichem Verhältniſſe ſtehen, immer aus dem Standpunkte betrachten, den uns die eigenthümliche Natur und Beſtimmung der in der Rede vor ſich gehenden Handlung angewieſen hat. Leicht wird ſich daran überall die noch ſpeciellere Anwendung auf den Styl der geiſtlichen Rede anknüpfen laſſen.

Zweiter Abschnitt.

Diejenigen Eigenschaften des guten Styls, die sich zunächst auf die Forderungen des Erkenntnissvermögens beziehen, mit specieller Hinsicht auf den Charakter der Beredsamkeit, besonders der geistlichen, betrachtet.

Den gerechten Anforderungen des Erkenntnissvermögens kann eine stylistische Darstellung nur dann entsprechen, wenn sie ganz und vollkommen verständlich ist, d. h. so beschaffen, dass nicht nur überhaupt Vorstellungen, die ein menschliches Wesen zu fassen vermag, sondern auch insbesondere die Vorstellungen, deren Darstellung man jetzt beabsichtigt, von denjenigen, denen sie mitgetheilt werden sollen, als solche, wirklich anerkannt und aufgefasst (in ihrer Seele nachgebildet) werden können. Dadurch wird also auch nothwendig die betreffende und überzeugende Thätigkeit des Redners bedingt. Abhängig aber ist jene Verständlichkeit ohne Zweifel (vorausgesetzt, dass die darzustellende Vorstellung eine den ursprünglichen Formen und Gesetzen des menschlichen Erkenntnissvermögens gemäss gedachte, und dadurch der Mittheilung fähige Vorstellung sey) zuvörderst von der gesetzmässigen Anwendung der äusseren Zeichen, die eine bestimmte gegebene (diesem oder jenem Volke angehörende) Sprache, in welcher man schreibt oder redet, zum Ausdruck menschlicher Vorstellungen, und ihrer gegenseitigen Verhältnisse in sich fasst. Den Umfang, die Bedeutung, die richtige Anwendung dieser Zeichen erkennen wir zum Theil aus der Grammatik dieser bestimmten Sprache (aus derjenigen Wissenschaft, welche uns lehrt, wie sich die allgemeinen, durch die

Denkformen nothwendig beſtimmten Sprachformen, von denen die philoſophiſche Sprachlehre handelt, in dieſer beſtimmten Sprache eigenthümlich geſtaltet und entwickelt haben, ſo daſs ſie allmälig für dieſes Volk oder Land geſetzmäſsig geworden ſind), zum Theil durch Umgang und Aufmerkſamkeit auf den Sprachgebrauch der beſten Schriftſteller der Nation. Unerläſslich ergeht an jedes ſtyliſtiſche Produkt die Anforderung, daſs es Reinheit und Richtigkeit der Sprache beſitze. Sprachrein nennt man den Ausdruck, wenn er ſich nur an ſolche Wörter und Redensarten hält, welche dieſer beſtimmten Sprache, wirklich angehören, und ſowohl in dem gegenwärtigen Zeitalter dieſer (fortlebenden) Sprache überhaupt, als bei dem gebildeteſten Theile der Nation üblich und gültig ſind; ſprachrichtig, wenn er die grammatiſch beſtimmten Geſetze der Beugung und Verbindung der Worte treu beobachtet. Im Grunde könnte man das Erſtere, Sprachreinheit, auch auf das Letztere beziehen, da in beiden Fällen der beſtimmten Sprache, deren man ſich bedient, immer etwas beigemiſcht wird, das auf irgend eine Weiſe fremdartig iſt, und nicht zu ihrem eigenthümlichen Charakter gehört (die Sprache alſo verunreinigt), es möge nun durch einzelne Ausdrücke und Redensarten geſchehen, welche in dieſer Sprache das Bürgerrecht gar nicht haben, oder durch Verletzung der grammatiſchen Regeln der Beugung und Wortverbindung; und eben ſo gut könnte man das Andere, Sprachrichtigkeit, auch auf das Erſtere mit beziehen, da die Vernachläſſigung des einen, wie des andern, eine Abweichung von dem für dieſe Sprache als geſetzmäſsig Anerkannten iſt. Die lateiniſchen Rhetoren bezeichnen dieſe Eigenſchaften durch: *oratio pura et latina*, *latine dicere*, *emendate loqui*. S. *Cicero de orat. l.* 3. *c.* 8. *c.* 10. *orator c.* 16. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 1. *c.* 5. 8. *c.* 1. In der Terminologie der griechiſchen Rhetoren lagen dieſe Begriffe mit in dem *καθαρότης*, wie-

wohl dies nicht immer blos von der Sprachreinheit und Richtigkeit, zuweilen auch von der Deutlichkeit des Styls gebraucht wird. S. *Hermogenes περὶ ἰδεῶν l. 1. p. 26. ff. ed. Sturmii.* Die allgemeine Theorie des guten Styls verlangt dieſe Eigenſchaften, theils, weil alles dasjenige, was im Ausdruck gegen den Sprachgebrauch und die Geſetze der Grammatik ſtreitet, die Verſtändlichkeit mehr oder weniger hindert, theils, weil die Einheit der Form dadurch verletzt wird; es iſt nothwendige negative Bedingung des äſthetiſchen Werthes der Form, daſs ſie nicht an dieſen Gebrechen leide, und die Erfahrung zeigt, wie ſehr das Wohlgefallen am Schönen, das eine Darſtellung durch mannichfaltige äſthetiſche Vorzüge hervorbringen könnte, durch auffallende Verſtöſse gegen den Sprachgebrauch und die Grammatik, wenn ſie zumal häufig erſcheinen, und faſt in die Gewohnheit des Redenden oder Schreibenden übergegangen ſind, geſtört und gehemmt werde. Daher kann und darf ſich aber auch das Produkt der eigentlichen Beredſamkeit dieſen Forderungen nicht entziehen. Denn, wenn das Sprachwidrige und grammatiſch Unrichtige im Ausdruck dem aufmerkſamen Zuhörer ſchon dadurch Anſtoſs giebt, daſs es als etwas Fremdartiges, den eigenthümlichen Charakter dieſer Sprache Verletzendes, die Einheit der Form Störendes auftritt, und, wenn es ſogar die Darſtellung dunkel macht, wenigſtens das leichte und ſchnelle Auffaſſen der Gedanken hindert; ſo wird dadurch die Handlung, die in dem Zuhörer ſelbſt, und zwiſchen dem Redner und Zuhörer vor ſich gehen ſoll, gehemmt und aufgehalten, ſtatt, daſs ſie unaufhaltſam und lebendig fortſchreiten ſollte. Die verſchiedenen Arten der Fehler, welche der gute Styl in dieſer Hinſicht vermeidet, wurden ſchon von den alten Rhetoren als Barbarismen und Soloecismen bezeichnet. Barbarismen ſind, nach *Quinktilians* Erklärung (*inſtitutt. oratt. l. 1. c. 5. cfr. auctor ad He-*

rannium l. 4. c. 12.) ſolche Fehler, die in einzelnen Worten für ſich betrachtet liegen, nämlich das Einmiſchen fremdartiger Wörter, die einer ganz andern Sprache angehören, das ſprachwidrige Weglaſſen nothwendiger, oder Hinzuſetzen überflüſſiger Buchſtaben oder Sylben, oder das Vertauſchen und Verſetzen *) derſelben. Die Soloecismen dagegen (ein Kunſtausdruck, den man gewöhnlich von einer Stadt Soloe in Cilicien ableitet, deren Einwohner eine ſehr unrichtige Ausſprache gehabt haben ſollen) zeigen ſich bei Wörtern und Ausdrücken, in ſo fern ſie mit einander in Verbindung ſtehen, als Unrichtigkeiten im Gebrauch des *numerus* und *caſus*, des *tempus* und *modus* in den Zeitwörtern, fehlerhafte Beugungen, Konſtruktionen und Verſetzungen der Worte, ſprachwidrige Ellipſen oder Pleonasmen in der Wortſtellung und Verbindung. Zu beiden Gattungen gehören 1) veraltete Wörter, Redensarten, Konſtruktionen und Beugungen, die allmälig, bei fortſchreitender Sprachbildung, aus dem Kreiſe der guten klaſſiſchen Schriftſteller abſichtlich ausgeſchloſſen worden ſind, und nur noch bisweilen im gemeinen Leben vorkommen, weil das richtige Urtheil und der geläuterte Geſchmack entweder einen Mangel an Angemeſſenheit ihrer Form zu den Geſetzen und der Analogie dieſer Sprache, oder einen Mangel an Klarheit, an Präciſion, an Würde in ihnen bemerkt hatte. Man nennt ſie gewöhnlich *verba obſoleta* (ſ. *Cicero de orat. l. 3. c. 37.* „*in propriis eſt igitur verbis illa laus oratoris, ut abiecta atque obſoleta fugiat*“) oder *exoleta* (nach *Quinctil. inſtitt. orat. l. 8. c. 2. p. 70. ed. Wolf. Vol. II.* wo es am Redner getadelt wird, *ſi quis*,

*) Eine andere vom Quinktilian angegebene Art von Barbarismen: *inſolenter, minaciter, crudeliter dicta* gehört nicht in das Kapitel von der Sprachreinheit und Richtigkeit, ſo wie ſie ſich auch nicht auf die eigentliche Bedeutung des *βάρβαρος* bezieht.

exoletos ſcrutatus auctores, id ipſum petat ex his, quae inde contraxerit, quod non intelliguntur) oder *antiquata*, Archaismen. Wiewohl das letztere: Archaismen, nicht immer und unbedingt im tadelnden Sinne gebraucht wird. Es giebt nämlich (auch in unſerer deutſchen Sprache) mannichfaltige Ausdrücke, die zwar dem alten Sprachgebrauch angehören, *verba vetuſta* und *antiqua* ſind, aber darum nicht als *obſoleta*, oder *exoleta*, als veraltete, betrachtet werden müſſen. Wie es in Einrichtungen und Sitten des bürgerlichen Lebens zu gehen pflegt, ſo hört auch in der fortlebenden Sprache, unter den wechſelnden, nicht immer von beſtimmten Principien geleiteten Stimmungen des Geſchmacks und Launen der Mode, Manches auf, gewöhnlich und üblich zu ſeyn, ohne dieſes Schickſal zu verdienen. So wenig wir nun denjenigen das Wort reden möchten, die einen beſondern Werth darauf legen, ſich immer an ſolche Ausdrücke des älteren Sprachgebrauchs zu halten, und die jetzt gewöhnlicheren Bezeichnungen derſelben Begriffe und Gegenſtände durchaus zurückzuſetzen und zu verdrängen (da dies allerdings eine gewiſſe Affektation verräth, und zur Einförmigkeit führt); ſo erfüllen wir doch eine Pflicht der Gerechtigkeit, bereichern unſere Sprache, befördern die Mannichfaltigkeit der Darſtellung, geben dem Ausdruck nicht ſelten eine eigenthümliche Kraft und Würde, wenn wir ſolche *verba vetuſta*, die ohne Grund in der neueren Zeit zurückgeſetzt worden ſind, mit und neben den neueren wieder in den Sprachgebrauch einführen. Dahin gehören z. B. die Ausdrücke: Fehde, Heimath, Kunde von etwas haben oder bringen, Gottſeligkeit, frommen u. ſ. w. Manche derſelben haben in der That für das Gemüth etwas eigenthümlich Anſprechendes, und eine beſondere, auf ihrer Ableitung, oder auf dem Klange, zum Theil auf ihrem Alter ſelbſt beruhende Würde; dies hat vorzüg-

lich der geiſtliche Redner wohl zu beachten *). Uebrigens ergiebt ſich von ſelbſt, wie unvermeidlich ſolche Archaismen überall ſind, wo es darauf ankommt, die Sprache vergangener Zeiten getreu nachzubilden, oder Begriffe, Gegenſtände, Verhältniſſe, Einrichtungen zu bezeichnen, welche der Vergangenheit angehören (z. B. in hiſtoriſchen Produkten: Vehmgericht, Minneſold, Knappe, u. dgl.). Als etwas wirklich Veraltetes hingegen, das keinen Anſpruch auf Erneuerung hat, betrachten wir z. B. folgende Ausdrücke: Gelahrtheit (ſtatt des regelmäſsiger gebauten: Gelehrſamkeit), zweene oder zwo (ſtatt des ſprachrichtigeren: zwei), ſintemal, alldieweil, klärlich, fruchtbariſch, geruhig, anheute, (ſtatt der präciſeren, denen keine unnütze Sylbe anhängt: indem, weil, da nun, klar, fruchtbar, ruhig, heute), folgends, waſer, Schnur, böſen Leumund machen, ſöhnen (ſtatt der deutlicheren: folglich, weswegen, Schwiegertochter, verleumden, verſöhnen), einfältig, wo es den Begriff: einfach, ausdrücken ſoll, Acht, wo man damit Verfolgung bezeichnen will, Wolluſt, wo man darunter (wie es in älteren theologiſchen Schriften oft geſchah) das Gefühl der höchſten Seelenruhe, der Freude in Gott verſteht u. ſ. w. Die Lutheriſche Bibelüberſetzung enthält mannichfaltige veraltete Ausdrücke, welche dem ehrwürdigen Verfaſſer, wenn man bedenkt, auf welcher Stufe die deutſche Sprachbildung damals ſtand, und, wie unendlich viel dieſer groſse Reformator auch in Hinſicht des Styls geleiſtet habe, keineswegs zum Tadel gereichen können. So wenig nun daraus die Nothwen-

*) Dies haben auch die alten Rhetoren wohl bemerkt. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 1. *c.* 6. *p.* 54. *ed. Wolf. Vol.* 2. *l.* 8. *c* 3. *p.* 80. *Vol. II. Ariſtides περὶ πολιτικοῦ λόγου p.* 162. *ed. Lond.* rechnet das ἀρχαιολογεῖν zu der σεμνότης *gravitas orationis.*

digkeit folgt, fortan irgend eine andere neuere deutſche Ueberſetzung der Bibel zum öffentlichen Gebrauch in Kirchen und Schulen einzuführen *); ſo fühlt ſich doch der geiſtliche Redner, die Bedürfniſſe der gegenwärtigen Zeit beachtend, allerdings veranlaßt, ſolche von Luther gebrauchte Worte und Redensarten, die, als veraltete, nicht allen Zuhörern deutlich und verſtändlich ſeyn dürften, durch einen paſſenden Zuſatz (aus dem Kreiſe unſeres gegenwärtigen Sprachgebrauchs) zu erklären, oder da, wo es der zartere Geſchmack unſerer jetzigen äſthetiſchen Bildung unumgänglich fordern ſollte, den Lutheriſchen Ausdruck geradezu mit einem andern zu vertauſchen (z. B. Philipper 3, 8. den derberen Ausdruck: „und achte es für Dreck" mit dem feineren „und achte es für Unrath"). Die treffliche Ueberſetzung von Auguſti und de Wette: Die Schriften des alten Teſtaments, neu überſetzt, 5 Bände, Heidelberg, 1809 — 1811. und: die Schriften des neuen Teſtaments, neu überſetzt, Heidelberg, 1814, giebt dazu die beſte Anleitung, denn die Verfaſſer haben ſich überall zum Geſetz gemacht, die Lutheriſche Ueberſetzung zum Grunde zu legen und beizubehalten, wo es Richtigkeit, Treue, und Ton des Ganzen erlaubte. Die Reinheit und Richtigkeit der Sprache duldet aber auch 2) keine Neologismen, in ſo fern darunter neue, ohne hinreichenden Grund gebildete, mit der Etymologie, Analogie, Grammatik der Sprache ſtreitende, oder mit andern nothwendigen Eigenſchaften des guten Styls nicht vereinbare Ausdrücke und Wortfügungen verſtanden werden. Damit wird zugleich ausgeſprochen, daſs nicht jede neue Schöpfung im Sprachgebiete verwerflich und fehlerhaft ſey. Schon *Cicero de orat. l.* 3. *c.* 38. rechnet die *verba novata* mit zu denjenigen Dingen,

*) Vergl. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 339. folg.

quae orator afferat ad illustrandam atque ornandam orationem, cfr. orator c. 24. Und *Quinctil. institt. oratt. l. 1. c. 5. p. 46. ed. Wolf. Vol. 1.* bemerkt: *Nova non sine quodam periculo fingimus. Nam si recepta sunt, modicam laudem afferunt orationi; repudiata, etiam in iocos eeunt. Audendum tamen; namque, ut Cicero ait (de natura Deorum 1, 34.) etiam, quae primo dura visa sunt, usu molliuntur.* Vgl. *institutt. oratt. l. 8. c. 3. p. 82. sq. Vol. II. ed. Wolf.* Ein hinreichender Grund zur Bildung eines neuen Ausdruckes durch Ableitung und Zusammensetzung kann entweder in der wirklichen Neuheit einer Vorstellung liegen, für deren Bezeichnung die Muttersprache bisher keinen hinlänglich erschöpfenden, deutlichen, präcisen, würdigen Ausdruck darbot (z. B. die Kirchlichkeit, die Wissenschaftslehre, die Gemüthswelt, die Gemüthlichkeit), oder in dem Wunsche, irgend einen bekannten Begriff von einer neuen Ansicht, mit einer neuen fruchtbaren Nebenvorstellung, oder mehrere Vorstellungen um des Nachdrucks willen als eine einzige darzustellen, z. B. ein Leben durchschwärmen, ein Lieben durchträumen, der Mensch ist das Mittelgeschöpf zwischen Engel und Thier. Dem Dichter, bieten sich, je lebendiger und origineller das freie Spiel der Einbildungskraft, der Phantasie und des Gefühls im dichtenden Gemüthe ist, desto häufiger neue durch Zusammensetzung gebildete Ausdrücke dar; in diesem näheren Zusammendrängen und Verknüpfen der Anschauungen und Vorstellungen zu anschaulichen und lebendigen Totalbildern offenbart sich das Streben der Phantasie, aus dem gegebenen Einzelnen neue Schöpfungen hervorzurufen; daher wird der dichterischen Sprache in dieser Hinsicht allgemein eine grösere Freiheit, als der prosaischen, zugestanden. Da Phantasie und Gefühl auch in der Sphäre der Beredsamkeit eine freiere Thätigkeit zeigen, als im Gebiete der eigentlichen blos belehrenden Prosa, so nähert sich der Redner auch dadurch dem Dich-

ter, daſs er keine Gedanken trägt, zumal wo er in der höheren Sphäre auftritt, bisweilen einen neugeſchaffenen Ausdruck anzuwenden, der ihn in den Stand ſetzt, dieſen und jenen Gedanken ganz ſo kräftig und lebendig, wie er ihn ſelbſt im Innerſten empfindet, auszuſprechen, während er denſelben wohl auch mit andern, überall gewöhnlichen Worten, aber weniger präcis und eindringend darſtellen könnte. Nur geſchieht dies in der Sphäre der Dichtkunſt, in deren Gebiete die Thätigkeit der Phantaſie offenbar vorwaltet, ohne durch einen beſtimmten äuſseren Zweck der Darſtellung bedingt zu ſeyn, weit häufiger, als bei dem Redner, und in kühneren Schöpfungen und Zuſammenſetzungen, welche, nach einem richtig leitenden Gefühle, das ſich nicht gerade in beſtimmten Regeln und Geſetzen ausſprechen läſst, die Sprache des Dichters charakteriſiren, und über die Grenzen der redneriſchen hinausgehen. Unbedingt fehlerhaft nennen wir aber jeden Neologismus, der in Worten und Redensarten beſteht, die ohne gehörigen Grund geſchaffen werden, weil man, der Sprache unkundig, den bekannten und gewöhnlichen guten Ausdruck nicht zur Hand hat, oder, weil man durch ſcheinbare affektirte Originalität zu glänzen ſucht; ferner, was mit der Analogie der Sprache ſtreitet, indem man die geſetzmäſsige und bei den beſten Schriftſtellern übliche Art und Weiſe nicht beachtet, wie in dieſer Sprache durch Bekleidung der Wurzelwörter mit Ableitungsſylben, oder durch Zuſammenſetzung etwas Neues geformt werden kann (denn daſs es unter keiner Bedingung erlaubt ſey, neue Wurzelwörter oder Stammwörter zu ſchaffen, ergiebt ſich von ſelbſt *) — die Stammwörter ſind die Elemente

*) *Quinctil. inſtitt. oratt. l. 8. c. 3. p. 83. Vol. II. ed. Wolf.*: „*Nam cum ſint eorum (verborum) alia, ut dicit Cicero, nativa, id eſt, quae ſignificatu ſunt primo ſenſu, alia reperta, „quae ex his facta ſunt; ut iam nobis ponere alia, quam quae illi*

der Sprache, aus denen die abgeleiteten oder zuſammengeſetzten entſtehen, und in einer jeden nur einigermaaſſen ausgebildeten Sprache kann durchaus kein hinreichender Grund vorhanden ſeyn, ihr eine neue *radix*, ein neues und fremdartiges Element aufzudringen); endlich, was auf irgend eine Weiſe der Verſtändlichkeit ermangelt, indem man nicht das rechte, der auszudrükkenden Vorſtellung wirklich entſprechende Wurzelwort für die neue Sprachſchöpfung wählte, oder unvermeidlich eine ſtörende Nebenbedeutung giebt, oder den Wohlklang verletzt. Wer möchte es z. B. billigen, wenn bei manchen neueren Schriftſtellern „die Schöne“ ſtatt: Schönheit, oder „die Reine“ ſtatt: Reinheit, vorkommt? Analogiſch könnte es zwar durch einzelne Beiſpiele (z. B. Güte von Gut) vertheidigt werden. Aber, wozu das neue Subſtantiv, da das gewöhnliche die Analogie wenigſtens eben ſo ſehr für ſich hat (z. B. Sanftheit, Zartheit u. dgl.) und jene neue ſubſtantiviſche Form durch ihre Gleichheit mit dem Adjectiv: die ſchöne, die reine, in unzähligen Fällen Miſsverſtändniſſe veranlaſst? Das bei manchen beliebt gewordene: „Deutſchthum“ entſpricht zwar gewiſſermaſsen dem überall gewöhnlichen: Chriſtenthum, Mönchsthum, Reichthum. Aber für dieſen Gebrauch der Sylbe: thum, den Umfang alles desjenigen damit zu bezeichnen, was den Charakter einer Nation ausmacht, und denſelben ausdrückt, giebt es doch ſonſt kein Beiſpiel; warum bleibt man nicht bei dem allgemein verſtändlichen: deutſches Weſen, deutſcher Charakter, deutſche Art und Sitte? Unanalogiſch und dunkel iſt Undienſtlichkeit in der Bedeutung: Zudringlichkeit mit Dienſtesleiſtungen, Zerwürfniſſe ſtatt: Uneinigkeiten, Spaltungen u. dgl. Mit der Rein-

---

„*rudes homines primique fecerunt, fas non ſit, at derivare, fle-*
„*ctere, conjungere, quod natis poſtea conceſſum eſt, quando*
„*deſiit licere?*“

heit und Richtigkeit der Sprache ſtreiten 3) ausländiſche Wörter (wo ſie nicht unumgänglich nothwendig ſind) und ausländiſche Wortfügungen, *vocabula peregrina, externa, formae peregrinae, ὀνόματα ξένα, φράσεις ξέναι, γλῶτται.* (*Ariſtotelis rhetor.* 3, 2. 3. *poët c.* 21. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 1. *c.* 5. *p.* 42. *ſſ. T. I. ed. Wolf. coll. l.* 8. *c.* 1. *p.* 67. *T. II.*) Unbedingt tadelhaft ſind ausländiſche, der Eigenthümlichkeit einer Sprache, die ſich in ihren grammatiſchen Geſetzen und Sprachanalogieen zu erkennen giebt, nicht angemeſſene Beugungen, Verbindungen der Worte, periodiſche Formen, die ſich jedoch nicht ſelten, durch anhaltenden Umgang mit Ausländern, durch Lektüre ausländiſcher Schriften, durch Ueberſetzung derſelben, nicht blos in die Sprache des gemeinen Lebens, ſondern auch in die Bücherſprache und in öffentliche Vorträge Einzelner einſchleichen, wie es in unſerer deutſchen Sprache Gallicismen, Anglicismen, Latinismen, Gräcismen gegeben hat, und noch giebt. Z. B. es iſt nicht, daſs ich dir erſt ſage ſtatt: ich darf dir nicht erſt ſagen, oder: es kann etwas nicht dadurch falſch werden, weil es viele ſagen, daſs es falſch iſt. In dieſem Gebiete kann und ſoll der Purismus (das Streben, die Mutterſprache von allem Fremdartigen möglichſt zu befreien) die ſtrengſte Kritik üben. Nicht ganz in demſelben Grade kann dies bei ausländiſchen Wörtern geſchehen. Mannichfaltige Ausdrücke, die urſprünglich allerdings einer fremden Sprache angehören, ſind ſchon ſeit alter Zeit in die Mutterſprache übergegangen, und haben ſich ſo geſchmeidig in die Formen und Analogieen derſelben gefügt, daſs man ihnen das erworbene Bürgerrecht niemals ſtreitig gemacht hat, und daſs man weder durch ihre Geſtalt, noch durch den Ton an etwas Fremdartiges erinnert wird. Wer möchte ſich z. B. bedenken, Körper da zu ſetzen, wo ohne Miſsverſtändniſs Leib ſtehen könn-

te, oder Allmoſen zu ſagen, wo eben ſo deutlich auch: milde Gabe geſagt werden könnte? Oder wer denkt bei ſolchen Subſtantiven, wie Sack, Naſe, und dgl. an ihren fremden Urſprung? Es giebt auch unvermeidliche fremde und fremdklingende Worte, beſonders in der hiſtoriſchen Darſtellung, oder in dem Gebiete wiſſenſchaftlicher und techniſcher Ausdrücke, wo man öfters keinen ſprachrichtig, gebildeten Ausdruck der Mutterſprache hat, der im Stande wäre, denſelben Gegenſtand, oder denſelben allgemeinen Begriff vollkommen deutlich, beſtimmt und erſchöpfend, und ohne weitläuftige Umſchreibung zu bezeichnen, z. B. Perſon, Perſönlichkeit, Subjekt und Objekt, Organiſation, Philoſophie, Symphonie, Monarchie, Ariſtokratie, Demokratie, u. dgl. Sehr häufig beruht es jedoch nur auf einer Gewöhnung und mechaniſchen Nachahmung, daſs man ſich fortwährend auch da des Fremden und Ausländiſchen bedient, wo die Mutterſprache einen paſſenden und erſchöpfenden vaterländiſchen Ausdruck darbietet. Wäre man früher ſchon auf dem Wege fortgegangen, den der hochverdiente Luther in ſeiner Bibelüberſetzung betrat, — hätte man ſeine groſse Vorſicht und Sparſamkeit in der Anwendung fremder Ausdrücke nachgeahmt, man würde gewiſs in unſeren Zeiten weit weniger Fremdlinge in der deutſchen Sprache finden. Aber das ſiebenzehnte Jahrhundert und die erſtere Hälfte des achtzehnten verunſtaltete die deutſche Sprache durch unzählige franzöſiſche Worte, Redensarten, Konſtruktionen, welche man bei der damals herrſchenden Sucht, das Ausländiſche, beſonders Franzöſiſche, unbedingt nachzuahmen, in die Mutterſprache aufgenommen hat. Erſt ſeit den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts erwachte ein rühmlicher Eifer für Reinigung der deutſchen Sprache; und, während mehrere klaſſiſche Schriftſteller in ihren eigenen ſtyliſtiſchen Wer-

ken ſehr wohlgelungene Verſuche machten, das bisherige Ausländiſche mit neugeſchaffenen oder bisher ſchon nicht unbekannten, aber in den Sprachgebrauch noch nicht gehörig eingeführten deutſchen Worten zu vertauſchen, waren gelehrte und denkende Sprachforſcher bemüht, beſtimmte Grundſätze für dieſe Reinigung in der Theorie zu entwickeln. Vergl. Kinderling über die Reinigkeit der deutſchen Sprache, Berlin, 1795. Campe Wörterbuch der deutſchen Sprache, 5 Bände, Braunſchweig, 1807. 8. Pauli die Sprachreinigkeit von Seiten ihres förderlichen Einfluſſes auf Sprachbereicherung, Leipzig, 1811. Kolbe über Wortmengerei, 2. Ausgabe, Leipzig, 1812. Ebendeſſ. abgeriſſene Bemerkungen über Sprache, Leipzig, 1813. S. die Litteratur in Pölitz allgemeiner teutſcher Sprachkunde. Leipzig, 1804. S. 309. ff. Es iſt z. B. gewiſs eine gelungene und richtige Verdeutſchung, Pflanzenleben oder Pflanzenwuchs zu ſagen ſtatt: Vegetation, Wandelſtern ſtatt: Planet, Sachwalter oder Anwalt ſtatt: Advocat, Umriſs ſtatt: Contour, Anſtrich ſtatt: Tinktur, oberflächlich ſtatt: ſuperficiell, Hülfsquelle ſtatt: Reſſource, Anhänglichkeit ſtatt: Attachement, Ehrgeiz ſtatt: Ambition, Unterſcheidung ſtatt: Diſtinktion, Lehrgebäude ſtatt: Syſtem, betroffen machen ſtatt: frappiren, Einzelweſen ſtatt: Individuum u. dgl. *) Indeſſen giebt es auch für den Purismus Klippen, an denen er ſcheitert, indem man Verdeutſchungen wählt, die dem

*) Aus demſelben Grunde verlangt auch die Reinheit des Styls, bei ausländiſchen Worten, deren Gebrauch nothwendig iſt, wenigſtens die fremdartigen Beugungen und Endungen derſelben, ſo viel als möglich, zu vermeiden, damit ſie, ſo weit es ſich thun läſst, der Mutterſprache analog geformt werden, z. B. nicht zu ſagen: Athenienſer, ſondern: Athener (ſo wie man nicht: Romaner, ſondern: Römer ſagt), nicht: Ciceronianiſch, ſondern: Ciceroniſch, u. gl.

Wohlklange des Ausdrucks, der Analogie der Mutterſprache, der Würde der Sache (vermöge ihrer Ableitung, ihrer Zuſammenfügung, ihres Tons) nicht angemeſſen ſind, und bald das Gehör durch einen Miſslaut oder eine grammatiſche Unregelmäſsigkeit beleidigen, bald durch unedle oder lächerliche Nebenvorſtellungen die Betrachtung ſtören; oder dem Zuhörer und Leſer, ohne beigefügte Erklärung, völlig unverſtändlich ſind; oder die Vorſtellung, welche bezeichnet werden ſollte, nicht richtig, nicht klar und beſtimmt, nicht erſchöpfend ausdrücken. Z. B. Entwildern für: civiliſiren, ſtreitet mit der Analogie (ſo wie man von Bild nicht: bildern, ſondern: bilden ableitet, würde auch hier „entwilden" wenigſtens die ſprachrichtige Verdeutſchung ſeyn). Selbſtiſch ſtatt: egoiſtiſch, iſt weder ein wohlklingendes Wort, noch eine vollkommen deutliche Uebertragung (richtiger: ſelbſtſüchtig, oder eigenliebig). Selbſtlehrling ſt. Autodidakt, ſo wie Strengling ſt. Rigoriſt, oder Nährling ſt. Alumnus, dürfte weder allgemein verſtändlich, noch an jedem Orte der Würde des Gegenſtandes oder der Perſon ganz angemeſſen ſeyn (hier iſt entweder das Ausländiſche zu behalten, oder eine möglichſt präciſe deutſche Umſchreibung, ſtatt des einen Wortes, zu wählen). Eirunde ſtatt: Oval, oder Stirnloſigkeit ſt. Effronterie iſt eine eben ſo dunkle als lächerliche Verdeutſchung; für das letztere haben wir ſchon das paſſende: Unverſchämtheit. Ueberglaubigkeit ſtatt: Hyperorthodoxie iſt nicht beſtimmt genug, denn übergläubig kann jemand auch genannt werden, in Beziehung auf die religiöſe Denkart überhaupt, bei „Hyperorthodoxie" faſst man immer das Verhältniſs ſeiner Denkart zur Kirchenlehre in das Auge. Vermummung entſpricht dem ausländiſchen Maske darum nicht, weil das erſtere mehr ſagt, als das letztere. Das Wort Leſerei erinnert durch ſeine ganze Form an ein Leſen,

das nur zur Ausfüllung müſsiger Stunden; ohne beſtimmten Plan und Zweck geſchieht, und kann daher nicht als gleichbedeutend mit Lektüre angeſehen werden *). Dabei kommt auch der wichtige Umſtand in Betrachtung, daſs manches ausländiſche Wort allerdings für einen gewiſſen Umfang ſeiner Bedeutung wohl verdeutſcht werden kann, aber nicht für alles, was in dem Umfange ſeiner Bedeutungen überhaupt liegt, alſo auch nicht an jedem Orte und in jedem Zuſammenhange. Fanatismus z. B. kann wohl da mit dem Deutſchen: Schwärmerei vertauſcht werden, wo der ganze Zuſammenhang zeigt, daſs religiöſe Schwärmerei darunter verſtanden werde; wo dies nicht aus dem Zuſammenhange von ſelbſt einleuchtet, iſt wenigſtens das zuſammengeſetzte Religionsſchwärmerei zu wählen (denn es giebt auch andere Arten der Schwärmerei, die niemand Fanatismus nennt); und ſelbſt dieſer zuſammengeſetzte deutſche Ausdruck dürfte da dem ausländiſchen nicht völlig entſprechen, wo derjenige Grad beſtimmt bezeichnet werden ſoll, den die religiöſe Schwärmerei erreicht hat, wenn ſie ſich in wilder Verfolgungsſucht äuſsert; hier kann man nicht umhin, entweder Fanatismus zu behalten, oder, wo die beſondere Rückſicht auf Popularität den Gebrauch des ausländiſchen Wortes nicht erlaubt, den Begriff umſchreibend auszudrücken: wilde, verfolgungsſüchtige Religionsſchwärmerei. Frömmigkeit kann unbedenklich da für Religion (oder beſtimmter: Religioſität) geſetzt werden, wo man die der Erkenntniſs Gottes und göttlicher Dinge entſprechende Geſinnung, Empfindung und Richtung des Willens darunter verſteht; aber unpaſſend und der gehörigen Klarheit ermangelnd wäre das Deutſche, wo entweder blos der Umfang der

*) Eine reiche Zahl von Beiſpielen ſowohl gelungener als nicht gelungener Verteutſchungen ſ. in Pölitz allgemeiner teutſcher Sprachkunde S. 293. ff.

Erkenntniſſe von jenen überſinnlichen Gegenſtänden, die jemand mit Ueberzeugung in ſich aufgenommen hat, oder (objektiv) der zuſammenhängende Inbegriff mündlicher oder ſchriftlicher Belehrungen über Gott und göttliche Dinge Religion genannt wird. In der Sphäre der eigentlichen Beredſamkeit treten ſchon darum weniger ausländiſche Worte der deutſchen Sprache auf, als in manchem andern Gebiete der ſtyliſtiſchen Darſtellung, weil nicht die ſtreng wiſſenſchaftliche Forſchung und gelehrte Spekulation, ſondern das Allgemeinverſtändliche und praktiſch in das Leben Eingreifende den Inhalt und Gegenſtand der Beredſamkeit ausmacht; und der Redner findet auch eine beſondere Aufforderung, ſich der möglichſten Reinheit des Ausdrucks zu befleiſsigen, darinn, daſs alles Vaterländiſche in der Regel weit leichter zum ganzen Gemüthe ſpricht, als das Fremde. Die Theorie des Styls betrachtet endlich 4) auch die ſogenannten Provinzialismen als Verſtöſse gegen die Reinheit und Richtigkeit der Sprache. Man bezeichnet mit dieſem Ausdruck gewiſſe, einer Provinz des Landes eigenthümliche Worte, oder Wortverbindungen und Beugungen, welche in der Mundart der am meiſten gebildeten Provinz des Landes nicht aufgenommen, und daher durch das übereinſtimmende Urtheil klaſſiſcher Schriftſteller auch aus der Schriftſprache verdrängt worden ſind. Für Deutſchland iſt dieſe Norm der feinſten Sprachbildung das Hochdeutſch. Was in der Sphäre deſſelben fremdartig erſcheint, ſey es auch in manchen Gegenden Deutſchlands, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens, noch ſo bekannt und üblich, das ſtört in der Regel als Provinzialismus mehr oder weniger die Einheit der Form, und leidet gewöhnlich an irgend einem Gebrechen, an irgend einem Mangel der ſprachrichtigen Bildung, oder der Klarheit, oder der Würde, oder des Wohlklanges, der den Grund enthält, warum es nicht in den allgemeinen

klaſſiſchen Sprachgebrauch aufgenommen würde. Doch finden ſich zuweilen auch ſolche, bisher als Provinzialismen betrachtete Worte, die nicht nur nicht den mindeſten Anſtoſs geben, ſondern ſogar gewiſſe Vorſtellungen oder Gedankenverbindungen ſo anſchaulich, ſo beſtimmt, ſo vollkommen paſſend bezeichnen, daſs man ihnen im Hochdeutſchen keinen in gleichem Grade zweckmäſsigen Ausdruck an die Seite ſetzen könnte; durch dieſe wird die klaſſiſche Sprache wirklich bereichert. Wenn es z. B. ein fehlerhafter Provinzialismus iſt, Werkeltag zu ſetzen ſt. Wochentag, Sämſtag ſt. Sonnabend, unentweglich ſt. unbeweglich, ſorgen Sie ſich nicht ſt. ſeyn Sie unbeſorgt, u. dgl. ſo verdient doch das Zeitwort mäkeln oder das Adjektiv weitſchichtig nicht aus der Schriftſprache ausgeſchloſſen zu werden, denn mäkeln iſt da ganz an ſeinem Orte, wo man nicht blos das Tadeln einer Kleinigkeit überhaupt, ſondern dieſes Tadeln ſelbſt als etwas Tadelnswerthes bezeichnen will, indem der eine den andern, ſelbſtſüchtig und eigennützig, gleichſam als eine Waare behandelt, und ſt. weitſchichtig haben wir kein anderes hochdeutſches Wort, welches die Vorſtellung einer Sache, die aus verſchiedenen, weit von einander abgeſonderten Abtheilungen beſteht, ſo anſchaulich darſtelle. Vgl. über dieſen Punkt, ſo wie über die ganze Lehre von der Sprachrichtigkeit und Reinheit beſonders Kosmann Verſuch einer Theorie des deutſchen Styls, 1. Theil, Berlin, 1794. S. 23 — 183.

Aufser der grammatiſchen Richtigkeit und Reinheit der Sprache, die wir bisher betrachteten, verlangt aber auch die vollkommene Verſtändlichkeit der Darſtellung, oder ihre Angemeſſenheit zu den Forderungen des Erkenntniſsvermögens, diejenige durchgängige Richtigkeit des Ausdrucks, welche ſich auf die Natur der darzuſtellenden Vorſtellungen bezieht d. h. die Wahl ſolcher

Worte und Wendungen, welche ganz dazu geeignet sind, sowohl jede einzelne Vorstellung, als jedes Verhältniss der Vorstellungen, dessen Darstellung beabsichtigt wird, auszudrücken. Das Eine unterscheidet sich genau von dem Andern. Denn, so wie mancher Ausdruck, an sich betrachtet, abgesehen von der ihm gegebenen Form, wohl zu dem Gegenstande passt, der eben jetzt bezeichnet werden soll, aber die Sprachrichtigkeit durch seine grammatisch fehlerhafte oder nicht analogische Form verletzt (z. B. „eine sich aufgelöste Gesellschaft" statt: „eine Gesellschaft, die sich aufgelöst hat"), so kann dagegen ein vollkommen reiner und sprachrichtiger Ausdruck, in Beziehung auf das, was eben jetzt gesagt werden soll, der Richtigkeit ermangeln. Mannichfaltige Fehler dieser Art haben theils in der Unkunde und Vernachlässigung des Sprachgebrauchs ihren Grund, theils in dem Mangel an Klarheit, an Bestimmtheit, an innerem Zusammenhange des Denkens selbst. Daraus erklärt sich, dass man Worte verwandter Bedeutung (z. B. Affekt und Leidenschaft, Verstand und Vernunft, Frömmigkeit und Tugend) als völlig gleichbedeutende ansieht und mit einander verwechselt; dass man nicht selten mit dem Subjekt ein Prädikat verbindet, das der Natur des Subjekts nicht gehörig entspricht (z. B. ein wohlwollendes Herz thut Gutes, wo es kann, oder: ein wahrheitliebendes Gemüth redet auch immer die Wahrheit); dass man auf den Vordersatz einen Nachsatz folgen lässt, der nicht zu dem Subjekte des Vordersatzes passt, z. B. dieß Bild war so gut getroffen, dass jedermann ihn sogleich erkannte, statt: er war im Bilde so gut getroffen, dass u. s. w., dass man Partikeln wählt, welche das richtige Verhältniss der Vorstellungen nicht ausdrücken, z. B. einen Satz, der blos zur Erläuterung des eben Gesagten dienen soll, mit aber anfängt, oder einen solchen, der keine Folgerung aus dem Vorhergehenden enthält, durch

alſo, darum, daher, u. dgl. anknüpft. Der Begriff dieſer Richtigkeit liegt in dem, was Hr. Hofr. Pölitz im Geſammtgebiete der teutſchen Sprache 1. Bd. S. 244. Angemeſſenheit nennt, und als einen Beſtandtheil der Deutlichkeit betrachtet. Es umfaſst aber dieſe „Angemeſſenheit“ unſtreitig mehr, als ich hier mit „Richtigkeit“ bezeichnen wollte. Denn der Verf. verſteht darunter das jedesmalige Auswählen oder ſichere Ergreifen des paſſendeſten Ausdrucks für den durch die Sprache darzuſtellenden Gegenſtand. Unter mehreren Ausdrücken, welche man zur Bezeichnung eines Gegenſtandes wählen kann, ohne etwas Nicht Paſſendes, Unrichtiges zu ſagen, iſt doch nicht ſelten der eine in vollkommnerem Grade paſſend, als die andern. Daſs man überall den paſſendeſten ergreift, gehört alſo allerdings zur Vollendung der Deutlichkeit und Beſtimmtheit. Was ich hier „Richtigkeit“ nenne, iſt eine Eigenſchaft, welche der Styl beſitzen muſs, wenn er nicht überhaupt der Deutlichkeit ermangeln ſoll.

Schon durch die Vermeidung alles deſſen, was den Ausdruck zu einem unrichtigen macht, wird die Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Styls begründet; die alten Rhetoren nennen die Deutlichkeit gewöhnlich *σαφήνεια τῆς λέξεως*, *perſpicuitas ſermonis*, *plane*, *aperte*, *dilucidè dicere*, einen genauen und beſtimmten Ausdruck *λόγος* oder *ἑρμηνεία ἀκριβής*, *oratio ſubtilis* oder *acuta*, *cfr. Ariſtot. τέχνη ῥητορ. l.* 3. *c.* 12. gegen das Ende, *Hermogenes περὶ ἰδεῶν l.* 1. *p.* 26. *ſſ. ed. Sturmii*, *auctor artis rhet. ad Alexandrum p.* 254. *ſſ. ed. Ald. auctor ad Herenn.* 4, 12. *Cicero de orat. l.* 3. *c.* 8. *c.* 10. *c.* 13. *orator c.* 23. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 8. *c.* 2. *).

*) Das bekannte *elegantia* und *oratio elegans* umfaſst eigentlich die Eigenſchaften der Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit und Beſtimmtheit, *Auctor ad Herenn.* 4, 12. *Ci-*

Es kommen jedoch, aufser der Reinheit und Richtigkeit der Sprache, noch manche andere Punkte dabei in Betrachtung.

Deutlich und bestimmt nennen wir die stylistische Darstellung, wenn sie in jeder Hinsicht so beschaffen ist, dafs man gerade die Vorstellungen, welche der Darstellende erwecken wollte, ihre Verbindung, und ihr gegenseitiges Verhältnifs vollständig, ohne schwankende Ungewifsheit, und mit der möglichsten Leichtigkeit zu erkennen und aufzufassen vermag; entgegengesetzt dem unverständlichen oder undeutlichen, dem dunkeln und schweren, dem unbestimmten und schwankenden Ausdruck. Absichtlich rede ich immer von der Deutlichkeit und Bestimmtheit zugleich, denn die vollkommenste Deutlichkeit des Ausdrucks läfst sich ohne Bestimmtheit nicht denken. Einen gewissen Grad der Deutlichkeit können wir zwar schon dann der Darstellung nicht absprechen, wenn sie Vorstellungen in uns hervorbringt, die wir als richtig gedachte (den Gesetzen des menschlichen Denkens gemäfs gebildete) anzuerkennen und mit einander zu verbinden vermögen. Allein, so lange wir uns durch die Schuld (aber gegen den Zweck) des Darstellenden veranlafst finden können, mit seinen Worten mehr als einen Sinn zu verbinden, und durch die Frage in der Betrachtung gestört werden, ob der Redner oder Schriftsteller das Gesagte ganz allgemein, oder nur theilweise und bedingt, ob er es von der Gattung oder von der Art, in dieser oder in jener Beziehung, eigentlich oder uneigentlich u. s. w. verstanden wissen wollte? so lange fehlt es dem Ausdruck an der nöthigen Be-

---

cero de orat. l. 3. *c.* 10. *Quinctil. institt. oratt., l.* 1. *c.* 8. *p.* 63. *T. I. Wolf.* Doch wird es auch zuweilen auf alles dasjenige übergetragen, was die Alten hauptsächlich zur Anmuth, zum gefälligen Schmuck (*ornatus*) der Rede rechnen. S. *Cicero orator. c.* 39. *c.* 54.

ſtimmtheit (Schärfe, Genauigkeit), durch welche die Deutlichkeit erſt vollendet wird. Denjenigen Grad der Deutlichkeit, der den Leſer und Zuhörer in den Stand ſetzt, die mit Worten bezeichneten Vorſtellungen nicht blos richtig und vollſtändig, ſondern auch ſchnell, ohne mühſame Anſtrengung aufzufaſſen und in ſich nachzubilden, pflegt man Leichtigkeit der Darſtellung, oder Klarheit des Styls zu nennen *). Nicht jeder geiſtigen Individualität ſteht dieſer Grad der Deutlichkeit zu Gebote; und nicht jeder Gegenſtand iſt einer völlig klaren und leichten Darſtellung in gleichem Maaſse empfänglich. Ueberhaupt iſt die Deutlichkeit in ſo fern etwas Relatives, in wie fern es in den verſchiedenen Bildungsſtufen und geiſtigen Bedürfniſſen der Zuhörer und Leſer ſeinen Grund hat, daſs eine und dieſelbe Darſtellung in dem einen Kreiſe vollkommen aufgefaſst wird, während ſie einem andern ſchwer oder dunkel erſcheint. Der allgemeine Begriff der Deutlichkeit und Beſtimmtheit aber gehört zu den allgemeinen und weſentlichen Anforderungen an jede gute ſtyliſtiſche Darſtellung. Zwar liebt die Poeſie, der Ausdruck desjenigen inneren Zuſtandes, in welchem die Thätigkeit des lebendigen Gefühls vorwaltet, begleitet von ei-

*) Die Logik nennt, wie bekannt, diejenigen Begriffe klar (nicht blos deutlich), deren einzelne Merkmale (Theilvorſtellungen) in ihren beſtimmten Grenzen richtig erkannt werden. Wie dieſs Klarheit der Begriffe durch Zergliederungen, Definitionen, u. dgl. bewirkt werde? hat die Theorie des Styls nicht zu zeigen (ſ. die redneriſche Erfindung S. 272. ff.). So wie aber das Geſchäft des Denkens demjenigen im höchſten Grade erleichtert wird, dem ſich jedes weſentliche einzelne Merkmal des Begriffs vollkommen darſtellt bei dieſer inneren geiſtigen Thätigkeit; ſo geſchieht etwas Aehnliches im Ausdruck der Vorſtellungen, wenn die ganze Bezeichnung und Einkleidung derſelben, die Wahl und Stellung der Worte ſo beſchaffen iſt, daſs der völlige Sinn des Darſtellenden, er möge Abſtraktes oder Konkretes bezeichnen wollen, ſogleich vor der Seele des Leſers oder Zuhörers ſteht.

ner freien Wirksamkeit der Einbildungskraft, allerdings ein gewisses Helldunkel. Der eigenthümliche Zauber der Dichtkunst liegt eben darinn, dass sie die Einbildungskraft und Phantasie zu einem freien Spiele mit Anschauungen und Gefühlen veranlasst, welche nicht in die Grenzen eines bestimmten logischen Schema eingeschlossen werden können, sondern in eine grosse Totalanschauung und Totalempfindung des Schönen aufgehen. Etwas Unendliches, Unbegrenztes, Unnennbares stellt uns der Dichter (besonders im höchsten Schwunge der lyrischen Poesie) in endlichen Formen dar. Was aber der Deutlichkeit absolut entgegen steht, ein unverständlicher Ausdruck, ein mystisches Dunkel, eine chaotische Verworrenheit, das widerstrebt auch dem Wesen des Schönen, und nimmt der Dichtung allen Eingang in die menschlichen Gemüther; wo die Dichtung wirklich ansprechen soll, da muss sie auch eine innere Harmonie ausdrücken, und in klaren Anschauungen der Phantasie des Lesers etwas Bestimmtes darbieten, woran sie sich in ihre unendlichen Räume emporschwinge. Dass man dagegen an alle Produkte der Prosa in Hinsicht auf Deutlichkeit und Bestimmtheit andere und umfassendere Ansprüche macht, als an Werke der Poesie (immer jedoch mit besonderer Hinsicht auf die Fassungskraft der Zuhörer und Leser), dass diese Eigenschaften zu demjenigen gehören, was die Prosa charakterisirt, ist eben so begreiflich aus der Natur der Sache, da es hier vor allen und zunächst auf Belehrung und Ueberzeugung ankommt. Jenes poetische Helldunkel wäre eben so sehr für die Prosa ein völlig fremdartiges Element, wie sich der Dichter gehemmt und beschränkt fühlen würde, wenn er überall dieselben Rücksichten nehmen sollte, welche der Prosaiker, bei der Wahl und Stellung der Worte, auf möglichste Deutlichkeit und Bestimmtheit nimmt. Auch an den Redner ergeht diese stylistische Forderung in ihrem ganzen Um-

fänge; was der Deutlichkeit und Bestimmtheit entgegensteht, das hindert auch den festen Gang und das unaufhaltsame Fortschreiten der Handlung in der Rede, vorzüglich in den Abschnitten, welche zunächst dazu bestimmt sind, das Erkenntnisvermögen durch genaue Bestimmung und Entwickelung der Begriffe, oder durch bündige Darstellung überzeugender Gründe zu beschäftigen. Und, da der mündliche Vortrag des Redners schnell, im Augenblick, aufgefaßt und verstanden werden soll, während dem Leser eines schriftlichen vergönnt ist, den nur theilweise verstandenen Satz noch einmal zu lesen, und so in den völligen Sinn desselben einzudringen; so ist der öffentliche Redner, zumal wo er sich an Ungebildete und Ungelehrte, oder wenigstens an ein gemischtes Publikum wendet, ganz besonders verpflichtet, nach Deutlichkeit und Bestimmtheit, ja nach Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks zu streben. In welchem Umfange diese Forderung ausgesprochen werde, ergiebt sich am klärsten, wenn wir die einzelnen stylistischen Unvollkommenheiten selbst genauer betrachten, welche diesen Eigenschaften entgegen stehen, und großentheils aus einer gewissen Unbestimmtheit oder Dunkelheit der Vorstellungen des Redenden selbst, aber auch aus Mangel an umfassender Kenntniß des Sprachgebrauchs und an Gewandheit im Ausdruck, zuweilen selbst aus dem irreleitenden Streben nach Eigenthümlichkeit und Neuheit entspringen. Dahin gehört a) der Gebrauch solcher Worte und Ausdrücke, die in dem Kreise der Zuhörer und Leser, für welche unsere Darstellung zunächst bestimmt ist, nicht füglich als bekannte und übliche Ausdrücke vorausgesetzt werden können. Zweckwidrig sind ohne Zweifel, in jedem Vortrage an das Volk oder an ein gemischtes Publikum, diejenigen Worte (*termini technici*), die nur in den Schulen und Verhandlungen der Gelehrten vorkommen — vollkommen angemessen dem Zwecke der

wiſſenſchaftlichen Forſchung, die einmal gewohnt iſt, gewiſſe Begriffe an dieſe (wenn auch groſsentheils ausländiſche) Terminologieen zu knüpfen, und durch die Präciſion derſelben ſogar gefördert und erleichtert wird — aufser dieſem Kreiſe mehr oder weniger unverſtändlich, z. B. Subjekt und Objekt, Negativ und Poſitiv, Princip, Ideal, Harmonie, Syſtem u. dgl. Da in die Sphäre der Beredſamkeit, beſonders der geiſtlichen, überhaupt nur ſolche Wahrheiten, Gedankenverbindungen und Gedankenformen gehören, die allgemein verſtändlich ſind, die wenigſtens ſo dargeſtellt werden können, dafs ihre richtige Auffaſſung eine eigentlich gelehrte Bildung nicht nothwendig vorausſetzt, und in das wirkliche Leben und Handeln der Menſchen eingreifen; da die Rede, als Rede, nie in jene Höhen der Abſtraktion und Spekulation emporſteigt, für welche dergleichen Terminologieen geſchaffen ſind; ſo werden Ausdrücke dieſer Art ſchon durch das Materielle und durch den Zweck der Rede gröſstentheils ausgeſchloſſen. Wo die geiſtliche Rede, ſo weit es ihr Inhalt und ihre Beſtimmung verlangt, in philoſophiſche Entwickelungen religiöſer und moraliſcher Begriffe und Sätze eingeht, da reicht auch derjenige Sprachgebrauch völlig aus, der ſich nicht in den abgeſchloſſenen Formen eines Syſtems und in dem Kreiſe der gelehrten Bücherſprache bewegt; und ſchon das Beſtreben, im öffentlichen Vortrage die Reinheit des deutſchen Styls ſo wenig als möglich durch Fremdartiges zu ſtören, legt dem Prediger überall den entſprechenden vaterländiſchen Ausdruck näher, als den ausländiſchen. Wir läugnen übrigens damit nicht, dafs mannichfaltige Ausdrücke allmälig aus der gelehrten Sprache oder Bücherſprache in die weiteren Kreiſe des Lebens übergegangen ſind, und daher ohne Bedenken auch da gebraucht werden können, wo eine gelehrte wiſſenſchaftliche Bildung in dem Zuhörer und Leſer nicht vorauszuſetzen iſt, z. B. Religion, Charakter, Anſicht, Vorſtellung,

Begriff u. ſ. w. Der Redner, der die geiſtigen Bedürfniſſe und Fortſchritte ſeines Publikum kennt, wird überall am richtigſten beurtheilen, wie weit er in dieſer Hinſicht gehen könne, um in ſeinem Kreiſe verſtanden zu werden. Ein dem genannten ähnlicher Fehler iſt b) der Gebrauch allgemein bekannter und üblicher Worte in ſolchen Bedeutungen, die nicht gewöhnlich, wenigſtens denjenigen, an welche ſich der ſchriftliche oder mündliche Vortrag wendet, nicht gehörig bekannt ſind. Z. B. wenn Einfalt für: Einfachheit, Schlichtheit, Redlichkeit, genommen wird, oder Kirchlichkeit für: äuſsere Religioſität. c) eine Kürze des Ausdrucks, welche, ohne die Sprachrichtigkeit zu verletzen, doch für die Zuhörer und Leſer, mit denen ſich unſere Darſtellung zunächſt beſchäftigt, zu lakoniſch iſt, indem ſie nicht alle die Vorſtellungen und Verhältniſſe der Vorſtellungen wirklich ausdrückt, welche einzeln bezeichnet werden müſſen, wenn das Ganze des Perioden oder des Satzes vollſtändig aufgefaſst, und ſo, wie es der Darſtellende in ſeinem Innern dachte, anerkannt werden ſoll. Inſofern der Styl dieſen Fehler vermeidet, beſitzt er Vollſtändigkeit. Sprachwidrige Verſtümmelungen der Worte (z. B. was für etwas, Sang für Geſang, u. dgl.) und Verſtümmelung der Konſtruktion durch Weglaſſung ganzer Worte, die zur geſetzmäſsigen grammatiſchen Form weſentlich gehören, werden ſchon durch die Beobachtung der Reinheit und Richtigkeit der Sprache ausgeſchloſſen. Hier iſt von Gedankenellipſen die Rede, die dem Zuhörer und Leſer etwas hinzuzudenken überlaſſen, wo alſo eine Vorſtellung oder ein Verhältnisbegriff entweder im Ausdruck völlig übergangen, oder nur ſo angedeutet, an einen andern wirklich ausgedrückten Gedanken ſo angeknüpft oder darin eingeſchloſſen wird, daſs er nicht für ſich und in ſeinem ganzen Umfange, in der Sprachdarſtellung auftritt. Unbedingt kann dies nicht getadelt werden; es iſt dem

Schwunge der dichterischen Phantasie, es ist dem Pathos und Feuer der Rede bisweilen so natürlich, dafs hier eine gröfsere Vollständigkeit des Ausdrucks weniger natürlich erscheinen würde (Beispiele werden dies weiter unten erläutern, wo von den Figuren des Ausdrucks die Rede ist). Und die geistige Individualität bildet manchem überhaupt eine Gedrängtheit des Ausdrucks an, die wenigstens für eine gewisse Klasse der Zuhörer und Leser vorzüglich interessant und anziehend ist. So wie aber eine Gedankenellipse da unbedingt fehlerhaft ist, wo nach dem Zusammenhange und nach der Natur der Sache entweder dies oder jenes hinzugedacht werden kann, so dafs selbst der aufmerksame und denkende Zuhörer in einen Zustand der schwankenden Unbestimmtheit nothwendig versetzt werden mufs; so entspricht auch nicht jeder Grad der Kürze des Ausdrucks demselben Kreise, derselben Bildungsstufe der Zuhörer. Wenn man z. B. den Satz aufstellt: „die neue Anstalt und Verfassung Jesu Christi schliefst sich genau und innig an die alte," so wird jeder denkende Zuhörer (wenn nicht schon vorher ausdrücklich bestimmt worden war, was der Redner hier unter der alten Verfassung verstehe) ungewifs fragen und zweifeln, ob unter der alten Verfassung der ganze vorchristliche Zustand der Welt überhaupt gemeint, und also mit jenen Worten gesagt werden solle, die neue Anstalt Christi habe den dringenden geistigen Bedürfnissen des vorchristlichen Zustandes abgeholfen? oder, ob der Redner die mosaische Religionsanstalt meine, und also behaupte, die neue Anstalt Christi stehe in einem inneren Zusammenhange mit der alttestamentlichen Religionsverfassung? Oder, wenn Jean Paul sagt: „du bist viel zu klein, gemeines Leben, für die Trostlosigkeit eines Unsterblichen," so versteht der gebildete und denkende Leser gewifs, was der Verfasser damit sagen will, und empfindet die eigenthümliche Kraft,

mit welcher der Gedanke in dieser vielsagenden Kürze auftritt. Ein Vortrag an Ungebildete aber, an Menschen der niedern Stände, würde, um den Gedanken allgemein faslich auszusprechen, den vollständigeren Ausdruck vorziehen müssen: „du bist viel zu „klein, gemeines Erdenleben, als dafs ein Mensch, „der seinen Beruf zur Unsterblichkeit fühlt, über Un„gemach des Erdenlebens trostlos trauern sollte.“ Uebrigens kommt auch hier der Unterschied zwischen mündlichen und schriftlichen Vorträgen in Betrachtung; denn manches vermag der Leser eher und leichter zu ergänzen, als der Zuhörer, bei der schnell dahin eilenden mündlich vorgetragenen Rede. d) So wie die Kürze, bald absolut, bald relativ, ein Hinderniss der Deutlichkeit werden kann, so kann auch das Gegentheil, die Weitschweifigkeit der Rede, den Vortrag verdunkeln. Indem man die Substantiven mit Prädikaten, die Zeitwörter mit Adverbien, die Hauptsätze mit erklärenden oder beschränkenden Nebensätzen überhäuft, welche zur Klarheit und Kraft des Gedankens nicht wesentlich beitragen, wird die Aufmerksamkeit (besonders, wo solche Wortfülle in bildlichem Ausdruck herrscht) so von dem Hauptgegenstande abgezogen und auf mannichfaltige Nebenvorstellungen hingerichtet, wie es bei einem mit kleinen Gegenständen überladenen Gemälde der Fall ist; man hindert die Aufmerksamkeit, man erschwert ihr wenigstens das Geschäft, ihre geistigen Thätigkeiten so zusammenzufassen, dafs das Wesentliche in seinem ganzen Umfange mit völliger Klarheit festgehalten wird. Doch, wir werden die Präcision des Ausdrucks, als diejenige absolut-nothwendige Eigenschaft, die der Weitschweifigkeit entgegensteht, noch besonders zu betrachten haben. e) Mit der Deutlichkeit und Bestimmtheit streitet auch die von dem Darstellenden *) nicht beabsichtigte Zweideu-

*) Diejenigen Fälle, wo der Redner oder Schriftsteller

tigkeit oder Vieldeutigkeit, *amphibolia*, *ambiguitas* (*ſ. Quinctil. inſtitutt. oratt. l. 7. c. 9. l. 8. c. 2. p. 71. T. II. ed. Wolf*). Sie entſteht *α*) aus dem Gebrauch einzelner Ausdrücke und Redensarten, welche, an ſich betrachtet (wenigſtens oft), eine doppelte oder mehrfache Deutung geſtatten. Da z. B. das Zeitwort: verfolgen, ſowohl von dem, der eine Perſon oder Sache anfeindet, der ſie zu hemmen und zu beeinträchtigen ſucht, als im guten Sinne von dem, der ſich mit etwas ſehr angelegentlich beſchäftigt, und es zum Ziele ſeines Wirkens und Strebens macht, gebraucht wird, und „überſehen“ ſowohl das leichtſinnige und ſorgloſe Vernachläſſigen einer Sache, als das ſchnelle, aber aufmerkſame und richtige Ueberblicken und Ueberſchauen einer Reihe von Gegenſtänden bezeichnen kann; ſo wäre es gewiſs ein zweideutiger, dem Miſsverſtändniſſe ausgeſetzter Lobſpruch, von jemand zu ſagen: „er war ein Mann, der die Wahrheit „ſtets verfolgte, und bei der Verwaltung mannich„faltiger Berufsgeſchäfte alles überſah.“ Der Satz: „ich erwarte für dieſe That nicht die geringſte Belohnung,“ kann ein völliges Verzichtleiſten auf allen und jeden Lohn, aber auch (wenn in dem: „nicht die geringſte“ die bekannte Redefigur liegen ſoll, wo man weniger ſagt, als dabei gedacht wird) gerade das Gegentheil, einen Anſpruch auf vorzügliche Belohnung, ausdrücken. Zweideutigkeit entſteht *β*) durch Ausdrücke und Worte, welche in einer und derſelben Periode in verſchiedenem Sinne genommen werden. Z. B.: „Ihr werdet ein Ereigniſs, das ſolche Bewegung „hervorbrachte, gewiſs mit der gröſsten Aufmerkſam„keit betrachten; dafür bürgt mir eure ſichtbare Bewe„gung.“ Hier ſoll Bewegung das eine Mal die äuſseren, geräuſchvoll auftretenden Thätigkeiten und

---

abſichtlich etwas ſagt, das einen Doppelſinn haben kann und ſoll, gehören dem figürlichen Ausdruck an.

Veränderungen, die jenes Ereignifs zur Folge hatte, das andere Mal die innere Rührung des betrachtenden Gemüths bedeuten. Aber, wie leicht bleibt hier der Zuhörer bei der ersten Bedeutung stehen, und trägt sie in die andere Stelle über! γ) Nicht selten liegt die Ursache der Zweideutigkeit in der Verbindung und Stellung der Worte. Dies ist namentlich der Fall, wo Personenwörter oder Bestimmungswörter so gesetzt werden, dafs man sie, nach dem Zusammenhange, auf mehr als ein Subjekt beziehen kann, oder, dafs es unentschieden bleibt, ob das Prädikat vom Subjekte in seinem ganzen Umfange, oder nur mit gewissen Einschränkungen gelte. Z. B. „dieses Reich, welches Europa fürchte„te," (ein Reich, das von den übrigen europäischen Staaten gefürchtet wurde, oder, das sich selbst vor den übrigen fürchtete?) „Der Gott, welcher den Him„mel erschaffen hat, welcher die ganze Erde um„giebt, der sollte die Glückseligkeit einer ganzen Gat„tung von Geschöpfen, die so ganz sein Werk ist, „nicht länger als dieses Leben dauern lassen?" (bezieht sich welcher an der zweiten Stelle auf Gott oder auf den Himmel? und die in den Worten: „die so ganz sein Werk ist," auf die ganze Gattung von Geschöpfen oder auf die Glückseligkeit derselben?) „Gott hat den Menschen geschaffen zu seiner Glück„seligkeit" (deutlicher: Gott hat den Menschen geschaffen, um ihn wahrhaft zu beglücken). „Die „Freuden der Erde, deren Quelle jedem ohne Unter„schied, dem Reichsten wie dem Aermsten geöffnet „ist, sind ein immerwährendes Zeugnifs der göttlichen „Liebe." Hier fragt sich, ob der Zwischensatz: deren Quelle u. s. w. den Subjektsbegriff: Freuden der Erde, einschränken, und also das unten Folgende: sind ein immerwährendes Zeugnifs u. s. w. zunächst nur von solchen Freuden der Erde, deren Besitz und Genufs von Reichthum und besondern Glücksumständen unabhängig ist, die auch der Arme haben und fin-

den kann, verſtanden werden ſolle? oder, ob der Redner jenen Zwiſchenſatz uneingeſchränkt auf die Freuden der Erde überhaupt, auf den Gattungsbegriff beziehe, und damit ſagen wolle, es ſey ein immerwährendes Zeugniſs der göttlichen Liebe, daſs die Erde allen Klaſſen und Ständen der Menſchen mannichfaltige Freuden und Annehmlichkeiten darbeut? Im erſten Falle könnte dem Ausdruck durch eine kleine Abänderung die nöthige Beſtimmtheit gegeben werden: diejenigen Freuden der Erde u. ſ. w. Im zweiten Falle würden wir richtiger ſagen: „die Mannichfal„tigkeit und Fülle der Freuden, welche die Erde al„len ihren Bewohnern, ſelbſt dem Armen und Dürf„tigen darbeut, iſt ein immerwährendes Zeugniſs gött„licher Liebe.“ Im mündlichen Vortrage könnte hier allerdings, wie öfters, ſchon durch die Betonung der Zweideutigkeit vorgebeugt werden, durch das Fallen des Redeaccents auf die (Freuden der Erde). Eben ſo häufig ſind die Dunkelheiten, welche die Häufung oder Stellung des Genitiv veranlaſst. Z. B. „nichts ſoll uns ſcheiden von der Liebe „Gottes“ (zweideutig, wenn nicht das Vorhergehende deutlich zeigt, ob die Liebe des Menſchen zu Gott, oder die Liebe Gottes zu den Menſchen verſtanden werde). Oder: „der Verluſt ſeines Bruders war „gröſs“ (kann, an ſich betrachtet, entweder den Verluſt bezeichnen, den ſein Bruder in irgend einer Hinſicht erlitten, oder den Verluſt, den er ſelbſt an ſeinem Bruder, durch deſſen Entfernung, oder Tod, erfahren hat). „Die Beharrlichkeit des Fleiſses der „Unterſuchungen der Völker, welche in dieſem Fache „Entdeckungen gemacht haben.“ (Iſt hier die Rede von Unterſuchungen anderer über dieſe Völker, oder von Unterſuchungen, welche dieſe Völker ſelbſt angeſtellt haben?) *). Der Mangel an Deutlichkeit

*) Vgl. bei dem erörterten Punkte Kosmann, Theorie des

und insbeſondere an der Beſtimmtheit des Styls hat f) nicht ſelten auch darin ſeinen Grund, daſs man diejenigen Worte und Redensarten nicht gehörig beachtet, welche der herrſchende Sprachgebrauch einmal für die Bezeichnung gewiſſer Vorſtellungen entweder einzig und allein, oder doch vorzüglich beſtimmt hat (die ſogenannten *vocabula* und *verba ſolennia*). Oft laſſen ſich Gründe nachweiſen, warum man gerade dieſen und jenen Ausdruck für gewiſſe Gegenſtände, Begriffe, Gedankenverbindungen andern vorgezogen hat. Man ſagt z. B. in bildlicher Rede: „der Faden unſeres Lebens „ſchlingt ſich durch tauſendfache Abwechslungen „und Wendungen unſerer Schickſale unaufhaltſam „fort.“ Warum ſagt man nicht: „das Rad unſeres Lebens wälzt ſich durch tauſendfache u. ſ. w.? Die Vergleichung an ſich wäre nicht unpaſſend; und der griechiſchen Sprache war der Ausdruck: „Rad „des Lebens“ nicht ungewöhnlich. Aber das erſtere wird darum vorgezogen, weil das ſich fortwälzende Rad die Aufmerkſamkeit faſt unwillkürlich nur auf das Geräuſchvolle der Thätigkeiten und Veränderungen des Lebens hinrichtet, woran man nicht gerade zunächſt oder allein erinnern will, wenn man überhaupt von dem unaufhaltſamen, oft auch leiſen und ſtillen Fortgange der Lebensjahre unter mannichfaltigen Abwechslungen ſpricht. Wir ſagen: die Sonne meines Glücks, oder: der Stern meines Glücks iſt aufgegangen, und es iſt wohl begreiflich, warum wir, um das Wohlthätige, Erhebende, Belebende einer uns zu Theil gewordenen glücklichen Veränderung anſchaulich und lebhaft zu bezeichnen, das groſse Tagsgeſtirn, die Sonne, oder den Gattungsbegriff: Stern überhaupt, für paſſender

---

deutſchen Styls 1. Th. S. 208. ff. Gräffe, Anweiſung zum Periodenbau, Hannover, 1807. 8, 36. ff.

halten, als die Erwähnung des Mondes. Sehr häufig aber läſst ſich für ſolenne Redensarten kein weiterer beſtimmender Grund angeben, als, daſs ſie allmälig, durch lange Gewohnheit, auch bei den beſten Schriftſtellern, den Platz, den ſie vorzugsweiſe behaupten, erhalten haben. Man ſagt z. B. „ich nehme auf etwas Rückſicht," nicht: „ich nehme auf etwas Hinſicht," ob man gleich eben ſo häufig ſagt: mit Rückſicht, als: mit Hinſicht auf eine Perſon oder Sache. Oder: „mit jemand in Verbindung ſtehen," nicht: in Verknüpfung. Oder: „ſich an die Stelle eines „andern ſetzen, ſich in ſeine Lage verſetzen," nicht: ſich in den Zuſtand eines andern ſtellen. Oder (tropiſch): „er hat einen ſehr guten, fähigen „Kopf," nicht: ein gutes, fähiges Haupt. Oder: „Jeſus Chriſtus iſt das unſichtbare Haupt ſeiner „groſsen Gemeinde," nicht: er iſt der Kopf u. ſ. w., obgleich das letztere dem griechiſchen κεφαλή eben ſo, wie das erſtere entſpricht. Was der Sprachgebrauch auf dieſe Art für gewiſſe Vorſtellungen oder Gedankenverbindungen einmal gleichſam geheiligt hat, das pflegt auch der Zuhörer und Leſer zu erwarten, und darum knüpft ſich bei ihm gewöhnlich am leichteſten der deutliche und beſtimmte Begriff der Sache. Abweichungen von dem herrſchenden Sprachgebrauche werden nicht nur leicht auffallend, befremdend, und die Aufmerkſamkeit ſtörend, ſondern hemmen auch eben dadurch öfters die Deutlichkeit und Beſtimmtheit eines Satzes; und können nur dann gerechtfertigt werden, wenn dieſe Eigenſchaften des Styls nichts dadurch verlieren, und der Ausdruck in irgend einer andern Hinſicht (an Anſchaulichkeit, Lebendigkeit, Würde und Schicklichkeit) dabei gewinnen ſollte. Um möglichſt beſtimmt zu ſprechen, vermeiden wir g) zu allgemeine Ausdrücke, welche, anſtatt des Beſondern und Eigenthümlichen, das eben jetzt bezeichnet

werden ſoll, nur das Allgemeine angeben, in deſſen Sphäre dieſes Beſondere enthalten iſt *), und ſolche Worte und Redensarten, welche den Umfang und die Gröſse der zu bezeichnenden Vorſtellung nicht gehörig erſchöpfen. Z. B. „es iſt die Forderung „der Tugend, daſs wir uns über die wahre Wohl„fahrt unſerer Mitbrüder aufrichtig freuen,“ warum nicht beſtimmter: es iſt eine Forderung der Menſchenliebe u. ſ. w.? Oder: „wir können an Gott „nicht lebhaft denken, ohne das innigſte Gefühl der „Hochachtung und Liebe zu empfinden,“ warum nicht erſchöpfender und dem heiligen Gegenſtande angemeſſener: ohne das innigſte Gefühl der Ehrfurcht u. ſ. w.? Der Ausdruck iſt immer um ſo deutlicher und um ſo beſtimmter, je mehr er dieſe Genauigkeit beſitzt, je ſorgſamer die Worte und Redensarten gewählt werden, welche in jedem einzelnen Falle ganz und nur die auszudrückenden Vorſtellungen darſtellen. Auf mannichfaltige Weiſe endlich hindert h) ein dunkler und ſchwerfälliger Periodenbau das richtige, leichte, klare, beſtimmte Auffaſſen der darzuſtellenden Gedanken. Vor allzulangen, künſtlich verflochtenen, durch mannichfaltige Participialkonſtruktionen erſchwerten, mit Parentheſen überladenen Perioden hat ſich der angehende Redner oder Schriftſteller um ſo mehr zu hüten, je leichter dieſe Verwöhnung entſteht, und je häufiger bald die eigenthümliche Richtung, welche die Art und Methode des Denkens frühzeitig genommen hat, bald die Lektüre und Nachahmung gewiſſer Schriftſteller dazu hinführt. Wir werden die ſtyliſtiſchen Mängel

*) Es iſt hier von einer Nachläſſigkeit in der Wahl des Ausdrucks die Rede. Ganz anders ſind diejenigen Fälle zu beurtheilen, wo man abſichtlich, in figürlicher Rede, die Gattung ſtatt der Art, das Ganze ſtatt des Theils, das Allgemeine ſtatt des Beſondern erwähnt.

überhaupt, welche den Bau der Sätze und Perioden betreffen, an einem andern Orte ausführlicher betrachten. Es ergiebt sich übrigens aus den bisherigen Bemerkungen von selbst, dass die Undeutlichkeit und Unbestimmtheit des Ausdrucks, wenn wir den inneren Grund im Subjekte des Darstellenden aufsuchen, theils aus der Dunkelheit und Unbestimmtheit der Vorstellungen selbst entspringt, theils aus dem Mangel an umfassender Kenntniss des Sprachgebrauchs, theils aus dem irreleitenden Streben nach Kunst, und nach dem Scheine auffallender Originalität. Dem Kanzelredner ist, in Hinsicht auf Deutlichkeit und Klarheit der Rede, nichts dringender zu empfehlen, als dass er sich (die schon oben bemerkten Maasregeln vorausgesetzt, die ein veraltetes und wenig bekanntes Wort der lutherischen Uebersetzung zuweilen erfordert) so viel als möglich an den Ausdruck der Bibel halte. Die Sprache unserer heiligen Urkunden, besonders des neuen Testaments, ist und bleibt, im Ganzen genommen, immer die klärste und faslichste Darstellung religiöser und sittlicher Wahrheiten; und da bei jeder christlichen Gemeinde die Grundlage des Schulunterrichts vorausgesetzt werden kann, der die kindlichen und jugendlichen Gemüther mit der Lehrart und Redeweise der heiligen Schrift bekannt und vertraut macht, so lässt sich auch mit vollem Rechte erwarten, dass die Predigt, auf diese Grundlage fortbauend, durch eine richtige und passende Anwendung biblischer Worte und Redensarten den Zweck der allgemeinen Verständlichkeit am glücklichsten erreichen werde. *)

*) Treffliche Bemerkungen über die Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, und anschauliche, theils aus den alten Schriftstellern, theils aus Röhr's Kanzelvorträgen entlehnte Erläuterungen enthält Crome, Versuch einer Vervollkommnung der geistlichen Beredsamkeit durch das Studium der alten Klassiker, Hannover, 1825. 8. S. 19. ff.

Mit der Deutlichkeit und Beſtimmtheit hängt die gute Ordnung im Ausdruck genau zuſammen. Es iſt hier nicht von demjenigen die Rede, was durch grammatiſche Geſetze und durch Gewohnheiten des Sprachgebrauchs in der Aufeinanderfolge der Worte und Redetheile ſo oder anders beſtimmt iſt; dies gehört zur Reinheit und Richtigkeit des Styls. Es kann aber, bei grammatiſcher Richtigkeit der Verbindung und Folge der Worte, dennoch eine Verworrenheit, im Ausdruck, ein Mangel an guter Ordnung hervortreten, wenn man die allgemeinen Grundſätze, auf denen die rechte Anordnung und Vertheilung des Materiellen in einem ganzen ſtyliſtiſchen Produkte beruht, nicht auch bei der formellen Bildung einzelner Sätze und Perioden feſthält, d. h. wenn nicht auch hier alles Einzelne ſo zuſammengeſtellt wird, und ſo aufeinander folgt, wie es theils der Natur der Sache, theils dem Zwecke der Darſtellung am vollkommenſten entſpricht. Jede Verletzung und Störung dieſer Ordnung giebt dem Verſtande des denkenden Zuhörers einen Anſtoſs, der die Aufmerkſamkeit ſchwächt oder zerſtreut, die Theilnahme verweigert, den Gang der Handlung an ſeinem unaufhaltſamen Fortſchreiten hindert; und ſelbſt der weniger gebildete Leſer und Zuhörer, der vielleicht nicht im Stande iſt, ſich ſelbſt vollkommen deutliche Rechenſchaft darüber zu geben, in wie fern da oder dort die rechte Ordnung im Ausdruck nicht beachtet worden ſey, empfindet doch leicht eine hindernde Störung ſeiner geiſtigen Thätigkeit, indem der Mangel an Ordnung immer auch irgend eine Dunkelheit und Unbeſtimmtheit des Ausdrucks zur Folge hat. Dies iſt beſonders der Fall, wo man in einem Satze präokkupirt, was erſt im folgenden Satze, und durch die genaueſte Verbindung mit demſelben vollkommen klar und deutlich werden kann; oder, was ſeine rechte Stellung früher hätte, erſt

nach andern dazwiſchen liegenden Vorſtellungen, in einem angehängten Satze nachträgt, der den Zuhörer und Leſer, wenn es recht verſtanden werden ſoll, auf das Frühere zurückzukehren nöthigt; oder in der logiſchen Stellung der einzelnen Theile des Nachſatzes die in dem Vorderſatz beobachtete Ordnung, welcher der Nachſatz entſprechen ſollte, nicht beachtet; oder die wichtigere Vorſtellung nicht durch die Anordnung der Worte ſelbſt ſo hervorhebt, wie ſie hervorgehoben werden ſollte. Man betrachte z. B. folgende Stelle: „Noch immer ſind uns die„ſelben klaren und herrlichen Beweiſe und Zeug„niſſe für die Wahrheit und Göttlichkeit des Evan„gelium gegeben, welche die erſten Jünger des „Herrn, und ihre erſten Gemeinden ihres Glau„bens gewiſs machten; und mit hoher Begeiſte„rung erfüllten. Woher kommt es alſo, daſs wir „dennoch ſo viele Chriſten in unſerer Mitte fin„den, denen, bei aller Kenntniſs der evangeliſchen „Wahrheit, die rechte Zuverſicht, die Wärme, „die Innigkeit des Glaubens an Chriſtum fehlt?“ „Wir haben ſogar vor jenen erſten Chriſten das Ei„genthümliche voraus, daſs wir auf eine lange Reihe „von achtzehn Jahrhunderten zurückſchauen, in de„nen der heilige Geiſt des Chriſtenthums ſeine welt„erlöſende Kraft auf Erden offenbart hat. Laſst es „uns nur geſtehen, es iſt noch immer derſelbe in„wendige Feind vorhanden, der unter den jüdiſchen „Zeitgenoſſen Jeſu viele Gemüther verblendete, und „gegen die neu hervortretende Wahrheit ſelbſt er„bitterte — der Mangel an wahrer Achtung und „Liebe für das Wahre und Rechte und Gute über„haupt.“ Der dritte in dieſer Reihe von Sätzen: Wir haben ſogar u. ſ. w. ſtört offenbar, an dieſer Stelle, den ſtrengen Zuſammenhang des Denkens, denn er gehört noch mit zu jener im erſten Satze: Noch immer ſind uns u. ſ. w. befindlichen Angabe des

Grundes, warum es wohl befremdend ſcheinen müſſe, daſs ſo viele unter den gegenwärtigen Bekennern des Evangelium lau und gleichgültig gegen die chriſtliche Lehre und Anſtalt ſind. Unmittelbar nach den letzten Worten des erſten Satzes: und mit hoher Begeiſterung erfüllten, würde dieſer: Wir haben ſogar vor jenen erſten Chriſten u. ſ. w. ſeine rechte Stellung finden, — dann erſt der folgende Satz: Woher kommt es alſo, daſs u. ſ. w. an den ſich nachher die Antwort: laſst es uns nur geſtehen u. ſ. w. unmittelbar am natürlichſten anſchlieſst. Oder: „Wenn die chriſtliche Religion im Stande iſt, uns „die vollkommenſten Aufklärungen über die wich„tigſten Angelegenheiten unſeres Daſeyns zu ertheilen, für wahre Beſſerung und Tugend am kräf„tigſten zu ermuthigen und zu ſtärken, über die „Unvollkommenheiten und Leiden des Lebens am „wirkſamſten zu beruhigen; wie heilig ſind wir da„durch, als ihre Bekenner, verpflichtet, den Trö„ſtungen dieſer Religion unſer Herz zu öffnen, an „unſerer Beſſerung thätig zu arbeiten, nach wah„rer chriſtlicher Weisheit und Erkenntniſs unermü„det zu ſtreben!“ Die Aufeinanderfolge der einzelnen Glieder des Vorderſatzes würde hier offenbar im Nachſatze die umgekehrte Ordnung fordern. Oder: „es iſt entſchiedene Wahrheit, daſs uns in „den vielfachen Kämpfen mit Leiden des Lebens der „religiöſe Glaube am kräftigſten trägt und hält.“ Der Gedanke iſt richtig und verſtändlich ausgedrückt. Wollte man aber im Zuſammenhange der Rede die Aufmerkſamkeit der Leſer und Zuhörer vorzüglich darauf hinrichten, daſs nichts im Stande ſey, uns in dem Grade über Leiden des Lebens zu erheben, wie es der religiöſe Glaube vermag; ſo wäre unſtreitig folgende Anordnung des Satzes zweckmäſsiger: „der religiöſe Glaube iſt es (dies bleibt „entſchiedene Wahrheit), der uns am kräftigſten

„in den vielfachen Kämpfen mit den Leiden des „Lebens hält und trägt.“ An andern Orten wird aus demſelben Grunde diejenige Vorſtellung, auf welche die Aufmerkſamkeit beſonders fixirt werden ſoll (wenn es die grammatiſche Konſtruktion erlaubt), zuletzt geſtellt. Vergl. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 9. *c.* 4. §. 29. *ſſ. p.* 193. *T. II. Wolf.*

Es iſt ſchon oben, bei der Betrachtung der Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Rede, bemerkt worden, wie man eben ſowohl durch fehlerhafte Kürze (Unvollſtändigkeit) als durch weitſchweifige Darſtellung den Vortrag verdunkeln könne. Aber die rechte zweckmäſsige Kürze, Präciſion des Ausdrucks, muſs nothwendig, in verſchiedener Beziehung, als eine allgemeine Eigenſchaft des guten Styls, die ſich zunächſt dem Erkenntniſsvermögen ankündigt, noch beſonders erörtert werden. Der Ausdruck beſitzt dieſe Vollkommenheit, wenn er alles dasjenige vermeidet, was in Hinſicht auf die Natur der Sache, den gegenwärtigen Zweck, die Beſchaffenheit der Zuhörer und Leſer, unnöthig und überflüſſig in der Darſtellung erſcheint (*brevitas*, *oratio preſſa*, *circumciſa*, *τὸ συντομόν*, *auctor ad Herenn.* 4, 54. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 4. *c.* 2. §. 42. *p.* 243. *T. I. ed. Wolf. Demetrius de elocut.* §. 103. *Longinus περὶ ὕψους c.* 42.). Wo ſie fehlt, iſt der Ausdruck weitſchweifig, gedehnt, ſchleppend (*μακρολογία* und *πλεονασμός*, ſ. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 8. *c.* 3. *p.* 87. *T. II. Wolf*). Alles Ueberflüſſige und Unnöthige in der Darſtellung entfernt die Handlung der Rede von dem geraden Wege nach ihrem beſtimmten Ziele, oder hindert das unaufhaltſame Fortſchreiten derſelben. Denn, wo es wirklich einen Eindruck machen und die Aufmerkſamkeit einigermaſsen für ſich gewinnen ſollte, lenkt es die geiſtige Thätigkeit der Zuhörer und Leſer von der Hauptſache auf etwas Fremdartiges hin;

und, wo es keinen Eindruck macht, weil der denkende Zuhörer eben daran Anſtoſs nimmt, daſs es nicht zur Sache gehöre, da entſteht eine müſsige Leere im Gemüth und die Handlung der Rede iſt gehemmt. Die wahre Einheit der Beſtrebungen im Innern des Redners, welche ſich in der Sprache zeigen ſoll, kann unmöglich bei dieſen Unvollkommenheiten des Styls gehörig hervortreten. Es ſind alſo zunächſt die gerechten Anforderungen des Erkenntniſsvermögens an die ſtyliſtiſche Darſtellung, welche die Präciſion in dieſem Sinne auch von dem Redner verlangen; weil das Erkenntniſsvermögen überall Anſtoſs findet, wo ein Miſsverhältniſs zwiſchen Mittel und Endzweck erſcheint, und eine Störung der rechten nach einem beſtimmten Ziele ſtrebenden geiſtigen Thätigkeit eintritt, und weil der Mangel an Präciſion, wie ich oben bemerkte, nicht ſelten Undeutlichkeit und Unbeſtimmtheit des Ausdrucks zur Folge hat. Es iſt aber auch Thatſache der Erfahrung, daſs ein Gedanke, je mehr ſich die möglichſte Sparſamkeit in dem Gebrauch der äuſseren Zeichen der Vorſtellungen (die Kürze) mit Deutlichkeit vereinigt, um ſo leichter in ſeiner eigenthümlichen Kraft von dem ganzen Gemüthe empfunden wird; während dagegen der weitſchweifige, gedehnte, ſchleppende Ausdruck die Kraft des Gedankens ſchwächt; ſo wie alle Eindrücke auf das innere geiſtige Leben des Menſchen, wenn ſie in kleinen, faſt unmerklichen Zeitabtheilungen auf einander folgen (ähnlich den in einen Brennpunkt zuſammengeleiteten Strahlen) lebendiger und tiefer ergreifen, als, wenn ſie langſamer und in gröſseren Zwiſchenräumen geſchehen. In ſo fern hängt die Präciſion auch mit der Lebendigkeit des Styls zuſammen, die im Folgenden beſonders betrachtet werden ſoll. Zu den verſchiedenen Arten der Mängel und Fehler, welche dieſer Eigenſchaft entgegenſtehen, gehören 1) überflüſſige Sylben, die weder zur Deutlichkeit und

Bestimmtheit des Sinnes, noch zur Würde, noch zum Wohlklange beitragen können (gröfstentheils schon durch die Beobachtung der Sprachrichtigkeit und Reinheit ausgeschlossen), z. B. geruhig statt ruhig, dahingegen statt hingegen, gedenken statt denken, Auferziehung statt Erziehung, auserweislich, elendiglich, gnädiglich u. dgl. 2) Pleonasmen, überflüssige Wörter, wodurch man ohne hinreichenden Grund eine Vorstellung, die schon in einer andern deutlich bezeichneten nothwendig liegt, und mit ihr gedacht werden mufs, noch besonders bezeichnet; z. B. „die „nasse Quelle, welche den Wanderer labt", oder: „sie kehrten wieder zu der nehmlichen Stadt „zurück, von welcher sie hergekommen waren," oder: „auch ich werde es thun, wenn ich eine „gute Gelegenheit bei der Hand haben werde." Ganz anderer Art sind diejenigen Fälle, wo ein besonderer Nachdruck in dem scheinbaren Pleonasmus liegt, z. B. „wir haben es mit unsern Augen „gesehen, mit unsern Ohren gehört" (wo der Begriff der, eigenen klaren und zweifellosen Anschauung und Erfahrung besonders hervorgehoben werden soll). 3) Tautologieen, die entweder in einzelnen Worten liegen, welche die auf andere Art schon bezeichnete Vorstellung noch einmal ganz wiederholen, z. B. „meines Vaters sein Haus," oder: „es ist ihm gelungen, sich die allgemeine „Liebe und Achtung aller Menschen zu erwerben," oder in Sätzen, welche dieselbe Hauptvorstellung, und dieselbe Verbindung der Vorstellungen, ohne hinreichenden Grund, mit andern Worten erneuern, z. B. „der Frühling ist verschwunden, er „ist verblüht, er ist für uns nicht mehr," oder: „das „Christenthum hat uns von banger Furcht des Todes „erlöst, und uns gegen alle Kleinmuth und Verzagt„heit bei dem Gedanken an die Gräber mit mächtigen

„Waffen ausgerüſtet.“ Angehende Redner, bei denen die intellektuelle Bildung des Geiſtes durch Reichthum und Mannichfaltigkeit der Gedanken noch nicht völlig gleichen Schritt gehalten hat mit einer gewiſſen, durch Umgang und Lektüre erworbenen Gewandtheit des Ausdrucks, ſind am meiſten in Gefahr, tautologiſch zu werden, und gefallen ſich nur zu leicht in leeren und müſsigen Deklamationen; zumal, wenn ſie öfterer, als die Nothwendigkeit verlangt, von dem extemporanen Reden Gebrauch machen. Vorzüglich leicht pflegt der tautologiſche Ausdruck durch die Häufung ſynonymer (ſinnverwandter) Worte zu entſtehen. Obgleich die Sprachforſcher mit Recht bezweifeln, daſs es in einer und derſelben ausgebildeten Sprache (die Dialektsverſchiedenheiten und Provinzialismen abgerechnet) Synonymen in der ſtrengſten Bedeutung gebe, d. h. Worte, deren Bedeutungen einander völlig gleichſtehen ſollten, ſo daſs gar kein Unterſchied hervortrete, und das eine allenthalben, auch bei der genaueſten und beſtimmteſten Art zu reden, vollkommen für das andere geſetzt werden könnte (denn, ohne hinreichenden Grund, ohne Bedürfniſs werden doch keine neuen Worte gebildet, und, wo man für einen Gegenſtand eine vollkommnere und paſſendere Bezeichnung erfunden hat, da veraltet die bisherige, und wird nach und nach aus dem Kreiſe der gebildeten Sprache verdrängt); ſo giebt es doch unzählige Synonymen im gewöhnlichen Sinne des Ausdrucks, d. h. Worte, die einander in Hinſicht der Bedeutung ſo genau verwandt und ſo ähnlich ſind, daſs ihre Verſchiedenheit in der Regel, ohne beſondere Nachforſchung, nicht bemerkt zu werden pflegt. Sie kommen in einer Sprache um ſo häufiger zum Vorſchein, je reger das geiſtige Leben in einem Volke iſt; ſie entſtehen theils durch das frühzeitige Uebertragen ſolcher Ausdrükke, die urſprünglich ſinnliche Gegenſtände bezeich-

neten, auf überſinnliche, für welche ſpäterhin eigene Bezeichnungen entſtanden, theils durch das Beſtreben, das innere Leben ſo umfaſſend als möglich auszudrücken, und auch ſolche Verſchiedenheiten in den Verhältniſſen der Vorſtellungen, und in den Gemüthszuſtänden, welche das Weſen der Sache nicht verändern, auf irgend eine Weiſe anſchaulich zu machen; ſie werden beſonders begünſtigt und vermehrt durch den bildenden Umgang, den eine Nation mit andern Völkern hat, durch die Kenntniſs und das Studium fremder Sprachen, durch ſprachbereichernde Ueberſetzungen der Werke ausländiſcher Litteratur. Der wiſſenſchaftliche Sprachforſcher iſt immer bemüht, die Grenzlinien der Bedeutungen ſinnverwandter Worte theils durch die verſchiedene Abſtammung derſelben, theils aus dem Sprachgebrauche der beſten Schriftſteller der Nation (wo er beſonders die Verſchiedenheit des Zuſammenhanges, in welchem ſolche Worte vorkommen, beachtet) nachzuweiſen. Oft fallen ſie dem prüfenden Forſcher leicht in die Augen; oft aber ſind ſie auch ſo verborgen, ſo zart, daſs ſie kaum der feinſte und geübteſte Sprachkenner bemerkt; je nachdem es entweder blos der entferntere, oder der nächſte höhere Begriff iſt, den die Synonymen mit einander gemein haben. So nennen wir z. B. die Zeitwörter: verſtehen, begreifen, einſehen, inſofern ſynonym, in wie fern ſie ſämmtlich von demjenigen gebraucht werden, der ſich von etwas eine deutliche Vorſtellung macht. Aber ein Unterſchied liegt darin, daſs Verſtehen dieſen Begriff ohne weitere genauere Beſtimmung ausdrückt, und beſonders von dem geſagt wird, der den Sinn einer Rede, oder die Bedeutung eines Zeichens im Allgemeinen erkennt, wenigſtens zu erkennen glaubt (daher auch recht verſtehen und falſch verſtehen unterſchieden, niemals aber geſagt wird: etwas falſch be-

greifen, oder: falsch einsehen); während dagegen Begreifen ein solches Verstehen anzeigt, das mit dem klaren Bewufstseyn verknüpft ist, den eigenthümlichen Grund der Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit einer Sache wirklich erkannt zu haben (in dem Begreifen liegt etymologisch das Zusammenfassen und sich Aneignen des Ganzen einer Vorstellung oder Reihe von Vorstellungen), so wie Einsehen (etymologisch: in das Innere von einem Gegenstande sehen) ein Verstehen ausdrückt, das eine richtige und deutliche Erkenntnifs von der inneren Natur und dem Wesen der Sache in sich fafst. Seele und Geist beziehen sich gemeinschaftlich auf dasjenige in der menschlichen Natur, was wir, nach einer allgemein anerkannten Thatsache unseres Bewufstseyns von unserem Körper unterscheiden. Aber der genauere philosophische Sprachgebrauch denkt bei dem Worte: Geist, immer nur an die erhabensten Kräfte der menschlichen Natur, welche den Menschen am bestimmtesten von allen andern lebendigen und empfindenden Wesen des Erdbodens unterscheiden, und, unserer wahren Bestimmung gemäfs, die Oberherrschaft in uns erringen und behaupten sollen, die Denkkraft (insbesondere die Vernunft), die sittliche Freiheit des Willens, das sittliche Gefühl; während dagegen Seele auch auf die niederen Kräfte, Neigungen und Triebe, deren Wirksamkeit mit körperlichen und sinnlichen Eindrücken und Zuständen zunächst zusammenhängt, bezogen, ja nicht selten, wo man absichtlich Seele und Geist zugleich erwähnt und unterscheidet, blos von den letzteren verstanden wird (daher man auch den Thieren, in so fern sie ein sinnliches Wahrnehmungsvermögen haben, und nicht selten eine auffallende Erinnerungskraft äufsern, eine Seele, oder wenigstens ein *Analogon* der Seele, aber niemals Geist zuschreibt). Die Substantiven: Kräfte, Anlagen, Fähigkeiten, bezeichnen gemein-

ſchaftlich dasjenige in uns ſelbſt Liegende, uns von Natur Gegebene, wodurch wir zu gewiſſen Verrichtungen und Thätigkeiten, körperlicher oder geiſtiger Art, in den Stand geſetzt werden. Aber: Kräfte, iſt der umfaſſendere Ausdruck, und bezieht ſich auf die geiſtige, wie auf die körperliche Natur, auf das noch gar nicht Entwickelte, wie auf das in einem gewiſſen Grade Ausgebildete und wirkſam Gewordene, während dagegen Fähigkeit beſtimmter an das Geiſtige erinnert, und Anlage die Nebenvorſtellung bezeichnet, daſs jenes in uns Liegende und Vorhandene erſt ausgebildet und geübt werden müſſe, um zu leiſten, was damit geleiſtet werden ſoll. Je feiner die beſondern Modifikationen der Hauptvorſtellung ſind, durch welche ſich ſynonyme Bezeichnungen derſelben unterſcheiden, deſto weniger pflegt man im gewöhnlichen Gebrauch dieſe Verſchiedenheit wahrzunehmen. Und, da ſie einander ſo nahe liegen, daſs der eine Ausdruck leicht und unwillkürlich an den andern erinnert, ſo wird daraus begreiflich, warum man ſich leicht gewöhnt, ſynonyme Ausdrücke auch da zuſammenzuſtellen, und ſo in offenbare Tautologieen zu gerathen, wo man ſich einer beſtimmten Verſchiedenheit derſelben (in dem Umfange und der Modifikation der Bedeutung) nicht deutlich bewuſst iſt, und wo in dem Zweck des ſtyliſtiſchen Abſchnittes oder des einzelnen Perioden kein hinreichender Grund vorhanden iſt, um das Eigenthümliche, wodurch ſich der eine ſynonyme Ausdruck von dem andern unterſcheidet, beſonders hervorzuheben. Wie tautologiſch wäre z. B. der Satz: „es iſt das Zeichen eines wahren, ächten, aufrichtigen Verehrers der Religion, wenn ihm jede Gelegenheit, religiöſe Empfindungen und Gefühle in ſeinem Innern anzuregen, zu erwecken, lebendig und wirkſam zu machen, lieb, werth und theuer iſt!“ Wo es dagegen darauf ankommt,

einen etwas dunkeln Ausdruck, der ſich doch wegen der Beziehung auf das Vorhergehende oder Nachfolgende nicht vermeiden läſst, durch einen beigefügten ſynonymen zu erklären, oder, wo überhaupt die Vollſtändigkeit, die Klarheit, die Kraft des ganzen Gedankens dadurch gewinnt, daſs eine und dieſelbe Vorſtellung von etwas verſchiedenen Seiten, mit gewiſſen Nebenvorſtellungen, in mehreren zuſammengeſtellten Bezeichnungen deſſelben Gegenſtandes erſcheine, und vielleicht noch überdies der Periodenbau dadurch abgerundeter und volltönender wird, da kann auch der Gebrauch ſynonymer Worte keinen Tadel verdienen. Niemand wird z. B. den Satz tautologiſch nennen: „Jeder Menſch, der ſeinen „wahren Adel, ſeine geiſtige Würde fühlt, hat auch „ein lebhaftes Verlangen, ſeinen Kenntniſſen immer „weiteren Umfang, ſeinen Einſichten immer gröſsere „Tiefe, ſeinen Ueberzeugungen immer mehr Feſtig„keit zu geben, und mit jedem Tage weiſer, beſſer „und frömmer zu werden.“ (Denn, man kann ſich in der Mannichfaltigkeit der Kenntniſſe ausbreiten, ohne darum auch gründlicher in dem, was man weiſs, zu werden, ohne an eigentlicher Einſicht zu gewinnen, und durch den Ausdruck fromm, ſoll das Beſſerwerden noch ſpecieller als ein ſolches bezeichnet werden, dem der religiöſe Sinn und Glaube durchaus zum Grunde liegt.) Vgl. über die Synonymen Kosmann, Theorie des deutſchen Styls, 2 Th. S. 151. ff. Reinbek, Handbuch der Sprachwiſſenſchaft, 1. B. 2. Abtheilung, S. 112. ff. Pölitz, allgemeine teutſche Sprachkunde, S. 151. ff., und das klaſſiſche Werk von Eberhard: Verſuch einer allgemeinen teutſchen Synonymik, 6 Theile, Halle und Leipzig, 1795 bis 1802. Wenn wir übrigens die oben bemerkte Wiederholung derſelben Hauptvorſtellung oder derſelben Gedankenverbindung in einem nachfolgenden

Satze oder Theile des Satzes allerdings die auffallendſte Tautologie nennen; ſo trifft doch dieſer Vorwurf den Redner oder Schriftſteller nicht, der einen kurzen, wichtigen, in wenig Zeichen viel zuſammendrängenden Satz noch einmal wiederholt, um die Leſer oder Zuhörer dabei feſtzuhalten, und ihre Aufmerkſamkeit auf den wichtigen Inhalt deſſelben zu fixiren. Z. B. „könnten wir die Veränderung „des Todes mit einem ſchöneren und erhabeneren „Ausdrucke bezeichnen, als, wenn wir ihn Wiedergeburt zu einem beſſeren Daſeyn nennen? Ja, „Wiedergeburt zu einem höheren Leben, — denn „aus den Feſſeln dieſes irdiſchen Körpers und aus den „Beſchränkungen der Gegenwart ſchwingt ſich die „Seele zu einer helleren Erkenntniſs der Wahrheit „und freieren Wirkſamkeit empor, u. ſ. w.“ Es ſtreitet 4) mit der Präciſion, ſolche Konſtruktionen und Redensarten anzuwenden, die ohne den mindeſten Nachtheil für die Deutlichkeit und Beſtimmtheit, oder für den Wohlklang des Styls, mit kürzeren vertauſcht werden könnten, z. B. „einen „Baum der Blätter berauben“ (kürzer: entblättern), oder: „ich hoffe mit Ihnen bald darüber eine Unter„redung haben zu können,“ ſtatt: ich hoffe mich mit Ihnen bald darüber zu beſprechen. Der Ausdruck leidet dann an der übergroſsen Wortfülle, die zwar nicht ein und daſſelbe, wie Pleonasmen und Tautologieen, ganz oder theilweiſe wiederholt, aber den Gedanken mehr auseinanderlegt und erweitert, und die geiſtige Thätigkeit des Zuhörers oder Leſers länger dabei verweilen läſst, als nöthig iſt. Dahin gehört auch 5) das unnöthige Umſchreiben, das Ueberladen der Subſtantiven oder Zeitwörter mit Epitheten, das Verbinden der Hauptvorſtellung mit ſolchen Nebenvorſtellungen, deren Ausdruck zu dem

gegenwärtigen Zwecke der Darſtellung nichts beiträgt. Paſſende Umſchreibungen, anſchauliche und den Gegenſtand mit einer gewiſſen Kraft bezeichnende Beiwörter, alle diejenigen ſtyliſtiſchen Wendungen und Formen überhaupt, die eine Vorſtellung ausbilden und erweitern, erhöhen und fördern zwar, in gewiſſen Grenzen gehalten, die Anſchaulichkeit, die Mannichfaltigkeit, die Lebendigkeit der Darſtellung; wir werden in der Lehre vom figürlichen Ausdruck noch einmal darauf zurückkommen. So wie ſie aber ihre eigenthümliche Kraft verlieren, wenn der Gebrauch derſelben Umſchreibungen und Epitheten faſt immer wiederkehrt, ſo macht die Gewohnheit, auch da zu umſchreiben, Beiwörter zu häufen, Vorſtellungen zu erweitern, Gegenſtände auszumalen, wo man keinen hinreichenden Grund in dem gegenwärtigen Zwecke der Darſtellung, und in dem dadurch beſtimmten Gemüthszuſtande des Redners bemerkt, den ganzen Ausdruck weitſchweifig und ſchleppend; ſtatt der einfachen, hinreichenden, bei gröſserer Kürze kräftigeren Bezeichnung des Gedankens vernimmt man denn nicht ſelten einen leeren Schwall wenig bedeutender oder nichts ſagender Worte, den nur der verdorbenſte Geſchmack Beredſamkeit nennen könnte; und der Darſtellende giebt dadurch zu erkennen, daſs er entweder von einer Einbildungskraft beherrſcht werde, welcher das leitende Urtheil nicht zur Seite ſteht, oder abſichtlich nach einem täuſchenden Scheine der Beredſamkeit haſche, oder ſich durch die Neigung verwöhnt habe, immer gerade dasjenige, was er eben jetzt gehört, geſehen, geleſen hat, in ſeinen Vortrag einzuweben und gleichſam zur Schau zu tragen. *) Als Beiſpiel betrachte man nur den

*) Vergl. Crome, Abhandlung über die Beſtimmung

Satz: „auch die blühendeſte Geſundheit welkt oft ſchnell „dahin, gleich der vom Strahl der Sonne, wie ſie am „Mittag glüht, im heiſsen Sommer verſengten Roſe.“ Kürzer und beſſer: „gleich der vom Strahl der Mit„tagsſonne verſengten Roſe.“ Oder: „Wenn wir zu „ihm emporſchauen, von dem, in dem, und durch „den alle Dinge ſind, wenn wir den Geiſt zu dem Un„endlichen und Allwaltenden erheben, dem Schöpfer „des leuchtenden Mondes, der flammenden Sonne, der „funkelnden Sterne, der groſsen, weiten, im grünen „Teppich, und reizendeſten Spiel der Farben prän„genden Erde; wie nehmen da alle Vorſtellungen „unſeres erkennenden Geiſtes und alle Gefühle unſeres „bewegten Herzens eine höhere und freiere Richtung!“ Beſſer, ohne dieſe Ueberladungen: „Wenn wir den „Geiſt zu ihm, dem Unendlichen, Allwaltenden, er„heben, dem Schöpfer der leuchtenden Welten über „uns und unſerer reichgeſchmückten Erde, wie neh„men da alle unſere Vorſtellungen und Gefühle eine „höhere und freiere Richtung!“ Oder: „Wie der „Mörder, den ſeine Geldgier antrieb, einen unſchul„digen, ſorgloſen Reiſenden zu erſchlagen, ängſtlich „zittert, bei jedem, dem er begegnet, aus Furcht, „daſs er ein Zeuge ſeiner Schandthat ſey, und nicht „ihn anzublicken wagt.“ Beſſer, ohne jene ausma„lende Erweiterung, die in dem Endzweck dieſes Satzes, nur auf den ſcheuen Blick des Verbrechers hinzu„weiſen, keinen zureichenden Grund hatte: „Wie der „Mörder vor jedem Auge, das ihn frei anblickt, „verwirrt zum Boden ſchaut.“ In ſo fern nun die Präciſion in der Vermeidung der genannten Fehler beſteht, muſs jede gute ſtyliſtiſche Darſtellung dieſe Eigenſchaft beſitzen. Es giebt aber auch eine Ge-

---

der Gränzen für den Ideen-Umfang einer Predigt, und Tzſchirner, Magazin für chriſtliche Prediger, 2. B. 1. St. S. 17. ff.

drängtheit der Sprache, welche über die gewöhnliche, als allgemeine Eigenſchaft des guten Styls betrachtete Präciſion hinausgeht, und ſich dadurch charakteriſirt, daſs man andern Ausdrücken und Wendungen, mit welchen eine Vorſtellung ohne Weitſchweifigkeit bezeichnet werden könnte, diejenige vorzieht, die mit dem geringſten Aufwande von Zeichen ſo viel als möglich ausdrückt. Dieſe, in der geiſtigen Individualität des Darſtellenden zunächſt begründete Eigenthümlichkeit, die Gedrängtheit des Styls, vermag nicht ſelten auch in den Produkten der eigentlichen Beredſamkeit viel. Denn ſie verdoppelt die Kraft der Vorſtellungen, und befördert den lebendigen Gang der Handlung, indem mit den Vorſtellungen ſelbſt auch ihre Eindrücke auf das menſchliche Gemüth in kürzere Zeitmomente zuſammengedrängt werden. *) Vergl. als erläuterndes Beiſpiel *Gregorius Nazianzenus* Rede auf das Geburtsfeſt des Erlöſers (*edit. Colon.* 1690. *T. II.*) überſetzt mit Anmerkungen von M. Hänſel in Tzſchirner's Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers 6. B. 2. St. Leipzig, 1817. S. 128. ff. „Chriſtus wird geboren, rühmet! „Chriſtus vom Himmel; eilet entgegen! Chriſtus auf „der Erde; erhebt euch! Singet dem Herrn alle Lande „und (daſs ich beides zuſammenfaſſe) es ſollen ſich „freuen die Himmel und frohlocken die Erde um des „Himmliſchen willen, der ein Irdiſcher wurde. Chriſtus „im Fleiſche; mit Zittern und Freude frohlocket! „Mit Zittern um der Sünde, mit Freude um der Hoffnung willen. Chriſtus von einer Jungfrau; ihr Weiber,

*) Vgl. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 8., *c.* 3. *p.* 92. 93. *T. II. ed. Wolf. Huic ſubiacet virtus non ſolum aperte ponendi rem ante oculos, ſed circumciſe atque velociter. Ac merito laudatur brevitas integra, ſed ea minus praeſtat, quoties nihil dicit, niſi quod neceſſe eſt (βραχυλογιαν vocant, quae reddetur inter ſchemata), eſt vero puloherrima, cum plura paucis complectitur etc.*

„führt jungfräulichen Wandel, dafs ihr Christi Mütter „werdet. Wer fällt nicht anbetend nieder vor dem, „der im Anfang war? wer rühmet nicht den Letzten? „Wiederum wird das Dunkel zerstreut, wiederum das „Licht geschaffen. Wiederum wird Egypten mit „Finsternifs gestraft, wiederum Israel mit der Feuer„säule erleuchtet. Das Volk, das im Dunkel der „Unwissenheit sitzt, soll ein grofses Licht der Erkennt„nifs schauen. Das Alte ist vorübergegangen, siehe, „es ist alles neu geworden. Der Buchstabe weicht; „der Geist erlangt Gewalt. Die Schatten laufen vorü„ber, die Wahrheit tritt herein. Melchisedek wird „vollständig; der Mutterlose wird ein Vaterloser, mut„terlos zuerst, vaterlos das zweitemal. Die Gesetze „der Natur werden aufgehoben. Die höhere Welt „mufs sich füllen. u. s. w.“ Bisweilen wird Gregor bei dieser erhabenen Gedrängtheit seiner Sprache allerdings etwas dunkel, wie in der Stelle: Melchisedek wird vollständig u. s. w., die in der Anmerkung zu der angeführten Uebersetzung richtig so erklärt wird: vor Jesu Menschwerdung pafst der Typus des Melchisedek, des ἀπάτωρ und ἀμήτωρ (Brief an die Hebräer 7, 3.) nur zur Hälfte auf Jesum; bis dahin war er blos ein Mutterloser; seit seiner Menschwerdung ist er nun auch ein Vaterloser, und so ist er nun ganz Melchisedek. Ein anderes Beispiel sey folgende Stelle aus Ancillon's Predigten, (drey Predigten von Friedrich Ancillon aus dem Französischen übersetzt in Bail Archiv für die Pastoral-Wissenschaft. 1. Theil, Züllichau und Freistadt, 1819. S. 139. wo von inneren Hinweisungen des menschlichen Geistes und Herzens auf ein künftiges Leben die Rede ist). „Mitten unter den unvollständigen, „ungenügenden und vergänglichen Dingen, aus denen „unser armes Daseyn besteht, haben wir den Begriff „eines Glückes, das da vollständig ist, und genügend, „und unzerstörbar; wir werden nicht müde, dieses

„Glück zu suchen, und wieder zu suchen; und wir sind „nicht befriedigt durch das, was wir erhalten, gleich „als wüsten wir von einem Bessern, als wären wir eines „höheren Besitzes sicher. Und dieses nie gesättigte Ver„langen, diese hohen Anforderungen sind kein Beweis „der Schwachheit, sie sind ein Zeugnis der Grösse; sie „finden sich nur darum im Staube, weil diesen Leib von „Staub ein Funke göttlichen Feuers beseelt, ein un„sterbliches Wesen, das in seiner Verachtung und in „seinem Stolz Ursprung und Bestimmung kund giebt. „Endlich verkündigt das Gewissen einen Gott; dieses „Gesetz ist das Werk eines gerechten, heiligen Gesetz„gebers, und unter dem Scepter dieses Gesetzgebers „muss die Tugend das verdiente Glück, das Laster das „verdiente Unglück finden. Des Glückes und des Ver„brechens anstössiger Verein, der Tugend und des „Glückes anstössige Trennung klagen nur zu oft die „Vorsehung bei den Menschen an, machen das Laster „kühn, die Rechtschaffenheit muthlos, und sind ein „scheinbarer Einwand gegen die Gewissheit des Sitten„gesetzes selbst. Allein, so oft das Laster auf einem „Throne triumphirt, und die unterdrückte Unschuld „in Banden liegt, wenden aller Augen sich auf Gott, „als den Rächer, der endlich einmal seine Gnade „nach dem Maasstabe des Verdienstes austheilen wird; „so verkündigt dann das Herz die Unsterblichkeit, auf „dass der Himmel gerechtfertigt dasteht.“ Auch in den Kanzelvorträgen eines Herder, Schleiermacher, Harms findet sich öfters diese Gedrängtheit bald in kurzen leicht gebauten Sätzen, bald in langen zusammengesetzten Perioden. Aus den alten Klassikern vergl. besonders die Thucydideischen Reden, oder die Reden in *Livius histor. l.* 3. *c.* 67. und *Sallustius bellum Catilinarium c.* 20. *ni virtus fidesque vestra etc.* Man darf jedoch nicht übersehen, dass die Gedrängtheit in einem Produkte der eigentlichen Beredsamkeit nicht in demselben Grade statt finden könne,

in welchem sie oft die prosaische Schreibart in der höheren Sphäre, besonders bei dem systematischen Vortrage einer Wissenschaft, auszeichnet. Denn die eigentliche Prosa hat immer zunächst den Zweck der Belehrung im Auge *), und berücksichtigt die Thätigkeit der Phantasie nur in so weit, als der Zweck der Belehrung selbst durch die Anschaulichkeit gefördert werden soll. Und, je streng wissenschaftlicher der Vortrag ist, desto mehr erscheint selbst diese Anschaulichkeit als etwas Untergeordnetes; desto sorgsamer meidet der Darstellende alles, was durch die Form der Darstellung die Einbildungskraft und mit ihr das Gefühl in Thätigkeit setzen würde, und arbeitet vielmehr darauf hin, die auszudrückenden Vorstellungen, so viel als möglich, blos für das Erkenntnissvermögen darzustellen; daher — die möglichste Sparsamkeit in dem Gebrauche der sinnlichen Zeichen der Vorstellungen, damit die Nebenvorstellungen vermieden werden, die sich an diesen und jenen Ausdruck (besonders an tropische) häufig knüpfen, und der Phantasie Stoff darbieten, — daher die Anwendung der präcisen wissenschaftlichen Terminologie. Da hingegen die Rede nicht blos belehren, da sie das Erkenntnissvermögen, die Einbildungskraft, das Gefühl harmonisch beschäftigen will, damit der Wille in Thätigkeit gesetzt, und das ganze Gemüth für einen Gegenstand gewonnen werde; so liebt sie auch immer eine etwas reichere Fülle der Darstellung; und selbst diejenigen, welche vermöge ihrer ganzen geistigen Subjektivität zur Präcision des Ausdrucks besonders geneigt und gestimmt sind, werden doch immer, wo sie als Redner (zumal für das Volk, oder für ein gemischtes Publikum) auftreten, wenn sie die Sphäre der rednerischen Thätigkeit wirklich festhalten, nicht in derselben Gedrängtheit reden, wie in einer blos be-

*) S. die philosophische und religiöse Begründung der Rhetorik: S. 60. ff. (neue Ausgabe.)

lehrenden wiſſenſchaftlichen Abhandlung. — Ueber die ganze hier behandelte Materie vgl. die geiſtvollen Bemerkungen von Jean Paul in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik 2. Abtheilung. S. 274.

Dritter Abſchnitt.

Diejenigen Eigenſchaften des guten Styls, die ſich zunächſt auf die Anſprüche der Einbildungskraft und Phantaſie, des Gefühls, der feineren Sinnlichkeit beziehen, oder zu den verſchiedenen geiſtigen Vermögen in gleichem Verhältniſſe ſtehen, mit ſpecieller Hinſicht auf den Charakter der Beredſamkeit, beſonders der geiſtlichen, betrachtet.

Der Endzweck der Rede liegt in der Vereinigung der Beſtrebungen des Redners mit den Beſtrebungen der Zuhörer. Dieſe Vereinigung iſt etwas während der Handlung der Rede ſelbſt allmälig Werdendes und ſich Vollendendes, und ſetzt mannichfaltige Veränderungen im Gemüthe des Redners und der Zuhörer voraus, mannichfaltige Thätigkeiten des Vorſtellungs- Gefühls- Begehrungsvermögens, die auf einander folgen, die unter einander in innerem Zuſammenhange ſtehen, und im Verhältniſſe der Wechſelwirkung. Der Redner bringt durch die Darſtellung ſeiner Vorſtellungen gewiſſe Eindrücke auf das innere Leben der Zuhörer hervor, erweckt in ihnen beſtimmte Vorſtellungen, fordert ſie zum Urtheilen und Betrachten auf, bringt ſie nicht ſelten zur Selbſterkenntniſs in Hinſicht eines Irrthums oder Fehlers, erregt Gefühle und Neigungen in ihrer Seele, die, in Verbindung mit klar gedachten überzeugenden Gründen, entſcheiden-

den Einfluſs auf die Beſtimmung des Willens gewinnen. Aber die Zuhörer wirken auch auf den Redner; denn er denkt ſich ſchon bei dem Ausarbeiten des Vortrags lebhaft in den Kreis ſeiner Zuhörer hinein, er vergegenwärtigt ſich, ſo weit ihn ſeine allgemeine Kenntniſs der Menſchen, und die beſondere Kenntniſs von der geiſtigen Bildung ſeiner Zuhörer führt, ihre Vorſtellungen und Anſichten, ihre Stimmungen und Neigungen, ihre Einwürfe und Zweifel, und läſst ſeine eigene Thätigkeit in der Wahl, Verknüpfung, Geſtaltung der darzuſtellenden Vorſtellungen auf mannichfaltige Art durch dieſe Rückſicht beſtimmt werden. *) Dieſes innere Leben im Gemüthe des Redners und der Zuhörer äuſsert ſich hauptſächlich durch die Einbildungskraft, durch das Gefühls- und Begehrungsvermögen, weil dieſe Kräfte überhaupt ihre Thätigkeit am ſtärkſten anzukündigen pflegen. Daher liegt es nothwendig im Charakter und Weſen der Rede, daſs die Sprachdarſtellung die Eigenſchaft der Lebendigkeit beſitze, d. h. der Ausdruck des Redners muſs im Stande ſeyn, jene öfters wechſelnde, die Wirkſamkeit des Erkenntniſsvermögens theils begleitende theils darauf folgende Thätigkeit der Einbildungskraft, der Gefühle, der Affekten, der Neigungen, ſowohl auszuſprechen, als in den Zuhörern zu erwecken, durch welche die beabſichtigte Vereinigung der Beſtrebungen des Redners mit den Beſtrebungen der Zuhörer ſtufenweiſe herbeigeführt wird. Entgegengeſetzt iſt der matte, trockene Styl. Daſs die Lebendigkeit, in ſo fern ſie bewirkt, daſs keine ermüdende Einförmigkeit hervortrete, eine von den allgemeinen und nothwendigen Eigenſchaften des guten Styls ſey, und mit zu demjenigen gehöre, was den aeſthetiſchen Werth der Darſtellung, die Schönheit der Form begründet, iſt oben im erſten Abſchnitte nach-

*) S. die philoſophiſche und religiöſe Begründung S. 132. ff. neue Ausgabe.

gewieſen worden. Hier betrachten wir ſie zunächſt in Beziehung auf die eigentliche Beredſamkeit; und es ergiebt ſich aus dem Geſagten von ſelbſt, warum ſie in der Rede weit ſtärker hervortreten, als in Produkten der eigentlichen Proſa. Durch dieſe hervorſtechende Lebendigkeit grenzt auch die Sprache der Beredſamkeit zunächſt an die Sprache der Dichtkunſt, ohne jedoch mit derſelben identiſch zu werden; denn, während jene ſtyliſtiſche Eigenſchaft in der Poeſie die freie Darſtellung des Schönen beabſichtigt, iſt ſie vielmehr in der Rede ganz auf den beſtimmten Endzweck berechnet, den der Redner auſſer ſich hervorbringen will. Unter den Kunſtausdrücken der römiſchen Rhetoren möchte *ornatus orationis*, *oratio ornata* dem allgemeinen Begriffe der Lebendigkeit am meiſten entſprechen. Man unterſchied gewöhnlich das *ornate loqui* von dem *pure*, *plane*, *apte dicere*. S. *Cicero de orat. l.* 3. *c.* 10. *c.* 38. *ff. Quinctil. inſtitutt. oratt. l.* 8. *c.* 1. *c.* 3. *ff.* Der letztere bemerkt ausdrücklich, daſs die ſogenannten Redefiguren, auf deren Gebrauch die *oratio ornata* bei den alten Rhetoren hauptſächlich bezogen wird, dem Ausdrucke *actus* und *motus* mittheilen. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 2. *c.* 13. *p.* 121. *T. I. Wolf. l.* 9. *c.* 2. *p.* 136. 137. *l.* 10. *c.* 1. *p.* 236. *T. II. Wolf.* Vergl. *Henne diſſert. de ornatu orationis ſpeciatim romanae*, *Jenae*, 1747. 4. Unter den griechiſchen Terminologieen kommt ἀχμή (*vigor orationis*) jenem Begriffe am nächſten. S. *Hermogenes περὶ ἰδεῶν l.* 1. *p.* 108. *ff. coll. p.* 80. *ed. Sturmii.*

Die Lebendigkeit des Styls beruht allerdings zum Theil ſchon auf der Präciſion des Ausdrucks, wie im zweiten Abſchnitte gezeigt worden iſt, und auf der Gewandheit, mit welcher der Darſtellende das Einförmige in der häufigen Wiederkehr derſelben Worte, derſelben Redensarten, derſelben Zuſammenfügungen der Worte und Sätze durch Abwechs-

lung zu vermeiden ſucht. Denn ſowohl jenes nähere Zuſammenrücken der Vorſtellungen, und ihre Aufeinanderfolge in kürzeren Zwiſchenräumen, als dieſe Mannichfaltigkeit bezeichnet eine gewiſſe Regſamkeit des inneren Lebens im Gemüthe des Redners, und erweckt eine ähnliche Regſamkeit in dem Zuhörer. In dieſer Beziehung kann der Styl, auch abgeſehen von allen figürlichen und tropiſchen Ausdrücken, einen gewiſſen Grad von Lebendigkeit beſitzen. Aber in ihrem ganzen vollen Umfange betrachtet, umfaſst ſie hauptſächlich den zweckmäſsigen und wechſelnden Gebrauch der ſogenannten Redefiguren (mit Inbegriff der Tropen). So nennen wir diejenigen in der Natur der Sprache gegründeten Arten des Ausdrucks (ſie mögen in einzelnen Worten beſtehen, oder ſich durch ganze Sätze hindurchziehen), welche dann aus dem Gemüthe des Darſtellenden hervorgehen, wenn eine vorzügliche Thätigkeit der Einbildungskraft und des Gefühls ſeine Vorſtellungen begleitet. Sie bewirken, daſs die Vorſtellung von dem Zuhörer oder Leſer mit einem beſondern Eindruck aufgefaſst wird, den die richtige, deutliche und beſtimmte Darſtellung derſelben allein und für ſich betrachtet nicht hervorbringen würde. Ich glaube ſchon durch dieſe Erklärung dem Miſsverſtändniſſe vorzubeugen, das offenbar zum Grunde liegt, wenn man zwiſchen dem figürlichen und nicht figürlichen Ausdruck einen ſolchen Gegenſatz zu finden meint, wie zwiſchen Natur und Kunſt. Wo eine Figur am rechten Orte ſteht, wo ſie wirklich eingreift in den Zuſammenhang und in den Charakter und Geiſt der ganzen Darſtellung, da iſt ſie auch Natur, d. h. der inneren Stimmung des Redners oder Schriftſtellers wirklich angemeſſen, und er könnte oft weniger natürlich ſprechen, ſein inneres Leben weniger vollkommen und wahr bezeichnen, wenn er nicht figürlich redete. Wir hören Ungelehrte, die gewiſs nach keiner Kunſt

der Darſtellung ſtreben, wir hören die Anführer und Redner ſolcher Völker und Völkerſtämme, die nichts von Rhetorik und Poetik wiſſen, figürlich und tropiſch ſprechen. Ehe es noch zur wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Bildung bei einem Volke kommt, wird ſchon die Nothwendigkeit fühlbar, zum Ausdruck nicht ſinnlicher Gegenſtände, für welche noch keine eigenthümlichen Bezeichnungen vorhanden ſind, bereits vorhandene und bekannte Worte, die eigentlich für ſinnliche Gegenſtände beſtimmt ſind, zu gebrauchen, indem die Einbildungskraft die eine Vorſtellung an die andere knüpft, und zwiſchen dem ſinnlichen und nicht ſinnlichen Gegenſtande eine Aehnlichkeit findet. Hat einmal die Neigung und Fähigkeit des Menſchen, figürlich zu reden, dieſe äuſsere Anregung erhalten, ſo erweitert ſich bald der Umkreis dieſer Darſtellungsformen immer mehr unter dem mächtigen Einfluſse, den die geſchäftige Einbildungskraft und das lebendige Gefühl auf die Sprachbildung äuſsert; und es geſtaltet ſich immer vollkommener (auch, wenn die Sprache Fortſchritte gethan hat, und mit eigenthümlichen Bezeichnungen des Nichtſinnlichen bereichert worden iſt), mit und neben dem eigentlichen Ausdruck, der uneigentliche oder figürliche. Je mehr ſich das geiſtige Leben in einem Volke nach allen Richtungen hin entwickelt, deſto gewandter wird ſeine Sprache, deſto reicher an wechſelnden Formen zur Bezeichnung der mannichfaltigſten inneren Zuſtände und geiſtigen Thätigkeiten, und zur Anregung ähnlicher entſprechender Zuſtände und Thätigkeiten in andern. Dabei iſt nicht zu läugnen, daſs die Redefiguren nicht ſelten dem eiteln Haſchen nach einem Glanz und Schimmer des Ausdrucks, der den Mangel an wahren und tiefen Gedanken und Gefühlen verbergen ſoll, gedient haben, und überall noch dienen, wo man dieſe Formen des Styls ohne ihren nothwendigen Zuſammenhang mit der Natur der Sache, und dem

inneren Gemüthszuſtande betrachtet, und ſie, für ſich genommen, als Grund und Quelle der Beredſamkeit anſieht. Dies geſchah beſonders in der früheren Periode der griechiſchen und römiſchen Staatsberedſamkeit, da ſie, unter den römiſchen Imperatoren, immer mehr in Oſtentation und leeres Formenweſen ausartete, da jener freie und lebendige Geiſt entwichen war, der, unter andern äuſseren Verhältniſſen, in früherer Zeit, von den Rednerbühnen herab die Gemüther mächtig ergriffen hatte. Daher bemerkt man auch von dieſer Zeit an in den rhetoriſchen Schriften immer gröſsere Ausführlichkeit und Genauigkeit im Aufzählen und Klaſſifiziren der Figuren. S. *Hermogenes περὶ μεθόδου δεινότητος. Tiberius Rhetor περὶ τῶν παρὰ Δημοσθενεῖ σχημάτων*, beſonders herausgegeben nebſt dem *Demetrius de elocutione*, *Anonymus Sophiſta de rhetorica*, und *Severus Sophiſta Alexandr.*, von Fiſcher *Lipſ.* 1773. 8, *Alexander rhetor περὶ τῶν τῆς διανοίας καὶ τῆς λέξεως σχημάτων* in der Aldiniſchen Sammlung ſpäterer griechiſcher Rhetoren (1509.) *Rutilius Lupus de figuris ſententiarum atque verborum*, herausgeg. von Ruhnken, *Lugd. Batav.* 1768. 8. *) Indem wir dem fleiſsig ſammelnden Forſchen dieſer und anderer Männer in den klaſſiſchen Produkten der älteren Redner, aus deren Praxis jene Theorieen entwickelt wurden, alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und, was im Einzelnen, mit treffendem pſychologiſchen und äſthetiſchen Blicke erinnert worden iſt, nicht verkennen wollen; fühlen wir uns doch nicht ſelten zu der Bemerkung veranlaſst, daſs die Subtilität im Zergliedern der unendlich mannichfaltigen Gedankenwendungen und Formen, die der

*) Unter den Neueren ſ. Steiner Abhandlung über die wichtigſten Redefiguren, Münſter, 1802. 8. und *Rumy tropologia et ſchematologia practica, ſeu exemplaris*, Prag, 1819. 8.

schaffende Geist des Redners aus sich selbst hervorzubringen vermag, in gewissen Schranken bleiben müsse, damit nicht ein trockenes und zum Theil unfruchtbares Regelwerk und Namenregister an die Stelle des lebendigen Geistes trete. Vergebens würde der angehende Redner hoffen, durch das Studium einer ausführlichen Theorie von den verschiedenen Arten und dem Gebrauche der Redefiguren ein Redner zu werden; und derjenige ist gewiss auf dem Wege, in ein gezwungenes, affektirtes, deklamatorisches Wesen zu gerathen, der bei jedem Satze hin und her blickt, und darüber reflektirt, ob da oder dort ein figürlicher und tropischer Ausdruck, zur Verschönerung, angebracht werden könne. Sollen sie wirklich ihrer Bestimmung entsprechen, und nicht als unnützes und eitles Gepränge dastehen, so müssen sich diese Formen der Darstellung dem für seinen Gegenstand begeisterten und mit der Sprache, in welcher er auftritt, wohl vertrauten Redner von selbst darbieten; und es kommt nun darauf an, dass ein gesundes Urtheil, ein geläuterter Geschmack dem Redner immer zur Seite stehn, und ihn bewahre, Missgriffe in demjenigen zu thun, was die Lebendigkeit der Einbildungskraft und des Gefühls ihm dargeboten hat. Demohngeachtet hat es seinen guten Grund, wenn auch die neuere Rhetorik, mit dankbarer Benutzung des von älteren Schriftstellern gesammelten Brauchbaren und Guten, eine gewisse Uebersicht des vielumfassenden Gebietes der Redefiguren, von leitenden Grundsätzen begleitet, in den Umkreis ihrer Forschungen aufnimmt. Sie will auch dadurch den wichtigen Zweck fördern, der überhaupt zu den vorzüglichsten Aufgaben der Theorie gehört, dass der Redner auf die mannichfaltigen Mittel, die ihm zum anschaulichen und lebendigen Ausdruck seiner Vorstellungen und Gefühlszustände (in ihren verschiedensten Modifikationen) dargeboten werden, auf-

merkſam werde, daſs er ſich ſelbſt bei ſeiner redneriſchen Thätigkeit genauer und ſchärfer beobachten lerne, und, was er thut, ſich zum klaren Bewuſstſeyn bringe, daſs ſein Urtheil an Richtigkeit, ſein Geſchmack an Läuterung gewinne. Je mehr die Rhetorik bei der Behandlung dieſes Gegenſtandes nach der möglichſten Einfachheit ſtrebt, und mit pſychologiſchem Sinne zu Werke geht (wodurch allein die an ſich trockene Figurenlehre intereſſant wird), deſto vollkommener kann auch gewiſs dieſe Abſicht erreicht werden.

Der weſentliche Unterſchied der Beredſamkeit und Poeſie giebt ſich auch hier zu erkennen. Anders erſcheint die Figur in Werken der Dichtkunſt, anders in der Rede. Dort trägt ſie den Charakter der freien Darſtellung des Schönen; hier ſteht ſie immer in irgend einem beſtimmten Zuſammenhange mit den von dem Redner beabſichtigten Wirkungen in den Gemüthern der Zuhörer, indem ſie aus dem Zuſtande des innigen Beſtrebens hervorgeht, und aus dem klaren und lebendigen Bewuſstſeyn eines beſtimmten Endzweckes, den der Darſtellende bei andern erreichen will. Was auf irgend eine Weiſe zum anſchaulichen und lebendigen Ausdruck einer freien Harmonie des Unendlichen, Mannichfaltigen der inneren Anſchauungen und Gefühle des Dichters beiträgt, das nimmt er ohne Bedenken in den Kreis ſeiner Darſtellung auf, wie es ihm dargeboten wird aus der Fülle einer mächtig angeregten aber harmoniſch (unter der Leitung der Idee) ſich bewegenden Phantaſie. In der Rede iſt jede Figur verwerflich, welche für ſich auftritt, um ihres äſthetiſchen Werthes willen, welche die Phantaſie blos unterhalten, gefallen und glänzen will; die redneriſche Figur behauptet nur da einen rechten ihr gebührenden Platz, wo ſie wirklich, ſey es durch Spannung der Aufmerkſamkeit, oder durch Verſinnlichung und Verge-

genwärtigung des Gedachten, oder durch lebhaften Ausdruck der Gefühle und Affekten, irgend eine Thätigkeit in dem inneren Leben der Zuhörer hervorbringt, die mit der beſtimmten Abſicht des Redners, mittelbar oder unmittelbar, zuſammenhängt, wo ſie wirklich dem inneren Gemüthszuſtande des nach einem beſtimmten Ziele hinſtrebenden Redners natürlich iſt, und in den Gang der Handlung eingreift *). Dies haben die alten Rhetoren zu wenig beachtet (ſ. *Cicero orator c.* 39. *Quinctil. inſtitutt. oratt. l.* 9. *c.* 3. *ex.* wo als die eigentliche Beſtimmung eines groſsen Theils der Figuren *ornatus* und *delectatio* betrachtet wird). Die gegenwärtige Unterſuchung erörtert die Figuren, mit Inbegriff der Tropen, immer nur in ſpecieller Beziehung auf die Natur der eigentlichen Beredſamkeit. Sie macht keinen Anſpruch darauf, das ganze Gebiet zu erſchöpfen. Denn, wie die Zwecke eines Redners ſo verſchieden ſeyn können, und die Verhältniſſe der gegenſeitigen Thätigkeit des Redners und der Zuhörer ſo mannichfaltig wechſeln, daſs ſich dies keineswegs *a priori* in ſeinem ganzen Umfange beſtimmen und berechnen läſst; ſo kann man auch die beſondern einzelnen Wendungen und Formen des Styls, welche Figuren genannt werden, und theils von der jedesmaligen Abſicht der Rede, theils von den wechſelnden Verhältniſſen zwiſchen dem Redner und den Zuhörern (von dem Gange der Handlung) abhängen, nicht mit abſoluter Vollſtändigkeit aufzählen. Wohl aber laſſen ſich gewiſſe allgemeine Klaſſen feſtſetzen, unter welche alles, was als Figur in der Rede auftritt, bequem geordnet werden kann.

Schon *Cicero* erwähnt im *Brutus c.* 17. *ex.*, daſs die griechiſchen Rhetoren damals einen Unter-

*) Vgl. Theremin's treffliche Bemerkungen: die Beredſamkeit eine Tugend (Berlin, 1814.) S. 196. ff.

ſchied zwiſchen Tropen (*verborum immutationibus*) und Figuren, (*σχήμασι, formis ſententiarum orationisque*) zu machen pflegten. Ueber die Rechtmäſsigkeit oder Nothwendigkeit dieſer Trennung hat er ſich hier nicht genauer erklärt. Nach einer Stelle im *orator* c. 39., wo er die *translationes verborum* erwähnt, ohne ſie, als Tropen, von den Figuren beſtimmt zu unterſcheiden, und ſeinen Lieblingsausdruck *lumina orationis* auch auf ſie anwendet, wie auf die *σχήματα*, ſollte es faſt ſcheinen, als ob er es nicht für abſolut nothwendig gehalten habe, eine ſcharfe Grenzlinie zwiſchen beiden Gattungen feſtzuhalten. Doch ſpricht er im 3. Buch *de oratore* c. 38 — 41. von den metaphoriſchen Ausdrücken, *verbis translatis*, beſonders, und erwähnt erſt weiter unten c. 52. *ff.* die *lumina ſententiarum atque verborum*, die Figuren der Gedanken und Worte, ſo, daſs er unter dieſen offenbar ſolche Formen und Wendungen des Ausdrucks verſteht, die nicht, wie die *verba translata*, in dem Umfange eines einzelnen für ſich betrachteten Wortes liegen, ſondern immer in mehreren mit einander zuſammenhängenden Worten und ganzen Sätzen hervortreten. Und ſo erklärt ſich auch der ſpätere griechiſche Rhetor *Alexander περὶ σχημάτων p.* 574. *διαφέρει σχῆμα τρόπου, ὅτι ὁ μὲν τρόπος περὶ ἓν ὄνομα γίνεται ἀρετή* *). Am ausführlichſten ſpricht *Quinctilian inſtitutt. oratt. l.* 9. c. 1. *p.* 128. *ſq. T. II. ed. Wolf.* über dieſen Unterſchied. Indem er unentſchieden läſst, an welche Grundbedeutung des

*) Gegen dieſe Unterſcheidung gilt aber die ſehr richtige Bemerkung von Hermann *de differentia prosae et poeticae orationis pars I. Lipſ.* 1803. *p.* 16. *Nam, qui tropos eo a figuris differre putant, quod tropi ſingulorum verborum, figurae coniunctorum ſint, non plane verum videntur conſequuti. Etenim nullum eſt verbum, quod utrum tropicam an non tropicam ſignificationem habeat, aliter poſſis quam comparatione coniunctorum vocabulorum intelligere.*

Subſtantivs τρόπος derjenige rhetoriſche Sprachgebrauch, der gewiſſe Formen des Ausdrucks Tropen genannt hat, zunächſt geknüpft worden ſey (*ſive ex hoc duxerint nomen, quod ſint formati quodam modo, ſive ex eo, quod vertant orationem, unde et motus dicuntur*), und als etwas Gemeinſames der Tropen und Figuren anerkennt, daſs ſie beſondere Geſtaltungen des Ausdrucks ſind, und theils den Nachdruck, theils die Anmuth der Rede fördern; ſucht er das Eine von dem Andern auf folgende Art genauer zu unterſcheiden. Ein Tropе iſt ein von ſeiner eigentlichen und urſprünglichen Bedeutung, um des Schmuckes der Rede willen, auf eine andere Bedeutung übergetragener Ausdruck; oder (mit andern Worten) ein Ausdruck, den man zur Bezeichnung einer ſolchen Vorſtellung anwendet, für welche er eigentlich und urſprünglich nicht beſtimmt iſt. Figur hingegen im engeren Sinne (denn im weiteren Sinne, als *qualiscunque forma ſententiae* genommen, giebt es überall Figuren) iſt eine ſolche Wendung, Geſtaltung des Ausdrucks, die von der gewöhnlichen, und zuerſt ſich darbietenden Art zu ſprechen abweicht. Das Eigenthümliche der Tropen beſteht, nach Quinctilian, in einer Vertauſchung der Worte, *verba alia pro aliis ponuntur;* Figur kann auch da ſtatt finden, wo man den Worten ihre eigentliche Bedeutung, und ihre urſprüngliche Ordnung läſst. Wenn nun bei den vom *rhetor* hier angeführten Beiſpielen auch das *hyperbaton* die Verſetzung eines Wortes von derjenigen Stelle, an welcher es nach der gewöhnlichen Art des Ausdrucks erwartet wird, auf eine ſpätere (vgl. *inſtitt. oratt. l.* 8. *c.* 6. *p.* 123. *T. II. Wolf.*) mit zu den Tropen gezählt, und dies mit der Bemerkung gerechtfertigt wird: *transfert verbum aut partem eius a ſuo loco in alienum*; ſo dringt ſich wohl die Bemerkung auf, daſs ſich Quinctilian nicht ſtreng und genau genug an den aufgeſtellten Begriff des eigenthümlichen Charakters der Tropen

hielt; denn ein räumliches *transferre*, wie bei dem *hyperbaton* geſchieht, iſt doch unſtreitig etwas weſentlich Verſchiedenes von jenem *transferre* der Bedeutungen. Was aber die Hauptſache iſt — eine ſcharfe Grenzlinie zwiſchen Figuren und Tropen wird dadurch nicht gezogen, daſs man die Figur als eine aus hinreichendem Grunde (*poetice aut oratorie*, wie ſich der *rhetor* ausdrückt, d. h. mit dichteriſcher oder redneriſcher Bedeutſamkeit) geſchehende Abweichung von der urſprünglichen, ganz einfachen und gewöhnlichen Art des Ausdrucks bezeichnet. Denn dieſe Anſicht iſt auch auf die Tropen völlig anwendbar *), eben ſo auf diejenigen, die ſich durch einen ganzen Satz oder mehrere hindurchziehen, z. B. die Allegorie (*Quinctil. inſtitutt. oratt. l.* 8. *c.* 6. *p.* 119. *T. I. Wolf.*) wie auf jene, die in dem Umfange eines Wortes, oder einer Redensart liegen, z. B. die Metapher. Quinctilian bemerkt auch ſelbſt *l.* 9. *c.* 1. *p.* 129.: *Illud tamen notandum, coire frequenter in easdem ſententias et τρόπον et figuram. Tam enim translatis verbis, quam propriis, figuratur oratio.* So unverkennbar etwas Beſonderes, die ſogenannten Tropen Unterſcheidendes iſt, das eben in der Vertauſchung der Hauptvorſtellungen liegt; ſo erſcheint doch der Ausdruck: Figur, wenn wir die oben angegebene Bedeutung genau feſthalten, nicht als Bezeichnung einer den Tropen koordinirten *ſpecies*, ſondern als Bezeichnung der ganzen, die Tropen als eine beſondere Art mit in ſich begreifenden, Gattung aller derjenigen beſondern Modifikationen des Ausdrucks, welche über die *ratio dicendi principalis*, *propria*, *primum ſe offerens* hinausgehen. In dieſem Verhältniſſe der logiſchen Subordination haben auch mehrere der neueren Theoretiker (wie Adelung

*) S. *Hermann* in der angef. Abhandlung *de differentia profae et poeticae orationis p. I. p.* 23.

über den deutſchen Styl, 1. B. S. 371. ff. Maaſs im Grundriſs der allgemeinen und beſondern reinen Rhetorik 2. Ausg. Leipzig und Halle, 1814. S. 36. ff. und Reinbek in ſ. Handbuch der Sprachwiſſenſchaft 1 B. 2 Abtheilung, Duisburg und Eſſen, 1814. S. 23. ff.) die Begriffe der Figuren und Tropen betrachtet. Andere, die das Eine dem Andern koordiniren, haben doch, von irgend einem pſychologiſchen oder logiſchen Standpunkte aus, die Grenzlinien beſtimmter und ſchärfer gezeichnet, als es die ältere Rhetorik thut, wie Klodius in dem Entwurfe einer ſyſtematiſchen Poetik, 1. Theil. (Leipzig, 1804) Bernhardi in ſ. Sprachlehre, 2. Theil. (Berlin, 1803.) Pölitz in der allgemeinen teutſchen Sprachkunde, (Leipzig, 1804.) S. 195. ff. und in dem neueſten gehaltvollen Werke: das Geſammtgebiet der teutſchen Sprache, 1. B. (Leipzig, 1825.) S. 427. ff. Der letztere betrachtet als Gattungsbegriff den bildlichen Ausdruck überhaupt, d. h. deſſen Grundcharakter in einer höheren Verſinnlichung des bezeichneten Stoffes und lebendigeren Darſtellung (für die Einbildungskraft und das Gefühl) beſteht, und ſubordinirt ihm a) die Figuren, wo der eigentliche Subjektsbegriff unverändert bleibt, und nur die Prädikatsbegriffe unter bildlichen Ausdrücken verſinnlicht werden, b) die Tropen, wo der Subjektsbegriff ſelbſt unter einer uneigentlichen bildlichen Bezeichnung erſcheint, wodurch gewöhnlich auch der ganze Kreis der Prädikate deſſelben, oder ſeiner ſtyliſtiſchen Umgebung verändert wird, und den bildlichen Charakter erhält. So viel Anſprechendes auch dieſe ſcharfſinnige Eintheilung dadurch hat, daſs ſie von einem logiſchen Principe ausgeht, ſo ſcheinen doch bei der Anwendung derſelben auf das Einzelne manche Schwierigkeiten zu entſtehen. Denn auf der einen Seite giebt es Figuren, die zwar eine beſondere Lebhaftigkeit des Gefühls bezeichnen, aber von gar keinem bildlichen Ausdrucke, durch deſſen Hülfe der

Prädikatsbegriff verſinnlicht werde, Gebrauch machen, z. B. die Weglaſſung der Bindewörter (*aſyndeton*), die Häufung derſelben (*polyſyndeton*), die Ellipſe u. dgl. Auf der andern Seite geſchieht doch auch bei mehreren Figuren mit dem Subjektsbegiffe ſelbſt, ohne daſs er unter irgend einem Bilde auftritt, eine unverkennbare Veränderung, indem er in einer ſolchen Stellung, in einer ſolchen Beziehung auf die Reflexion oder das Gefühl der Leſer und Zuhörer erſcheint, in welcher er, ohne Figur, nicht erſcheinen würde, z. B. wenn man einen Satz, anſtatt ihn kategoriſch vorzutragen, in eine Frage oder Anrede an die Zuhörer einkleidet, wenn man einen Gedanken ausdrückt, indem man den Schein annimmt, ihn zu übergehen (*praeteritio*) u. dgl. So wie nun die Theorieen des Styls über das gegenſeitige Verhältniſs der Begriffe: Figuren und Tropen, überhaupt verſchiedener Meinung ſind; ſo folgen ſie auch verſchiedenen Eintheilungen der Figuren (ſey es mit Ausſchluſs, oder mit Inbegriff der Tropen). Die griechiſchen Rhetoren unterſcheiden gewöhnlich: 1) *σχήματα λέξεως*, 2) *σχήματα διανοίας*, 3) *σχήματα τῶν ὑποθέσεων*. Die letzteren aber, welche darin beſtehen, daſs der eigentliche Zweck der redneriſchen Darſtellung auf irgend eine Art verborgen wird (*controverſiae figuratae*, wie ſie *Quinctilian* nennt, *inſtitt. oratt. l.* 9. *c.* 2. *p.* 150. *T. II. ed. Wolf.*), gehören nicht in die Theorie des redneriſchen Styls. S. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 521. ff. Auch die römiſche Rhetorik ſpricht von *figuris ſententiarum et verborum*, Gedanken- und Wortfiguren. *Cicero de orat. l.* 3. *c.* 52. *orator c.* 25. *c.* 39. *Brutus c.* 17. *ex. c.* 79. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 8. *c.* 6. *l.* 9. *c.* 1. 2. 3. Gedankenfiguren ſind, nach Quinctilian *l.* 9. *c.* 1. *p.* 130. *quae in concipienda cogitatione*, Wortfiguren, *quae in enuntianda poſitae ſunt.* So wenig nun zu läugnen iſt, daſs ein Hauptgedanke, unter wechſelnden Formen des Ausdrucks, im We-

ſentlichen immer derſelbe bleiben könne; ſo liegen doch die Veranlaſſungen und Gründe zum Gebrauche figürlicher Ausdrücke immer in der Art und Weiſe, wie man die darzuſtellende Vorſtellung gerade jetzt im Innern aufgefaſst hatte (in dem *concipere cogitationem*), und dies tritt beſonders bei manchen Figuren, welche nach jener Eintheilung zu den Wortfiguren gerechnet werden, ſo deutlich hervor, z. B. bei der Gradation, daſs ſie mit eben dem Rechte auch unter die andere Gattung ſubſumirt werden können. Wollte man aber den Ausdruck: *figurae verborum*, blos auf diejenigen (wenig bedeutenden) Figuren beſchränken, welche ganz und allein auf der Geſtalt oder dem Ton der Worte beruhen; ſo wäre kein rechtes Verhältniſs des Umfanges zwiſchen dem einen Gliede der Theilung und dem andern. Neuere Schriftſteller, welche denſelben Unterſchied zum Grunde legten, haben doch das *fundamentum dividendi* weit ſchärfer zu beſtimmen geſucht. Dahin gehört die vom Maaſs im Grundriſſe der allgemeinen und beſondern reinen Rhetorik, am a. O. aufgenommene Eintheilung in Sachfiguren (objektive) und Wortfiguren (ſubjektive). Figuren überhaupt ſind, nach Maaſs, alle diejenigen Formen, welche den Vorſtellungen oder Ausdrücken einer Rede gegeben werden, um ſie zu verſchönern. Sie ſind zum Theil Sachfiguren, objektive, ſo fern die Gegenſtände ſelbſt in einem veränderten Verhältniſſe vorgeſtellt werden, Wortfiguren, richtiger ſubjektive, ſo fern dies nicht iſt. Theils vermiſst man hier eine deutliche Erklärung, in welcher Beziehung die letzteren ſubjective genannt werden; theils ſind auch mehrere unter denen, welche der Verf. zu den ſubjektiven rechnet, von der Beſchaffenheit, daſs die Gegenſtände ſelbſt allerdings in einem veränderten Verhältniſſe erſcheinen. Die Metapher z. B. ſtellt die Vorſtellung, welche bildlich bezeichnet wird, in dem beſonderen Verhältniſſe der Aehnlichkeit zu

einer andern, an ihrer Stelle auftretenden Vorſtellung dar. Eine andere ſcharfſinnige Wendung gab Hermann der gewöhnlichen Eintheilung in *figuras ſententiarum et verborum* in der ſchon angeführten Abhandlung *de differentia proſae et poeticae orationis, pars I. p.* 23. *ff.* hier werden Tropen, als eine für ſich beſtehende Gattung, von dem geſammten Kreiſe der Figuren unterſchieden. Unter tropiſchen Redensarten verſteht der Verf. (*p.* 16. *ff.*) alle diejenigen, welche das Eigenthümliche haben, daſs Wörter in einer andern, als der einfachen und urſprünglichen, Bedeutung genommen werden, Vertauſchungen der Bedeutung, *ubi aliud pro alio nominatur.* Figuren aber ſind ihm diejenigen Arten des Ausdrucks, welche auſser dem, was die Bedeutung der Worte umfaſst, noch etwas Anderes durch die Form der Darſtellung zu erkennen geben, mit beſonderem Eindrucke auf das Gefühl. Je nachdem ſich nun dieſe beſondere Beziehung, dieſe Wirkſamkeit auf das Gefühl entweder an den Inhalt, Stoff des figürlich dargeſtellten Satzes (*materia enuntiationum*), oder an eine Vertauſchung der logiſchen Formen der Sätze knüpft, ſind ſie entweder 1) Wortfiguren, und beruhen bald auf einer gewiſſen Fülle im Ausbilden eines Gedankens (z. B. Periphraſe), bald auf der eigenthümlichen Bezeichnung der Wahrheit des Gedankens (wie die λιτότης, oder Ironie), bald auf dem Zuſammenhange der Worte (wie das *aſyndeton* und *polyſyndeton*), bald auf einer Vertauſchung der Perſonen, wodurch das Verhältniſs des Gegenſtandes zu dem Erkenntniſsvermögen und Gefühlsvermögen beſonders modifizirt wird (wie die Apoſtrophe, oder Proſopopoeie) — oder 2) Gedankenfiguren — auch dieſe treten hervor bald in der Quantität (z. B. die Vergleichung, indem man hier zur Bezeichnung eines individuellen Satzes einen Gegenſtand anwendet, der im Verhältniſse der Aehnlichkeit zu mehreren Objekten ſteht), bald in

der Qualität (das figürliche Weglaſſen, oder ſcheinbare Uebergehen, Ellipſe, Parentheſe), bald in der Relation (wo man z. B. etwas bedingungsweiſe bezeichnet, was unbedingt genommen werden ſoll, und umgekehrt), bald in der Modalität (z. B. die Frage, der Ausruf). Bei dem unverkennbaren philoſophiſchen Geiſte, der dieſe von dem gelehrten Verfaſſer nur in den Grundriſſen dargeſtellte Theorie durchdringt, giebt ſie doch manchen Bedenklichkeiten Raum, z. B. was das Einzelne anbelangt, in wie fern bei der Antitheſe, welche der Verf. unter die Gedankenfiguren der Relation rechnet, eine *permutatio* der logiſchen Gedankenformen ſtatt finde? oder die etwas dunkle Unterordnung der *comparatio* unter die Figuren der Quantität, und, was das Ganze betrifft, ob nicht auch bei dem tropiſchen Ausdruck allemal auſser dem, was in der Bedeutung des Wortes liegt, noch etwas Anderes zu erkennen gegeben werde (z. B. bei jeder beliebigen Metapher), und ob ein hinreichender Grund, die erſte Gattung der Figuren mit dem Ausdruck: *figurae verborum*, die zweite: *figurae ſententiarum* zu bezeichnen, daraus, daſs nur bei der zweiten eine Vertauſchung der logiſchen Formen zum Grunde liege, mit völliger Klarheit einleuchte? (Denn einen beſondern Eindruck auf das Gefühl erhält doch die *materia enuntiationum*, wenigſtens mittelbar, auch bei den ſogenannten Gedankenfiguren, dies haben beide Gattungen mit einander gemein, und man vermiſst nun eine genaue poſitive Bezeichnung des Eigenthümlich-Weſentlichen der erſten Gattung, worin zugleich der Grund liegen muſste, warum ſie gerade Wortfiguren heiſsen.) — Andere haben dagegen jene ältere Eintheilung ganz aufgegeben, und die verſchiedenen Gattungen der Figuren (mit Inbegriff der Tropen) pſychologiſch geordnet, nach ihrem Verhältniſſe zu den verſchiedenen Gemüthskräften,

welche durch jene Wendungen des Ausdrucks zunächst in Thätigkeit gesetzt werden. S. Adelung über den deutschen Styl 1. B. S. 280. ff. Snell Lehrbuch der deutschen Schreibart, Frankfurt, 1801. Heinsius: Teut, oder theoretisch - praktisches Lehrbuch u. s. w. 3. Theil, S. 82. ff. (Berlin, 1802.) Diese Eintheilung, sehr ansprechend im ersten Anblick, kann der nachtheiligen Folge nicht entgehen, dass sie mehrere Figuren und Tropen entweder unter mehreren Rubriken zugleich erwähnen, oder ihren Zweck und ihre Wirksamkeit zu einseitig darstellen muss. Wer wollte z. B. bei dem Gleichnisse im Allgemeinen entscheiden, ob es mit grösserem Rechte eine Figur für die Einbildungskraft und Phantasie, oder für das Gefühl zu nennen sey? — Andere endlich ordnen (wie Klodius, Bernhardi, Pölitz in den oben genannten Schriften) sowohl die Tropen, als Figuren, oder (wie Reinbek im Handbuche der Sprachwissenschaft 1. B. 2. Abtheilung S. 23. ff.) die Figuren mit Inbegriff der Tropen nach einem logischen Gesichtspunkte, meistentheils durch Anwendung der Kantischen Tafel der Kategorieen. *)

Da man auf dem zuletzt bezeichneten Wege (besonders wie ihn Reinbek am a. O. betreten hat) am besten zu einer eben so genauen Klassifikation,

*) Reinbek am a. O. unterscheidet 1) Figuren der Inhaerenz, denen die Begriffe: Substanz, Accidenz, zum Grunde liegen, wo das Subjekt durch seine Prädikate und Veränderungen anschaulicher, mit einer gewissen Fülle dargestellt wird, 2) der Identität, welcher der Zusammenhang der Sphären zweier Vorstellungen zum Grunde liegt, wornach die eine die andere hervorruft (unter diesen sind auch die Tropen begriffen), 3) der Modalität, welche sich auf die Empfindung des Darstellenden und das Streben nach Ungewöhnlichkeit beziehen, z. B. Ausruf, Hyperbel, Apostrophe u. s. w.

als leichten Ueberſicht gelangt; ſo würde ich ihn ohne Bedenken ſelbſt betreten, wenn mich nicht die beſondere Rückſicht, welche ich auf den eigenthümlichen Charakter der Beredſamkeit bei allen dieſen Unterſuchungen nehme, veranlaſst hätte, eine andere Eintheilung zu verſuchen, die in ſpecieller Beziehung zu dem Weſen der Rede ſteht, und darum von den bisher genannten abweicht, ob ſie gleich ebenfalls, wie ich hoffe, der logiſchen Ordnung und Einheit nicht ermangelt. Ich betrachte den ganzen Begriff: Figuren der Rede, aus dem oben bemerkten Grunde, als den Gattungsbegriff, der die Tropen an dem gehörigen Orte mit in ſich faſst. Alle Figuren entſpringen aus einer vorzüglichen (hervortretenden) Thätigkeit der Einbildungskraft und des Gefühls, welche die Vorſtellung des Darſtellenden begleitet. Daher bewirken ſie auch, daſs die Vorſtellung von den Zuhörern mit einem beſondern Eindruck auf die Einbildungskraft und das Gefühl derſelben aufgefaſst werde, mit einem Eindruck, den ſie, ohne dieſe Form der Darſtellung (blos mit der unumgänglich nöthigen grammatiſchen und logiſchen Richtigkeit, Deutlichkeit und Beſtimmtheit bezeichnet), nicht hervorbringen würde. Eine beſondere, mehr oder weniger auf das Gefühl wirkende, Anſchaulichkeit der Bezeichnung haben alle Figuren, auch die Tropen, mit einander gemein. Fragen wir aber weiter, was es denn zunächſt ſey, das durch Figuren der Rede mit jener beſondern Anſchaulichkeit bezeichnet werde? ſo iſt es entweder die darzuſtellende Vorſtellung ſelbſt, oder das Gemüth des Redenden, und das Verhältniſs, in welches er bei der Handlung der Rede mit den Zuhörern tritt. Man kann daher in einer Theorie der eigentlichen Beredſamkeit ſehr füglich 1) objektive, und 2) ſubjektive Figuren unterſcheiden — ein

Ausdruck, den ich hier, wie man leicht bemerkt, nicht in derſelben Bedeutung nehme, in welcher Maaſs am oben angeführten Orte von objektiven und ſubjektiven Figuren ſprach. Es ſoll damit keineswegs geläugnet werden, daſs auch die Figuren der erſten Klaſſe eine vorzügliche Thätigkeit der Einbildungskraft und des Gefühls ankündigen, mit welcher der Darſtellende (das Subjekt) eine Vorſtellung aufgefaſst hat, und eben ſo die Figuren der zweiten Klaſſe einen unverkennbaren Einfluſs auf die Geſtaltung der Vorſtellung ſelbſt (auf das Objekt) haben. Aber jene beziehen ſich nicht unmittelbar, wie dieſe, auf den Gemüthszuſtand des redenden Subjekts, und ſein Verhältniſs mit den Zuhörern; und dadurch behaupten ſie allerdings eine Eigenthümlichkeit, die mit dem Ausdruck: objektive Figuren, nicht unpaſsend bezeichnet zu werden ſcheint. Das Folgende möge der gewählten Eintheilung zur weiteren Rechtfertigung dienen.

Bei den objektiven Figuren iſt es zunächſt und unmittelbar die darzuſtellende Vorſtellung ſelbſt, worauf ſich die anſchaulich bezeichnende Kraft bezieht. Da nun jede Vorſtellung entweder durch weitere Betrachtung deſſen, was ihrer eigenen Sphäre angehört, oder durch Verknüpfung mit andern einen höheren Grad von Klarheit und Lebendigkeit empfangen kann; ſo giebt es unter den objektiven Redefiguren zuvörderſt ſolche, die in einer vorzüglich anſchaulichen Ausbildung der Vorſtellung durch beigefügte Merkmale beſtehen. Dahin gehört a) die Verbindung des Subjekts mit einem vorzüglich anſchaulichen (ſinnlich lebhaften) *epitheton*. Es iſt hier von ſolchen Prädikaten die Rede, welche eigentlich zu verſtehen, aber dabei nicht unumgänglich nothwendig ſind zu einer blos richtigen und beſtimmten Auffaſſung des Objekts, z. B. die duftende Roſe, die rieſelnde Quelle. Der

Ausdruck: emphatiſche Beiwörter, iſt nicht blos auf die metaphoriſchen *epitheta*, welche den Prädikatsbegriff durch ein Bild verſtärken, ſondern auch auf dieſe anwendbar. Denn auch das eigentlich zu verſtehende *epitheton* hat, als ein ſinnlich-lehrhaftes, immer die Wirkung, daſs der Subjektsbegriff klärer vor die Einbildungskraft tritt, und die Aufmerkſamkeit erregt. b) Die Exergeſia, welche den Subjektsbegriff mit mehreren Prädikaten verbindet, die ſich zwar nicht in Hinſicht auf die in ihnen liegende Hauptvorſtellung unterſcheiden, aber wohl das Subjekt der Phantaſie von mehreren Seiten darſtellen, z. B.: „mit heiliger Klarheit offenbart ſich „überall die unendliche Güte Gottes, die wir nicht „mit unſern Thaten zu erreichen, nicht mit dem „Munde auszuſprechen, nicht in Gedanken zu um„faſſen fähig ſind.“ c) Die Diſtribution, wo man eine Vorſtellung nicht blos in die Theilvorſtellungen auflöſet, welche zur richtigen, deutlichen und beſtimmten Auffaſſung des Gegenſtandes nothwendig gehören, ſondern auch andere vorzüglich anſchauliche hinzufügt. Z. B. (Reinhard Pred. im J. 1805. geh. z. B. wohlfeile Ausgabe, 1806. S. 520.): „Wer ſeine meiſte Zufriedenheit und Ruhe, wer „ſeine reinſten und höchſten Genüſſe unter denen, „die ihm auf Erden die Nächſten ſind, unter ſeinen „Kindern und Verwandten, und zwar in ihnen, und „durch ihre Vermittelung findet, der iſt im Beſitz „des häuslichen Glücks, von welchem ich ſpreche. „Er ſucht alſo den Vertrauten, in deſſen Schoos er „alles niederlegt, was ihm wichtig iſt, nicht auſser „ſeinem Hauſe, ſein Gatte, der unzertrennliche Ge„fährde auf ſeiner Bahn durch's Leben, iſt auch der „Bewahrer ſeiner Geheimniſſe, iſt unter allen Menſchen „auf Erden der Einzige, dem er ſein ganzes Herz „öffnet. Er eilt, wenn er Ruhe nach der Arbeit und „Erholung von Geſchäften nöthig hat, nicht aus

„seinem Hause weg; im Kreise seiner Lieben, bei „ihren traulichen Gesprächen, im zwanglosen fröhli„chen Zusammenseyn mit ihnen, findet er alles, was „er wünscht, da spannen seine angestrengten Kräfte „sich ab, da stellen sich die verlornen leicht und „glücklich wieder her. Und dürstet er nach dem „Vergnügen, will er einmal recht froh werden; er „jagt der Freude nicht an öffentlichen Orten nach, „er geniesst sie nicht allein und in fremder Gesell„schaft; er hat sie in der Nähe, sie wohnt in seinem „Hause, sie strahlt ihm aus den heiteren Blicken sei„ner Lieben entgegen, er fühlt ihren erquickenden „Einfluss nie stärker, als wenn er sie mit seinen „Lieben theilen kann" *). d) Die Kumulation, welche dann entsteht, wenn man die Prädikate oder Theilvorstellungen, die mit einer Hauptvorstellung verbunden werden, umständlicher als gewöhnlich bezeichnet, mit Ausdrücken, die, wenn auch theilweise synonym, doch die Anschaulichkeit des Ganzen wirklich erhöhen, z. B. „gutes Gewissen, du theuer„stes Kleinod unserer Seele, unerschöpfliche Quelle „des Friedens, bester Segen des Himmels u. s. w." Es sind hauptsächlich diese Wendungen des Styls, wodurch die sogenannte redneriſche Erweiterung eines Gedankens (*amplificatio*) entsteht. S. die Theorie der redneriſchen Erfindung S. 465. ff. Eine zweite Art objektiver Redefiguren hat den gemeinsamen Charakter einer Zusammenstellung der darzustellenden Vorstellung mit einer andern, entweder a) ähnlichen, oder b) unähnlichen. Dies geschieht in Beziehung auf a. bei der Vergleichung (*comparatio*) und dem Gleichnisse (*simile*). In der Vergleichung erscheint

*) Vgl. das, was in der Theorie der redneriſchen Erfindung S. 254. ff. über redneriſche Schilderungen bemerkt worden ist.

diejenige Vorstellung, welche die ähnliche hervorruft (das Hauptbild), als Hauptsache, und auf die Aehnlichkeit derselben mit dem Gegenbilde (der hervorgerufenen Vorstellung) wird nur durch ein Vergleichungswort hingewiesen. Z. B. „mit freudigem „Bewusstseyn des vollbrachten Erdenlebens, und erhebender Hoffnung, die sich im Antlitz spiegelt, „stirbt der fromme Christ, wie die Abendsonne „scheidet." In dem Gleichnisse aber erscheint das Gegenbild als Hauptsache, und des Hauptbildes geschieht nur kurze Erwähnung. Z. B. „Sehet, „wie die Abendsonne scheidet, wie noch ihr letzter, „goldner Stral die Erde segnet und erfreuet, wie sie „mit still erhabener Gröfse in die Schatten der Nacht „sich birgt, um herrlich und glorreich wieder aufzugehen! So stirbt der weise, fromme Christ." Vergleichungen und Gleichnisse veranlassen die Phantasie zu einem freien Spiele mit mannichfaltigen Vorstellungen, die sich in eine Totalanschauung vereinigen; die Aufmerksamkeit verweilt bei der Hauptvorstellung länger, und fasst sie schärfer in das Auge; und manches Gefühl, das die blose, schlichte Darstellung des Gedankens nicht in Bewegung gesetzt haben würde, wird unvermerkt angeregt. Man nennt das Gleichniss eine Parallele, wenn die einzelnen Theilvorstellungen des mit der gröfsten Präcision bezeichneten Hauptbildes sämmtlich in einzelnen Theilvorstellungen des Gegenbildes erscheinen. Z. B. „Das Reich Gottes ist ein Senfkorn. Klein und „unansehnlich wird es dem Schoos der Erde anvertraut; langsam gedeiht und reift es, oft von den „wildesten Stürmen umweht; aber allmälig wächst es „empor zu einem Baume, unter dessen Zweigen und „Aesten alles Erquickung und Labung sucht." Das Zusammenstellen einer Vorstellung mit einer unähnlichen geschieht im Antitheton und in der Antithese. Das Antitheton bemerkt bei der

Aehnlichkeit zweier Gegenstände auch ihre Verschiedenheit. Z. B. „Die Zerstörung eines gefährlichen „Irrthums, der seine Herrschaft weit verbreitet hatte, „ist ein glorreicher Sieg, den der Freund der Wahr„heit, gerüstet durch den Glauben, mit heldenmüthi„gem Arm davonträgt — und ihn begleiten keine „Ströme des Bluts, in seinem Gefolge sind keine ver„wüsteten Gefilde!“ Das Antitheton hängt mit dem Gebrauche des Kontrastes überhaupt zusammen, dessen erläuternde und überzeugende Kraft in der Theorie der redneriſchen Erfindung öfterer (z. B. S. 278. 280.) bemerkt worden ist. Die Antithese vereinigt zwei einander entgegengesetzte Vorstellungen in einer gewissen Beziehung, ohne Angabe einer Aehnlichkeit. Bei der eigentlichen Antithese geschieht dies mit verschieden lautenden Worten. Dahin gehört besonders das Zusammenstellen des Negativen und Positiven an einer und derselben Sache. Z. B. (Gregor von Nazianz, Rede auf das Geburtsfest Jesu übers. von Hänsel in Tzschirner's Memorabilien 6. B. 2. St. S. 131.): „So lasst uns denn feiern, nicht „mit Gepränge, sondern auf Gott wohlgefällige Art; „nicht weltlich, sondern überweltlich; nicht unser „Fest, sondern das Fest des Unsrigen, oder vielmehr „das Fest des Herrn; nicht das Fest der Krankheit, „sondern das der Heilung; nicht das Fest unserer „Schöpfung, sondern das unserer Umschaffung.“ Desgleichen, das Verbinden des Subjekts mit einem Prädikate, das jenem scheinbar widerspricht, z. B. ein kriechender Stolz, eine süsse Mühe, oder mit mehreren Prädikaten, welche an sich betrachtet einander widersprechen, aber in verschiedener Hinsicht und Bedeutung dem Subjekte beigelegt werden können, z. B. „wenn du mich demüthigst, so machst du mich gross „(Ps. 18, 36.)“ oder (Dräseke Pred. über freigewählte Abschnitte 1. Jahrgang 2. Theil, Lüneburg, 1817. S. 235. vom Gebote der Liebe): „es ist zu alt,

„als daſs es jemals aufhören könnte, neu zu ſeyn“ oder (Baſilius Magnus in der Sammlung: λόγοι ἠθικοί, *Pariſ.* 1556. *p.* 61. von der wohlthätigen Anwendung des Reichthums, im Gegenſatze des ſchmutzigen Geizes): „σκορπιζόμενος γὰρ ὁ πλοῦτος, καθ' ὃν „ὁ νόμος ὑποτίθεται τρόπον, πέφυκε παραμένειν· συν„ἐχόμενος δὲ, ἀλλότριοῦσθαι. ἐὰν φυλάσσῃς, οὐκ ἔξεις· „ἐὰν σκορπίσῃς, οὐκ ἀπολέσεις.“ Von der eigentlichen Antitheſe unterſcheiden ſich diejenigen, die in gleichen oder gleichlautenden Worten Entgegengeſetztes oder Verſchiedenes zuſammenſtellen, die ἀντανάκλασις, welche daſſelbe Wort in demſelben Zuſammenhange der Worte in verſchiedener Bedeutung ſetzt, z. B. „laſst uns laben, ſo lange wir leben,“ die πλοκή, welche mit demſelben Worte an der einen Stelle die Perſon ſelbſt, an der andern eine Eigenſchaft derſelben bezeichnet, z. B. „es giebt leider! viele Chri„ſten, die keine Chriſten in der Geſinnung und im „Wandel ſind,“ die Figur ἐπάνοδος, wo dieſelben Ausdrücke zwar ihre wörtliche Bedeutung behalten, aber im Folgeſatze ein anderes Verhältniſs ausdrücken, als im erſten, z. B. „der Menſch kann, was er will, „und will, was er kann,“ die Paronomaſie, wo man Worte, die Verſchiedenes bezeichnen, aber, bis auf einzelne Buchſtaben, ganz gleichlautend ſind, nahe zuſammenſtellt, z. B. *nihil utilius ſale et ſole.* Zum häufigen Gebrauch des Antitheton und der Antitheſen ſind manche Redner durch ihre Subjektivität, vermöge einer beſondern Regſamkeit derjenigen Seelenkräfte, die ſich im Vergleichen des Aehnlichen und Bemerken des Unähnlichen äuſsern, vorzüglich geneigt. Wo ſie ſich dieſer inneren Stimmung und geiſtigen Thätigkeit des Redners natürlich darbieten, da geben ſie auch der ſtyliſtiſchen Darſtellung einen eigenthümlichen Reiz durch überraſchende Anſichten, ſpannen die Aufmerkſamkeit, und fördern die Anſchaulichkeit und Lebendigkeit des Gedankens. Aber leicht entſteht

auch daraus, besonders bei angehenden Rednern, ein vorwaltendes Streben, sich so an ein gewisses Spiel *) mit Antithesen hinzugeben, dass die Darstellung breit und weitschweifig wird, dass man die Aufmerksamkeit der Zuhörer von der Hauptsache auf Nebendinge hinzieht, dass selbst das Interessante jener Gegensätze bei der allzuhäufigen, in Gewohnheit übergehenden Anwendung verschwindet. Eine dritte Art objektiver Redefiguren vertauscht die Vorstellungen. Es giebt nehmlich a) Figuren, welche die Hauptvorstellungen selbst mit einander vertauschen, so dass diese Verwechselung auf dem Verhältnisse der Subordination, oder der Succession und des Zugleichseyns, oder der Aehnlichkeit beruht; man nennt sie Tropen. Die Synekdoche bezeichnet den höheren Begriff statt des niedern, das Ganze statt der Theile, das Geschlecht statt der Gattung, die Gattung statt der Art, die Mehrheit statt des Einzelnen, (z. B. der Wald rauscht, st. die Bäume des Waldes, Sterbliche st. Menschen, die Inselbewohner st. die Engländer, wir verkündigen euch dies im Namen des Evangelium, wo der Redner auf alle geistliche Redner überträgt, was er hier zunächst von sich selbst versteht), oder umgekehrt (z. B. die Wände statt des Zimmers, der Geizige, der mit gierigen Blicken nach harten Thalern schielt, st. nach Geld und Gut, er ist dem Weine ergeben st. berauschenden Getränken, er ist ein wahrer Judas st. ein Verräther des Heiligen). Die Metonymie nennt das Vorhergehende für das Folgende (die letzte Umarmung st. Trennung), die Ursache für

*) Sehr zu beachten ist die Warnung vor witzigen Antithesen mancher französischen Kanzelredner in Ammon's Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedsamkeit, Nürnberg, 1812. S. 311.

die Wirkung (der Schweiſs des Landmanns nährt uns), den Stoff für die Form (das tödtliche Blei), das Zeichen für das Bezeichnete (den Lorbeer erringen ſt. den Sieg), das Werkzeug für das Werk (der Pinſel des Malers), den Ort und die Zeit für das an dem Orte Befindliche und in der Zeit Geſchehene (die ganze Stadt zitterte vor dieſer feindlichen Macht, das achtzehnte Jahrhundert hat man das Zeitalter der Aufklärung genannt), die Eigenſchaften des Subjekts für das Subjekt ſelbſt (die höchſte Weisheit und Liebe hat unſere Leiden und Freuden geordnet) — oder umgekehrt *), z. B. Verweſung ſt. Tod, Segen ſtrömt auf unſere Gefilde hernieder ſt. ein Regen, der uns Segen bringt, die Kugel, die wir bewohnen, das fieggekrönte Haupt ſt. das mit Lorbeer umwundene, aufgethürmte Leichen ſt. Schlachtfeld. Die Vertauſchungen des Vorhergehenden und Nachfolgenden pflegt man auch Metalepſis zu nennen. Wenn aber ein Gegenſtand ganz durch Theilvorſtellungen, welche unter dem Begriffe deſſelben enthalten ſind, oder durch Nebenvorſtellungen, die nothwendig damit zuſammenhängen, bezeichnet wird, ohne daſs man ihn ſelbſt nennt, ſo entſteht die Periphraſe (Umſchreibung), z. B. „die ernſte Stunde, welcher kein Sterblicher entflie„hen kann, die uns von allem trennt, was uns auf „Erden theuer iſt, und unſer irdiſches Auge auf „immer ſchlieſst. Vergl. auch *Cicero pro Milone* c. 10. *ex.* wo von der Ermordung des *Clodius* die

*) In den meiſten der eben bezeichneten Verhältniſſe nehmlich läſst ſich die Synekdoche oder die Metonymie auch umkehren — doch nicht durchgängig; das Weſen oder das Subjekt ſtatt ſeiner Eigenſchaften, oder das Werk ſtatt des Werkzeugs zu ſetzen, weil hier die Vertauſchung keine gehörig klare und beſtimmte Vorſtellung geben würde.

Rede iſt: *fecerunt id (ſervi Milonis) — dicam enim non derivandi criminis cauſa, ſed ut factum eſt — neque imperante, neque ſciente, neque praeſente domino, quod ſuos quisque ſervos in tali re facere voluiſſet.* Die Metapher endlich bezeichnet ſtatt der eigentlich auszudrückenden Hauptvorſtellung eine ähnliche; ſo daſs ſie durch die beigefügte nähere Beſtimmung das gewählte Bild als ein Bild ankündigt, z. B. der Lenz des Lebens, der Pfeiler des Staats. Die Phantaſie gewinnt bei der Metapher einen noch freieren Spielraum, als dort, wo blos logiſche oder reale Verhältniſſe der Gegenſtand der Vertauſchung ſind. Die Fortſetzung einer Metapher führt zur Allegorie. Es giebt aber eine doppelte Art von Allegorieen. Die ſchwächere iſt eine bloſe Fortführung der Metapher, welche in einzelnen Ausdrücken geſchieht, ohne den zum Bilde gebrauchten Gegenſtand vollſtändig auszumalen; und die bildliche Darſtellung erſcheint hier gewöhnlich auch in Verbindung mit eigentlichen Bezeichnungen *). Zum Beiſpiel diene dieſelbe Stelle, an welcher Grotefend in ſ. Anſichten, Gedanken und Erfahrungen über die geiſtliche Beredſamkeit S. 199. dieſen Begriff erläutert: „Aber warum drücket doch die „Unmäſsigkeit das Gepräge ihrer Schmach allen „denen auf, die ſich von ihr beherrſchen und be„täuben laſſen; warum heben ſich aus den Blicken

*) S. *Quinctil. inſtitt. oratt. l. 8. c. 6. p. 119. Wolf. T. II. Plerumque (allegoria orationis) apertis permixta eſt. Tota apud Ciceronem talis eſt: „hoc miror enim, queror que, quenquam hominem ita peſſumdare alterum verbis velle, ut etiam navem perforet, in qua ipſe naviget.“ Illud commixtum frequentiſſimum: „equidem ceteras tempeſtates et procellas in illis „duntaxat fluctibus concionum ſemper Miloni putavi eſſe „ſubeundas.“* (*Pro Milone c. 21.* die zuerſt angeführte Stelle findet ſich nicht in den uns erhaltenen Ciceronianiſchen Schriften).

„der Menſchen die ſchmachvollen und beſchämenden „Geſtalten der Unwahrheit, des Betrugs und der „Heuchelei unverkennbar hervor; warum graben „ſich der Zorn, der Ehrgeiz, die Habſucht, die „Schwermuth mit furchtbaren Zügen in das Antlitz „ihrer Knechte ein; warum iſt in den Mienen des „Eiteln, des Stolzen, des Ueppigen und Zerſtreuten „der Abdruck der Würde und des Edelſinnes ſo „gänzlich verwiſcht u. ſ. w.“ Die ſtärkere Allegorie malt den zur Vergleichung dienenden Gegenſtand vollſtändig aus; es tritt hier an die Stelle einer ganzen zuſammenhängenden Reihe von Vorſtellungen, die eigentlich ausgedrückt werden ſollte, eine andere ebenfalls zuſammenhängende Reihe von Vorſtellungen, welche jener durch Aehnlichkeit verwandt iſt, aber gröſsere Anſchaulichkeit beſitzt. Der Selbſtthätigkeit der Phantaſie des Leſers und Zuhörers wird bei der Allegorie mehr überlaſſen, als bei der Vergleichung und bei dem Gleichniſſe, wo das abgebildete Subjekt zugleich mit dem Bilde auftritt. Ob ſie gleich ein von Gefühlen bewegtes Gemüth vorausſezt, und durch die Phantaſie auf die Empfindung wirkt, ſo iſt ſie doch mehr für ſolche Gefühlszuſtände geeignet, bei denen die Seele zur Ausbildung einer Vorſtellung noch Ruhe und Muſse genug behält, als für die höchſte Spannung des Affekts. Als Beiſpiel vergl. Ammon chriſtliche Religionsvorträge 1. Theil. S. 90. wo der Verf. von dem Zuſtande des Menſchen ſpricht, der die wichtigſten und heiligſten Wahrheiten der Religion zu läugnen wagt: „Wenn der ſchwache und ungeübte Wanderer, der „auf rauhem und unwegſamem Pfade über Klippen, „Berge und Hügel den Gefilden entgegeneilt, wo ihn „Kraft, Ruhe und ſeligere Ausſichten erwarten; wenn „dieſer auf ſeiner Reiſe den Stab hinwegwirft, der „ihn in beſſere Gefilde hinübergeleitet hätte; wer „ſollte nicht über den Verblendeten trauern, der da

„ſeinen eigenen Kräften vertraut, wo er ſich am „meiſten von ihnen verlaſſen ſehen muſs?“ Die häufige Anwendung der ſtärkeren Allegorie gehört der dichteriſchen Schreibart an; doch kann ſie zuweilen, in ſo weit ausgebildet, als es die Abſicht der Rede und der Zuſammenhang des beſtimmten Gedankens, der allegoriſch verſinnlicht wird, mit jener Abſicht verſtattet und erfordert, auch in dem Produkte der Beredſamkeit ganz an ihrem Orte ſeyn. Verwandt mit der Allegorie iſt die Anſpielung, Alluſion, die Bezeichnung einer Vorſtellung oder einer Reihe von Vorſtellungen durch Hindeutung auf einen bekannten ähnlichen Fall, z. B. „den Worten „des Selbſtſüchtigen iſt nicht zu trauen; leicht wird „er treulos, leicht verräth er den Gefährden, den „Freund, den Bruder mit dem Judaskuſs.“ Die Vertauſchung der Vorſtellungen kann ſich aber auch b) auf die Prädikate beziehen, indem man ſtatt der Vorſtellung, welche eigentlich, als Prädikat, bezeichnet werden ſollte, eine andere ähnliche bezeichnet. Dies iſt der Fall bei den metaphoriſchen (von der eigentlichen Metapher, ſo wie von den emphatiſchen aber eigentlich zu verſtehenden *epithetis*, die ich oben bei der erſten *ſpecies* der objektiven Figuren nannte, zu unterſcheidenden) Beiwörtern, z. B. die flötende Quelle, und bei den metaphoriſchen Zeitwörtern, die zugleich emphatiſch ſind. Vergl. *Cicero or. II. in Catilinam* c. 4. „*Uno me hercule, Catilina exhauſto, relevata mihi et recreata respublica videtur.*“ Leicht bemerkt man hier das Metaphoriſche und zugleich Emphatiſche in dem *exhauſto* ſt. *eiecto*, *depulſo*, und in dem Prädikat *recreata*. So wie der Schlamm, der nach und nach in den Boden des Schiffes eingedrungen iſt, herausgeſchöpft werden muſs, ſo muſste ſich die Republik vor allen Dingen des Verräthers *Catilina* entledigen, der den ganzen Staat durch ſeine

Gegenwart verunreinigte, und Verderben bringend auf ihm laſtete — nun iſt die Republik wie neu geboren. Eben dahin gehören die Wendungen des Ausdrucks, welche das Lebloſe als etwas Lebendes und Handelndes, das Unſichtbare als etwas ſichtbar Gegenwärtiges, das Ueberſinnliche und Uebermenſchliche als ein menſchliches Individuum behandeln, Proſopopoeie, Perſonifikation, Perſonendichtung. Man bezeichnet daher nicht ſelten auch gewiſſe Metaphern und metaphoriſche Beiwörter mit dieſem Namen, z. B. das furchtbar drohende Gewitter, die lachende Saat, die dürſtende Flur. Aber im engeren Sinne iſt Proſopopoeie, die Figur, welche den Gegenſtand der Hauptvorſtellung durch mehrere beigefügte Prädikate völlig als eine lebende und handelnde Perſon darſtellt, und ſich beſonders der Anrede bedient. Vergl. z. B. die Stelle in *Cicero's* Rede *pro Milone* c. 31. wo er ſelbſt lebloſen Gegenſtänden ein Gefühl der triumphirenden Freude über den Tod des *Clodius* beilegt: »*Vos enim iam, »Albani tumuli atque luci, vos, inquam, imploro atque »teſtor, vosque Albanorum obrutae arae, ſacrorum »populi Romani ſociae et aequales, quas ille, prae»ceps amentia, caeſis proſtratisque ſanctiſſimis lucis, »ſubſtructionum inſanis molibus oppreſſerat; veſtrae »tum arae, veſtrae religiones viguerunt, veſtra vis va»luit, quam ille omni ſcelere polluerat — vobis illae, »vobis veſtro in conſpectu ſerae, ſed iuſtae tamen et de»bitae poenae ſolutae ſunt.*« Oder Reinhard Pred. v. 1805. 2. Th. S. 313. »Glückliches Vater»land, ſchon einmal biſt du durch dieſen Eifer »wichtig für die Welt und für das Reich Gottes »geworden! Möge dich Gott von neuem zur treuen »Bewahrerin ſeines Evangelii und zum Schauplatz »einer noch weit herrlicheren Schöpfung machen.« Der höchſte Grad der Proſopopoeie iſt die Sermocination, wo lebloſe Gegenſtände oder Weſen der

Geisterwelt redend eingeführt werden, z. B. „wie „offenbart sich Gott in der Natur? Sie erwiedert dir „mit lauter Stimme, mit tausend Zungen: Gott ist „die Liebe!“ Alle Vorstellungen, deren Gegenstände an Persönlichkeit, an Leben und Handlung geknüpft werden, treten der Einbildungskraft und dem Gefühl der Zuhörer und Leser näher; so wie der Gebrauch dieser Figur im Darstellenden selbst ein lebendiges, die Einbildungskraft anregendes Gefühl voraussetzt und ankündigt. Die Vertauschung der Vorstellungen kann sich c) auf die Verhältnisse des Ortes und der Zeit beziehen. Dies ist der Fall, wenn verstorbene oder abwesende Personen angeredet werden. Z. B. Reinhard Pred. 1809. geh. 1. B. (Sulzbach, 1810.) S. 390. folg. „Was sollen wir „sagen, theuere Erstlinge unter unsern Brüdern, ehr„würdige Vorgänger im Glauben und in der Liebe, „Zeugen unseres Herrn, die ihr ihn zuerst bekannt, „zuerst geliebt, zuerst für ihn geblutet habt! Welcher „himmlische Glanz umgiebt euer Bild; wie durch„strahlt es die Nacht der Jahrhunderte, und wie be„schämt, wie verdunkelt fühlen wir uns durch euere „dauernde, nie verlöschende Herrlichkeit. Doch nein, „wir zagen nicht, wir fassen Muth; wir sammeln „unsere Kräfte; wir wollen euch folgen, euch nach„streben, euch ähnlich werden. Denn, wir gehören „zu euch, wir sind euch verwandt; Ein Leib, Ein „Geist, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott „und Vater Aller, der da ist über uns alle, und durch „uns alle, und in uns allen.“ Nicht selten wird auch das Vergangene oder Künftige wie etwas Gegenwärtiges dargestellt. Z. B. Dräseke Pred. für denkende Verehrer Jesu 4. Sammlung, (Lüneburg, 1810.) S. 9. „Für Jesus ist Martha geschäftig. An Jesus wendet sich „in des Pharisäers Hause die Büssende. Zu Jesu hin „tritt mit dem köstlichen Nardenöhl das Weib in Be„thanien. Hinter Jesus her flehet die Cananäische

„Frau. Neben Jesus sitzt, horchend, zu seinen Füssen, „Maria. Vor Jesus Grabe stehet die von Magdala „und weint.“ Oder Häfeli, Pred. in s. nachgelassenen Schriften 1. B. (Winterthur, 1813.) S. 226. wo der künftige Zustand der Auferstandenen geschildert wird: „Fern ist jedes Gebrechen, jeglicher „Mangel, weggetilgt jedes Samenkorn der Sünde und „Sterblichkeit, jede Krankheit, jeder Schmerz. Alles „in der schönsten, reichsten Harmonie, Kraft, Reg„samkeit, alles ist voll Leben. Das ganze Antlitz, die „ganze Gestalt ist ein leuchtender, von keinem Hauche „der Zerstörung getrübter Spiegel des göttlichen Gei„stes, der in uns wohnt, des Angesichts Jesu Christi, „das sich in uns verklärt.“ Wie wichtig oft eine anschauliche und lebendige Vergegenwärtigung der Sache für die überzeugende, wie für die warnende und ermunternde Kraft der Rede sey, ist in der Theorie der rednerischen Erfindung S. 482. folgg. nachgewiesen worden. Man kann d) eine Vorstellung durch das Gegentheil darstellen. Dies geschieht in der Ironie, die wirklich ein Verhältnifs bezeichnet, dessen Gegentheil dem Sinne des Darstellenden gemäfs gedacht werden soll — Kontrast zwischen dem Ausdruck und dem Gedanken — Figur des Spottes oder des Unwillens. Z. B. Harms Winterpostille S. 67. (von Menschen, die in sittlichen Schlummer versunken sind): „ihr wollt „ruhen! habt ihr denn kein Ziel, zu welchem das „ganze Leben hinschreiten mufs — ein Ziel, das „keinen Rasttag erlaubt, ein Kleinod, das keine Stunde „vergönnt? Glückliche Menschen, ich be„neide euch! Doch — Scherz bei Seite! ich beneide „euch nicht, denn eure Ruhe ist eine falsche Ruhe.“ Es läfst sich e) eine Vorstellung mit Ausdrücken bezeichnen, welche, wörtlich genommen, mehr oder weniger von dem Subjekte behaupten, als eigentlich von ihm behauptet werden kann und soll, Hyperbel und Litotis (μείωσις). Z. B. „Der Adlersklauen

„hat, festzuhalten, der hat auch Adlersaugen, weit „umher seinen Raub zu erspähen.“ (Harms Sommerpostille 1. Theil, S. 131.) Oder: „es ist eine „Handlung, die ihm wenig Ehre bringt.“ „Er hat sich der „vergangenen Jahre seines Lebens nicht zu schämen.“ Die Hyperbel belebt die Vorstellung der Prädikate, welche dem Subjekte mit vollem Recht beigelegt werden; die Litotis wird bald durch ein zartes Gefühl der nöthigen Schonung, oder der Bescheidenheit, oder des Anstandes und der Sittlichkeit, dem der eigentliche erschöpfende Ausdruck der Sache anstößig seyn würde, bald durch einen beabsichtigten feinen Spott veranlaßt. Eine vierte Art objektiver Figuren endlich sucht die Wichtigkeit und Größe einer Vorstellung, im Verhältnisse zu andern, mit besonderer Klarheit hervorzuheben. Dahin gehört a) die Gradation, *climax*, diejenige Verbindung mehrerer Vorstellungen zu einem Ganzen, wo man zu den wichtigsten und eindringendesten stufenweise fortgeht. Manche Nebenvorstellung, deren Bezeichnung nicht unumgänglich nöthig wäre, um den Hauptgedanken richtig, deutlich und bestimmt aufzufassen, wird, um diese Steigerung gehörig zu vollenden, ausdrücklich bezeichnet. Z. B. Reinhard Pred. 1805. geh. 1. B. S. 36. fg.: „Verachtung dem Trägen, der von den Veränderungen der Zeit gar keine Kenntniß nimmt! Schande „dem Leichtsinnigen, der sie keiner ernstlichen „Beherzigung würdigt! Schmach dem Elenden, „der die Uebel und Unordnungen der Zeit wohl gar „mit Beifall und Vergnügen betrachtet!“ Oder *Cicero Catil. II.* *) c. 4. *Quid enim mali aut sceleris fingi etc.* Ein eigentlicher Antiklimax, der die

*) Auf den wichtigen Zusammenhang, in welchem die Steigerung überhaupt mit dem Charakter der Rede steht, ist schon in der Theorie der redneriſchen Anordnung S. 4. ff. aufmerksam gemacht worden.

ganz entgegengeſetzte Ordnung wählt, iſt immer fehlerhaft, wo er nicht abſichtlich erſcheint, auf eine komiſche Darſtellung berechnet. Es giebt jedoch einen ſcheinbaren Antiklimax, wo man die Vorſtellungen ſo verknüpft, daſs zwar allerdings, wenn man ſie an und für ſich betrachtet, die ſchwächere auf die ſtärkere folgt, aber eben dadurch diejenige Vorſtellung, welche der Redner jetzt in einer gewiſſen Beziehung als die richtigere betrachtet wiſſen will, hervorgehoben wird. Z. B. *Cicero Catil. II. c. 1.* „*Tandem aliquando, Quirites, L. Catilinam, furentem audacia, ſcelus anhelantem, peſtem patriae nefarie molientem, vobis atque huic urbi ferrum flammamque minitantem, ex urbe vel eiecimus, vel emiſimus, vel ipſum egredientem verbis proſequuti ſumus.*“ Auf die Steigerung in den erſten vier Gliedern: *furentem — minitantem* folgt ein ſcheinbarer, ſehr zweckmäſsig berechneter Antiklimax: *vel eiecimus — proſequuti ſumus.* Das *verbis proſequi* ſagt freilich, als Aeuſſerung der Geſinnungen gegen den *Catilina*, und des Strebens, ſich ſeiner zu entledigen betrachtet, weniger als *emittere*, ſo wie dies weniger als *eiicere*; aber hier kam es darauf an, daſs die dem Staatsverbrecher *Catilina* noch immer bewieſene Schonung ſeiner Schändlichkeit entgegengeſtellt, und ganz vorzüglich herausgehoben wurde. Derſelben Art gehört b) die Inverſion an, eine den Sinn des Ganzen nicht verändernde Abweichung von der gewöhnlichen Wortfolge, welche die Einbildungskraft und das Gefühl auf eine gewiſſe Vorſtellung fixirt, beſonders, wenn dieſelbe durch jene Abweichung von dem Gewöhnlichen die erſte Stelle im ganzen Satze erhält. Z. B. Reinhard Pred. 1802. geh. 1. B. S. 11. „Sie läſst ſich nicht wiederholen, nicht noch „einmal durchlaufen, die Bahn des Lebens, wenn wir „ſie einmal vollendet haben.“ Sehr leicht entſteht aber bei angehenden Schriftſtellern und Rednern, die ihren

Styl durch dieſes (leicht zu Gebote ſtehende) Mittel zu beleben hoffen, und ſich darin gefallen, eine Gewohnheit, auch da in Inverſionen zu reden, wo kein hinreichender Grund vorhanden iſt, die Vorſtellung, welche dadurch ausgezeichnet wird, hervorzuheben, ſo daſs der Ausdruck affektirt und gezwungen wird, und die eigenthümliche oratoriſche Kraft der Inverſion verloren geht. Denſelben Zweck hat c) die Wiederholung. Sie wird *epizeuxis* genannt, wenn man in einem und demſelben Satze ein oder mehrere Worte ſogleich wiederholt, (z. B. „Wache, o Chriſt, wache über dich ſelbſt“) *anaphora*, wenn mehrere auf einander folgende Sätze mit demſelben Worte oder derſelben Verbindung von Worten beginnen (z. B. Reinhard Pred. 1805. geh. 2. B. S. 394. „Was vermag der Anblick „meiner groſsen Menge, die ein frommer Ernſt beherrſcht! Was vermag die heilige Richtung auf das „Unſichtbare, die ſich hier überall ankündigt! Was „vermag die Andacht und Rührung, die hier ſo „deutlich ausgedrückt iſt u. ſ. w.“ Vgl. Reinhard Pred. 1798. geh. 1. B. S. 192. ff.) *epiphora* endlich, wenn ſich mehrere Sätze mit demſelben Worte oder derſelben Verbindung von Worten endigen, z. B. „Was lockt uns im Jünglingsalter ſo zauberiſch, „die Bahn des Lebens, welche vor uns liegt, mit „entſchloſſenem Muthe und freudiger Seele zu betreten? die Hoffnung! Was ſtärkt und erhebt den „Mann, im Kampfe des Lebens nicht zu unterliegen? die Hoffnung! Was erquickt und labt den „müden Greis am Abend ſeiner Tage? die Hoffnung!“ Die Aufmerkſamkeit der Zuhörer und Leſer wird durch die Wiederholung fixirt; und der Darſtellende ſelbſt kündigt dadurch eine vorzüglich lebhafte und anhaltende Beſchäftigung ſeines Geiſtes mit dieſer Vorſtellung an, welche die Zuhörer vermittelſt der Sympathie zu gleichen Gefühlen ſtimmt.

Von den objektiven Figuren unterſcheiden wir, nach dem oben beſtimmten Geſichtspunkte, als die zweite Klaſſe die ſubjektiven, die den gemeinſchaftlichen Charakter haben, daſs sie unmittelbar die Handlung, welche bei der Rede theils im Gemüthe des Redenden ſelbſt, theils zwiſchen ihm und den Zuhörern vor ſich geht, als eine lebendige Handlung, anſchaulich bezeichnen. Das erſte, die Verſinnlichung der Handlung, die im Redenden ſelbſt geſchieht, bemerken wir 1) in den Wendungen des Ausdrucks, durch welche der Redende wie im Geſpräch mit ſich ſelbſt begriffen erſcheint. Dahin gehört die Verbeſſerung, *epanorthoſis*, *correctio*, wenn man das, was man ſelbſt geſagt hatte, in irgend einer Hinſicht berichtigt, gröſstentheils, um eine noch ſtärkere Vorſtellung auszudrükken, z. B. *Cicero Catil. I. c. 1.* „*hic tamen vivit. Vivit? immo vero etiam in ſenatum venit etc.*,“ oder Reinhard Pred. 1809. geh. I. S. 390. in der ſchon oben (bei der Erläuterung derjenigen Vertauſchung der Vorſtellungen, die ſich auf Verhältniſſe der Zeit und des Ortes bezieht) angeführten Stelle von den Worten an: Doch nein, wir zagen nicht u. ſ. w. Ferner der Zweifel, *dubitatio*, oder *praeoccupatio*, wo man gegen ſeine eigene eben ausgeſprochene Behauptung einen Zweifel erhebt und beantwortet. Z. B. Herder Werke zur Religion und Theologie 2. Theil (Tübingen 1805.) S. 389. in demjenigen Abſchnitte der geiſtvollen Predigt, der den Gedanken ausführt, daſs aus dem Tode des Körpers, der doch nur aufgelöſt, nicht aber vernichtet wird, keineswegs auf einen Untergang der Seele, die den Körper beherrſchte, und zu ihrem Werkzeug gebrauchte, geſchloſſen werden könne: „Jeder ſeiner unedelſten Theile, des Werkzeugs, ſollte bleiben, und dieſer innere Künſtler, dieſer Schöpfer, dieſer kleine unbekannte Gott ſollte nicht bleiben? und warum nicht bleiben? weil ſein Werkzeug

ſchadhaft iſt — wie unſinnig und grundlos iſt die Folge! „Aber wir ſehen ihn ja nicht, den Künſtler, wenn „er ſein Gebäude verläſst, wenn er hinwegzeucht? „Und konnteſt du ihn denn, o Menſch, ſehen? Konn„teſt du dir ein Bild von ihm machen, ſelbſt, da er in „dir war, ſelbſt da du ihn empfandeſt? Siehe, den Au„genblick fühleſt du dich doch, dass du denkeſt, dass „du eine Seele haſt! u. ſ. w.“ Desgleichen die Wendung, wo man ſich ſelbſt anredet, anſtatt von ſich in der erſten Perſon zu ſprechen, z. B. Harms Winterpoſtille S. 85. „O, ſo wecke ihn oft, mein Geiſt, „dieſen groſsen Gedanken, und nähre ihn mit Gebet „und Betrachtung u. ſ. w.“ Ein lebendiger Wechſel der Vorſtellungen und Gefühle liegt dieſen Figuren zum Grunde. Es giebt 2) auch ſolche Wendungen der Rede, die eine beſondere Thätigkeit des Gefühls- und Begehrungsvermögens im Redner unmittelbar bezeichnen, ohne jedoch dem Ausdrucke die Form des Monologs zu geben. a) Der Ausruf, *exclamatio*, der ſich nicht ſelten mit einem Wunſche vereinigt, z. B. „o, dass ſich alle Lip„pen öffneten zum Preiſe des Unendlichen!“ (Wie ſehr aber dieſe Figur von manchen Rednern gemiſsbraucht werde, um ein gewiſſes Pathos zu erzwingen, bemerkt Grotefend ſehr richtig in ſ. Anſichten, Gedanken und Erfahrungen über die geiſtliche Beredſamkeit S. 206.). b) Die Ellipſe, ein durch lebhafte Gefühle veranlaſstes Uebergehen gewiſſer Nebenvorſtellungen, die durch den Zuſammenhang der Rede ergänzt werden können, z. B. „bis hierher — weiter nicht!“ Die redneriſche Ellipſe muſs, da ſie eine Abweichung von der gewöhnlichen Vollſtändigkeit iſt, unterſchieden werden von grammatiſchen, die dem gewöhnlichen Sprachgebrauch angehören. Sie erhält den Namen der Abgebrochenheit (*interruptio*), wenn ſie durch einen ganzen Satz oder mehrere Sätze hindurchgeführt wird, und die Apoſiopeſis (Re-

ticenz, Verſchweigung), wenn man die angefangene Wortverbindung plötzlich unterbricht, ohne den Sinn zu vollenden. Das erſtere (die Interruption) kündigt aber eine ſo überwiegende Thätigkeit und Spannung der Gefühle und Affekten an, wie man ſie in der Handlung der Rede nicht erwartet; ſie gehört unſtreitig der dichteriſchen Darſtellung an. Die Apoſiopoëſis iſt auch dem Redner zuweilen ſehr natürlich, als Wirkung eines vorzüglich raſchen und lebhaften Wechſels der Gedanken, oder als Bezeichnung des Affekts. Z. B. Reinhard Pred. 1805. geh. 2. Theil, S. 35. (wo von dem ſchändlichen Kornwucher in theuerer Zeit die Rede iſt): „Wer es mit heimlicher Freude bemerkt, daſs die allgemeine Noth zunimmt, und mit einer Fühlloſigkeit, die Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit wird, gewinnſüchtige Pläne entwirft, um aus dem Jammer ſeiner Brüder Vortheile zu ziehen, und ſich gleichſam mit ihrem Blute zu mäſten; wer — doch wozu, wozu das ſchreckliche Bild ſolcher Ungeheuer; es entweiht dieſe heilige Stätte, es entweiche, es entfliehe, wo es hingehört, zur Hölle!“ c) Die Veränderung der angefangenen Konſtruktion in demſelben Satze. Z. B. Dräſeke Pred. für denkende Verehrer Jeſu 5. Sammlung, S. 397. Der Redner zeigt, wie erhebend es für die Völker ſey, wenn ſie ihre Fürſten die Religion hochachten und Gott anbeten ſehen, und bemerkt im Folgenden, wie niederſchlagend und bekümmernd die entgegengeſetzte Erfahrung ſeyn müſſe: „Läge denn etwa mehr Erhebung für uns darin, wenn, wie es ſchon oft der Fall war, für die Oberhäupter der Nationen nur das Schlachtfeld, und die Herrſchaft über Länder und Meere, und das Verhältniſs zu den benachbarten Staaten, und der eitle Pomp verſchwenderiſcher, das Volk ausſaugender Feſte eine Bedeutung hat. — Gott aber kennen ſie nicht, und ein Gottesreich iſt ihnen fremd, und unter Religion wiſſen ſie aus Geiſtesarmuth, oder um des verkehr-

»ten Gesichtspunktes willen, den man ihnen einmal »gegeben hat, nichts anderes sich zu denken, als For»melwerk, und Wahn, und Vorurtheil, Gebildeten »ein Ekel, brauchbar nur zum Zügel für das rohe Volk; »ach! und der Unterthan hat nie den Genuss, seinen »Monarchen als Christen zu erblicken, nie die Wonne »zu denken: Dein Fürst betet mit dir und für dich, »und vor des Allliebenden Throne begegnen sich freund»lich euere Wünsche? Sagt, mag man den Zustand für »angemessener halten, die Vaterlandsfreunde zu entzük»ken?« Das innige, den Redner ergreifende Gefühl der Wehmuth giebt sich hier selbst durch die Unterbrechung der mit wenn angefangenen Konstruktion des Satzes in der Mitte des Ganzen (Gott aber u. s. w. zu erkennen. d) Das Asyndeton, die Weglassung der Bindewörter, z. B. »lasst uns, wie Jesus, »glauben, hoffen, wirken, dulden, kämpfen, über»winden!« e) Das Polysyndeton, eine von dem gewöhnlichen Ausdruck abweichende Häufung der Bindewörter, z. B. »die Liebe hofft alles, und glaubt »alles, und trägt alles, und duldet alles.« Das Asyndeton kündigt im Darstellenden selbst einen gewissen Drang der Vorstellungen an, der über die *copula* hinwegeilt, und erhöht den Eindruck derselben auf das Gemüth des Zuhörers durch ihre schnellere Aufeinanderfolge (weil jede *copula* die Vorstellungen immer durch einen, wenn auch noch so geringen, Zwischenraum trennt). Das Polysyndeton veranlasst die Zuhörer, bei gewissen Vorstellungen etwas länger zu verweilen, und ihre Wichtigkeit mehr in das Auge zu fassen, und ist insofern eine Figur für die Aufmerksamkeit, aber auch für das Gefühl, insofern es aus einem solchen Gefühlszustande hervorgeht, in welchem der Darstellende selbst keine besondere Rükksicht auf Präcision und Abwechslung des Ausdrucks nimmt. f) Die Betheuerung, eine feierliche Bestätigung des Gesagten, z. B. »so wahr mein Erlöser lebt — es ist mein

„heiliger Wille, sein Evangelium mit unerschütter„licher Treue zu bekennen!“ Wenn man dabei einen Gegenstand religiöser Verehrung zum Zeugen anruft, so ist die Betheuerung ein Schwur. g) Die Verwünschung oder Verfluchung (*execratio, detestatio*), der Ausdruck der innigsten Verabscheuung. Wenn Jesus selbst (Matth. 23, 13 ff.) zu wiederholtenmalen, in der Sprache des gerechtesten moralischen Affekts, ein Wehe! ausrief über die heuchlerischen Pharisäer und Schriftgelehrten; so kann auch die Homiletik solche Wendungen des Ausdrucks nicht von der christlichen Kanzel verbannen, insofern sich ihnen keine persönliche Leidenschaft, kein unchristliches Wohlgefallen an dem Verderben des Sünders ausspricht, sondern der gerechteste und lebhafteste Unwille über das Sittlich-schlechte, und die feste Ueberzeugung von der Strafwürdigkeit desselben vor den Augen des heiligen und gerechten Gesetzgebers und Richters. Vergl. die obige zur Erläuterung der Apostropoesis aus Reinhard's Pred. angeführte Stelle, von den Worten an: „Doch wozu, wozu das schreckliche Bild u. s. w.“ oder Saurin Pred. über die Leidensgeschichte Jesu und andere damit verwandte Materien übersetzt von Heyer, 2. Theil. Leipzig, 1760. S. 272 fg., wo der Redner, nachdem er von der schonenden und nachsichtsvollen Güte Gottes gesprochen hatte, ausruft: „Wehe, Wehe! Fluch, Fluch über dem, der „sie noch missbraucht — doch nein — lasset uns „nicht fluchen! lasset heute diese schrecklichen Töne „in dieser Versammlung nicht gehört werden!“ Eine andere Art subjektiver Figuren versinnlicht die Handlung, welche zwischen dem Redner und den Zuhörern vor sich geht. a) Die Apostrophe, die bekannte Wendung, mit welcher man, um eine Vorstellung in ihrer bestimmten Beziehung auf gewisse Individuen oder Menschenklas-

ſen darzuſtellen, ſie ſelbſt anredet, anſtatt von ihnen in der dritten Perſon zu ſprechen, z. B. (Reinhard Pred. 1804. geh. 2. B. S. 28.): „Sehet hier „euere Verurtheilung, Müſſiggänger, die ihr nicht „einmal einen Beruf habt; Elende, die ihr eueren „Beruf vernachläſſiget. Der wird einſt euer Richter „ſeyn, der keine Gefahr ſcheute, der den Tod ſelbſt „nicht achtete, um zu thun, was ihm befohlen war, „u. ſ. w.“ b) Die Frage, welche jedoch nur dann zur figürlichen Darſtellung wird, wenn ſie nicht als nothwendiger Ausdruck des Wunſches, Belehrung zu erhalten, oder als nothwendiges Mittel zur Prüfung der Einſichten eines andern betrachtet werden muſs*), ſondern das innere Gefühl der Gewiſsheit der dargeſtellten Behauptung lebendig bezeichnen, oder die geiſtige Selbſtthätigkeit der Zuhörer erregen, oder beides mit einander verbinden will. Sehr zweckmäſsig erſcheint ſie oft in der Rede, bald, um einen ſcheinbaren Einwurf oder Zweifel auszuſprechen, der dann beantwortet und gelöſt wird (z. B. Reinhard Pred. 1810. geh. 2. B. S. 220., wo an die textgemäſse Behauptung, Trauern ſey beſſer als Lachen, folgender Satz angeknüpft wird: „Aber, „welche Sätze werdet ihr ſagen, welche Behauptun„gen? So wäre es denn unerlaubt, wäre tadelns„würdig und thöricht, ſich das Leben ſo genuſsreich „und fröhlich, als möglich, zu machen? Streben denn „nicht alle Neigungen unſeres Weſens nach Genuſs? „u. ſ. w.“) bald, um Einwurf und Beantwortung mit einander zu verbinden. (z. B. „Es iſt heilige Thatſache unſeres Bewuſstſeyns, daſs wir ſittliche

*) Sie kann daher auch da nicht als Figur betrachtet werden, wo man das Thema, vielleicht auch die einzelnen Theile in der Form einer Aufgabe für das weitere Nachdenken, einer Frage, die nun beantwortet werden ſoll, ankündigt. S. die Theorie der redneriſchen Anordnung S. 128 fg.

„Freiheit des Willens haben. Oder sollten wir wirk„lich diejenigen, die ihren Willen nicht anstrengen, „und ihre Freiheit nicht gebrauchen wollen, für gül„tige Zeugen gegen das Daseyn dieser Freiheit hal„ten? Ist nicht das mahnende und strafende Gewis„sen, das auch den leichtsinnigen Sünder öfters über„rascht, ein unverkennbarer Ausdruck dieser Frei„heit?“) bald, um mit derselben Lebendigkeit, welche öfters in Ausrufungen hervortritt, das Wahrheitsgefühl des Redners zu bezeichnen, (z. B. „Wo „soll ich anfangen, wo soll ich enden, wenn ich von „den Denkmalen der allmächtigen Liebe Gottes in „seiner grossen, herrlichen Schöpfung rede?“) bald, um die Zuhörer zu einem solchen, inneren Selbstgeständnisse zu bringen, dem sie nicht ausweichen können. Dies letzte bewirkt besonders die Aufeinanderfolge mehrerer, nicht selten mit einer zweckmäßigen Gradation verknüpfter, auf das Gemüth gleichsam eindringender Fragen. Z. B. in der oben angeführten Reinhardischen Predigt 1810. 2. Bd. S. 229 fg. (wo davon die Rede ist, dass es unmöglich sey, unaufhörlich zu geniessen): „Wie, die Güter, die „ihr hier so begierig suchet, an denen ihr euch er„götzet, in deren Genuss ihr so unmässig schwelget, „wären fähig, euch immer neue Freuden zu gewäh„ren? Verlieren sie nicht ihre Reize in eben dem „Grade, in welchem ihr sie genauer kennen lernet „und gebrauchet? Werden sie euch, je öfter ihr sie „geniesset, nicht immer gleichgültiger und alltägli„cher? Tritt an die Stelle der ehemaligen Begierde „nicht häufig Sättigung und Ueberdruss? Betrachtet „ihr nicht so Manches, was sonst der Gegenstand eue„rer heissesten Wünsche war, was euch das höchste „Entzücken gewährte, mit Widerwillen und Ver„achtung, wohl gar mit Abscheu und Hass?*)“ So

*) Vgl. Dräseke Predigten: Der Weg durch die Wüste, Lüneburg, 1821. N. II. (über den Kämmerer aus Mohrenland

wirksam aber die Frage unter den angegebenen Bedingungen im redneriſchen Vortrage iſt, ſo nothwendig erſcheint doch, beſonders für angehende Redner, die Warnung, daſs man ſich nicht mechaniſch daran gewöhne, auch ohne Grund zu fragen, und am wenigſten, eine ganze Reihe von Fragen auftreten zu laſſen, wo nicht die oben bemerkte Rückſicht eine hinreichende Veranlaſſung darbietet. Der Miſsbrauch dieſer Figur giebt der ſtyliſtiſchen Darſtellung, ſtatt wahrer Lebendigkeit, ein erzwungenes Weſen, und eine Einförmigkeit, welche die Aufmerkſamkeit ermüdet. Vergl. die Bruchſtücke aus Maury's Verſuch über die Kanzelberedſamkeit, überſ. von D. Goldhorn in Tzſchirner Memorabilien 3. B. 2. St. 1813. S. 60 ff. und Grotefend Anſichten, Gedanken und Erfahrungen über die geiſtliche Beredſamkeit, S. 204 ff. c) Die Aufforderung, welche die Zuhörer zur eigenen Prüfung und Betrachtung einer Vorſtellung, oder zu Einwürfen, oder zur Vertheidigung ermuntert, indem der Redner ſelbſt lebendig fühlt, daſs ſich die Wahrheit der aufgeſtellten Behauptung nicht verkennen und widerlegen laſſe. Z. B. Saurin Pred. über verſchiedene Texte der heiligen Schrift, 1. Theil, überſ. von Roſenberg, Leipzig, 1750. S. 229. „So ſiehet der Streit aus, den Gott wider euch vor„hat; das ſind die Klagen, die er über euch führet. „Rechtfertigt euch, vertheidigt euch, redet, antwor„tet! Mein Volk, was habe ich Dir gethan? „Was könnt ihr wohl hier zu euerem Schutze ſa-

---

Act. 8, 27. 28.) S. 44.: „Solche Gefahren aber für die See„len, wie dieſer Mann aus Mohrenland beſiegte, fraget euch! „hättet ihr ſie wohl auch beſiegt? Solche Hinderniſſe, hät„tet ihr ſie wohl auch beſeitigt? Solche Selbſtverläugnung, „ſolche Gröſse der Seele, hättet ihr ſie wohl auch geübt? „Und für nichts, für gar nichts feil und über alles theuer „geweſen und geblieben wäre euch ewig euer Jeruſalem?'

„gen? Wie wollt ihr eueren Undank, euere Unem-
„pfindlichkeit, euere Verbrechen, euere Verleumdun-
„gen, euere Unachtſamkeit, euere Kaltſinnigkeit, eier
„weltgeſinntes Weſen, eueren Hochmuth, eueren un-
„würdigen Genuſs des heiligen Abendmahls, euere un-
„terlaſſenen Faſten, euere falſchen Eide, eueren ſo oft
„gebrochenen Vorſatz, euer Herz, welches ſich eben
„ſowohl bei ſeinen Drohungen, als Verheiſſungen,
„bei ſeinen Züchtigungen, bei dem Schaden, den er
„der Kirche widerfahren laſſen, und der ihr noch
„widerfahren ſoll, verhärtet; wie wollt ihr dies al-
„les rechtfertigen? Habt ihr etwas hierwider ein-
„zuwenden? Ich ſage es noch einmal, rechtfertigt
„euch, vertheidigt euch, redet, antwortet! — Ach,
„meine Brüder, betrüge ich mich denn? Mich dünkt,
„ich ſehe an eueren Augen, in eueren Herzen, an
„eueren Stirnen die Antwort angeſchrieben, die ihr
„mir geben wollt. Mich dünkt, ich ſehe ſchon die-
„jenigen Herzen, die von einem wahren Schmerze
„eingenommen ſind. Mich dünkt, ich ſehe ſchon
„diejenigen Stirnen, die eine heilige Verwirrung be-
„deckt; diejenigen Augen, die mit den Thränen ei-
„ner heilſamen Buſſe benetzt ſind u. ſ. w.“ Vergl. auch Reinhard Pred. 1810. geh. 1. B. S. 199 folg.*) d) Die *conceſſio*, die einen Einwurf, der von den Zuhörern erhoben werden könnte, ganz oder zum Theil einräumt, und ſich dadurch den Weg bahnt, die Wahrheit des aufgeſtellten Satzes um ſo einleuchtender darzuthun. Z. B. Reinhard Pred. 1798. geh. 2. B. S. 195. (wo der Satz behandelt wird, es ſey möglich, bei unſerem Verhalten auf die

*) Es iſt bereits in der Theorie der redneriſchen Erfindung S. 382. folg. bemerkt worden, wie mächtig der Redner auf die Ueberzeugung wirke, wenn er den Zuhörer überführt, daſs er durch die Läugnung einer aufgeſtellten Behauptung, oder durch Vertheidigung deſſen, was der Redner miſsbilligt, in Widerſpruch mit ſich ſelbſt kommen würde.

Gedanken anderer Rückficht zu nehmen): „Herzenskündiger sind wir nicht, dies gestehe ich willig zu; aber es ist falsch, dass wir von den Gedanken Anderer gar nichts merken, dass wir auf keine Weise „wissen könnten, wie sie urtheilen u. s. w.“ Vgl. auch Reinhard Pred. 1798. 1. B. S. 281. Pred. 1810. 2. B. S. 221 folgg. e) Die *praeteritio*, wo man eben dadurch auf einen Gegenstand aufmerksam macht, dass man erklärt, sich jetzt darüber nicht verbreiten zu wollen. Sie entsteht aus einer lebendigen Vorstellung des Umfanges, den der darzustellende Stoff besitzt (z. B. der Verschiedenheit und Menge der beweisenden Gründe), oder der allgemeinen Anerkennung, welche der Wahrheit eines Satzes zu Theil wird, und es liegt darin eine Aufforderung an die Zuhörer, jenen Umfang eben so lebendig zu erkennen und zu fühlen, als der Redende selbst, oder sich nur an Einsichten und Ueberzeugungen zu erinnern, welche sie schon längst in sich aufgefasst und begründet haben. Z. B. Reinhard Pred. 1802. geh. 1. Theil, S. 7.: „Die Zeit eilt schnell dahin, die Bedingung, an welche unser Leben mit seinen Veränderungen geknüpft ist, nähert sich in ihrem Ende mit einer „hinreissenden Geschwindigkeit. Auf das Heer der „Neugebornen, die ihr Daseyn in wenigen Augenblicken verhauchen; auf die Menge der Kinder, die schon „im Frühlinge des Lebens wieder verblühen; auf die „unzähligen Menschen, deren Dauer schon wieder zu „Ende ist, noch ehe sie die Jahre der Kraft und der „Reife erreicht haben, verweise ich euch jetzt nicht; „nach es ist fürchterlich wahr, für den ungleich grössten Theil unseres Geschlechts besteht die Zeit in einem Wechsel weniger Stunden, die sich gleichsam „wetteifernd einander verdrängen, und plötzlich vorüberrauschen.“ Vergl. Reinhard Pred. 1798. geh. 1. Theil, S. 124. f) Die Beschwörung, *obtestatio*, der dringende Ausdruck einer Bitte, welche zu-

gleich bewegende Gründe erwähnt. Z. B. Saurin Pred. über die Leidensgeſchichte Jeſu und einige andere Materien, überſetzt von Heyer, 2. Th. S. 273.: „Wir beſchwören euch, meine Brüder, bei eben der „Barmherzigkeit, der ihr die Befreiung von ſo manchem Uebel, und den Genuſs ſo manches Guten zu „verdanken habt; bei eben der Barmherzigkeit, die „anſtatt euch die Thüren des Grabes zu eröffnen, euch „heute die Pforten dieſes Tempels eröffnet hat; bei „eben der Barmherzigkeit, die, anſtatt euch vor den „Richterſtuhl der Rache zu rufen, euch vor wenig Ta„gen zur Tafel der Liebe eingeladen hat; wir beſchwö„ren euch, „eine Geſinnung anzunehmen, und einen „Entwurf eueres Lebens zu machen, der demjenigen „gemäſs iſt, was Gott für euch thut.“

Es ſind, wie ich oben bemerkte, hauptſächlich dieſe mannichfaltigen Figuren des Ausdrucks, welche dem Styl Lebendigkeit geben. Dieſe Eigenſchaft betrachten wir als eine allgemeine, indem wir von jedem gut ſtyliſirten Produkte erwarten, daſs es etwas von Lebendigkeit habe, in ſo weit wenigſtens, als dies (auch abgeſehen von den Redefiguren) auf der Beachtung der Präciſion und einer gewiſſen Abwechslung im Ausdrucke beruht. Sehr verſchieden aber ſind die beſondern und zufälligen Eigenſchaften des Styls, welche in dem allgemeinen Begriffe der Lebendigkeit liegen, oder, mit andern Worten, die mannichfaltigen Formen, in denen ſich die Lebendigkeit (in ſo fern ſie beſonders aus dem Gebrauch der Redefiguren hervorgeht) darzuſtellen pflegt, gemäſs dem jedesmaligen Endzweck der Darſtellung, und der Individualität des Schriftſtellers oder Redners; das Anſchauliche, das Blühende, die Fülle, die Pracht, das Groſse, Erhabene und Feierliche, das Pathos, das Gemüthvolle und Rührende, das Scharfſinnige und Witzige, das Komiſche im Styl.

Anſchaulichkeit (*ἐνάργεια, evidentia, reprae-*

ſentatio, Dionyſ. Halic. iudicium de Lyſia T. V. p. 465. ed. Reisk. Quinctil. inſtitt. oratt. l. 8. c. 3. p. 89. T. II. Wolf.) nennen wir die Eigenſchaft des Ausdrucks, vermöge welcher er ſich beſonders durch das Verſinnlichen und Individualiſiren des Allgemeinen und Abſtrakten charakteriſirt. Die objektiven Figuren, welche Vorſtellungen durch verſinnlichende Merkmale weiter ausbilden, ſo wie die verſchiedenen Arten der Zuſammenſtellung einer Vorſtellung mit einer ähnlichen, das Antitheton, die Tropen, und die Vertauſchungen der Vorſtellungen, welche ſich auf die Prädikate, oder auf Verhältniſſe des Ortes und der Zeit beziehen, bilden hauptſächlich dieſen eigenthümlichen Charakter des Styls. Es liegt aber nicht nothwendig in dieſer Form der Darſtellung, daſs die Thätigkeit der Einbildungskraft durch einen vorzüglichen Wechſel, oder Schwung und Kühnheit ihrer Anſchauungen und Bilder hervorſteche. Auch bei groſser Einfachheit kann die Darſtellung ſehr anſchaulich ſeyn, mehr die reproduktive Einbildungskraft, als die Phantaſie beſchäftigend. Vergl. *Demoſthenes* dritte olynthiſche Rede gegen das Ende: ἀλλ' ὦ τἀν εἰ ταῦτα φαύλως etc. Oder Schatter Predigten über die Epiſteln der Sonntage und Feſte eines ganzen Jahres, 1. Theil, Jena u. Leipzig, 1802. N. VIII. S. 123. (aus der Predigt über das Thema: der Zuſtand unmündiger Kinder unter der Vormundſchaft als ein Bild von unſerem Zuſtande im jetzigen Leben, Epiſtel an die Gal. 4, 1 — 7.): „Der „Menſch fühlt ſich berechtigt zu groſsen Anſprüchen „auf Glückſeligkeit, und hat wieder Zeiten, wo es ihm „an Allem fehlt, was zur Glückſeligkeit gehört, wo er „ſich ganz elend fühlt. Er kann vielleicht eine ſchöne, „lange Reihe von Jahren zu leben haben; aber auch „in der nächſten Viertelſtunde ſchon todt ſeyn. So „groſs und ſo klein iſt der Menſch, ſo ſtark und ſo „ſchwach, ſo reich und ſo arm; wie der Unmündige, „vielleicht ein reicher Erbe eines groſsen Vermögens,

»jetzt unter der Vormundſchaft über nichts Herr iſt, ob er wohl ein Herr iſt aller Güter. Dem ſind die Hände »auch gebunden, der kann für ſich auch nichts von Be»deutung thun, er hängt ab von ſeinen Vormündern. »Sein Wille gilt nichts, ſobald der Wille der Vormün»der dawider ſtreitet. Und geſchieht manchmal ſein »Wille; ſo ſcheint es nur ſo, es ſey ſein Wille geweſen; »im Grunde war es doch nur der Wille ſeiner Vormün»der, der diesmal mit ſeinem Willen übereinkam. Iſt »es im Laufe unſeres ganzen Lebens anders mit uns?«

Blühend nennt man den Styl (*elocutio florida, λέξις ἀνθηρά, cfr. Dionyſ. Halic. περὶ τῆς λεκτικῆς Δημοσθένους δεινότητος c. 18. p. 1007. Vol. 6. ed. Reisk. Longinus περὶ ὕψους* 10, 4. *p. 68. ed. Morus. Cicero Brutus c. 17. Quinctil. inſtitt. oratt. l. 2. c. 5. §. 18. p. 104. T. I. ed. Wolf. l. 12. c. 10. §. 58. p. 449. T. II.*), wenn die ſchlichte, das Erkenntniſsvermögen beſchäftigende Darſtellung oft und mannichfaltig mit Wendungen des Ausdrucks abwechſelt, welche vorzüglich dazu geeignet ſind, die Einbildungskraft nicht eben zu einem ausgezeichneten hohen Schwunge, aber doch zu einer freien, leichten, und anmuthigen Bewegung zu veranlaſſen. Mit dieſem blühenden Ausdruck, der hauptſächlich aus den Tropen entſteht, vereinigt ſich oft und leicht die Anſchaulichkeit. S. Ammon Religionsvorträge im Geiſte Jeſu, 5. Band, Göttingen, 1809. S. 264. folg.: »Bei allem, was die Natur er»zeugt, und zur Vollkommenheit bringt, nehmen wir »überall eine gewiſſe Einförmigkeit, eine gewiſſe Ord»nung und Regelmäſsigkeit wahr; die grüne Saat, die »aus dem Boden hervorkeimt, ſchoſst auch in Reihen »und Gliedern zu vollen Halmen heran; die Blüthe, »die aus Büſchen und Zweigen hervorbricht, wird ent»weder vom Winde verweht, und fällt nach ihrer er»ſten Entwickelung ſchon ab, oder ſie gedeiht zur vol»len und erquickenden Frucht; und zur Zeit der Erndte »beugt ein Wald von Aehren ſein geſegnetes Haupt

„dem harrenden Schnitter dar. Wählt aber der Tod da„für nicht seine Opfer unter unserem Geschlechte mit „der grösten Regellosigkeit; sinken nicht ganze Schaaren „von Säuglingen, die kaum das Licht des Tags erblickt „hatten, schon wieder in die Nacht des Grabes zurück; „welkt nicht oft die Hoffnung liebender Eltern ohne „Rettung in der schönsten Blüthe der Kindheit und Ju„gend dahin; wird nicht oft der kraftvolle Mann und „die thätige Mutter schon in den ersten Jahren eines „heiligen Familienbundes von der Erde abgerufen; ja „sieht nicht endlich der lebensmüde Greis zuweilen den „Faden seines irdischen Daseyns zu einem Ziele hinaus „verlängert, das er sonst nie zu hoffen, ja kaum zu „ahnden wagte? Lasset euch nichts von dem heilsamen „Einflusse sagen, den diese Ungewissheit des Todes auf „unsere Hoffnungen, auf unsere Unternehmungen und „auf unsere Tugend hat; lasset mich nichts von der ab„gemessenen Ordnung sprechen, die wir, bei aller „scheinbaren Unordnung, doch in den langen Reihen „der Scheidenden entdeckten, deren Verlust wir be„seufzen. Aber führt uns diese merkwürdige Erschei„nung nicht von selbst zu den wichtigsten Betrachtun„gen über unsere Bestimmung hin; fühlen wir uns „nicht zu der Ueberzeugung gedrungen, dass wir et„was ganz Anderes und Besseres sind, als die einstim„mige, sich im steten Kreislaufe bewegende Natur; „muss es uns nicht an dem Grabe jedes Kindes und je„des Jünglinges einleuchten, dass in dem ewigen Rei„che Gottes viele Wohnungen sind, und dass in der „grossen Geisterwelt keine Entwickelung des Lebens, „kein Anstoss der Kraft, kein Keim, keine Blüthe, „und keine Frucht unseres sich der Unendlichkeit lang„sam aufschliessenden Bewusstseyns verloren geht?“ Vergl. Dinter Pred. zum Vorlesen in Landkirchen 1. B. (Neustadt an der Orla, 1809.) S. 267 ff. Zollikofer Predigten, 7. Theil, S. 789 ff.

Der Styl hat Fülle oder Reichthum (*copia*,

f. Cicero *Brutus* c. 13. *orator.* c. 28. *de invent. l.* 1. c. 1. *in.* *Quinctil. institt. oratt. l.* 8. c. 3. §. 87. *p.* 93. *l.* 12. c. 2. §. 25. *p.* 384. T. II. *ed. Wolf.*) in so fern er die Einbildungskraft und das Gefühl veranlasst, die dargestellten Gedanken mit einer gewissen Musse vollständiger auszubilden, als es im eigentlich prosaischen Ausdruck geschehen würde, durch Umgebung der Hauptvorstellung mit mannichfaltigen Nebenvorstellungen. Wir bemerken hier vorzüglich die Verbindung des Subjekts mit einem anschaulichen Epitheton, die Exergasie, die Distribution, die Kumulation, die verschiedenen oben bemerkten Arten des Zusammenstellens einer Vorstellung mit einer ähnlichen und das Antitheton, die Periphrase und Allegorie, die Gradation und Wiederholung. In so fern die Präcision des Styls in der Vermeidung alles Unnöthigen, Müssigen, und Schleppenden im Ausdrucke besteht, kann zwischen Präcision und Fülle der Darstellung kein Widerstreit seyn; Wortfülle ohne alle Präcision ist Weitschweifigkeit und leere Deklamation. Jener höhere Grad der Präcision aber, den ich oben Gedrängtheit des Ausdrucks nannte, ist offenbar ein anderer Charakter des Styls, als das *genus dicendi copiosum*. Beispiele einer redneriſchen Fülle, die sich oft mit einem sehr anschaulichen und blühenden Ausdrucke vereinigt, geben unter den Alten Isokrates und Cicero, unter den neueren Kanzelrednern Saurin, Mosheim, Cramer, Zollikofer, Marezoll, Drüseke, Haffner an die Hand. S. auch die vorhin ausgehobene Stelle aus Ammon's Religionsvorträgen im Geiste Jesu.

Zur Fülle kommt nicht selten auch eine gewisse Pracht der Darstellung (*μεγαλοπρέπια, magnificentia*, f. *Quinctil. institt. oratt. l.* 4. *c.* 2. §. 61. *p.* 246. T. I. *Wolf.*), welche darin besteht, dass die Anschauungen und Bilder, mit welchen die Phantasie beschäftigt wird, vor dem Gewöhnlichen sehr hervorstechen, und man-

nichfaltig mit einander abwechſeln. Sie verbindet ſich öfters mit dem Kühnen im Ausdruck (*τόλμημα λεκτικόν, audacia*, ſ. *Longinus περὶ ὕψους* c. 38. §. 5. *p.* 214. *ed. Morus.*). So nennt man das Neue, Ungewöhnliche, Ueberraſchende der ſtyliſtiſchen Form, in ſo fern es als etwas Gewagtes erſcheint *). Als Beiſpiel der Pracht im Ausdruck vergl. *Plinii Panegyricus Traiano dictus* an mehreren Orten, z. B. c. 4. Unter den franzöſiſchen Kanzelrednern findet ſie ſich beſonders, oft mit kühnem Ausdruck verbunden, bei Saurin und Flexier von Reval. S. des letzteren geiſtliche Reden, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Herwig, 2. Theil, Augsburg, 1779. S. 208 fgg. (die Stelle iſt aus einer Lobrede auf den Franziskus Xaverius): „Mit unzählbaren Feinden ſtreiten, ſie beſie„gen und einer unbekannten Herrſchaft unterwerfen, „iſt nicht allezeit und in allen Umſtänden der Gegenſtand „eines beſondern Ruhms; wenn alle dieſe Feinde durch „unermeſsliche Weiten in einem groſsen Theile der Er„de zerſtreuet ſind, wenn eine unendliche Zeit dazu ge„hört, nicht um ſie zu unterwerfen, ſondern ſie zu ent„decken, und zu ihnen zu kommen; ſie alle zu beſtrei„ten, und in kurzer Zeit unter das Joch zu bringen, „ohne andere Waffen, als jene des Xaverius, iſt eine „That, wovon das weltliche Alterthum kein Beiſpiel „hat, iſt die That des Xaverius. In zehn Jahren hat „er das ganze Land von Goa bis an das äuſserſte Ende „von Aſien durchlaufen, unterrichtet, bekehrt; er „durchzog das Land bis zum Ende der Erde.

*) Es kann allerdings zunächſt in dem Materiellen des Vortrags eine Kühnheit liegen, wenn die Hauptvorſtellung ſelbſt ſo gefaſst wird, daſs ſie in einem Gegenſatze mit der gewöhnlichen Anſicht auftritt. S. Pölitz Geſammtgebiet der teutſchen Sprache I. Theil, S. 359. In der Theorie des Styls kommt das Kühne der Form in Betrachtung, das jene Beſchaffenheit des Materiellen nicht nothwendig vorausſetzt.

„Ich richte meine Augen gegen Abend, ich richte ſie „gegen Morgen; ich ſchaue nach Mitternacht und Mit„tag, und überall ſehe ich das anbetungswürdige Kreuz „des Erlöſers der Menſchen vom Xaverius gepflanzt. „Ich ſehe Völker, die durch weite Wüſten, durch un„ermeſsliche Meere, durch vereinigte Inſeln und Reiche „von einander abgeſondert waren, und überall, und faſt „zu gleicher Zeit ſehe ich den Xaverius. Alle dieſe „Nationen drangen ſich ihn zu hören, und ihm zu ge„horchen. Ihr habt ihn mitten unter euch geſehen, „ihr Malabariſchen, Pararíſchen, Zokotariſchen Völ„ker; ihr Inſulaner von Ceilon, von Ternate, von den „Moluken; ihr Einwohner von Macazar, und von der „fürchterlichen Mohreninſel. Ihr habt ihn geſehen, „jenen groſsen Diener Jeſu Chriſti, jenen unüber„windlichen Apoſtel ſeines Evangelium, in der Mitte „euerer unfruchtbaren Wüſten, euerer brennenden „Sande, euerer düſtern Wälder, euerer irrenden Wa„gen, euerer ſchwimmenden Barken. Und ihr, Ja„poneſer, letztes Volk unſerer Halbkugel, iſt er nicht „bis zu euch gedrungen, wo niemals ein Prediger des „Evangelium erſchienen war? welchen nichts da„von verkündigt war? und hat er nicht bei euch „eine Kirche geſtiftet, welche alle Wuth der Verfol„ger nicht umſtürzen konnte, ja wo noch Chriſten „übrig ſind, als eben ſo vieler koſtbarer Samen, der „bereit zu grünen iſt, wenn es dem Herrn der Zeiten „gefällt, dieſes verlaſſene Land heimzuſuchen?“ Und weiter unten S. 215 fg., wo der Verf. davon ſpricht, daſs der Leichnam des Xaverius (nach des Redners Anſicht auf eine wundervolle Art) fortwährend unverweſen erhalten worden ſey: „Hier iſt eine Sonne, die „noch leuchtet, wenn ſie ſchon in den Schooſs des Mee„res verſunken iſt, ein Baum, der zwei Jahrhunderte „nach ſeinem Falle in ſeiner Grüne bleibt, ein Mund, „der noch ſpricht, wie der Mund Abels, im Stillſchwei„gen des Grabes.“ Dem prächtigen und kühnen Styl

liegen freilich auch die redneriſchen Uebertreibungen (Exaggerationen) ſehr nahe, die nicht zum Weſen der ächten Beredſamkeit gehören. S. was Tzſchirner *comment. octava de claris eccleſiae veteris oratoribus p.* 14 *ſq.* ſehr richtig über den ausgezeichneten griechiſchen Kirchenredner Ephraëm Syrus bemerket.

Denjenigen Gefühlen, deren Charakter ruhige Gröſse und Tiefe iſt, gehört das Groſse und Erhabene der ſtyliſtiſchen Darſtellung an (*ſublimitas, gravitas, βάρος, σεμνότης, ὕψος*, ſ. *Dionyſ. Halicarn. περὶ τῆς λεκτικῆς Δημοσθένους δεινότητος c.* 34. *p.* 1061. *T. VI. Reisk. iudicium de Lyſia c.* 13. *p.* 482. *T. V. Hermogenes περὶ ἰδεῶν l.* 1. *p.* 56. *Sturm. Dionyſius Longinus περὶ ὕψους. Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 1. *c.* 5. §. 3. *p.* 32. *T. I. Wolf.**) *l.* 8. *c.* 3. §. 18. *p.* 77. *T. II. Auctor. ad Herenn. l.* 4. *c.* 8. *Cicero orator. c.* 5.) Beide Ausdrücke bezeichnen im Weſentlichen daſſelbe, diejenige Art der Darſtellung, welche bewirkt, daſs der Gegenſtand, als ein vor andern hervorragender und ausgezeichneter nicht blos von dem Denkvermögen erkannt, ſondern auch von dem Gefühlsvermögen lebendig aufgefaſst werde. Der Unterſchied liegt nur darin, daſs wir bei dem Ausdruck: groſser Styl, zunächſt mehr an das Objektive denken, an das lebhaft verſinnlichte Verhältniſs, in welchem der Gegenſtand zu andern, ebenfalls groſsen, mit ihm verglichenen ſteht, bei dem andern: erhabener Styl, mehr an das Subjektive, an das lebhaft verſinnlichte Verhältniſs des Gegenſtandes zu den Schranken unſerer menſchlichen Natur. Erhaben nennen wir nämlich,

*) Der techniſche Ausdruck *ſublimitas* wurde freilich bei den Alten nicht immer in denſelben engeren Grenzen des Begriffs gehalten. S. *Erneſti lexicon technologiae latinorum rheor. ſub h. v.*

was unſere Phantaſie zu einer freien Beſchäftigung mit Vorſtellungen veranlaſst, welche die Einbildungskraft nicht in einem Bilde, und der Verſtand nicht in einem Begriffe zu umfaſſen vermag, ſo daſs durch dieſes Bewuſstſeyn jener Schranken das Vernunftvermögen (das Vermögen der Ideen) in Thätigkeit geſetzt wird. Z. B. in der äuſseren Natur — der Anblick des geſtirnten Himmels, in der geiſtigen Welt — die Betrachtung der reinſten, vollendeten Sittlichkeit im Leben Jeſu. In dem Gefühlsvermögen wirkt das Erhabene zunächſt ein gemiſchtes Gefühl der Luſt und Unluſt (durch den Gegenſatz zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, zwiſchen unſerer Beſchränktheit und dem Schrankenloſen); indem aber das Ideenvermögen in volle Thätigkeit tritt, und das Uebergewicht der Freiheit über die Naturnothwendigkeit, des Unendlichen über die Schranken des Endlichen von dem Gefühl lebendig aufgefaſst wird, ſiegt auch am Ende das Gefühl der reinſten Luſt über die Unluſt. S. Pölitz Geſammtgebiet der teutſchen Sprache, 1. Th. S. 371 ff. 376 ff. Obgleich die ächte (nicht blos ſcheinbare und affektirte) Gröſse und Erhabenheit des Styls immer nothwendig vorausſetzt, daſs in den Gedanken ſelbſt, in der Sache etwas liege, wodurch dieſer ſtyliſtiſche Charakter begründet werde; ſo hat es doch der Ausdruck allerdings in ſeiner Gewalt, das Groſse und Erhabene des Gedankens (des Gegenſtandes) ſelbſt mit beſonderer Anſchaulichkeit und tiefen Eindrücken auf das Gemüth hervortreten zu laſſen, und, in ſo fern dies geſchieht, legen wir auch der ſtyliſtiſchen Form dieſe Eigenſchaften bei. Nicht ſelten iſt gerade die kürzeſte und einfachſte Bezeichnung des Gegenſtandes das ſicherſte Mittel, um dieſen Zweck zu erreichen. Wie groſs und erhaben iſt das Altteſtamentliche: Gott ſprach, es werde Licht, und es ward Licht! Jede weitere Umſchreibung oder bildliche Einkleidung würde hier nur den Eindruck ſchwächen; es iſt gerade ſo,

wie es hier lautet, genug gesagt, um die Unendlichkeit und Majestät der Schöpferkraft Gottes eben so deutlich als fühlbar zu machen. Und das Gemüth des Redenden empfindet oft da am tiefsten, wo er am wenigsten von seinem Gefühle spricht. Aber nicht selten gestattet auch die Natur des Gegenstandes eine weitere Entwickelung einzelner Merkmale, wodurch seine Gröfse und Erhabenheit noch stärker versinnlicht, und dem Gefühle noch näher gelegt werden kann; und dem Gemüthszustande, den die Betrachtung des grofsen und erhabenen Gegenstandes im Darstellenden selbst hervorgebracht hat, ist es oft ganz natürlich, dafs sich die Darstellung etwas weiter ausbreitet, in mannichfaltigen, eigentlichen und bildlichen Wendungen der Rede, welche die Vorstellungen sinnlicher oder geistiger Gröfse und Würde erwecken, und die Bewunderung, das Staunen, die Ehrfurcht des Redenden unmittelbar bezeichnen; das stylistisch Grofse und Erhabene kann sich daher auch mit Fülle und Pracht vereinigen. S. Eylert Predigten über Bedürfnisse unseres Herzens, Halle, 1813. S. 178. folg. (wo der Gedanke ausgeführt wird, dafs religiöse Begeisterung dem Herzen die süfsesten Freuden gewährt): „Sie lehrt uns ver„stehen und geniefsen die Natur in den Wundern ih„rer Pracht und Schönheit, ihrer Ordnung und Liebe. „Sie giebt uns den Blick und Sinn, mit Freuden anzu„schauen die Werke der Kunst. Sie öffnet uns die tie„fen Schätze der Wissenschaften, zu erheitern den Geist „im Umgange mit ihnen. Sie verbreitet Licht, Ord„nung und Zusammenhang über die Geschäfte des Be„rufs, und veredelt sie. Sie führt uns zu den Quellen „der Freundschaft und Liebe, und schliefst uns fester „an jedes edle menschliche Herz. Sie erleuchtet mit „ihrem Lichtstrahl die Dunkelheit trüber Tage, und „erquickt mit tröstenden Hoffnungen die bekümmerte „Seele. Sie weicht nicht von uns, wenn wir verlassen „dastehn, sie folgt uns in die Stunden der Einsamkeit und

„des Grams mit ihrem ſtärkenden Beiſtande. Ihr ſanfter „Hauch iſt es, der die Segel unſeres Lebens ſchwellt, „und es durch den fliehenden Wechſel der Dinge einem „ſichern Hafen zuführt. Sie ſteht in des Lebens letz„ten Stunden, wie ein Engel des Lichts, uns zur Seite, „und hebt die Seele zur beſſern Welt empor, wohin „ſie auf ihren Fittigen ſo oft ihren Flug nahm. O, „daſs wir dich kennen und verſtehen, und wie ein „Kleinod in unſerem Herzen tragen möchten, Geſchenk „des Himmels, von Gott kommend, und zu Gott füh„rend, religiöſe Begeiſterung!“ Vergl. auch **Reinhard** Pred. vom Jahre 1810. 1. B. (Sulzbach, 1811.) S. 104 fg., wo das Erhabene beſonders hervortritt: „Seyd ihr „in Gefahr, die Kleinigkeiten der Erde für etwas Gro„ſſes zu halten; den menſchlichen Beſtrebungen und „Thätigkeiten eine Wichtigkeit beizulegen, die ſie nicht „haben; an dem Erſtaunen Theil zu nehmen, mit wel„chem der groſse Haufe den Glanz und die Hoheit der „Reichen und Mächtigen betrachtet; ſeyd ihr in Ge„fahr, wohl gar ſtolz auf euere eigenen Vorzüge, auf „euere Macht und Gröſse zu werden; hebet euere Au„gen in die Höhe, ich bitte euch, und ſehet: was ſind „die, welche ihr anſtaunet, in Vergleichung mit dem „Erdball, auf welchem ſie ſich mit ſo vielen Millionen „befinden; was iſt der Erdball in Vergleichung mit „der Sonne, die ihn gewaltig um ſich herumführt; „was iſt die Sonne mit allen ihren Begleitern gegen die „unzähligen Sonnen und Welten, die alle Räume des „Himmels erfüllen; was ſind dieſe Sonnen und Welten „gegen die unermeſsliche Schöpfung, deren entfern„teſte Gegenden kein menſchlicher Blick erreicht? „Und in dieſer Unendlichkeit, wo unſer Erdball ein „kaum bemerkbares Stäubchen iſt, wäre irgend etwas „Menſchliches wichtig und groſs; da verlöre ſich nicht „alles in Nichts? Iſt es endlich dieſes letztere Gefühl, „was euch zu mächtig wird; iſt es das Bewuſstſeyn eue„rer Schwachheit, euerer Hinfälligkeit, eueres Nichts,

„was euch peinigt; glaubet ihr Erscheinungen zu „seyn, die, wie flüchtige Schatten, entstehen und „wieder vergehen; blicket noch einmal empor zu dem „unermeßlichen Weltall; betrachtet es in seiner gan„zen Herrlichkeit; meinet ihr umsonst zum An„schauen desselben berufen zu seyn; würdet ihr es „fassen, würdet ihr etwas dabei denken, würdet ihr „es für das Werk, für das unermeßliche Reich ei„nes unendlichen Geistes erkennen können, wenn ihr „nicht selbst Geist wäret; wenn ihr nicht zu den „Wesen gehörtet, um welcher willen alles Sichtbare „und Körperliche, diese ganze prachtvolle Zurüstung „vorhanden ist; wenn ihr nicht besser und edler wä„ret, als alles, was sich euerem Auge darstellt?“ Gewöhnlich geht das styliftisch Grosse, wie das Erhabene zugleich in den Charakter des Feierlichen über, in so fern es einen tiefen und ernsten, durch lebhafte Vorstellungen und Gefühle der besondern Wichtigkeit des Gegenstandes hervorgebrachten Eindruck im Gemüthe zurückläßt — eine ehrerbietige Stille des Geistes, der sich entweder in die geheimsten Tiefen seines eigenen Innern versenkt, oder in die übersinnliche Welt emporgehoben wird. Die eben angeführten Beispiele können auch hier zur Erläuterung dienen. Vergl. auch Häfeli Predigten und Reden in s. nachgelassenen Schriften 1. Bd. S. 32.

Als etwas mit dem erhabenen Styl sehr genau Verwandtes, oder als eine besondere Art desselben ist das Pathos zu betrachten, wenn man den Ausdruck in der ursprünglichen Bedeutung des griechischen *πάθος* (ein Leiden, ein Affizirtwerden) nimmt, und den Styl in so fern pathetisch nennt, in wie fern er menschliche Leiden so darstellt, dass die höhere Natur des Menschen als eine dem Leiden widerstehende, und im Kampfe mit dem Sinnlichen (wenn auch der Mensch physisch unterliegen sollte)

am Ende den Sieg davontragende erſcheint. S. Pölitz Geſammtgebiet der teutſchen Sprache 1. Bd. S. 385 ff. Die Anwendung dieſes Begriffes gehört zunächſt in die Theorie der epiſchen und tragiſchen Poeſie. Wir halten uns vielmehr an den eigentlichen rhetoriſchen Sprachgebrauch, der ſich an die engere pſychologiſche Bedeutung des *πάθη* (Affekten) anknüpft. Die alten Rhetoren unterſchieden in der Rede *ἦθος* und *πάθος*, indem ſie mit dem erſteren dasjenige in den Stimmungen und Bewegungen des menſchlichen Gemüths bezeichneten, was einen ſanften und ruhigen Charakter hat, und mit einer ſolchen in der Seele herrſchenden Geſinnung und Denkart in Verbindung ſteht, welche die Zuhörer für die Perſon des Redners gewinnt, unter dem *πάθη* hingegen die lebhafteren, heftigeren, aber vorübergehenden Gemüthsbewegungen verſtanden, deren Ausdruck die Zuhörer ergreift, erſchüttert, und vermittelſt der Sympathie für oder gegen eine Sache zu ſtimmen vermag. S. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 6. *c.* 2. Auf beides wendet derſelbe *rhetor* den lateiniſchen Ausdruck *adfectus* an, und unterſcheidet daher *adfectus mites* und *concitatos*, *l.* 10. *c.* 1. §. 48. *p.* 235. §. 101. *p.* 246. *T. II. ed. Wolf.* Vgl. *Dionyſ. Halicarn. cenſura ſcriptt. c.* 2. *Longinus περὶ ὕψους c.* 20. §. 2. Von dieſer Bedeutung ausgehend, nennen wir, in der Theorie der Beredſamkeit, das Pathos im Styl den Ausdruck der lebhafteſten Gefühle, Affekten und Beſtrebungen des Redners, welche ſich durch eine ſchnelle Aufeinanderfolge der inneren geiſtigen Thätigkeiten charakteriſiren; ſo wie das Gemüthvolle und Rührende vielmehr dem *ἦθος* angehört. Der pathetiſche Styl iſt feurig, wenn ſeine Eigenthümlichkeit beſonders in dem raſchen Wechſel vorzüglich ſtarker und lebhafter Anſchauungen und Gefühle beſteht. Das Feuer der Rede liebt diejenigen Figuren, welche nicht wortreich ſind, und im Ge-

müthe des Darſtellenden einen mächtigen Drang der Gefühle ankündigen, die Ellipſe, die Abgebrochenheit, das *Aſyndeton*, den Ausruf, die gehäufte Frage, die Verbeſſerung, die Apoſtrophe und Proſopopoeie. Eindringend, erſchütternd, ergreifend nennt man dieſen Styl, in ſo fern das Pathos des Redners ſtarke Bewegungen und Veränderungen im Innern der Zuhörer hervorbringt, welche die Vereinigung ihrer Beſtrebungen mit den Beſtrebungen des Redners beſchleunigen. Daher treten in dieſer Art der Darſtellung auch mehrere unter den oben genannten Figuren der Rede ſehr hervor, in denen ſich die lebendige Handlung, die zwiſchen dem Redner und den Zuhörern vor ſich geht, mit beſonderer Anſchaulichkeit ausſpricht. Beiſpiele bieten unter den Reden der Alten vorzüglich die Demoſthenieſchen dar. S. Jeniſch aeſthetiſch-kritiſche Parallele der beiden gröſsten Redner des Alterthums, Demoſthenes und Cicero, Berlin, 1801. S. 94 folgg. Vgl. Saurin Predigt vom Allmoſen in ſ. Pred. über verſchiedene Texte der heiligen Schrift überſetzt von Roſenberg, 1. Th. S. 332 fg.: „Sehet, was das Paradies, ſehet, was die „Liebe iſt! Eine Liebe, die nicht mehr Allmoſen „giebt, weil die, ſo im Himmel ſind, keinen Mangel „mehr haben; ſondern eine Liebe, die ſo weit geht, „daſs ſie alles giebt, daſs ſie ihre Glückſeligkeit ver„läſst, daſs ſie ſich ſelbſt giebt, daſs ſie ſich ſelbſt „für diejenigen aufopfert, die man liebt. Hiervon „zeugen die Geſchenke, die wir vom Himmel em„pfangen; hiervon zeugen die Beſchreibungen, die „uns von dieſem geheiligten Orte gegeben werden; „hiervon zeugt dieſer Gott, der uns ſeinen Sohn ge„geben hat; hiervon zeugt dieſer Sohn, der ſich „ſelbſt gegeben hat; hiervon zeugen dieſe Engel, die „ſich ohne Aufhören um uns her lagern, uns zu be„decken und zu beſchützen; hiervon zeugen die Freu„denbezeugungen der verklärten Heiligen, die ſich

„freuen, wenn ein Sünder Buſse thut, indem ſie „mehr von ſeinem, als ihrem eigenen Glücke gerührt „werden; hiervon zeugen jene Kronen, welche die „Heiligen vor dem Throne des Lammes niederlegen, „als wenn ſie ſich, ihm zu gefallen, ihrer Glückſe„ligkeit und Herrlichkeit berauben wollten (*Apocal.* „4, 10.); hiervon zeugen die liebreichen Ausdrücke, „die wir alsdann erſt recht verſtehen werden, wenn „wir ſie ſelbſt genieſsen werden: Setze mich, wie ein „Siegel auf dein Herz, und wie ein Siegel auf deinen „Arm. Denn Liebe iſt ſtark, wie der Tod, und „Eifer iſt feſt, wie die Hölle; ihre Glut iſt feurig „und eine Flamme des Herrn; daſs auch viele Waſ„ſer die Liebe nicht mögen auslöſchen, noch die „Ströme ſie erſäufen (Hohelied 8, 6. 7.). Nachdem „wir uns nun mit unſeren Gedanken bis in den Him„mel geſchwungen haben; ſo kommen wir wieder „zu euch, meine Brüder, wir erröthen ſelbſt über „dem, was wir heute thun. Wir ſchämen uns, daſs „wir ſo predigen, ſo zurufen, ſo ermahnen müſſen; „wozu? Euch zu bewegen, daſs ihr euere Güter „aufopfern, euer Leben verleugnen, und (Römer 7, „3.) ein Fluch für euere Brüder werden ſollt? Euch „zu bewegen, etwan eine beſondere Heldenliebe zu „beweiſen? Nein. Man muſs vermahnen, man muſs „zurufen, man muſs predigen, damit man nur einen „Biſſen Brodes, einige Lumpen, einen geringen Theil „derjenigen Güter von euch bekomme, die ihr der „Welt mit ſo vieler Freigebigkeit ſchenket. Lieber „Gott! was ſeyd ihr doch für Chriſten! Iſt das hier „die Kirche? Sind das da die Glaubensgenoſſen? Pre„digen wir den Bürgern des Himmels? Schlagen wir „an die Thüre ſolcher Herzen, die ein ewiges Le„ben glauben? Wie wollt ihr denn aber mit ſo har„ten Meinungen in jener Wohnung eingehen? Wollt „ihr dahin gehen, die Gemeinſchaft der Heiligen „zu zertrennen? Wollt ihr die einſtimmigen Lieder

„der Engel stören? Und sehet ihr denn nicht, dass, „wo ihr nicht herzliches Erbarmen anziehet (Colosser „3, 12.), ihr euch selbst aus einem Aufenthalte ver„bannet, wo nichts als lauter Liebe zu finden ist?“ Herder Homilie über Lucae 8, 4 — 15. in s. sämmtlichen Werken zur Religion und Theologie, 2. Theil, S. 93 fg.: „Unsanfte Aufdeckung des mensch„lichen Herzens, diese kurzen Worte Jesu (zur Zeit „der Anfechtung fallen sie ab)! Sie zeigen so ganz „das schwache Geschöpf, das nur manchmal im Fluge „seiner Gedanken so hoch und selig ist, und dann „wieder auf einmal — und meistens in That — so „tief am Boden liegt. Giebts wohl einen beschämen„deren, demüthigenderen, qualvolleren Blick für eine „empfindliche Seele, die doch wirklich, und wenn in „der grösten Dunkelheit — es doch fühlt, dass sie „zu einem Plane des Lebens geschaffen sey, dass sie „auf ihn auch bei den grösten Verwirrungen und „Fehltritten streben wolle und gewollt habe — und „siehe da! immer Trümmern dieses Plans! jeden „Abend, jede Woche, jedes verlebte Jahr die An„sicht einer Aue verwelkten Grases! hingestorbener „Entschlüsse! zu früh gereifter und verreifter Glück„seligkeiten, die allemal zuletzt einen Thoren ge„täuscht hatten — giebt's einen traurigeren Blick „für die menschliche Seele, ein zerrisseneres Ganzes „des menschlichen Lebens, einen wahnwitzigeren „Schatten für ein vernünftiges Geschöpf? Und, wenn „nun immer ein zweiter, etwas tieferer reiferer Blick „uns sogleich die Wunde zeigt, „das macht, sie ha„ben nicht Wurzel,“ das Gute war lange nicht ge„nug überdacht, und in genug Kühle und Tiefe der „Seele unternommen! es war Aufbrausen der Phan„tasie! Liebe seines eigenen Plans! Strohfeuer! und „nichts weiter — und wenn ein dritter weiterer Blick „uns nun tiefer führt: auch diese Schnelle und Un„ergründlichkeit deiner Seele war nicht in diesem ei-

„nen Falle dein Fehler! ſiehe da! dort! und hier! „— und mit dieſem und jenem hängt das zuſammen, „und an ſo viel, ſo viel andere Ausſtrömungen eben „derſelben Quelle erinnert das — und das endlich iſt „dein ganzes Herz flach und ſchön bemahlt! ein „wenig Felserde voll Wärme, voll Sonnenſtrahl, aber „ohne Saft und Kraft — das iſt dein Herz! und ſo „wird's bleiben! und ſo werden noch tauſend ſchöne „wurzelloſe Blüthen und Blumen in dir erſterben; „noch tauſend frohgefaſste Entſchlüſſe verdorren, und „einen traurigen mit dir ſelbſt miſsvergnügten An„blick geben — und das bis an dein Lebensende! „— der kahle dürre Fels!« Vergl. auch Flexiers von Reval geiſtliche Reden, überſetzt von Herwig, 1. Th. S. 41 folg., oder Harms Winterpoſtille, S. 104. 105. 109. Ebendeſſ. Sommerpoſtille, 1. Theil, S. 239.

Auf die ſchwächeren und ſanfteren Gefühle und Gemüthsbewegungen des Redenden, welche ſich im Styl darſtellen, bezieht ſich das Gemüthvolle und Rührende des Ausdrucks. Es iſt der gemüthvollen Darſtellung eigen, daſs ſie ſanfte und erhebende Gefühle, denen man ſich mit Wohlgefallen hingiebt, anhaltend nach einer gewiſſen Richtung hin beſchäftigt und tief aufregt. Sie liebt, ſo wie die rührende, weniger Schwung der Phantaſie im tropiſchen Ausdruck, weniger raſchen Wechſel, gröſsere Fülle des Styls, als das Pathetiſche und Feurige. S. Marheineke Pred. vor verſchiedenen Gemeinden zu Berlin gehalten, Berlin, 1814. S. 76. fg. (über die Erzählung von der Martha und Maria, Lucae 10, 38 — 42.): „Wie hoch geſtellt ſcheint uns nicht „gegen ſie (die Martha) Maria, die, ehe ſie an die „Geſchäfte des Lebens geht, ſich mit frommem, be„tendem Sinn vor dem Erlöſer niederwirft, be„trachtungsvoll und in den göttlichen Anblick verlo„ren zu den Füſsen Jeſu ſitzet; wie bereitwillig und

„ernſthaft nimmt der Erlöſer ſie nicht in Schutz ge„gen den zudringlichen Vorwurf ihrer Schweſter; „wie ſorgſam verhütet er, daſs ſie die unruhigen Sor„gen der Welt nicht dahin trage, wohin ſie nicht „gehören, und ſie nicht einmiſche in die zarte und „heilige Empfindung eines gottgeweiheten, von der „Liebe zu Gott durchdrungenen Gemüths. Denn „eine heilige Stille, nicht des Müſsigganges, ſondern „der gröſsten und reichſten Thätigkeit, eine tiefe Ruhe, „nicht der Mattigkeit und Schwäche, ſondern der „Kraft und Stärke, herrſcht in jener Höhe, in der „wir Maria zu den Füſsen des Herrn erblicken. Dem „Himmel nahe gehet ihr Geiſt in den überirdiſchen „Räumen, von wo ſie Alles an ſeinem rechten Orte, „Alles zu ſeiner rechten Zeit, Alles in ſeinem wah„ren Werthe erblickt. Mehr, als des Heilandes der „Welt, bedarf ſie nicht, um in allen Dingen klar zu „ſchauen und recht zu handeln; er eröffnet ihr in „ſeinem heiligen Wort das Verſtändniſs des Lebens „und göttlicher Geheimniſſe; er bewirket, daſs vor „ihrem Blick der Schein der Dinge ſich freiwillig ab„löſet von ihrem wahren Weſen, und das Leben „auf dieſer Erde ſelbſt im ſchönſten Bunde mit dem „göttlichen erſcheint, und ſelbſt ein göttliches und „ſeliges wird. Solchem Leben iſt die Sorge abge„ſtorben, die Klage fremd, der Schmerz erloſchen, „das dienende Verhältniſs iſt aufgehoben; frei und „allein Gott ergeben, von ihm abhängig und durch„drungen, beherrſcht der Chriſt alle Dinge mit ſei„nem göttlichen Geiſte.“ **Rührend** nennt man die ſtyliſtiſche Darſtellung im **weiteren** Sinne, wenn ſie dazu geeignet iſt, eine lebendige und thätige Theilnahme des Gefühlsvermögens hervorzubringen. In dieſer Bedeutung kommt das Prädikat: rührend, auch dem Erhabenen und Feierlichen, dem Pathetiſchen, dem Feurigen, dem Gemüthvollen zu. Und, in ſo fern es zum Berufe jedes Predigers gehört,

daſs die edelſten und tiefſten, religiöſen und moraliſchen Gefühle und Neigungen auf mannichfaltige Weiſe angeregt werden, und mit ihrer lebendigen Wirkſamkeit die Thätigkeit des Erkenntniſsvermögens begleiten, um dem Willen eine entſcheidende Richtung zu geben, liegt auch das Rührende überhaupt in der Sphäre der geiſtlichen Beredſamkeit. S. Muzel über das Bemühen, rührend zu predigen, im neuen Archive für die Paſtoralwiſſenſchaft herausg. von Breſcius, Muzel und Spieker, 1. Th. Züllichau und Freyſtadt, 1822. S. 145 ff. Hier aber nehmen wir den Ausdruck im engeren Sinne, und nennen die Darſtellung rührend, in ſo fern ſie den Zuhörer oder Leſer in einen Gefühlszuſtand der Wehmuth verſetzt, gemiſcht mit einem Gefühle der Luſt, die durch jenen Zuſtand veranlaſst wird. Jene Wehmuth entſpringt nämlich aus der lebhaft verſinnlichten Vorſtellung eines erlittenen oder uns bevorſtehenden Verluſtes; und dieſes Gefühl der Luſt knüpft ſich an das lebhaft angeregte Bewuſstſein von dem Werthe und der Gröſse des Gegenſtandes, den wir verloren haben, oder verlieren werden, oder auch an die Erhebung des Geiſtes zu dem Gedanken desjenigen, was wir bei allem Wechſel nicht verlieren können, und was wir wieder finden und wieder gewinnen werden*). In dieſer letzteren Hinſicht bemerkt man häufig eine ſehr bedeutende Annäherung des Rührenden an den erhabenen Styl, nur mit dem Unterſchiede, daſs in ſolchen Stellen, die man vorzugsweiſe erhaben nennt, jenes Gefühl der Wehmuth weniger feſtgehalten wird. Vergl. Häfeli Predigten und Reden in ſ. nachgelaſſenen Schriften, 1. B. S. 32. (der Schluſs einer am letzten Sonntage des Jahres gehaltenen Predigt): „Ja, Abend wird es wer-

*) S. Pölitz Geſammtgebiet der teutſchen Sprache, 1. Thl. S. 388 folg.

„den, und der Tag wird sich neigen für jeden; die „Sonne wird uns nicht mehr scheinen, der Frühling „uns nicht mehr zurückkommen, dieses Auge wird „ermatten und sich schliefsen, diese Hand erstarren, „dieses Haupt sich neigen, und wir sinken ins Grab, „werden beweint — und vergessen. So geht Eins „um das Andere aus unserer Mitte dahin, und kommt „in die grofse Versammlung der Todten, die da war„tet des auferweckenden und richtenden Jesus. So „werden wir nach und nach von einander getrennt, „Ehegatten den Ehegatten, Väter den Kindern, Kin„der den Müttern, Freunde den Freunden entrissen „— und ein Tag sammelt uns alle wieder vor dem „Richterstuhl Christi. O flüchtige Abendschatten „des Lebens! Traum weniger fliehender Jahre! Könnt „ich mit schauernder Hand dich meinen Zuhörern „zeigen in deinem Fliehen! — dafs einmal erlöschte „in uns die Liebe der Welt — und das Unsicht„bare, das Ewige unsern Blick auf sich zöge! — dafs „wir stille wandelten diesen kurzen Pilgerweg, durch „welche Dornen und Mühen! und fest prägten in „uns das Siegel der Unsterblichkeit, dafs, wenn ein„mal die Stimme schallet: heut zum letztenmal die „Sonne gesehen, und Himmel und Erde, und Berg „und Thal! — wir nicht zitterten, fest hielten an „dem Unsichtbaren, stille den Unsrigen die sterbende „Hand reichten, hinneigten das Haupt und hingin„gen zu ihrem Vater und unserem Vater, ihrem „Gott und unserm Gott — bis auch sie aus dem „niedern Thale ankommen auf der Höhe, und wir „uns alle in Christo unseres Vaters freuen mit un„aussprechlicher und ewiger Freude!“ S. auch Dinter Pred. zum Vorlesen in Landkirchen 1. B. S. 171 fg. Harms, Winterpostille S. 301 fg. Ancillon Pred. von der innigen Verbindung des Glaubens an Unsterblichkeit mit unseren Gefühlen, in Bail Archiv für die Pastoralwissenschaft, 1. Th. (1819.) S. 135 fg.

Wenn endlich diejenigen Seelenkräfte beſonders hervortreten, deren Thätigkeit im Auffaſſen und Finden der Unähnlichkeit (oder partiellen Ungleichheit) ſolcher Gegenſtände beſteht, die an ſich einander gleich ſind, oder gleich zu ſeyn ſcheinen, ſo wie im Finden der Aehnlichkeit (oder partiellen Gleichheit) deſſen, was einander, an ſich betrachtet, ungleich iſt oder zu ſeyn ſcheint, — der Scharfſinn und Witz — ſo nimmt die ſtyliſtiſche Darſtellung den Charakter des Scharfſinnigen oder Sinnreichen und des Wizzigen an. S. Pölitz Geſammtgebiet der teutſchen Sprache, 1. B. S. 317 ff. Was die römiſchen Rhetoren *acumen orationis*, *oratio acuta* nennen (*Cicero de orat.* 2, 29.), umfaſst zwar einen weitern Begriff, indem es überhaupt die Eigenſchaft der Rede bezeichnet, vermöge welcher ſie Schärfe des Urtheils in der Erfindung und Behandlung des Materiellen verräth, entſpricht aber doch unter den lateiniſchen Kunſtausdrücken noch am meiſten dem, was wir ſcharfſinnigen und witzigen Styl nennen. S. *Erneſti lexicon technologiae latinorum rhetoricae ſub. v. acutus, acumen.* In dieſer Sphäre erſcheinen beſonders die oben genannten Figuren des Ausdrucks, deren Weſen in der Zuſammenſtellung einer Vorſtellung mit einer ähnlichen oder unähnlichen beſteht. Das Scharfſinnige hat einen didaktiſchen Zweck, und zeigt ſich daher in ſolchen Abſchnitten der Rede, die mit Erklärungen und Entwickelungen der Begriffe und Sätze, und mit überzeugender Darſtellung der Argumente beſchäftigt ſind. Das Witzige kann zwar auch der Belehrung dienen, wo die entdeckte überraſchende Aehnlichkeit auf wirklich fruchtbare Reſultate führt; aber es giebt auch einen Witz der Affekten (wo ſich z. B. der Unwille oder Spott in einer treffenden Vergleichung ausdrückt), und einen Witz, der nur Beluſtigung beabſichtigt, und eben darum ganz auſser der Sphäre der ernſten, geiſtlichen Beredſamkeit liegt. Vergl. die

treffliche Stelle in Dräſeke's Pred. für denkende Verehrer Jeſu, 1. Sammlung, (Lüneburg, 1810.) S. 78 fg. (Vergleichung des Schlafs mit dem Tode): „Man kann „auch den Tod, wenn man anders ihn richtig ſich „denkt, nicht paſſender darſtellen. Wie nahe iſt er „dem Schlafe verwandt! Wir bedürfen des Einen nach „den Anſtrengungen des Tages; wir bedürfen des Andern nach den Mühen des Lebens. Hier werfen wir „eine Bürde von Stunden, dort eine von Jahren ab. „Hier verjüngt uns der kommende Morgen, dort erneuert ſich unſer Weſen im Lichte der Ewigkeit. Schlaf „und Tod demnach, beide ſind Denkmäler unſerer Ohnmacht, beide beſchlieſsen ein Tagewerk; beide führen „zur Ruhe; auf beide folgt ein Erwachen. Brüder ſind „ſie; nur iſt der eine finſterer, der andere freundlicher. „Wenn jener uns mit blaſſer Wange, die Augen gebrochen, mitten unter den Grauen der Zerſtörung allein, verwaiſet, im engen Bette von Spähnen, auf „ſchwarzer Bahre, oder neben der düſtern Gruft erſcheint; ſo erblicken wir dieſen glühend von den Roſen der Geſundheit, im Glanze der Tugend, mit allen „Zeichen des verborgen athmenden Lebens, auf freundlichem Lager, bekränzt von den Blumen froher Liebe. „Doch erinnert der eine an den andern, und gerade ſo „ſoll es ſeyn. Indem wir mit dem einen täglich umgehen, ſollen wir den Anblick des andern ertragen „lernen. Indem der eine uns wohlthut, ſoll der andere uns minder erſchrecken. Indem wir den einen „in die Arme ſinken, ſollen wir bedenken, daſs wir „einſt auch dem andern die Hand reichen werden. Und „gehen wir dann ſterbend zu dieſem, ſoll uns nur ſeyn, „als denen, die da ſchlafen wollen.“ Obgleich der Witz nicht überall und immer Beluſtigung beabſichtigt, ſo wird doch die Thätigkeit dieſes geiſtigen Vermögens bei derjenigen ſtyliſtiſchen Form, die man das Komiſche im Ausdruck nennt, immer vorausgeſetzt. „Der Styl iſt komiſch, wenn er die Einbildungskraft und

den Witz ſo beſchäftigt, daſs der darzuſtellende Gegenſtand von einer lächerlichen Seite erſcheint, d. h. in dem Verhältniſſe einer unerwarteten, aber unſchädlichen Abweichung von der als Regel anerkannten Denkungs- und Handlungsweiſe vernünftiger Weſen. Auf dieſen Begriff beziehen ſich die bekannten Ausdrücke der Alten: *τὸ γέλοιον*, *τὸ ἀστεῖον*, *ridiculum*, *iocatio*, *facetiae*, *ſales* (*Longinus περὶ ὕψους c.* 34. § 3. *Auctor ad Herenn. l.* 3. *c.* 13. *Cicero de orat. l.* 2. *c.* 54. *c.* 58 *ſqq.*, *orator c.* 26. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 6. *c.* 3.), wiewohl *ἀστεῖον* auch im weitern Sinne vorkommt, von alle demjenigen, was dem Zuhörer ſchnell und leicht zu einer richtigen Einſicht in die Sache verhilft, und dadurch gefällt, *Ariſtoteles τέχνη ῥητορ. l.* 3. *c.* 10. In dieſem Gebiete ſpielen die Figuren des Ausdrucks, welche das Aehnliche, Verſchiedene, Entgegengeſetzte zuſammenſtellen, ſo wie die ſpottende Ironie und Litotis eine vorzügliche Rolle. Den alten politiſchen Rednern der Griechen und Römer erlaubte der Charakter ihrer Beredſamkeit eine häufige Anwendung des Komiſchen, bald, um an dem Gegner ihrer Sache und an ſeinen Behauptungen irgend eine Blöſe fühlbarer zu machen, bald, um die Aufmerkſamkeit der Zuhörer von irgend einem Punkte, der ihrer Sache entgegen wirken konnte, abzuziehen, bald, um durch das Angenehme des beluſtigenden Witzes für ihre Perſon, und dadurch für ihre Sache zu gewinnen. Es liegt dagegen in der Natur der geiſtlichen Beredſamkeit, daſs ſie nie in das Rein-Komiſche übergehen kann. (In wie fern der Gebrauch der ernſten Satire dem Kanzelredner verſtattet werde? zu dieſer Erörterung findet ſich weiter unten die ſchicklichſte Veranlaſſung.) Ja, es dürfte überhaupt nicht ohne Grund bezweifelt werden, ob eine eigentlich komiſche Darſtellung mit dem Charakter der ächten Beredſamkeit vereinbar ſey, welche doch immer auf ernſte und wichtige Endzwecke

gerichtet ist, deren Erreichung eine ernste Stimmung des Redners und der Zuhörer voraussetzt; und kaum möchten sich einzelne Spiele des Witzes und der lachenden Satire bei dem politischen Redner rechtfertigen lassen. Vergl. die feinen psychologischen Bemerkungen von Theremin: die Beredsamkeit eine Tugend, Berlin, 1814. S. 130 ff.

Der Gebrauch der Redefiguren, deren mannichfaltige Wirksamkeit in diesen verschiedenen, dem allgemeinen Begriffe der Lebendigkeit untergeordneten Formen des Styls sich darstellt, steht unter gewissen allgemeinen Gesetzen, die in der Natur und Bestimmung der Figuren überhaupt und in dem Wesen des guten Styls ihren hinreichenden Grund haben. Als gültige Regel in Beziehung auf alle Gattungen und Arten des Styls wird überall anerkannt, dafs jede Figur wirklich und ganz das seyn müsse, was ihre Bestimmung fordert. Dagegen wird also gefehlt, wenn man zu Beiwörtern, welche emphatisch seyn sollen, keine wahrhaft anschaulichen *epitheta* wählt (z. B. die singende Nachtigall, statt des wirklich emphatischen: die flötende Nachtigall); wenn statt metaphorischer Beiwörter und Zeitwörter solche Ausdrücke erscheinen, die eigentlich zu verstehen sind; wenn man in Vergleichungen und Gleichnissen Vorstellungen zusammenstellt, denen es an wirklicher Aehnlichkeit fehlt, wo das *tertium comparationis* entweder ganz vermifst wird, oder wenigstens sehr versteckt ist, und durch mannichfaltige andere Nebenvorstellungen verdunkelt (z. B. Heuchler sind wie Maulwürfe, die sich eingraben, und einen Hügel aufwerfen, durch den sie sich selbst verrathen), oder Tropen gebraucht, welche nicht anschaulicher sind, als die eigentlichen Vorstellungen (z. B.: er hat, nach Austheilung seines ganzen Vermögens, für sich nur einen einzigen Wechselbrief, die Hoffnung übrig behal-

ten *); wenn man aus der angefangenen bildlichen Darſtellung herausfällt, und entweder ganz verſchiedenartige Bilder zuſammenfügt (ſ. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 8. *c.* 6. §. 50. *p.* 120. *T. II.*), oder eigentliche und tropiſche Ausdrücke in einem und demſelben Zuſammenhange auffallend zuſammenſtellt; wenn man im bildlichen Ausdrucke dem Subjekte Prädikate beilegt, die mit dem Begriffe deſſelben nicht vereinbar ſind (man nennt dies Katachreſe, obwohl in einem andern Sinne, als *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 8. *c.* 6. §. 34. *p.* 115. *T. II. eo magis neceſſaria κατάχρησις, quam recte dicimus abuſionem, quae non habentibus nomen ſuum accommodat, quod in proximo eſt*); wenn man Nebenvorſtellungen bezeichnet, die nicht zur Hauptvorſtellung paſſen, z. B.: ſein Leben gleicht nur noch einem dahinwelkenden Lichte, der wahre Chriſt ſtrebt mit ganzer Seele, die Fußſtapfen Jeſu nachzuahmen, er hat dieſe Sache in das ſchwärzeſte Licht geſtellt, wir ſollen uns mit den Vorſchriften der Weisheit und Tugend gegen eine verſtimmte und fehlerhafte Sinnlichkeit waffnen. Styliſtiſche Mängel dieſer Art entſtehen entweder aus Armuth der Phantaſie, die man verbergen will, oder daraus, daſs bei einer reichen und lebendigen Einbildungskraft das Urtheil des Geſchmacks nicht gehörig geläutert und ſicher iſt. Es iſt ferner unnachläſslicher Grundſatz, bei dem Gebrauche dieſer den Ausdruck belebenden Wendungen die übrigen allgemeinen und nothwendigen Eigenſchaften des Styls

*) Sehr richtig ſagt *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 8. *c.* 3. §. 73. *T. II. ed. Wolf. p.* 91. *Quo in genere id eſt praecipue cuſtodiendum, ne id, quod ſimilitudinis gratia aſcivimus, aut obſcurum ſit, aut ignotum. Debet enim, quod illuſtrandae alterius rei gratia aſſumitur, ipſum eſſe clarius eo, quod illuminat.* Dieſen Mangel der Anſchaulichkeit bemerkt man vorzüglich an Tropen, die aus dem Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften entlehnt ſind.

wohl zu beachten. Was die Reinheit und Richtigkeit verletzt, was mit den Forderungen der Deutlichkeit, Ordnung und Präciſion ſtreitet, was gemein und unedel auftritt, das kündigt ſich immer als etwas an, dem entweder kein wahres, ſondern ein affektirtes, oder ein unklares, verworrenes, nicht gehörig verfeinertes Gefühl zum Grunde liegt, als etwas, dem entweder keine wirklich freie, ſondern mehr erzwungene, oder keine harmoniſche, ſondern ungeordnete und regellos umherſchweifende Thätigkeit der Einbildungskraft vorausging, und darum verfehlt es auch gewöhnlich den Zweck einer wirkſamen Belebung der Phantaſie und des Gefühls im fremden Gemüthe; es hat vielmehr etwas Störendes für den aufmerkſamen Zuhörer, und hemmt die innere Handlung, die unaufhaltſam nach ihrem Endpunkte fortſchreiten ſoll. Der äſthetiſche Werth der Darſtellung kann dadurch nicht gewinnen, daſs man der Schönheit in irgend einer Hinſicht die Korrektheit zum Opfer bringt, und ſo die Einheit (Harmonie) der Form verletzt. Unbedingt wird es daher getadelt, wenn man Inverſionen wählt, welche ganz unverſtändlich und mit den Geſetzen der Richtigkeit der Sprache nicht vereinbar ſind; wenn man Vorſtellungen im bildlichen Ausdruck bezeichnet, denen die Anſchauung und das Gefühl widerſprechen muſs; wenn man durch weit hergeholte Tropen, durch räthſelhaft bleibende Allegorieen, durch zu allgemeine Periphraſen, durch allzu gehäufte Tropen den Ausdruck verdunkelt; wenn man durch überflüſsige und nichtsſagende *epitheta* weitſchweifig und ſchleppend wird; wenn man durch figürliche Wendungen gegen die Angemeſſenheit und abſolute Würde des Styls verſtöſst. Vgl. z. B. folgende von Gottſched in ſ. ausführlichen Redekunſt (3. Auflage, Leipzig, 1743.) S. 335 ff. aus einer Leichenrede angeführte Proben einer fehlerhaften Diktion: „Jene Luftbilder bei Sicilien „ſpielen in noch früher Morgendämmerung mit dem

„Glanz ihrer künſtlich vermengten Farben; unſer Luft-
„bild trat wie in der erſten Morgenröthe ſeiner Zeit,
„ich ſage in den erſten Jahren des noch zarten Alters,
„mit ganz unvergleichlichen Seltenheiten hervor; ſo
„daſs die Gemüther von den entzückten Augen ver-
„ſichert wurden, es würde auf dieſen ſo überherrlichen
„Morgen ein noch weit herrlicherer Tag zu ſehen ſeyn.
„Und freilich fand die Hoffnung allhier einen feſteren
„Grund, als jene Luftgemälde an den im Schatten auf-
„gethürmten Seewolken.“ Oder: „Unſer Leben iſt
„nichts anderes, als eine ſtarke Doſis der bitterſten
„Pillen, welche dann und wann von einer ſcheinbaren
„Ehre und Luſt vergüldet werden, daſs man doch gleich
„mit dem erſten Biſſen den unannehmlichen Geſchmack
„verfluchen muſs.“ Oder: „Cromwell's und Morus
„Blut ſpritzte von dem unglücklichen Schaffot in man-
„ches Geſicht, welches von ſchmeichelnder Weltehre
„verkleiſtert worden.“ Es iſt ferner in der allgemei-
nen Beſtimmung der Redefiguren, den Styl zu bele-
ben, nothwendig gegründet, daſs die Einförmig-
keit vermieden werde, welche die allzu häu-
fige Anwendung des figürlichen Ausdrucks
überhaupt, oder die allzu öftere Wieder-
kehr derſelben Figuren hervorbringt. Le-
bendigkeit ſetzt überhaupt, wie ſchon oben bemerkt
wurde, eine gewiſſe Gewandtheit des Darſtellenden im
Wechſel der Formen (Mannichfaltigkeit) voraus. Wie
ermüdend die Einförmigkeit ſey, und, was in Gewohn-
heit übergeht, nur allzu leicht den Eindruck verliere,
den es an ſich betrachtet machen könnte und ſollte,
zeigt ſich am meiſten im Gebiete der Redefiguren. S.
Quinctil. inſtitt. oratt. l. 8. *c.* 3. §. 52. *T. II. Wolf.*
Da die Rede eine Handlung zwiſchen dem Redner und
den Zuhörern iſt, die unaufhaltſam nach einem be-
ſtimmten Ziele fortſchreiten ſoll; ſo liegt es auch ganz
in ihrem Charakter, daſs ſie im Innern der Zuhörer
eine öfters wechſelnde, die Wirkſamkeit des Ver-

ſtandes und der Vernunft begleitende Thätigkeit der Phantaſie, der Gefühle und Neigungen erwecke, wodurch am Ende die völlige Vereinigung der Beſtrebungen der Zuhörer mit dem Streben des Redners herbeigeführt wird. Während der einförmige Styl manches unbenutzt und unbeachtet läſst, was in formeller Hinſicht den Zweck der Rede fördern würde und könnte, wirkt er auch poſitiv dem beabſichtigten Eindrucke entgegen, indem alles, was die Aufmerkſamkeit ermüdet, oder, durch Ueberladung, ein affektirtes und erzwungenes Weſen im Redner verräth, den Gang der Handlung hemmt. Mit dieſer Vermeidung des Einförmigen hängt der Grundſatz genau zuſammen, daſs die Figuren überhaupt nicht da erſcheinen ſollen, wo in den darzuſtellenden Vorſtellungen und in dem Gemüthszuſtande des Redenden kein zureichender Grund des figürlichen Ausdrucks liegt. Der Styl wird froſtig, gezwungen, gekünſtelt, geziert, geſchraubt, wenn man bemerkt, daſs Figuren des Ausdrucks einzig und allein durch die Abſicht, in Figuren zu ſprechen, veranlaſst worden ſind, beſonders, wenn das Streben hinzukommt, durch die figürliche Darſtellung entweder den Schein einer Originalität zu verbreiten, welche man nicht beſitzt, oder die wirkliche Originalität faſt in jeder Zeile zur Schau zu tragen. Das Vertrauen zum Redner wird gemindert, ſobald es den Anſchein gewinnt, ſeine Beſtrebung ſey weniger auf den wichtigen Gegenſtand gerichtet, für welchen das Gemüth der Zuhörer gewonnen werden ſoll, als auf das eigene Glänzen und Gefallen. Man tadelt den Ausdruck insbeſondere als einen ſchwülſtigen, wo ein Gefühl, das Erhabenen durch wenig ſagende oder völlig bedeutungsloſe Worte hervorgebracht werden ſoll. S. *Quinctil. inſtitt. oratt. l. 8. c. 3. §. 56 ſq. p. 87 ſq. T. II. Wolf. Plinius epiſt. l. 3. c. 13. §. 4.* Entgegengeſetzt iſt die anſprechende Natürlichkeit und edle Einfalt des

Styls, wo die leichte, ganz ungezwungene Verbindung, welche das Eine an das Andere knüpft, und das Einzelne zu einem Ganzen vereinigt, wo ein anſpruchsloſes Weſen, das gar nicht darauf ausgeht, irgend eine Bewunderung zu erregen, wo die Abweſenheit alles desjenigen, was eine beſondere Anſtrengung der Kräfte und Aufwand von Kunſt verräth, der ganzen Darſtellung ein eigenthümliches Intereſſe giebt*). Daſs dieſe Eigenſchaft in den Produkten mancher Schriftſteller oder Redner in höherem Grade hervortritt, als bei andern (ſo wenig auch dieſe letzteren darum einer ſteifen, gezwungenen, affektirten Schreibart beſchuldigt werden dürften), daſs z. B. in Spalding's und Roſenmüller's Predigten gröſsere Einfachheit der ſtyliſtiſchen Darſtellung herrſcht, als in Reinhard's Vorträgen, und bei Reinhard dieſe Eigenſchaft wieder mehr hervortritt, als in Ammon's geiſtlichen Reden — dies hat ſeinen unverkennbaren Grund in der Verſchiedenheit der natürlichen Anlagen, und in den verſchiedenen Richtungen, die ihre Entwickelung frühzeitig nimmt. Und in Hinſicht auf dieſe Subjektivität iſt dem einen die gröſsere Abgemeſſenheit, Fülle und Kunſt ſeiner Darſtellung eben ſo natürlich, wie dem andern die mehr hervortretende Einfachheit, ſo wie das Gegentheil für ſeine Individualität weniger paſſen würde. Die Rhetorik kann hier nichts weiter als den Wunſch ausſprechen, daſs jeder, was ihm gegeben iſt, für den Zweck der Beredſamkeit gehörig ausbilde, und daſs weder jene Natürlichkeit und Einfalt zur Nachläſsigkeit werde, und in ein völlig trockenes,

*) Der natürliche Ausdruck wird insbeſondere herzlich genannt, wenn jene Natürlichkeit hauptſächlich darin beſteht, daſs man das aufrichtige und ernſte Streben des Redners deutlich wahrnimmt, ſeine Ueberzeugungen, Gefühle und Entſchlieſsungen in das Gemüth der Zuhörer hinüber zu leiten. Vergl. Ammon Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedſamkeit, 1812. S. 302 ff.

höchſtens das Erkenntniſsvermögen intereſſirendes Weſen übergehe, noch die gröſsere Abgemeſſenheit und Fülle in Affektation und ſchwülſtige Ueberladung des Ausdrucks ſich verliere. Und eben ſo verhält es ſich mit dem Gegenſatze des einförmigen Styls, der Mannichfaltigkeit. Denn eine gewiſſe Abwechslung in den Formen kann und ſoll ſich jeder zu eigen machen. Aber die beſondere bei manchen hervortretende Gewandtheit im Gebrauchen und Bilden ſolcher Wendungen des Styls, welche neue, oder wenigſtens von dem Kreiſe des Gewöhnlichen ſehr entfernte Verbindungen der Vorſtellungen enthalten — wie man ſie z. B. bei dem griechiſchen Redner Ephraëm Syrus (ſ. *Tzſchirner commentatio octava de claris eccleſiae veteris oratoribus p. 12 ſq.*) oder in Herder's, Harms, Schleiermacher's Predigten öfters findet — ſetzt eine gewiſſe natürliche Energie des Geiſtes, und vielſeitige Bildung voraus; an Regeln kann ſie nicht nachgewieſen, am wenigſten durch Regeln geſchaffen werden, und eine blinde Nachahmung des wahrhaft Originellen im Ausdruck eines Schriftſtellers und Redners, ohne eigenes Talent und natürliche Dispoſition zu dieſer Art, bringt jene homiletiſchen Zerrbilder zum Vorſchein, in denen ſich manche Kandidaten und angehende Geiſtliche unſerer Zeit vornehmlich gefallen. — Es läſst ſich übrigens bei der Anwendung der Redefiguren, beſonders der Tropen, nicht verkennen, wie nahe in vieler Hinſicht die Sphäre des Redners dem Gebiete des Dichters liege. Aber die Natur und Beſtimmung der eigentlichen Beredſamkeit zeichnet auch hier, was die Quantität, die Qualität, die Behandlungsart der figürlichen Ausdrücke betrifft, gewiſſe Grenzen vor, welche die Darſtellung nicht überſchreiten darf, damit ſie nicht in das Gebiet der Dichtkunſt trete. Daſs der Dichter, als Dichter, nicht um einen beſtimmten äuſſeren Zweck des Vortrags bekümmert, ſondern allein mit freier Darſtellung des Schönen beſchäftigt, von dem

tropiſchen Sprachgebrauch eine weit häufigere Anwendung mache, als der Redner, wird allgemein anerkannt. So wenig auch über das rechte Maaſs in dieſer Hinſicht allgemeine beſtimmende Regeln für jedes Produkt der Beredſamkeit denkbar ſind; ſo bemerkt es doch der unbefangene, und weder ganz ungebildete, noch verbildete Zuhörer leicht, wo ein gewiſſer Schmuck der Rede für ſich, als Schmuck, hervortritt, ohne mit dem beſtimmten Zweck der Rede in genauer Verbindung zu ſtehen, und, wo die Aufmerkſamkeit von der Hauptvorſtellung auf Nebenvorſtellungen, von dem Stoffe auf die Form gezogen wird. Je mehr der Redner mit wahrem lebendigen Intereſſe für ſeinen Gegenſtand und klarer Beſonnenheit ſpricht, und den eigentlichen Zweck der Darſtellung höher achtet, als ſeine Perſönlichkeit; deſto ſicherer lehrt ihn ſein eigenes Gefühl das rechte Maaſs behaupten. Es giebt aber auch Figuren, welche entweder ganz als Eigenthum der dichteriſchen Schreibart angeſehen werden müſſen, und in die Sphäre des Redners gar nicht gehören, oder doch ſeltener, als die übrigen, in der Rede gebraucht werden können. Von der erſteren Art ſind die ſogenannte Harmonie, welche entweder äuſsere Beſchaffenheiten und ſinnliche Eindrücke eines Gegenſtandes, oder einen inneren Zuſtand durch das Tonmaaſs der Worte nachahmt (z. B. der Monolog in Schiller's Maria Stuart: bin ich dem finſtern Gefängniſs entſtiegen, hält ſie mich nicht mehr die traurige Gruft? u. ſ. w.), und die Viſion, die ſtärkſte Vergegenwärtigung eines Abweſenden oder eines überirdiſchen Weſens, wo die lebhafte Vorſtellung ganz wie eine äuſsere Anſchauung behandelt wird. Denn die lebhafte Vergegenwärtigung an ſich betrachtet iſt zwar auch der Natur der Rede vollkommen angemeſſen; aber — zu einem ſolchen Grade geſteigert, wie er bei der Viſion ſtatt findet, geht die Verſinnlichung über die Grenzen der Beredſamkeit hinaus. So trägt

z. B. der Redner, als Redner, kein Bedenken, wenn er von Mitgliedern einer Familie ſpricht, aus deren Mitte der Geiſt der häuslichen Eintracht und Ordnung gewichen iſt, ſich folgender Wendung zu bedienen: „Wenn euer ehrwürdiger verklärter Vater jetzt in euere „Mitte träte, wenn er ſähe, wie wenig ihr die Ver„ſprechungen gehalten, die ihr dem Scheidenden ge„geben hattet, wenn er Zeuge euerer Unordnungen, „euerer Pflichtverſäumniſſe, euerer gegenſeitigen Feind„ſeligkeiten wäre — tiefe Wehmuth würde ihn da er„greifen, und im ernſten, mahnenden Tone würde er „zu euch ſprechen u. ſ. w.“ Hingegen ſo geſtellt: „Sehet, da ſchwebt der Geiſt eueres verklärten Vaters „zu euch herab, euer Anblick erſchüttert ihn, trauernd „und ſeufzend tritt er zu euch hin, mit ernſter mahnen„der Stimme u. ſ. w.,“ würde das Ganze, als eigentliche Viſion, den Dichter ankündigen. Zu denjenigen Figuren, die in der Rede ſparſamer, und mit gröſseren Einſchränkungen gebraucht werden, als im Gedicht, weil die häufigere Anwendung derſelben eine überwiegende Thätigkeit der Phantaſie und des Gefühls ausſpricht (jenen Gemüthszuſtand, aus welchem nicht die Rede, ſondern die Poeſie hervorgeht), gehören beſonders die Apoſiopoeſis und die Hyperbel. Und ſelbſt in dem Gebiete der Figuren, welche dem Charakter der Rede näher liegen, als die eben genannten in dem Gebiete der Gleichniſſe, der Vergleichungen, der tropiſchen Ausdrücke, iſt manches für die Proſa überhaupt, alſo auch für die redneriſche, zu kühn und zu ſehr hervorſtechend, was dem Sprachgebrauche des Dichters unbedenklich als rechtmäſsiges Eigenthum zugeſtanden wird. Die Rhetorik kann auf dieſen Punkt nur aufmerkſam machen, und überläſst die Bildung eines richtigen Urtheils über Einzelnes dieſer Art der eigenen Lektüre klaſſiſcher Schriftſteller im Gebiete der Poeſie und der Beredſamkeit, der eigenen Beobachtung des dichteriſchen und redneriſchen Sprach-

gebrauchs. Vergl. *Quinctil. inſtitt. oratt. l. 8. c. 6.* §. 17. 19. 20. *p.* 112 *ſq.* §. 24. 30. 35. *p.* 113 *ſqq.* §. 46 *ff. p.* 119 *ſq.* §. 61. *p.* 122. *T. II. Wolf* *). Auf der andern Seite eignen ſich aber auch gewiſſe Arten des figürlichen Ausdrucks ganz vorzüglich für den Charakter der Rede; diejenigen, welche der Darſtellung redneriſche Fülle mittheilen durch erweiternde Verſinnlichung der Vorſtellungen, und die Wichtigkeit und Gröſse einer Vorſtellung mit beſonderer Klarheit bezeichnen, ſo wie die meiſten unter den ſubjektiven Figuren, in denen die Handlung, welche theils im Redner ſelbſt, theils zwiſchen ihm und den Zuhörern vor ſich geht, unmittelbar als eine lebendig fortſchreitende Handlung hervortritt. Denn die gleichmäſsige Beſchäftigung der geiſtigen Vermögen, welche geſchehen muſs, wenn ſich die Beſtrebungen der Zuhörer mit den Beſtrebungen des Redners zu einer und derſelben Richtung kräftig und entſchieden vereinigen ſollen, verlangt, daſs die Darſtellung theils das Gedachte ſtärker und öfterer verſinnliche und vergegenwärtige, als es die Proſa im engeren Sinne (die blos didaktiſche) thut, theils bei einzelnen Vorſtellungen mit gröſserer Muſse verweile, und ſchon dadurch das Gefühl für den Gegenſtand erwärme. Daher iſt auch die Anſchaulichkeit und die Fülle unter jenen im Vorhergehenden geſchilderten beſondern Eigenſchaften des guten Styls, die unter dem allgemeinen Begriffe der Lebendigkeit ſtehen, dasjenige, was in der eigent-

*) Ueber die Grundſätze, welche den figürlichen Ausdruck betreffen, und die Lebhaftigkeit des Styls überhaupt ſ. Lawſon's Vorleſungen über die Beredſamkeit, 2. B. (aus dem Engliſchen überſ. 1775.) S. 28. ff. Adelung über den deutſchen Styl, 1. B. S. 281 — 496. Reinbek Handbuch der Sprachwiſſenſchaft, 1. B. 2. Abtheilung, S. 60 ff. Crome Verſuch einer Vervollkommnung der geiſtlichen Beredſamkeit durch das Studium der alten Klaſſiker, Hannover, 1825. S. 44 folgg.

lichen Rede hervorſticht. Die Anſchaulichkeit und Fülle begleiten das Produkt der Beredſamkeit durch alle ſeine einzelnen Theile hindurch (obgleich in verſchiedenen Abſtufungen), und unterſcheiden es ſichtbar von den Werken der Proſa im engeren Sinn; denſelben Grad der Abſtraktion und Präciſion, den manche Produkte der didaktiſchen Proſa (im ſtreng wiſſenſchaftlichen Vortrage) behaupten, verträgt der Charakter der Rede nicht. Und, da die Rede eine immer fortſchreitende Handlung iſt, ſo wechſelt auch öfters das Verhältniſs zwiſchen dem Redner und den Zuhörern, indem der Redner bald im gewöhnlichen Tone vorträgt, bald durch eine Frage die Selbſtthätigkeit mehr erregt, bald einen Einwurf vorausſieht und beantwortet, bald eine entgegengeſetzte Neigung zu überwinden ſucht, bald ermahnend und ermunternd auf den menſchlichen Willen wirkt, bald warnend und abſchreckend u. ſ. w. — obgleich alles Einzelne nach einem und demſelben Ziele ſtrebt. Dies führt von ſelbſt eine gewiſſe Verſchiedenheit der Wendungen des Ausdrucks auf der einen Seite herbei, und einen innigen Zuſammenhang derſelben auf der andern, ſo daſs ſich immer die vorhergehende leicht und natürlich an die folgende anſchlieſst, die oben bemerkte, mit der Einheit der Form vollkommen beſtehende Mannichfaltigkeit des Styls. Jene Anſchaulichkeit und Fülle kann ſich auf mannichfaltige Art geſtalten, und wird beſonders modifizirt durch die übrigen Arten der Lebendigkeit, welche in einzelnen Abſchnitten der Rede (und in gewiſſen Vorträgen ſichtbarer, als in andern) hervortreten, wo die Natur der darzuſtellenden Vorſtellungen, der Gemüthszuſtand des Redenden, der Gang, den die Handlung zwiſchen dem Redner und den Zuhörern nimmt, eine blühende, oder prächtige, oder groſse und erhabene, oder feierliche, oder pathetiſche, oder gemüthvolle und rührende, oder ſcharfſinnige und witzige Darſtellung ganz natürlich herbei-

führt oder fordert. So kann der Eingang einer Rede mit der Anſchaulichkeit und Fülle wohl einen blühenden, ſelbſt einen erhabenen Ausdruck vereinigen; aber Pracht, Pathos, rührende und erſchütternde Kraft liegt in der Regel nicht in ſeiner Sphäre. S. die Theorie der redneriſchen Anordnung, S. 26 ff. Für das Gebet in Predigten iſt hauptſächlich die erhabene, feierliche, gemüthvolle Darſtellung geeignet; Feuer der Rede und ergreifendes Pathos kann eben ſo wenig, als das Scharfſinnige und Sinnreiche im Zuſammenſtellen oder Entgegenſtellen der Begriffe und Sätze, der wahrhaft natürliche Ausdruck der frommen Stimmung einer betenden Seele ſeyn. S. die Theorie der redneriſchen Anordnung, S. 61 ff. Die Propoſitionen und Ankündigungen der Theile bedürfen einer gewiſſen Anſchaulichkeit*), aber dabei der möglichſten Präciſion und Einfachheit; redneriſche Fülle und bildliche Sprache erſcheint hier nicht an ihrem Orte (diejenigen Vorträge ausgenommen, welche die Abſicht haben, irgend ein bibliſches Bild ganz durchzuführen und anwendbar zu machen, ſ. die Theorie der Anordnung S. 85 ff.). Das Scharfſinnige und Sinnreiche kann allerdings ſchon in der Partition öfters hervortreten, wiewohl es ſich mehr in denjenigen Abſchnitten der eigentlichen Ausführung zeigt, welche zunächſt das Erkenntnißvermögen beſchäftigen, durch Erklärungen und Beweiſe, ſo wie das Erhabene, Prächtige, Pathetiſche, Gemüthvolle, Rührende da ſeine Stelle findet, wo dasjenige, wovon der Zuhörer klar und bündig überzeugt worden iſt, durch die vermittelnde Einbildungskraft dem Gefühle näher gelegt wird, je nachdem die Natur der

*) Wohl zu beachtende Bemerkungen, welche dieſen ſtyliſtiſchen Punkt betreffen, enthält Hr. Kirchenrath Petri Abhandlung von behaltlicher Kürze der redneriſchen Ankündigungen u. ſ. w. in Zimmermann und Heydenreich Monatsſchrift für Predigerwiſſenſchaften, 4. B. 2. Heft, 1823.

Sache und die geiſtige Subjektivität des Redenden mehr zu der einen oder andern Form der Darſtellung hinleitet. Da endlich die Art und Weiſe, wie der Redner den Vortrag endigt, ſehr verſchieden ſeyn kann, ſo wechſeln auch die ſtyliſtiſchen Formen im Epilog, und als allgemeiner Grundſatz kann nur das Eine feſtgehalten werden, daſs die Lebendigkeit (in irgend einer Form) den Schluſs der Rede am meiſten charakteriſiren. S. die Theorie der Anordnung, S. 235 ff.

Auf die Anſprüche der Einbildungskraft und des Gefühls bezieht ſich alſo zunächſt die bisher betrachtete Eigenſchaft des guten Styls, die Lebendigkeit in ihren mannichfaltigen Arten. In gleichem Verhältniſſe aber zu dieſen Anſprüchen ſowohl, als zu den Forderungen des Erkenntniſsvermögens ſteht die Angemeſſenheit und Würde (τὸ πρέπον τῆς λέξεως, *decorum in oratione*, *id quod decet*, *aptum*, ſ. *Ariſtoteles τέχνη ῥητορ. l. 3. c. 7. Dionyſius Halicarn. de compoſitione c. 29. Cicero de orat. l. 3. c. 14 ff. c. 55. orator c. 21. Quinctil. inſtitt. oratt. l. 11. c. 1.* *). Die Erreichung des beſtimmten Endzwecks der Rede hängt immer davon ab, daſs die Handlung nicht durch irgend etwas Fremdartiges, und dem Zuhörer Anſtöſsiges aufgehalten und unterbrochen werde, daſs des Redners Gemüth ſich wahr und aufrichtig in einer gewiſſen Einheit ſeiner Beſtrebungen darſtelle, daſs zwiſchen der geiſtigen Bildung und Stimmung des Redners auf der einen und der Zuhörer auf der andern Seite eine Vermittelung entſtehe. Dies alles ſetzt jene Eigenſchaft der Angemeſſenheit voraus, welche die Darſtellung dann beſitzt, wenn ſie theils zu der

*) Daſs jene, die Lebendigkeit, vor dieſen Eigenſchaften betrachtet wurde, ſchien zweckmäſsiger, weil die auffallendeſten und häufigſten Fehler gegen die Angemeſſenheit und Würde bei dem Gebrauch des figürlichen Ausdrucks hervortreten, und ſo manches hier zur Sprache kommt, was die frühere Unterſuchung vorausſetzt.

Beſchaffenheit der darzuſtellenden Gegenſtände, theils zu dem Gemüthe und der Perſönlichkeit des Redenden, theils zu der Individualität und gegenwärtigen Stimmung der Zuhörer in einem richtigen Verhältniſſe ſteht. Die Beſchaffenheit der Gegenſtände verlangt die (im zweiten Abſchnitt, wo von der Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Styls die Rede war, ſchon erwähnte) Genauigkeit, die man dann an den Worten und Wendungen eines Redners oder Schriftſtellers bemerkt, wenn ſie in jedem einzelnen Falle, ganz und nur die auszudrückenden Vorſtellungen bezeichnen — aber auch die Wahl ſolcher Ausdrücke, welche den Gegenſtand in ſeinem wirklichen Verhältniſſe zu ändern, in ſeiner wahren Würde erſcheinen laſſen (relative Würde des Styls, die von dem Begriff der abſoluten zu unterſcheiden iſt) *). In dieſer letzteren Hinſicht wird alles dasjenige im Ausdruck getadelt, was entweder vermöge der Hauptvorſtellung, die es erweckt, oder vermöge gewiſſer Nebenvorſtellungen, die es veranlaſst, ſey es auch nur durch den Klang der Worte, nicht edel genug für den bezeichneten Gegenſtand iſt, oder der ganzen Darſtellung, wo man Ernſt erwartet (ohne darum, an ſich betrachtet, ſittlich-anſtöſsig zu ſeyn), einen komiſchen Anſtrich giebt. S. *Quinctil. inſtitt. oratt l.* 8. *c.* 3. §. 44 *ſq. p.* 85. *T. II. Wolf.* Gegen die relative Würde fehlen z. B. die Ausdrücke: Begierde nach höherer Tugend, eine alte Lehre aufwärmen, das Genie verdrehen, oder der Satz: „Vortheile, welche uns „Gott zum Beſten der Religion dadurch zuwendet, „daſs er Wiſſenſchaften aufkommen läſst.“ Bis-

*) Was in Pölitz Geſammtgebiet der teutſchen Sprache, 1. Th. S 267., Treue des Styls genannt wird, umfaſst ſowohl dieſe Angemeſſenheit der ganzen Darſtellung zu der Natur der Gegenſtände (Vorſtellungen) ſelbſt, als die im zweiten Abſchnitt betrachtete, und von der grammatiſchen unterſchiedene Richtigkeit des Ausdrucks.

weilen liegt der Grund, warum es einem gewiſſen Ausdrucke in dieſer oder jener Verbindung an relativer Würde fehlt, hauptſächlich in der herrſchenden Gewohnheit, ihn mit andern Gegenſtänden in Verbindung zu ſetzen, denen ein geringerer Grad der Würde zukommt (daher man z. B. einen Hausvater nicht Kopf, ſondern Haupt der Familie nennt), nicht ſelten auch in dem häufigen Gebrauch, den ungebildete Menſchen von einem Ausdruck zu machen pflegen, z. B. rennen ſtatt laufen*). Der Perſon des Redenden iſt die Darſtellung angemeſſen, wenn ſie Natürlichkeit beſitzt (d. h. den Willen des Redners ausdrückt, dasjenige, was in Beziehung auf den Gegenſtand, von welchem er ſpricht, und auf ſein Verhältniſs mit den Zuhörern in ſeinem Innern vor ſich geht, rein und unverfälſcht darzuſtellen), und wenn der Styl, auch bei dem Wechſel der Formen in einzelnen Vorträgen oder einzelnen Abſchnitten, immer einen ſolchen Charakter behauptet, wie er von dieſem Redner, bei ſeinen äuſseren Verhältniſſen, bei ſeinem Alter, bei ſeiner bekannten Individualität, zu erwarten iſt. Affektirt hingegen und gezwungen und eben dadurch ſtörend für die bereitwillige und lebendige Theilnahme des Zuhörers, iſt der Ausdruck, mehr oder weniger, allenthalben, wo man bemerkt, wie ſich der Redner eine gewiſſe Gewalt anthue, um das, was er eben jetzt wirklich denkt oder fühlt, zu verbergen, oder irgend eine Ueberzeugung, Geſinnung, Empfindung, die nicht wirklich in ſeinem Innern lebendig iſt, ſcheinbar als die ſeinige darzuſtellen, oder

*) So iſt z. B. in den übrigens trefflichen Predigten und Homilieen von Haffner, Straſsburg, 1823. S. 309. ein Ausdruck ſtörend, wo es heiſst: „O es giebt Verbrechen und „Sünden, Bedrückungen und Menſchenmorde, die alle Waſ„ſer des Oceans, wenn ſie auch in ein Waſchbecken könn„ten geſammelt werden, nicht abzuwaſchen vermögen.“

über diejenige Form des Styls, zu welcher ihn ſeine intellektuelle Subjektivität, ſeine Methode des Denkens, ſeine mehr oder minder lebhafte Einbildungskraft, ſein mehr oder minder erregbares Gefühl, ſein ganzes Temperament, ſeine gegenwärtige, durch die äuſseren Umſtände, in welchen er jetzt als Redner auftritt, oder durch ſein Lebensalter bedingte Stimmung befähigen, hinauszugehen. S. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 11. *c.* 1. *p.* 292. *T. II. ed. Wolf. Neque tam plenum, et erectum, et audax et praecultum (eloquentiae genus) ſenibus convenerit, quam preſſum, et mite, et limatum, et quale intelligi vult Cicero, cum dicit, orationem ſuam coepiſſe canescere, ſicut veſtibus quoque non purpura coccoque fulgentibus illa aetas ſatis apta ſit. In juvenibus etiam uberiora paulo, et paene periclitantia feruntur. At in iisdem ſiccum, et ſollicitum, et contractum dicendi propoſitum, plerumque affectatione ipſa ſeveritatis inviſum eſt; quando etiam morum ſenilis auctoritas immatura adoleſcentibus creditur.* Wie die Natürlichkeit und edle Einfachheit des Styls auch bei den ſogenannten Figuren der Rede hervortrete, iſt ſchon oben bemerkt worden. Den Zuhörern endlich iſt die ſtyliſtiſche Darſtellung dadurch angemeſſen, daſs ſich der Redner in Anſehung ſeiner Schreibart überhaupt an diejenige Sphäre der redneriſchen Darſtellung hält, welche für die geiſtige Bildung ſeines Publikums paſst (wie ſich der Redner in der niedern, mittleren, und höheren Sphäre charakteriſire? wird weiter unten in Beiſpielen nachgewieſen), und, daſs man unter mehreren gleich richtigen und verſtändlichen Ausdrücken immer diejenigen wählt, welche die Individualität und gegenwärtige Stimmung der Zuhörer am lebendigſten anzuſprechen vermögen. Sehr treffend bemerkt Theremin (die Beredſamkeit eine Tugend, S. 160 fg.): „Mancher Ausdruck „mag für den Gedanken paſſend, und dem Zuhörer

„verſtändlich ſeyn; es giebt aber vielleicht noch einen „andern, wodurch ihm plötzlich eine ins Dunkel ver„ſunkene Region ſeines Gemüths klar wird, und der „wenigſtens einige von den mannichfaltigen Fäden an„ſchlägt, woraus das Gewebe ſeiner Empfindungen be„ſteht; den letzteren ſoll der Redner zu finden wiſ„ſen; und er wird dazu, durch das von wahrem „Wohlwollen geleitete Studium ſeiner Zuhörer in „Stand geſetzt.“

Von der relativen Würde des Styls, deren Begriff in dem allgemeinen: Angemeſſenheit der Darſtellung, liegt, unterſcheiden wir die abſolute Würde, die ſich darin zeigt, daſs er alles vermeidet, was in dem Gemüthe des Redners Mangel an Bildung der moraliſchen Urtheilskraft und an Gefühl für Anſtand und Sittlichkeit ausdrücken, und ſo die Zuhörer als ſittliche Weſen beleidigen würde. Denn das gemeine Leben iſt reich an Ausdrücken und Wendungen*), die allerdings, auch abgeſehen von der Würde des Gegenſtandes, ſchon an ſich betrachtet, bald durch die Hauptvorſtellung, die ſie bezeichnen, bald durch eine Nebenvorſtellung, das ſittliche Zartgefühl und den gebildeten Geſchmack, mehr oder weniger, abſtoſsen (wohin beſonders mannichfaltige ſprüchwörtliche Redensarten gehören). Der gebildete Menſch vermeidet ohnedem das Unedle und Gemeine, wo es auf irgend eine Weiſe im Ausdruck

*) Selbſt in den Predigten eines Herder bemerkt man zuweilen einen ſolchen ſtyliſtiſchen Verſtoſs, z. B. in ſeinen Werken zur Religion und Theologie, 4. Theil, S. 24.: „auswendig gelehrte Lieder herpeitſchen;“ S. 26.: „mitten in einer halb herausgeſagten Zote fängt man an zu beten;“ S. 43.: „nicht blos für meinen Aſchklumpen will ich vor des Höchſten Thron treten;“ desgleichen in Harms Vorträgen, wie in der Sommerpoſtille, 2. Theil, S. 293.: „da kann ja nichts aus ihnen werden als Geldhunde und Proſeentenjäger.“

umgangen werden kann, vermeidet es mit beſonderer Sorgfalt ſchon dann, wenn er zu einzelnen achtungswürdigen Perſonen ſpricht, — um ſo mehr, wenn er im ſchriftlichen oder mündlichen Vortrage vor einem Publikum auftritt. Der Maaſsſtab dieſer abſoluten Würde liegt theils in der ächten menſchlichen Natur überhaupt, theils in dem beſondern Grade innerer oder äuſserer Kultur, welcher den Geiſt eines Zeitalters charakteriſtich bezeichnet. Mancher Ausdruck könnte in Schriften und Reden eines früheren Jahrhunderts ohne Bedenken auftreten, an welchem der Geſchmack des gegenwärtigen Zeitalters Anſtoſs nimmt. Vergl. was im zweiten Abſchnitt über den Gebrauch veralteter Wörter bemerkt worden iſt. Dem geiſtlichen Redner werden auch hier durch die Beſchaffenheit der Gegenſtände, auf welche ſich die geiſtlichen Reden beziehen, ſo wie durch den ächten chriſtlichen Geiſt und Sinn, der in dem Prediger vorausgeſetzt wird, und in den Zuhörern geweckt und genährt werden ſoll, eigenthümliche Grenzen vorgezeichnet. Alles, was mit dem beſondern Zweck der geiſtlichen Rede ſtreitet, die Gemüther der Zuhörer mit dem Redner zu einer und derſelben feſten Richtung auf das Ewige, die wir chriſtliche Erbauung nennen, zu vereinigen, wird mit Recht aus der Sphäre der geiſtlichen Beredſamkeit ausgeſchloſſen, und in dieſem Gebiete als eine Verletzung der abſoluten Würde betrachtet, wenn es auch an ſich betrachtet die Lebendigkeit der redneriſchen Darſtellung befördern würde. Dahin gehört ſchon das ſpecielle Beſchreiben und Ausmalen ſolcher Gegenſtände, die zwar an ſich betrachtet nichts Unanſtändiges haben, aber, in dieſer ſpeciellen Auseinanderlegung, an heiliger Stätte nicht erwartet werden, und die Erbauung ſtören. Vergl. z. B. Moſche Sammlung einiger Predigten über die Herrlichkeit Gottes in der Natur, Frank-

furt und Leipzig, 1774. S. 149. Um zu beweisen, das Vermögen zu reden sey schon darum als eine Gabe Gottes zu betrachten, weil wir alle diejenigen Glieder des Leibes, welche die Fertigkeit, die Vorstellungen der Seele in gewissen Worten verständlich und vernehmlich auszudrücken, voraussetzt, Gott allein zu danken haben, giebt der Redner folgende Beschreibung: „Zu diesen Gliedern gehört zuvörderst die Lunge und „Luftröhre, wie nicht weniger unsere Zunge und unser Mund, und besonders auch die Zähne, die in „demselben gleichsam verschlossen sind. Denn eben „vermittelst unserer Zunge und unseres Mundes und „der Lippen desselben bilden wir aus der Luft, die „uns die Lunge verschafft, diejenigen Töne, welche „die menschliche Sprache ausmachen. Und so leisten „uns auch besonders die Zähne hierbei nicht geringe „Dienste. Denn, wie unvernehmlich wird nicht unsere Rede, wenn es uns entweder an einigen, oder „gar an allen Zähnen fehlt? Vornehmlich aber ist „freilich denen, die da reden wollen, die Zunge und „der freie und ungehinderte Gebrauch derselben unentbehrlich u. s. w.“ Weit kürzer, aber wahrhaft zweckmäfsig, edel und erbaulich spricht Röhr diesen Gedanken aus (in einer Predigt: es ist etwas Grofses, dafs der Mensch sprechen kann, in Tzschirner's Magazin für christliche Prediger 1. B. 1. St. S. 60.): „Gott, denke ich da oft, wie hoch hast du „den Menschen gehalten, indem du ihm die Gabe „der Sprache auf die Zunge legtest! Mit welchem „himmlischen Vorzuge hast du ihn ausgerüstet, indem du seinen Gaum zur Bildungsstätte hörbarer „Worte machtest! Wie Grofses und Herrliches hast „du an ihm gethan, indem du mit allmächtigem Finger seine Lippen spaltetest, damit sie offenbaren, was „in dem verborgenen Raume seines Gemüthes vorgeht!“ Unbedingt verwerflich sind solche Tropen und andere Figuren der Rede, welche aus der grie-

chiſchen und römiſchen Mythologie entlehnt ſind, und die Vorſtellungen derſelben wie wahre und gegründete behandeln (wenn man z. B. auf der Kanzel von dem ſchönen Götterfunken der Freude, von einem guten Genius, von der eiſernen Nothwendigkeit des Schickſals, von den Schatten der Unterwelt ſpricht). Eben ſo unvereinbar mit der abſoluten Würde der geiſtlichen Rede iſt jeder Ausdruck leidenſchaftlicher Bewegungen im Innern des Redners, z. B. Verfluchungen und Verwünſchungen, wie man ſie bei manchem berühmten franzöſiſchen Kanzelredner, ſelbſt bei einem Saurin, hie und da bemerkt. Denn, wenn auch die Natur und Verhältniſſe der griechiſchen und römiſchen Staatsberedſamkeit nicht ſelten heftige Ausbrüche des perſönlichen Haſſes oder eines leidenſchaftlichen Parteigeiſtes in der Rede veranlaſsten; ſo können wir doch wenigſtens, als chriſtliche Redner, darin nichts Muſterhaftes finden. Von einer chriſtlich-erbaulichen Rede fordern wir, daſs ihr ganzer Ton eine mildbegeiſternde Wärme athme, und geſtatten dem Prediger nur da eine Abweichung von dieſem herrſchenden Tone, wo die lebhafte Vergegenwärtigung eines Grundſatzes oder einer Handlung, wodurch das religiöſe und ſittliche Gefühl empört wird, das Gemüth zum innigſten und gerechteſten Unwillen (der nicht aus perſönlichen Rückſichten, ſondern aus wahrer Religioſität und Tugendeifer entſpringt) entflammen muſs. Vergl. z. B. die wahrhaft ergreifende, ſchon oben bei der Erläuterung der Figur: Apoſiopoeſis, angeführte Stelle in Reinhard's Pred. 1805. 2. Th. S. 35. Verſchieden pflegt man darüber zu urtheilen: ob und in wie fern der Gebrauch der Satire in der Sphäre der geiſtlichen Beredſamkeit zuläſſig ſey? Man unterſcheidet, wie bekannt, eine ernſte, wohl auch bittere, und eine ſcherzhafte (lachende) Satire. Beide Arten haben dies mit einander

gemein, dafs fie den Kontraft, in welchem irgend eine menfchliche Denkungs- und Handlungsweife mit der wahrhaft vernünftigen und fittlichen ftehe, anfchaulich und lebendig darzuftellen fuchen, indem durch den angenommenen Ton des Redenden, der fcheinbar nicht tadelt (fcheinbar entfchuldigt oder billigt) feine innere Mifsbilligung oder Verfpottung durchblickt. Die ernfte Satire aber hat immer den Zweck der Warnung, Zurechtweifung und Befferung im Auge, und bezeichnet den Zuftand eines Gemüths, das mehr oder weniger aufgeregt ift durch den Affekt des Unwillens über den lebhaft vergegenwärtigten Kontraft einer menfchlichen Denkungs- und Handlungsweife mit der Idee der Wahrheit, des Rechts, der Sittlichkeit. Die lachende will entweder blos, oder doch zugleich beluftigen, oder den fubjektiven Hang zum Witz befriedigen; eine ruhige Betrachtung des Gegenftandes liegt ihr zum Grunde, die fich mehr zum heitern Spotte über menfchliche Thorheiten und Fehler, als zum lebhaften Unwillen oder bitterer Verachtung hinneigt. Beluftigungen aber und unterhaltende Spiele des Wizzes entwürdigen die heilige Stätte. Es kann alfo im Gebiete der geiftlichen Beredfamkeit nur von einer ernften Satire die Rede feyn, wo fie fich dem Gemüthszuftande des Redners natürlich und ungezwungen darbietet, und mit dem offenen Ausdrucke eines edlen und innigen Eifers für das Wahre und Sittlich-Gute zufammenhängt*). Aber auch diefe kann leicht ftörend für die Erbauung werden, nicht blos

*) Ueber die Affekten überhaupt und ihr Verhältnifs zur geiftlichen Rede f. die Theorie der redneriſchen Erfindung, S. 412 fgg. Auch in den Reden Jefu hat man hie und da treffende Ironieen nachgewiefen, wenigftens *Lucae* 13, 33. S. Winer exegetifche Bemerkungen über die Ironieen in den Reden Jefu, Leipzig, 1822. 8.

durch häufigen Gebrauch, sondern auch, weil überhaupt die Grenzen, welche die ernste und lachende Satire unterscheiden, in vielen einzelnen Fällen kaum bemerkbar, und leicht zu überschreiten sind. Es gehört ein feines Gefühl, ein sehr gebildeter Geschmack, eine gewisse Selbstbeherrschung (Gewalt über die eigenen Affekten) dazu, dass die ernste Satire nicht persönlich werde (ein persönliches Bestrafen gehört überhaupt nicht in die eigenthümliche Sphäre öffentlicher gottesdienstlicher Versammlungen, s. die Theorie der Erfindung, S. 75 fg.), und, dass man nicht solche Ausdrücke, besonders Vergleichungen, ergreife, die in das Gemeine und Unedle fallen, oder in dem Zuhörer ein Gefühl des Komischen anregen. Ueberhaupt kann die Satire nicht als völlig ausgebildete und durchgeführte stylistische Form, sondern nur in vorübergehenden Andeutungen und leisen Anklängen einen Platz in geistlichen Reden behaupten. Sehr edel und würdig gehalten ist z. B. ein gewisser satirischer Ton in Reinhard's Predigten im Jahre 1801. geh. 2. B. (Nürnberg und Sulzbach, 1806.) S. 385 fg.: „Unsern Zeiten war es vorbehalten, das „Geheimniss zu entdecken, wie man, ohne eben bes„ser zu seyn, als sonst, das Gefühl der Schuld weg„vernünfteln, über sein Verderben sich beruhigen, „und sich sogar ein Bewusstseyn höherer Vorzüge „verschaffen könne. Zwar gehen noch alle die La„ster im Schwange, denen man ehemals ergeben war, „man hängt ihnen höchstens mit etwas mehr äusse„rem Anstande nach, und weiss sie künstlicher zu „bemänteln. Aber man hat gelernt, der menschlichen Natur ausserordentliche Lobsprüche zu er„theilen, und von ihren Vorzügen mit Begeisterung „zu sprechen; man hat sich überzeugt, sie müsse „und könne sich selbst helfen, und bedürfe weder „eines Heilandes, noch einer höheren Unterstützung; „man erklärt es für ein Vorurtheil finsterer Zeiten,

„wenn man zwischen Gott und dem Sünder noch eine „besondere Vermittelung durch Christum nöthig fin„det; man hat sich von der Ueberlegenheit, mit wel„cher die Vernunft ihre Rechte behauptet, von der „Selbstständigkeit, mit der sie urtheilen und handeln „lehrt, und von den Fortschritten, welche sie täglich „macht, so schmeichelhafte Begriffe gebildet, dass man „mit der fröhlichsten Sorglosigkeit dahinlebt, dass „man sich nie mehr selbst gefallen hat, nie vom „Gefühl seines sittlichen Elends weniger beunruhigt „worden ist, als in unseren Zeiten.“ Vergl. auch Haffner Predigten und Homilieen, Strafsburg, 1823. S. 108 fg.: „O, wie bedauere ich euch, ihr „leichtsinnigen Jünglinge, die ihr oft nicht zu wissen „scheint, was ihr redet, und welche Worte euer „Mund ausspricht, die ihr wohl gar noch eine Ehre „darin suchet, und dies mit zu einem männlichen „Wesen rechnet, wenn ihr, bei eueren wüsten und „wilden Freudengelagen, in schändlichen Reden und „Ausdrücken mit den rohesten Menschen wetteifert, „und selbst (denn was thut ein edler Wettei„fer nicht?) sie noch zu übertreffen sucht“ u. s. w. Oben ebend. S. 192. folg.: „Zwar pflegen die Wei„sen des Zeitalters, in welchem wir leben, die, wie „es scheint, nicht weit genug Gott von sich und der „Welt entfernen können, mitleidig über einen solchen „Glauben (an eine alles leitende Vorsehung) zu lächeln, „und ihn ohne Scheu für den so vielen noch anhän„genden Rost alter religiöser Vorurtheile zu erklä„ren. Tiefer ist ihr Geist mit seinen Blicken in das „Wesen der Dinge eingedrungen, und nach langem „Nachdenken zu der so fruchtbaren und trostvollen „Entdeckung gelangt, dass auf diesem Erdenrunde „alles dem tauben und blinden Schicksale der eiser„nen Nothwendigkeit, dem verstandlosen Ohngefähr „unterworfen sey, und dass in den Begebenheiten, „welche die Jahrhunderte herbeigeführt haben, in

„den Veränderungen und Umgeſtaltungen, die unſer „Geſchlecht erlitten hat, vergebens die Spuren einer „höheren, alles anordnenden und zu ihren Zwecken „hinlenkenden Weisheit geſucht werden. Wir wol„len ſie um dieſen Glauben nicht beneiden; immer „wird es uns indeſſen erlaubt ſeyn, nach den Be„weiſen zu fragen, worauf dieſe ihre dreiſte Aus„ſprüche ſich ſtützen u. ſ. w.“ Harms Sommerpoſtille, 1. Theil, S. 233. (von dem Wucherer): „Kann er froh, kann er glücklich ſeyn? Warum „nicht? da er ja durch nichts beunruhigt wird, we„der durch Furcht vor Gott, den er nicht kennt, „noch durch Vorwürfe ſeines Gewiſſens, das er nicht „hört, noch durch die Klagen der Unglücklichen, „zu denen er nicht weiter umſieht. Warum ſollte „er nicht froh und glücklich ſeyn? da ihm der Dinge „keines fehlt, welche wir als nothwendige Mittel und „Zubehören dahin zu rechnen pflegen. Hat er nur „die Geſundheit des Leibes, für des Lebens Nah„rung und Nothdurft braucht er nicht zu ſorgen; „was zu ſeiner Bequemlichkeit gehört, er kann es „nur fordern, denn ihm und ſeinem Gelde ſteht al„les zu Gebote; er kann ſchwelgen in Wein und „Liebesgenuſs, denn ſolches mag die Wucherei wohl „abwerfen. Auch iſt's ihm um Anſehen, Ehre und „öffentliche Huldigung zu thun, ſo wird es an nie„drigen Menſchen, an Sklavenſeelen nicht fehlen, „die ſich ihm demüthigſt zu Füſsen werfen und un„terthänigſt gehorchen. Bei dem allen aber kennen „wir das Uebel, welches der Wucherer gemeiniglich „als eine natürliche Krankheit in ſich trägt: der „Geiz iſt ſeine Plage u. ſ. w. *).“ Die abſolute

*) In einem ſehr weiten Sinne nimmt den Ausdruck: Satire, Münch in der Schrift: über die Zuläſsigkeit der Satire auf der Kanzel, Leipzig, 1798. und erklärt ſich mehr über das Strafamt des Predigers überhaupt. S. Teller neues Magazin für Prediger, 9. B. 1 St.

Würde des Ausdrucks verträgt sich übrigens vollkommen mit der Popularität der Darstellung, die von der Plebejität wesentlich verschieden ist. Denn die letztere verirrt sich in das Gebiet der unrichtigen, verderbten, niedrigen (bisweilen selbst in sittlicher Hinsicht anstößigen) Sprache der gemeinen Stände. Es verräth in der That wenig Menschenkenntniss, wenn ein Redner, zumal ein geistlicher, auf diesem Wege bei den Ungebildeten leichteren Eingang zu finden hofft. Denn diejenigen, welche selbst den niedrigen Ständen angehören, erkennen und fühlen es doch in der Regel recht wohl, dass andere eine höhere Bildung des Geistes haben. Sie erwarten und verlangen es namentlich von ihrem Prediger mit Recht, dass er über ihnen stehe, und diese höhere Bildung auch durch seine Sprache, so wie durch sein ganzes Aeussere, an den Tag lege. Und er verliert an Auktorität, an Eindruck und Wirksamkeit, wenn er diese höhere Bildung entweder wirklich nicht besitzt, oder in seiner Sprache verleugnet. Der geistliche Redner kann über jeden Gegenstand, der in die Sphäre seiner Wirksamkeit gehört, mit Würde und Anstand, und doch populär (allgemein-faslich) sprechen, indem er in seinen Ausdrücken und Wendungen auf der einen Seite, was der Geschmack gebildeter Menschen (auch abgesehen von der relativen Würde des Gegenstandes) als anstößig und gemein verwirft, und auf der andern Seite alles, womit der Ungebildete entweder keine, oder wenigstens keine bestimmte und deutliche Vorstellung verbinden kann, vermeidet. Diese edle Popularität zu behaupten, gelingt dem Geistlichen um so glücklicher, je genauer er die Bedürfnisse und äußeren Verhältnisse seiner Gemeinde kennt und beobachtet, um darnach im Allgemeinen zu beurtheilen, wie viel in diesem Kreise als verständlich und faslich vorausgesetzt werden könne. Durch Unterricht

in Schulen, durch eigenes Leſen der Bibel, durch Volksſchriften, durch das öftere Anhören der Predigten und Katechiſationen, durch Umgang mit einzelnen höher gebildeten Perſonen vermögen auch Menſchen der niedern Stände ihre Sprachkenntniſs und Sprachbildung in einem gewiſſen Grade zu erweitern, und der gewiſſenhafte Prediger und Seelſorger macht es ſich ſelbſt zum angelegentlichſten Geſchäfte, ſeine Gemeinde allmälig höher herauf zu bilden. Von der gröſsten Wichtigkeit iſt daher auch für jeden, der ſich zum öffentlichen Religionslehrer bildet, eine frühzeitige vertraute Bekanntſchaft mit der bibliſchen Sprache. Je mehr ſich der Prediger mit weiſer Auswahl an die Sprache der Bibel hält, deſto leichter gelingt es ihm, allgemein faſslich zu reden, wie ſchon oben im zweiten Abſchnitte bemerkt worden iſt. Und, möge es auch in den altteſtamentlichen Urkunden nicht an Abſchnitten fehlen, in denen uns der groſse Unterſchied zwiſchen dem orientaliſchen Geſchmacke, und demjenigen Maaſsſtabe, den wir an die Würde im Ausdruck anlegen, ſichtbar in die Augen fällt — der verſtändige Prediger wird eben deswegen nicht alles ohne Unterſchied benutzen; aber, im Ganzen und Groſsen betrachtet, reden die heiligen Urkunden in einer ſo äuſserſt ernſten und würdigen Sprache, machen das ächte religiöſe Leben des Geiſtes ſo unverkennbar zum Mittelpunkte ihrer Erzählungen, Belehrungen und heiligen Geſänge, öffnen uns eine ſo reiche Quelle einer wahrhaft erbaulichen Lebendigkeit des Ausdrucks, daſs ſie mit vollem Recht als bleibende Norm für unſere religiöſe Darſtellung betrachtet werden. Vergl. über dieſe ganze Materie Schuler Beiträge zur Geſchichte der Veränderungen des Geſchmacks im Predigen, Halle, 1799. S. 107 ff., und die treffliche Auswahl von Beiſpielen der religiöſen Beredſamkeit der Teutſchen vom 12. Jahrhundert an bis

auf die neueſten Zeiten herab in Pölitz Geſammtgebiet der teutſchen Sprache 4. B. S. 100 — 260. Bildende Muſter einer mit abſoluter Würde vereinigten Popularität geben beſonders die Predigten von Spalding, Teller, Schatter, Dinter, Greiling, Muslin, ſo wie die von Röhr vor einer Landgemeinde gehaltenen Vorträge an die Hand.

Sowohl die Angemeſſenheit des Styls als die abſolute Würde bezieht ſich in gleichem Grade auf die Forderungen des Erkenntniſsvermögens, wie auf die Anſprüche der Einbildungskraft und des Gefühls. Denn, was in irgend einer Beziehung nicht angemeſſen im Ausdrucke erſcheint, iſt auch gewöhnlich eben darum weniger klar, deutlich und beſtimmt, als das vollkommen Paſſende; aber es kündigt ſich auch dem Gefühle durch einen Mangel an Einheit auf eine unangenehme Weiſe an, und hindert die lebhafte Theilnahme deſſelben an dem Gegenſtande der Rede, und an der Perſon des Redenden ſelbſt. Und, was die abſolute Würde verletzt, iſt immer ein Anſtoſs für die Vernunft, für das moraliſche Urtheil insbeſondere; aber auch das rein-menſchliche Gefühl für das Anſtändige und Sittliche wird dadurch abgeſtoſsen, und die Einbildungskraft des nur einigermaaſsen gebildeten und noch nicht ſittlich verderbten Zuhörers und Leſers kann nicht mit Wohlgefallen dabei verweilen. In demſelben Verhältniſſe zu den Anforderungen des geſammten menſchlichen Weſens ſtehen auch die noch übrigen Eigenſchaften des guten Styls, welche den Bau der Sätze und Perioden betreffen, ob ſie ſich gleich zunächſt durch ihren Eindruck auf die feinere Sinnlichkeit äuſsern.

Der Redner bedient ſich hörbarer Zeichen zur Darſtellung ſeines innern Lebens, und muſs ſich zunächſt durch den Gehörſinn der Zuhörer den Weg zu ihrem Gemüthe bahnen, um die gewünſchte Ein-

heit ihrer Bestrebungen mit den seinigen hervorzubringen. Und selbst bei dem Lesen eines Vortrags übersetzt die Einbildungskraft des Lesers das sichtbare Zeichen in das entsprechende hörbare, und vergegenwärtigt sich den Eindruck, den die Worte und Sätze, mündlich vorgetragen, auf den Zuhörer machen würden. Es ergiebt sich daraus von selbst, warum der Eindruck des Ganzen immer in einer gewissen Abhängigkeit von dem mehr oder weniger richtigen und gewandten Bau der Sätze und Perioden stehe; am meisten zeigt sich diese Abhängigkeit im mündlichen Vortrage, — um so mehr, da selbst die gute Deklamation, wie wir später sehen werden, durch stylistische Vollkommenheiten dieser Art nicht wenig gefördert, so wie durch die entgegengesetzten Mängel (z. B. unverhältnifsmäfsig lange Perioden) gehindert werden kann. Der äufsere Sinn steht in genauer Verbindung mit dem innern, so wie die sinnliche Aufmerksamkeit mit der Richtung des ganzen Gemüths auf die dargestellte Vorstellung. Wird also der äufsere Sinn durch die gewählten sinnlichen Zeichen (durch irgend einen Mifslaut, eine Härte der Wortverbindung u. dgl.) abgestofsen; so kann man auch nicht dieselbe Empfänglichkeit der Zuhörer für das Auffassen und rechte Würdigen des dargestellten Gedankens erwarten, welche den Redner dann begleitet, wenn der äufsere Sinn durch Eindrücke befriedigt wird, die dem ästhetischen Sinne entsprechen, und mit den Eindrücken, welche der innere Sinn durch den Gedanken empfangen soll, harmonisch zusammenstimmen. Dafs dies Letztere wirklich geschehe, beruht auf der Wahl und Verknüpfung der Worte, in so fern man dabei theils den Klang berücksichtigt, den angenehmen oder unangenehmen Eindruck, den das Gehör von der tönenden Sylbe oder Sylbenreihe empfängt, theils den sinnlichen Umfang, die Gröfse der einzelnen

Sätze und Perioden (denn, nachdem dieſe kürzer oder länger ſind, geſchehen auch wenig oder viel Eindrücke in kurzen Zwiſchenräumen ſchnell nach einander), theils den Eindruck, den die Aufeinanderfolge ſelbſt, und die Bewegung macht. Der Redner wählt und ordnet alſo die hörbaren Zeichen ſeiner Vorſtellungen ſo, daſs der Eindruck, welchen der äuſsere Sinn der Zuhörer empfängt, den Eindruck, der auf den inneren Sinn geſchehen ſoll, nicht nur nicht hindert, ſondern auch auf jede Art befördert, und harmoniſch mit ihm zuſammenſtimmt. Die Vollkommenheit, welche der Styl erhält, wenn der Bau der Sätze und Perioden dieſer Forderung Genüge leiſtet, kündigt ſich zunächſt als Wohlklang der Rede an. Sie ſteht aber auch mit andern allgemeinen und nothwendigen Eigenſchaften der guten Darſtellung im genaueſten Zuſammenhange. Was ſich im Bau der Sätze und Perioden äuſserlich nicht gut ankündigt, enthält auch gewöhnlich ſolche ſtyliſtiſche Mängel, wie ſie oben im zweiten Abſchnitte (um des Zuſammenhanges der dortigen Unterſuchung willen) ſchon bemerkt werden muſsten, d. h. irgend einen Verſtoſs gegen die Deutlichkeit und Beſtimmtheit (wie ſie z. B. bei einem ſogenannten ſchwerfälligen und dunkeln Periodenbau ſtatt findet), oder gegen die gute Ordnung (wie dies gewöhnlich bei ſolchen Perioden der Fall iſt, in deren einzelnen Theilen kein gehöriges Ebenmaaſs hervortritt). Das Streben nach Deutlichkeit und Beſtimmtheit äuſsert ſich auch durch einen wohlklingenden, flieſsenden Bau der Sätze. Und, wenn ſchon der Eindruck auf den äuſseren Sinn der Zuhörer anziehend und gefällig iſt, wird auch die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen weit eher und leichter zur Thätigkeit belebt, als im entgegengeſetzten Falle — daher der Zuſammenhang des Wohlklanges mit der Le-

bendigkeit. Da endlich nicht jede Form der Sätze und Perioden jedem Gegenſtände, den der Redner darſtellt, und jedem Gemüthszuſtande, der ſich ausſprechen will, in gleichem Grade angemeſſen iſt (indem z. B. der lebhafte Affekt mehr die kurzen Sätze, dagegen die ruhige Anſchauung und Betrachtung, mit ſanfteren Gefühlen verknüpft, mehr Perioden liebt); ſo liegt auch für die Angemeſſenheit des Styls ein wichtiges Moment in dem Zuſammenfügen der Worte und Sätze.

Wir unterſcheiden einfache Sätze, erweiterte und zuſammengeſetzte. Der einfache Satz iſt ein mit wenig Worten dargeſtelltes Urtheil, ein Satz, der ſich mit der möglichſt kurzen Bezeichnung des Subjekts, des Prädikats und des Verhältniſſes beider Vorſtellungen begnügt; z. B. der Menſch iſt abhängig von Gott. Ein erweiterter Satz entſteht aus dem einfachen, wenn irgend eine nähere Beſtimmung des Subjekts, oder des Prädikats, oder des Verhältniſſes beider durch einen Nebenſatz ausgeſprochen wird (der in dieſelbe ſtyliſtiſche Form und Konſtruktion mit eingeſchloſſen iſt): der Menſch iſt überall und immer abhängig von Gott, oder: der Menſch, mit allen ſeinen Vorzügen und Kräften, in allen ſeinen Schickſalen und Verhältniſſen, iſt abhängig von Gott, dem allwaltenden Schöpfer und Regierer. Zwei oder mehrere (einfache oder erweiterte) Sätze, zu einem Ganzen durch Bindeworte vereinigt, die entweder deutlich ausgedrückt, oder vermöge der ganzen Konſtruktion vorausgeſetzt und ſupplirt werden, bilden einen zuſammengeſetzten. Dieſe Verknüpfung kann von doppelter Art ſeyn. Sie kann 1) ſo geſchehen, daſs zwar der eine dem andern zur Erklärung, zur näheren Beſtimmung, zur Rechtfertigung dient, aber doch auch jeder für ſich einen vollſtändigen Sinn giebt (wenn auch im Nachfolgenden irgend ein Begriff, den die

präcise Schreibart nicht wiederholt, aus dem Vorhergehenden hinzugedacht werden muſs). Z. B. „Jesus „vergab seinen Feinden, und betete, am Kreuze „schwebend, für seine Mörder“ (Kontinuativ-Satz). Oder: „Die Stunden der Einsamkeit sind von groſser „Bedeutung für das menschliche Leben, aber sie „werden nur demjenigen wahrhaft wohlthätig, der „sie recht zu benutzen versteht“ (Adversativ-Satz). Oder: „Gott läſst geschehen, daſs der Mensch sün„dige, denn ein gewaltsames Hindern der Sünde „könnte mit der Freiheit des menschlichen Wil„lens nicht bestehen, und ohne Freiheit des Wil„lens gäbe es keine menschliche Tugend“ (Illativ- und Kontinuativ-Satz). Man darf hier nur die *copula* weglassen, und jeder Satz giebt auch schon für sich einen vollständigen Sinn. Aber die verknüpften Sätze können auch 2) in einem solchen Verhältnisse der vollkommnen Abhängigkeit stehen, daſs entweder einer von beiden nicht ohne den andern, oder keiner derselben, abgesondert von dem andern, einen vollständigen Sinn ausmachen kann. Z. B. „Als die „ewige Liebe alles vorbereitet hatte für die Schö„pfung des Menschen, betrat der Mensch selbst, das „Ebenbild des Schöpfers, den Schauplatz dieser Erde „(statt: da betrat der Mensch selbst u. s. w.)“ — Kontinuativ-Satz. „Mache dich frühzeitig mit dem „Gedanken an den Tod vertraut, damit er dich „nicht unvorbereitet überrasche“ — Final-Satz. „Die „christliche Kirche hat sich von einem kleinen An„fange aus über den ganzen Erdkreis verbreitet, so „wie das kleine Senfkorn zu einem Baume heran„wächst, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels „wohnen.“ — Komparativ-Satz. „Du wirst deinen „Zweck erreichen, in so fern du in der Wahl der „Mittel nicht fehlst“ — Restriktiv-Satz. Oder (Beispiele der zweiten Art, wo keiner für sich bestehen kann): „Fast jede Beleidigung hält der empfindliche,

„leidenſchaftliche Menſch für ſo groſs, daſs ſie gar „nicht verziehen werden könne“ — Kauſativ-Satz. „Wenn dir dein wahres Wohl am Herzen läge, ſo „würdeſt du immer der Stimme des Evangelium folgen“ — Konditional-Satz. „Ob gleich die Wahrheit an „ſich immer dieſelbe bleibt, ſo kann ſie doch in ver„ſchiedenem Gewande der Darſtellung auftreten.“ — Konceſſiv-Satz. „Je mehr der Geizige ſeine Schätze „häuft, deſto gröſser wird ſeine Sucht nach neuem Be„ſitze“ — Proportional-Satz. Ein zuſammengeſetzter Satz, deſſen einzelne Haupttheile, jeder für ſich, einen vollſtändigen Sinn geben, bildet noch keinen eigentlichen Perioden. Die Periode ſetzt ein Verhältniſs der vollkommnen Abhängigkeit der verknüpften Sätze voraus, wo alles Einzelne, es möge Hauptvorſtellungen oder Nebenvorſtellungen bezeichnen, einen in ſich abgeſchloſſenen und genau zuſammenhängenden Kreis (*περίοδος, circuitus, ambitus, orbis verborum, comprehenſio plena*) ausmacht, den der Leſer oder Zuhörer ganz durchlaufen muſs, um den Sinn des Ganzen gehörig zu faſſen. Er beſteht, bei allem Wechſel der Formen, immer in der genaueſten Verknüpfung zweier oder mehrerer Sätze, die einen Hauptgedanken enthalten, zu einem ſchönen (ebenmäſsigen und wohlklingenden) Ganzen. Sehr einſeitig würde man ihn, aus dem Standpunkte der äſthetiſchen Form der Rede allein und abgeſondert von ſeiner logiſchen Beſtimmung, betrachten. Ein guter Periodenbau verlangt zuvörderſt einen logiſch gebildeten Verſtand, der die Verhältniſſe der Koordination und Subordination der Begriffe und Sätze richtig zu beurtheilen, und den Zuſammenhang, der Einzelnes zu einem leicht überſehbaren Ganzen vereinigt, feſtzuhalten vermag, und durch dieſe logiſche Thätigkeit werden ohnedem ſchon mannichfaltige ſtyliſtiſche Unvollkommenheiten ausgeſchloſſen, durch welche ſich ein Periode zunächſt dem äuſseren Sinne als mangelhaft

ankündigt; so wenig wir damit leugnen wollen, dass eine regsame Empfänglichkeit für freie Harmonie im Mannichfaltigen, in so fern sie sich auch äusserlich (sinnlich) darstellt, ein feines und gebildetes Gehör, zur Vollendung des guten Periodenbaues gehört. Das äussere Merkmal, woran die eigentliche Periode am leichtesten kenntlich wird, ist das Daseyn eines Vordersatzes (*protasis*) und Nachsatzes (*apodosis*). Der zusammengesetzte Satz z. B. den ich oben als Beispiel nannte: „Die Stunden der Einsamkeit sind von grösser Bedeutung für das menschliche Leben, aber sie werden nur „demjenigen wahrhaft wohlthätig, der sie recht zu benutzen versteht," würde in folgender Form als Periode auftreten: „Je bedeutungsvoller und wichtiger die Stunden der Einsamkeit für das menschliche „Leben sind; desto mehr beruht auf einer weisen „und gewissenhaften Benutzung derselben, damit sie „uns wahrhaft wohlthätig werden." In dem zusammengesetzten unterscheiden wir zwar ebenfalls Abschnitte und Theile (*membra, incisa*), nicht aber, wie in der Periode, zwei solche Haupttheile, die zur Vollständigkeit und Haltung des Ganzen in gleichem Grade nothwendig sind, die gleichsam das ganze Gebäude mit derselben Kraft stützen und tragen. Die genaue Verbindung der Gedanken und Worte, welche eine Periode enthält, zu einem festen in sich abgeschlossenen Ganzen beruht auf dem Kausalverhältnisse des Vordersatzes zu dem in ihm gegründeten Nachsatze; jener ist das Bedingende, dieser das Abhängige, Bedingte. Und, so wie zu jedem Causalverhältnisse zwei, aber nur zwei, Dinge gehören, die Bedingung und das Bedingte, die Ursache und die Wirkung (denn auch da, wo mehrere Wirkungen aus einer Ursache abgeleitet werden, oder eine Wirkung aus verschiedenen Ursachen, betrachten wir doch immer, in so fern wir nur das Kausalverhältnis in das Auge fassen, jene Wirkungen oder diese Ursachen als etwas Gemeinsa-

mes, als eine Einheit); ſo kann es auch nur zwei Haupttheile in jeder Periode geben. Sowohl der Vorderſatz aber, als der Nachſatz kann in mehrere Untertheile, die man eben ſo wie die Haupttheile ſelbſt (im Ganzen betrachtet) Glieder zu nennen pflegt, zerfallen, gemäſs dem Umfange des in ihm bezeichneten Gedankens, und der verſchiedenen Beziehungen, in denen er dargeſtellt wird. Schon daraus entſtehen verſchiedene Formen der Perioden, je nachdem die *protaſis* allein, oder blos die *apodoſis*, oder beide aus mehr oder weniger Gliedern beſtehen, zweigliedrige, wo Vorder- und Nachſatz einfach auftreten, ohne daſs einer von beiden in Untertheile zerfällt, dreigliedrige, wo entweder die *protaſis* oder die *apodoſis* aus zwei Gliedern beſteht u. ſ. w. Noch mannichfaltiger ſind die beſondern logiſchen Verknüpfungen der Vorſtellungen, in welchen ſich das allgemeine Kauſalverhältniſs der *protaſis* und *apodoſis* darſtellt. Es giebt eigentlich bedingende Perioden (wenn — dann, oder ſo — in wie fern — in ſo fern) vergleichende (wie — ſo), zugeſtehende (obgleich, wenn gleich, ohngeachtet u. ſ. w. — ſo iſt doch u. ſ. w.), ausſchlieſsende (entweder — oder, weder — noch, ſo wenig, als u. ſ. w.), erklärende und folgernde (da, weil — ſo), u. ſ. w. Und dieſelbe logiſche Verknüpfung der Vorſtellungen kann wieder verſchiedene Geſtalten im Ausdruck annehmen, durch Inverſionen, welche die eigentliche und gewöhnliche Stellung des Vorder- und Nachſatzes verändern, oder durch Abweichungen von der gewöhnlichen Art, den Anfang der *protaſis* und *apodoſis* zu bezeichnen. Vergl. z. B. die bedingende Periode: „Wenn ihr das Leiden, das euch getroffen „hat, vernünftig gebraucht, wenn ihr dasjenige übt, „wozu es euch Gelegenheit giebt und auffordert; ſo werdet ihr ergänzen können, was euch noch abgeht, „ſo wird euer Sinn immer reiner, immer vollkomme-

„ner, dem Sinn eueres Herrn immer ähnlicher werden u. s. w.“ Unverändert bleibt aber daſſelbe logiſche Verhältniſs auch in dieſer Form (ſ. Reinhard Pred. 1810. 1. B. S. 241.): „Nur vernünftig gebrauchen „dürft ihr das Leiden, das euch getroffen hat, dürft nur „üben, wozu es euch Gelegenheit giebt und auffordert; „und ihr werdet ergänzen können, was euch noch abgeht, euer Sinn wird immer reiner u. ſ. w.“ Oder: „Wie die Knoſpe der Blüthe, die Blüthe der Frucht „vorangeht; ſo entwickelt ſich auch, nach ewigen Geſetzen Gottes, das geiſtige Leben nur allmälig fortſchreitend.“ Unverändert bleibt auch hier das logiſche Verhältniſs in der vergleichenden Periode bei folgender Stellung: „Schreitet nicht eben ſo jedes geiſtige Leben „allmälig fort, nach ewigen Geſetzen Gottes, wie die „Knoſpe der Blüthe, die Blüthe der Frucht vorangeht?“ Ueber den Begriff der Periode und alle einzelne, den Bau der Sätze betreffende Punkte ſind unter älteren und neueren Schriften hauptſächlich zu bemerken: *Ariſtoteles τέχνη ῥητορικὴ l. 3. c. 9. Cicero orator c. 66. Quinctil. inſtitutt. orat. l. 9. c. 4. Demetrius Phaler. περὶ ἑρμηνείας §. 10. Dionyſius Halicarn. περὶ συνθέσεως ὀνομάτων T. V. ed. Reisk. Hermogenes περὶ ἰδεῶν l. 4. Jo. Sturmii de periodis liber, Argentorati, 1550. Jo. Voſſii commentariorum rhetoricorum libri ſex, Lugd. Batav. 1643.* Graf Abhandlung der Lehre von dem Perioden, Augsburg, 1765. Hugo Blair Vorleſungen über Rhetorik, überſetzt von Prof. Schreiter, Leipzig und Liegnitz, 1785. 89. 4. Band. Adelung über den teutſchen Styl, 1. B. S. 221 ff. Sulzer allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, 3. Theil, unter dem Artikel: Periode. Gräffe Anweiſung zum Periodenbau in homiletiſcher Hinſicht, Hannover, 1807. Ebendeſſ. Anweiſung zum Rythmus in homiletiſcher und liturgiſcher Hinſicht, Göttingen, 1809. Schuderoff vom Rythmus in den Predigten, Vor-

rede vor ſ. Predigten, Münſter, 1807. Döring, Entwurf der reinen Rythmik, Meiſſen, 1817. Herling Grundregeln des teutſchen Styls, oder der Periodenbau der teutſchen Sprache, Frankfurt am Main, 1823. Schmitthammer Urſprachlehre, Frankfurt am Main, 1826. 8. Crome Verſuch einer Vervollkommnung der geiſtlichen Beredſamkeit durch das Studium der alten Klaſſiker, Hannover, 1825. S. 35 ff.

Eingeleitet durch dieſe Bemerkungen über die verſchiedenen Arten der Sätze iſt der wichtige Unterſchied einer doppelten Art der Darſtellung in ſtyliſtiſchen Produkten, welche der Proſa im weiteren Sinne angehören. Es giebt nämlich a) eine freiere Rede (λέξις εἰρομένη, *oratio fusa, soluta, tracta, producta*), oder, wie ſie Grotefend in ſ. Anſichten, Gedanken und Erfahrungen über die geiſtliche Beredſamkeit, S. 185 ff. S. 208. nennt, eine aphoriſtiſche Manier, b) eine mehr gebundene, periodiſche Darſtellung, λέξις κατεστραμμένη, *oratio vincta, concinna, dimensa, circumducta*. Die freiere Rede bewegt ſich gröſstentheils in kurzen, einfachen oder erweiterten Sätzen; wo ſie zuſammengeſetzte anwendet, da beſtehen ſie gröſstentheils aus kleinen, durch Fürwörter oder Conjunktionen leicht an einander geknüpften Einſchnitten *) und Abſchnitten; Perioden treten wenigſtens nur ſelten auf. (Unter Einſchnitten, *incisa*, werden hier ganz kurze, abgeriſſene, aus wenig Sylben beſtehende Sätze verſtanden, welche für

*) Vgl. *Quinctil. institt. orat. l. 9. c. 4. §. 20. p. 191. T. II. Wolf.* „*Quod non eo dico, quia non illud quoque solutum habeat suos quosdam, et forsitan difficiliores etiam pedes; neque enim aut hiare semper vocalibus, aut destitui temporibus volunt sermo atque epistola; sed non fluunt, nec cohaerent, nec verba verbis trahunt, ut potius laxiora in his vincula, quam nulla sint.*“ Hermogenes nennt eine ſolche Zuſammenfügung πνεῦμα, περὶ ἰδεῶν *l. 4. c. 4.*

ſich nicht, wie die Abſchnitte (*membra*), in eine Periode eingefügt werden können, z. B.: „Sich ſelbſt gab „Chriſtus für das Heil der Welt dahin. Welche Liebe! „Welche Begeiſterung! Ich fühle und bete an.“) Oft werden auch kurze Sätze, von denen jeder als ein Satz für ſich betrachtet und vollkommen deutlich gefaſst werden könnte, ohne Konjunktionen, blos dadurch näher mit einander verbunden, daſs man ſie durch Semikola (nicht durch Punkte) ſcheidet, und bei dem Ende eines jeden im mündlichen Vortrage eine kürzere Pauſe macht, als da, wo ein Punktum trennt. Die periodiſche, mehr gebundene Darſtellung hingegen bezeichnet den genauen Zuſammenhang der Sätze, und die Abhängigkeit des einen von dem andern vollſtändig und ausdrücklich ohne ein verbindendes Wort zu übergehen*); und liebt daher beſonders den Gebrauch der Periode. Doch zeigt ſich auch hier die Subjektivität des Darſtellenden in verſchiedenen Formen, indem der eine mehr in kurzen, der andere in längeren Perioden ſpricht, oder der eine die periodiſche Form der Darſtellung durch Annäherungen an die andere freiere Form öfterer, der andere ſeltener unterbricht. Die Wahl der einen oder der andern Form wird allerdings zum Theil durch die Beſchaffenheit des Gegenſtandes und den Zweck des Vortrags veranlaſst, wie ſich z. B. vertrauliche Mittheilungen in epiſtoliſcher Sprache, oder Erzählungen, offenbar mehr für die aphoriſtiſche Manier eignen, als für die andere, oder der Zweck möglichſt populär zu ſprechen, durch lange Perioden und Sätze gewiſs weniger erreicht wird, als durch kurze leicht an einander

*) Das Daſeyn eines inneren logiſchen Zuſammenhanges wird allerdings auch bei dieſer aphoriſtiſchen Manier immer vorausgeſetzt, ſo daſs es (wie Grotefend am a. O. S. 185. ſehr richtig bemerkt) immer möglich bleiben muſs, auch bei ſolchen Stellen alle verbindende Worte leicht einzuſchieben, um den aphoriſtiſchen Vortrag in einen periodiſchen umzubilden.

geknüpfte. Hauptſächlich kommt aber hier die Methode des Denkens ſelbſt, an welche wir uns gewöhnt haben, die Beſchaffenheit unſerer Gefühlszuſtände, mit einem Worte das Geiſtig-Individuelle in Betrachtung, das den einen überhaupt mehr für dieſe, den andern mehr für jene Art der Darſtellung ſtimmt, oder zu verſchiedenen Zeiten, unter verſchiedenen Umſtänden, demſelben Subjekte bald die eine, bald die andere Form näher legt. Daher iſt z. B. die ſententiöſe Kürze, welche das tief und ſcharfſinnig Gedachte und Ueberraſchende, gern zuſammendrängt, mehr für die aphoriſtiſche Methode geeignet, als für die periodiſche. S. Grotefend am a. O. S. 186. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 8. *c.* 5. §. 27 *ff. p.* 106. *T. II. Wolf.* Zum erläuternden Beiſpiel diene folgender Abſchnitt aus Reinhard Pred. 1810. 1. B. S. 219 fg.: „So kommt denn alles darauf an, daſs wir meinen „lernen, nicht was menſchlich, ſondern was göttlich „iſt. Iſt uns nur um ſinnliches Wohlſeyn, nur um „die kleinen Vortheile dieſes Lebens, nur um die Aus„führung unſerer eigennützigen Plane zu thun: ſo er„ſcheint uns alles in einem falſchen Lichte, ſo halten „wir für Glück, was unſer Unglück iſt, und verab„ſcheuen, was wir lieben ſollten, ſo iſt uns nichts räth„ſelhafter als die Führungen Gottes. Aber verſuchet „es, lenket euren Sinn und euer Beſtreben auf das, „was göttlich iſt; machet euch die Rettung eurer Seele, „die Beſſerung eures Herzens, die Erfüllung des Wil„lens Gottes, die Beförderung alles Wahren und Gu„ten zum Zweck: wie verändert wird euch alles er„ſcheinen; auch traurige Führungen Gottes werdet ihr „billigen lernen; ihr werdet Abſichten Gottes in ihnen „gewahr werden, die euer wahres Beſtes betreffen; und, „wie ſehr ſich auch eure ſinnliche Natur zuweilen ent„ſetzen, zuweilen ſträuben mag; ihr werdet euch faſ„ſen, werdet fähig werden, die Worte der frommen „Ergebung nachzuſprechen: mein Vater, iſt's nicht

„möglich, dafs dieſer Kelch von mir gehe, ich trinke „ihn denn: ſo geſchehe dein Wille.“ Es fällt in die Augen, wie ſich der Bau der Sätze in dieſer Stelle, als vollkommen periodiſche Form, von der freieren Rede in dem unmittelbar folgenden Abſchnitte derſelben Predigt unterſcheidet: „Doch der hohe Sinn, mit „welchem der Herr ſeine letzten traurigen Schickſale „erwartete, äuſserte ſich noch beſonders als ein Eifer, „der ſich nicht abſchrecken lieſs, fortzuwirken. Wäre „es zu verwundern geweſen, wenn der Herr bei der „Hinſicht auf ſein ſo nahes, ſchmachvolles und unver„meidliches Ende in eine gewiſſe Unthätigkeit verſun„ken wäre? Der Traurigkeit iſt es ja eigen, unſere „Kräfte gleichſam zu lähmen. Und konnte ſich der „Herr Hoffnung machen, noch viel auszurichten, da er „ſich ſchon auf dem Wege zum Tode befand? Wäre es „ihm endlich zu verdenken geweſen, wenn er aufgehört „hätte, ſeinen undankbaren Mitbürgern Gutes zu thun; „wenn er müde geworden wäre, an der Verbeſſerung „eines Volks zu arbeiten, das ſich ſchon anſchickte, ihn „an das Kreuz zu ſchlagen? Aber nichts kann ihn ab„halten, ſeine Pflicht zu thun; er fährt fort, ſein gro„ſses Geſchäft mit aller Anſtrengung zu treiben; eben „darum, weil er eine Nacht vor ſich ſieht, wo alles „Wirken aufhört, wirkt er deſto eifriger, ſo lang es „noch Tag iſt; immer thätiger, immer unternehmen„der, immer unermüdeter ſehet ihr ihn werden, je „mehr er ſich ſeinem Tode nähert; und, als er da iſt, „als er ſich ſchon ergriffen fühlt von dem gewaltigen „Arm deſſelben, kann er zu Gott ſeinem Vater ſpre„chen: ich habe dich verklärt auf Erden, und vollen„det das Werk, das du mir gegeben haſt, dafs ich's „thun ſollte.“ Noch deutlicher zeigt ſich dieſe freiere Form der Rede, als aphoriſtiſche Manier, in Stellen, wie folgende (Dräſeke Pred. über freigewählte Abſchnitte der heiligen Schrift 2. Jahrganges erſter Theil, Lüneburg, 1819. S. 305 fg.): „Du willſt Gott finden,

„mein Chriſt, und an den Scheidewegen deiner Wall-
„fahrt über ſeinen Willen ins Klare kommen. Es iſt
„dir dunkel, was du ſollſt. Mehrere Wege ſtehen of-
„fen. Einen nur kannſt du betreten. Welcher der
„rechte ſey, gilt's. Hierher zieht es dich; dorthin
„ruft es dich. Deine Pflichten liegen im Streit. Du
„möchteſt mit Gott wählen, und ihm allein dienen.
„Ausgemittelt durch bloſe Ueberlegung wird da viel-
„leicht niemals, was dem Herzen am tiefſten genüge.
„Der Liebe aber lege ſolche Fälle vor.' Sie giebt Be-
„ſcheid im Namen Gottes. Denn ſie berechnet ſich
„nicht mit dem Eigennutz. Sie unterhandelt nicht mit
„Fleiſch und Blut. Sie nimmt an Schwierigkeiten und
„Opfern nicht Anſtoſs. Sie wird nicht von Zufällig-
„keiten und Eitelkeiten irre geführt. Nur Gott will
„ſie gefallen. Wie ſie dies am gewiſſeſten könne, giebt
„Gott ihr ein.“ Auch dieſe freiere Form erſcheint ſehr
häufig in der eigentlichen Beredſamkeit, weil ſie nicht
ſelten der Natur des Gegenſtandes, der geiſtigen Stim-
mung des Redenden ſelbſt, dem beſondern Endzwecke,
den die Darſtellung bei dieſem oder jenem Punkte in
den Gemüthern der Zuhörer beabſichtigt, am vollkom-
menſten entſpricht (wo z. B. der lebhafte Affekt ſpricht,
wo man durch gehäufte Fragen in die Gemüther der
Zuhörer eindringt, um ein inneres Selbſtbekenntniſs zu
veranlaſſen, wo man eine Begebenheit erzählt). Es wäre
ſogar zweckwidrig, und würde den Styl zu einem ein-
förmigen, und den mündlichen Vortrag zu einem ein-
tönigen machen, wenn ſich der Redner vom Anfange
bis zu Ende in der periodiſchen Form bewegte. Daſs
aber die eigentliche Beredſamkeit mehr, als andere Gat-
tungen des Styls, die vollendete Periode liebt, daſs
ſie ſich deſſelben häufiger zu bedienen pflegt, und be-
ſondere Sorgfalt darauf wendet, dies hängt mit dem
eigenthümlichen Charakter der Rede zuſammen.
Denn eine gewiſſe, die Vorſtellungen mehr oder we-
niger ausbildende und erweiternde Fülle des Aus-

drucks gehört zum Charakter der Rede, wie in frühern Untersuchungen dieses Abschnitts gezeigt worden ist, und, wenn sich auch einzelne Subjekte vermöge ihrer Subjektivität zur Präcision des Styls vorzüglich hinneigen, so sprechen sie doch, wo sie als Redner auftreten, nicht in dem hohen Grade der Präcision, der in eigentlich prosaischen (blos didaktischen) Vorträgen statt finden kann, und sich hier als ein gedrängter Ausdruck zeigt. Die Periode aber, als solche, liebt jene Fülle des Ausdrucks ebenfalls; die sämmtlichen einzelnen Glieder, welche das Ganze einer vollendeten Periode ausmachen, stellen zusammen genommen einen erweiterten und ausgebildeten Hauptgedanken dar. Wer eine Reihe von Gedanken periodisch vorträgt, ist immer in einem solchen Gemüthszustande, der bei den aufgefaßten Vorstellungen mit einer gewissen Ruhe und Muße verweilt; und die ganze Struktur der Periode selbst veranlaßt den Redner schon dadurch, daß Vordersatz und Nachsatz eine gewisse Proportion verlangen, zu jenem Erweitern und Ausbilden des Gedankens. Die freiere, aphoristische Form hingegen ist mehr für das prücise Zusammendrängen der Gedanken geeignet, so wie sie im Gemüthe des Darstellenden gewöhnlich einen raschen Wechsel der Vorstellungen und Gefühle bezeichnet. Die Periode stimmt ferner mit dem ganzen Charakter der eigentlichen Rede vorzüglich überein, weil sie selbst eine Handlung im Kleinen ist, so wie die Rede eine Handlung im Großen. Es vereinigen sich in ihr alle diejenigen Merkmale, welche wesentlich zum Begriffe einer Handlung gehören; denn wir bemerken in ihr a) eine gewisse Reihe von Veränderungen, indem jeder Theil derselben ein anderer Theil der in dieser Periode ausgebildeten Hauptvorstellung ist, b) eine Verknüpfung derselben nach dem Gesetze der Kausalität, denn in der wohlgebauten Periode hängen alle Theile genau zusammen, das eine entwickelt sich aus dem an-

dern, und alles steht an seinem Platze, c) eine geschlossene Reihe jener Veränderungen, die Periode schreitet unaufhaltsam zu einem bestimmten Ziele, zu einem Endpunkte hin, und alles Einzelne ist so genau zu jenem Ganzen verknüpft, dass man die Periode vom Anfange bis zu Ende hören oder lesen muss, um einen bestimmten und vollständigen Sinn zu haben, d) einen Grund, den jene Reihe von Veränderungen in der menschlichen Freiheit hat, da jede Periode, als Darstellung eines Gedankens, aus der inneren geistigen Selbstthätigkeit des Menschen hervorgeht. Endlich werden auch die Ansprüche, welche der äussere Sinn der Zuhörer an die Rede als mündlichen Vortrag macht, durch einen gelungenen Periodenbau am meisten befriedigt. Denn der äussere Sinn empfängt hier eine vollendete und abgeschlossene Reihe von Eindrücken, unter welchen theils Mannichfaltigkeit und Wechsel herrscht, theils Proportion und Harmonie; und diese Harmonie im Mannichfaltigen vermag sich in der Periode vollkommener darzustellen, als in der freien aphoristischen Form.

Wir wenden uns jetzt zur genaueren Bestimmung des Einzelnen, wodurch der Ausdruck diejenige Vollkommenheit empfängt, die er besitzen muss, in so fern er sich zunächst dem äussern Sinne der Zuhörer darstellt*). In dieser Beziehung also erwarten und verlangen wir von dem Ausdruck, dass er Klang habe; dass er sich leicht und so bewege, wie es dem jedesmaligen Gegenstande, und dem Gemüthszustande

*) Vorausgesetzt wird also hier, was bereits in früheren Untersuchungen dieses Abschnitts nachgewiesen worden ist, in welchem Zusammenhange diejenigen Eigenschaften des guten Styls, die sich zunächst auf die Anforderungen des Erkenntnissvermögens beziehen, die Richtigkeit, die Deutlichkeit und Bestimmtheit, die Ordnung und Präcision, nicht blos mit der Wahl einzelner Worte und Redensarten, sondern auch mit ihrer Ordnung und Zusammenfügung stehen.

des Darstellenden angemessen ist; dass sich jeder Gedanke in der Bedeutsamkeit, welche er hat, auch dem Gehör ankündige; dass Harmonie im Mannichfaltigen sey. Und diesen Anforderungen soll 1) die Wahl einzelner Wörter, 2) die Verbindung von Wörtern, welche unmittelbar oder in kurzen Zwischenräumen auf einander folgen, 3) die ganze Zusammenfügung einzelner Sätze und Perioden, 4) die Verbindung mehrerer Sätze und Perioden zu einem Ganzen entsprechen.

Schon die Wahl einzelner Wörter für sich genommen ist hier ein nicht unbedeutender Gegenstand der Aufmerksamkeit, in wie fern der gute Ausdruck gern solche Wörter vermeidet, die zu reich an Konsonanten, besonders rauhen Konsonanten, und zu arm an Vokalen sind, z. B. der Komparativ: prahlerischer. Die Konsonanten geben der Sprache den Charakter der Festigkeit und Bestimmtheit; Vokale geben ihr Biegsamkeit, Anmuth, Wohllaut, und vermitteln sanfte Uebergänge von einer Sylbe zur andern. Wo daher zu viel Konsonanten, besonders rauhe (wie r, t, f, sch, z,) zusammentreffen, da geht jene Festigkeit leicht in Rauhigkeit und abstossende Härte über. Nicht selten entsteht dieser Fehler aus einer nachlässigen, mit der Richtigkeit der Sprache ohnedem streitenden Verstümmelung und Zusammenziehung der Sylben, wodurch Vokale verloren gehen, z. B. beliebtrer statt beliebterer. Vergl. Krug philologischer Versuch über die Beförderung des Wohllauts der deutschen Sprache, Leipzig, 1812. Aber noch mehr kommt die Verbindung von Wörtern in Betrachtung, welche unmittelbar oder in kurzen Zwischenräumen auf einander folgen. Hier wird der Wohlklang am leichtesten verletzt, a) durch Häufung derselben Buchstaben, besonders scharfer Konsonanten (z. B. „der, von welchem „alle Wahrheit und alles Licht, aller Trost und

„alle Erquickung, aller Glaube und alle Hoffnung ausfliefst," oder: „er ist ein weit beredterer Mann," oder: „das stete Streben streitsüchtiger Schriftsteller"); b) durch Häufung der einsylbigen Wörter, denn, da jedes einzelne Wort ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht, und die Wörter durch gröfsere Zwischenräume von einander getrennt sind, als die Sylben eines Wortes, so kann das Gehör über eine Reihe einsylbiger Wörter, die unmittelbar auf einander folgen, unmöglich mit eben der Leichtigkeit hinweggleiten, welche bei Sätzen statt findet, wo einsylbige mit mehrsylbigen abwechseln, z. B. „der Mann, der den Rath nicht „nutzt, und nichts thut, als was ihm gut dünkt, wird „nie ganz froh seyn;" c) durch den *hiatus*, den das Zusammenstofsen der Vokale am Schlusse des einen und Anfange des andern Worts hervorbringt, z. B. „Du, o Abendsonne," oder: „O, alle ihr Gebeugten und Trauernden, statt: O, ihr Gebeugten und „Trauernden alle;" d) durch öftere Wiederkehr desselben Wortes, wo es vermieden werden konnte, z. B. „dafs das Verdienst verkannt, und gehafst „wird, und im Staube liegt, und dafs das frohe „Laster triumphirt" (wohllautender: „dafs das Ver„dienst verkannt, gehasset wird, und im Staube liegt, „wenn das frohe Laster triumphirt"); e) durch Gleichklang und Eintönigkeit. Der Gleichklang entsteht, wenn ohne zureichenden Grund schnell hintereinander Worte gebraucht werden, welche denselben oder doch einen sehr ähnlichen Klang hervorbringen. Z. B.: „man macht mir immer mehr Mühe." Die Eintönigkeit, wenn die auf einander folgenden Worte, ohne dafs es der Zweck der Darstellung (wie in dichterischen Produkten) fordert, in Rücksicht der Länge und des Sylbenmaafses einander gleich oder auffallend ähnlich sind. Z. B. „Eine hohe Tugend zeigte Jesus, unser „Heiland, lehrend, wirkend, duldend, sterbend für die „Menschheit."

Die gerechten Anforderungen, welche in Hinsicht auf die ganze Zusammenfügung einzelner Sätze und Perioden an den guten Styl überhaupt, und insbesondere an den Redner geschehen, setzen eine bestimmte Erörterung der Begriffe des Rythmus und Numerus voraus. In jeder Sprache unterscheiden sich die Sylben, wie bekannt, durch Kürze und Länge, indem der Ton kürzer oder länger, weniger oder mehr bezeichnend und hervorhebend, auf ihnen verweilt. Diese Kürze und Länge ist in den sogenannten accentuirenden Sprachen (wie in unserer teutschen) nicht an den Vokal und Diphthong (wie in den quantitirenden, z. B. der römischen und griechischen), sondern an den Accent geknüpft. Unter dem Accent verstehen wir die besondere Betonung, welche in dem mehrsylbigen Worte diejenige Sylbe, oder in einer Reihe einsylbiger Worte dasjenige Wort, wodurch die Hauptvorstellung bezeichnet wird, empfängt, so dafs mehrere Sylben zu einer Einheit für das Gehör und für den Verstand verknüpft werden, z. B. „Beschäftigung," oder: „ich bin es." Ein mehrsylbiges Wort oder eine Reihe einsylbiger Worte, welche zusammengehören, kann immer nur einen Hauptaccent haben, den *acutus*, der die Anstrengung (Hebung) der Stimme ausdrückt (so wie der entgegenstehende, *gravis*, das Sinken); ob es gleich auch Nebenaccente geben kann, die dem Hauptaccente untergeordnet sind, weniger bedeutsam als jener, z. B. „Lieblingsbeschäftigung." In dem accentuirenden Sprachen ist die durch den *acutus* gehobene (accentuirte) Sylbe lang, die accentlose kurz. Es mufs daher auch in ihnen, so wie in den quantitirenden Sprachen (wo die Kürze und Länge der Sylbe nur nach einem andern Princip, prosodisch, bestimmt wird), Verhältnisse geben, in welche die auf einander folgenden Sylben vermöge ihrer Kürze und Länge gegenseitig treten. Und jede kleine Reihe von Sylben (von 2 bis 6), sie mögen

ein Wort oder mehrere ausmachen, nennt man einen Fuſs, in ſo fern eine beſtimmte Verknüpfung der Kürzen und Längen, ein Verhältniſs der Abhängigkeit in dieſer Reihe ſtatt findet, ſo daſs ſie dadurch ein Ganzes für das Gehör bildet. Die kurzen Sylben erſcheinen hier abhängig von den langen, die Theſis von der Arſis, und die Anakruſis, die unabhängige Kürze, welche oft der Arſis vorangeht, erſcheint doch in einer beſtimmten Beziehung auf dieſe, gleichſam als Vorbereitung der Arſis *). In jedem Fuſse giebt es daher auch ein beſtimmtes Verhältniſs der Aufeinanderfolge in der Zeit, und dieſes Verhältniſs, dieſer Charakter der Bewegung, in ſo fern er ſich dem Gehör darſtellt, wird Rythmus der Sprache genannt. Es können aber auch mehrere Füſse zu einem Ganzen verknüpft werden, indem man mehrere ſolche kleine Reihen von Sylben, in Beziehung auf eine auszudrückende Hauptvorſtellung, ſo zuſammenfügt, daſs jene Abhängigkeit der Kürzen von den Längen auch in dieſer gröſseren Reihe hervortritt, und ſie für das Gehör zu einem Ganzen macht; auch dieſe hat dann ihren beſtimmten Rythmus. Z. B.

„Wer ſich läſſet dünken, er ſtehe, mag wohl zuſehen, daſs er nicht falle.“ In der erſten Hälfte des Satzes, wo auf zwei Trochäen ein Daktylus, auf dieſen wieder ein Trochäus folgt, wird die erſte lange Sylbe: „Wer“ am meiſten durch den Accent hervorgehoben, ſo daſs ſelbſt die übrigen langen Sylben dieſer Hälfte in einer Abhängigkeit von jener erſcheinen, und die ganze Reihe ſchlieſst mit dem Worte, welches die in dieſer erſten Hälfte darzuſtellende Vorſtellung

*) Auch Sylben von gleichem proſodiſchen Werthe können in ein Verhältniſs der Abhängigkeit treten, wenn die Länge der einen, indem ſie um des Sinnes willen ſtärker accentuirt wird, die Länge der andern überwiegt, z. B. „dankt „Gott,“ wenn der Hauptaccent auf dem „danken“ läge.

vollendet „stehe.“ Im zweiten Theil des Satzes, der einen Jamben, zwei Daktylen, einen Trochäus umfaſst, tritt die erſte Sylbe in „zu ſehen“ am meiſten durch ihre Länge und Betonung hervor, und alle darauf folgende Sylben und Sylbenreihen ſtehen in Abhängigkeit von jener; der erſte jambiſche Fuſs „mag wohl“ bezieht ſich als Vorbereitung auf das Folgende, und erſcheint in ſo fern ebenfalls nicht unabhängig und iſolirt; das Ganze ſchlieſst wieder mit einem Worte, welches den Sinn vollendet „falle.“ In ſeiner höchſten Vollendung zeigt ſich dieſer Rythmus in der metriſchen Sprache der Poeſie, welche einzelne Wortfüſse zu beſtimmten Reihen ſo verbindet, daſs dieſelben rythmiſchen Verhältniſſe in gewiſſen Zeitabtheilungen und an denſelben Stellen wiederkehren. Und mit dem Metrum verbindet ſich in unſeren neueren Sprachen (zum Erſatz des Muſikaliſchen, das die quantitirenden Sprachen vor den accentuirenden voraus haben) nicht ſelten der Reim, d. h. das Zuſammentreffen zwei verſchiedener Vorſtellungen in zwei gleichklingenden Worten, mit welchen ſich beſtimmte Sylbenreihen ſchlieſsen. Z. B.

Mein Auge ſieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke,
Der Himmel prächtig ausgeſchmückt
Er preiſst den Gott der Stärke u. ſ. w.

Oder (ohne Reim):

Die du, heilige Kraft, brünſtig das All umſchlingſt,
Alles Leben gebierſt, alles Geborne nährſt,
Unbekannte, wer biſt du?
Nie Erlauſchte, wo wirkeſt Du?
Durch die Adern des All ſpritzeſt du flammend Blut,
Kochſt im Schatten das Gold, rüttelſt den Ocean,
Wälzſt Baſalte zu Domen,
Höhlſt kriſtallne Grotten aus.

Die Poeſie, als freie Darſtellung des Schönen in Worten, will hauptſächlich für die Form intereſſiren, und das Intereſſe an dem dargeſtellten Stoffe iſt hier das Untergeordnete. Daher giebt ſie auch der äuſseren Form des Gedichts, welche im rythmiſchen Charakter liegt, die höchſte mögliche Ausbildung, und dieſe ausgebildete Form tritt ſchon an ſich als etwas Schönes auf, abgeſehen von der Beſchaffenheit des Stoffes. Da es hingegen in der Natur der Rede liegt, daſs die Form nicht in dieſem Grade hervortrete, ſondern überall dem beſtimmten Endzwecke diene, der dem Redner theils im Ganzen des Vortrags, theils bei einzelnen Punkten der fortſchreitenden Handlung vor Augen ſchwebt, ſo kann auch die metriſche Form und der Reim nicht Sache der Beredſamkeit ſeyn. Die Sätze und Perioden des Redners charakteriſiren ſich vielmehr durch den freieren Rythmus, den man *numerus* nennt*), oder Eurhythmie, d. h. dadurch, daſs überhaupt in dem Zeitmaaſs, welches die einzelnen Sylbenreihen (die Theile eines Satzes) ausfüllen, ein gewiſſes Ebenmaaſs und eine anſprechende Leichtigkeit herrſche, ohne ſich daran zu binden, daſs in gewiſſen Stellen dieſelbe Aufeinanderfolge der kurzen und langen Sylben wiederkehre. Der Redner leiſtet, was man von ihm erwartet, wenn es der Mannichfaltigkeit der rythmiſchen Verhältniſſe eines Satzes oder einer Periode nicht an einer gewiſſen wohlklingenden Harmonie fehlt, die nicht von Geſetzen des Metrum und des Reims abhängt, ſondern von der Beſchaffenheit der Vorſtellungen ſelbſt und ihren Verhältniſſen, und von einem richtig treffenden Gefühle des Redenden. Bei dieſem oratoriſchen *rythmus* alſo kommt zuvörderſt in Betrachtung, daſs ſich der Ausdruck leicht bewege, und ſo,

*) *Quinctil. inſtitt. oratt. l. 9. c. 4. §. 45 ff. T. II. ed. Wolf. p. 17 sq.* und die Anmerkungen von Wolf.

wie es dem jedesmaligen Gegenſtande und dem Gemüthszuſtande des Darſtellenden angemeſſen iſt. Die Leichtigkeit der Bewegung beruht zum Theil auf der Vermeidung des Harten, Uebelklingenden, Schwerfälligen in der Verbindung von Worten, welche unmittelbar oder in kurzen Zwiſchenräumen auf einander folgen (wovon im Vorhergehenden die Rede war), — zum Theil auf einer ſolchen Zuſammenfügung der Sätze und Glieder, welche das innere logiſche Verhältniſs derſelben (was zunächſt zuſammengehöre, und, wie ſich das eine auf das andere beziehe) ſogleich beſtimmt und deutlich ankündigt. Z. B. „Je einleuchtender „es iſt, daſs ſich die gröſsten Hinderniſſe den Kir„chenverbeſſerern des ſechszehnten Jahrhunderts, wel„che, ob ihnen gleich längſt ſchon durch Gottes „Leitung entgegen gearbeitet worden war, doch nur „durch ungemeines und feſtes Ausharren bei der „Sache der heiligen Wahrheit ſiegen konnten, in „den Weg ſtellten; deſto mehr müſſen wir, was ſie „in ſo kurzer Zeit vollbrachten, achtend auf die „Stimme der Geſchichte, bewundern.“ Jedermann wird, namentlich bei dem mündlichen Vortrage dieſer Periode, bemerken, wie ſchwerfällig ſie einhergeht; wie übelklingend das Zuſammentreffen rauher Konſonanten (in den Worten: „je einleuchtender es iſt, daſs ſich — Jahrhunderts,“ und weiter unten: ungemeines und feſtes Ausharren u. ſ. w.,“ ſo wie im Nachſatze: „müſſen „wir, was ſie u. ſ. w.“) und die Häufung einſylbiger Wörter „ob ſie gleich ſchon durch“ und „wir, was ſie in ſo“ ſo wie der Gleichklang „voll„brachten, achtend“ ſey; wie fehlerhaft im Vorderſatze nach: „welche“ die Stellung des Pronomen „ihnen“ („ob ihnen gleich längſt „ſchon“) erſcheine, da es in dieſer Stellung ſowohl auf die Hinderniſſe als auf die Kirchen-

verbesserer bezogen werden könnte; wie wenig im Nachsatze der Zwischensatz „achtend auf die „Stimme der Geschichte," am rechten Orte stehe, da man hier ungewiss fragt, ob dies als Prädikat auf „wir" oder auf „sie" gehe. Wie leicht und fliessend würde sich die Periode in folgender Form bewegen: „Je gröfser die Hindernisse waren, „die sich den Kirchenverbesserern des sechszehnten „Jahrhunderts in den Weg stellten, und nur durch „treues Festhalten an der Wahrheit besiegt werden „konnten, obgleich die göttliche Vorsehung diesen „Triumph längst vorbereitet hatte; mit desto tieferer „Bewunderung des Herrlichen, das sie in kurzer Zeit „vollbrachten, erfüllt uns die Geschichte ihrer Tha„ten." Wenn wir aber nicht blos diese Leichtigkeit der Bewegung (abgesehen von der eigenthümlichen Beschaffenheit der darzustellenden Vorstellungen) sondern auch eine gewisse Uebereinstimmung des Charakters dieser Bewegung mit der Natur des Objekts und dem inneren Zustande des Darstellenden selbst verlangen und erwarten; so beruht dies auf der bekannten Wahrnehmung, dafs sich die äufseren oder inneren Beschaffenheiten der Gegenstände sehr häufig, nicht blos in dem Klange einzelner Worte, die etwas Malerisches haben (z. B. zertrennen, sich hingeben, brausen, donnern u. dgl.), sondern auch in dem Rythmus mehrerer zusammenhängender Worte und ganzer Sätze spiegeln, und, dafs es jedem Menschen, der die Sprache einigermaafsen in seiner Gewalt hat, am natürlichsten ist, in solchen rythmischen Verhältnissen seinen Gemüthszustand auszusprechen, die mit der Beschaffenheit des letzteren zusammen stimmen. Ob gleich der Redner niemals durch ein vollkommnes Malen des Klanges oder der Bewegung zum Dichter werden soll; so liegt es doch seinem richtigen Gefühle immer am nächsten, was sich langsam fortbewegt, was seiner Natur nach ruhig,

erhaben, feierlich ist, nicht in solchen Sylbenreihen, bei denen die Kürzen die Längen offenbar überwiegen, in schnell auf einander folgenden, und wenig tönenden Worten, dagegen, was sich schnell bewegt, was mit einem raschen Wechsel der Zustände, und geräuschvoll auftretenden Veränderungen verknüpft ist, nicht in feierlich langsamem Ausdrucke darzustellen. Und eben so wenig wird der langsame und feierliche Gang des Rythmus dem inneren Zustande lebhafter Gefühle und Affekten, die sich durch rasche Aufeinanderfolge mannichfaltiger Bewegungen des Innern charakterisiren, oder die entgegengesetzte Art des Rythmus dem völlig ruhigen Gemüthszustande, oder der Beschäftigung des Gemüths mit solchen Gefühlen, deren Charakter mehr ruhige Grösse und Tiefe, als rasche und feurige Bewegung ist, entsprechen. Man bemerke z. B. das Treffende und Wohlgewählte in folgender Stelle (Reinhard Pred. im J. 1810. geh. 1. B. S. 98.): „könnet ihr die stille „Majestät des gestirnten Himmels, könnet ihr die „zahllosen, durch alle Räume des Himmels zerstreueten Lichtpunkte überschauen, ohne in Verwunderung zu gerathen, ohne einen gewissen Schauer zu „empfinden?“ Vergl. Gräffe, Anweisung zum Rythmus, S. 155 ff. Grotefend, Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit, S. 218 ff. Der Redner trifft gewifs den richtigen Ton, ohne die Sylben ängstlich zu zählen, und affektirt im Rythmus zu werden, wenn er alles mit lebendiger Theilnahme des Gemüths vorträgt, und sich der Sprache bemächtigt hat. Mit dieser leichten und angemessenen Bewegung verbindet der gute und ansprechende Bau der Sätze eine solche Vertheilung und Stellung des Einzelnen, dafs sich jeder Gedanke auch dem Gehör in seiner eigenthümlichen Bedeutsamkeit darstelle. Dies geschieht, wenn dasjenige gehörig

hervortritt, was als ein einzelner Gedanke für sich die Aufmerksamkeit erregen soll, und, wenn der Ton und Charakter des Rythmus, durch dasselbe Gesetz der Gradation bestimmt, das in der ganzen Rede waltet, die vorzüglich wichtigen Vorstellungen auszeichnet. Die früher bemerkten stylistischen Fehler gegen die rechte Ordnung pflegen sich auch durch etwas Unbefriedigendes, Schwerfälliges, Schleppendes im Bau der Sätze sogleich anzukündigen, besonders, wo man in einen andern Satz oder andere Periode hineindrängt, oder derselben als Anhang beifügt, was einen eigenen für sich ausmachen sollte. Z. B. „Kann man redlicher und wahrheitsliebender seyn, „als die Kinder? Ist der Lernbegierige, nach Erkenntniss Dürstende (eine Eigenschaft, die wir na„mentlich bei den Kindern wahrnehmen), nicht weit „empfänglicher für die Religion, als der, welcher „schon eine Art von Sättigung empfindet?“ Weit zweckmäfsiger, aber auch fliefsender und ansprechender vertheilte Reinhard (Pred. von 1810. 1. B. S. 130.), was in dem Satze: „Ist der Lernbegierige u. s. w.“ so eben durch Einschiebung zusammengefasst wurde, in folgende zwei: „Ist der Lernbegie„rige, nach Erkenntniss Dürstende nicht weit em„pfänglicher für die Religion, als der, welcher schon „eine Art von Sättigung empfindet? Kann aber je„mand gelehriger seyn und eifriger nach neuen Vor„stellungen streben, als die Kinder?“ Die Steigerung (Klimax) im Ton und Rythmus hängt mit dem zusammen, was im Vorhergehenden über die Angemessenheit der rythmischen Bewegung zu der Verschiedenheit der Gegenstände und Gemüthszustände bemerkt worden ist. Vergl. z. B. Reinhard Pred. 1810. 1 B. S. 151: „Und jene bildende Kraft, „die allem, was da ist, Gestalt und Form giebt, die „alles aus Werkzeugen und Gliedern zusammensetzt: „ist sie in der zartesten Fibel nicht eben so kunst-

„reich, als in dem ganzen Baue des thierischen Kör„pers; ist sie in den kleinen Gewächsen des Mooses „nicht eben so wirksam, als in dem zum Himmel „emporstrebenden Eichenwalde; ist sie in der „kleinen regelmäsigen Schneeflocke nicht eben so „sichtbar, als in den Sonnen und Welten, die „über unserm Haupte flammen?“ Man bemerkt hier leicht den trefflich steigenden Rythmus in den durch den Druck ausgezeichneten Worten. Ein guter und ansprechender Bau der Sätze und Perioden vermeidet endlich die allzugrosse Länge derselben, verknüpft mit der Mannichfaltigkeit des Tons und der Bewegung eine gewisse Symmetrie, die sich sowohl auf den Umfang und die Ordnung der Redetheile, als auf die Mischung der kurzen und langen Sylben bezieht, und sorgt für einen volltönenden, durch sanften Uebergang herbeigeführten Schluss. Da jede Periode ein in sich vollendetes Ganzes bildet, so muss sie auch nothwendig so beschaffen seyn, dass der Zuhörer am Schlusse der Apodosis noch im Stande ist, sich den Anfang der Protasis zu vergegenwärtigen. Bei dem Anhören einer zu langen Periode empfindet selbst der äussere Sinn, indem er zu viel Eindrücke auf einmal fassen, und zu einem Ganzen verbinden soll, eine gewisse Härte, etwas Widerstrebendes. Jedoch lassen sich die Grenzen der Länge nicht nach Gliedern und Sylbenreihen genau bestimmen und berechnen. Die Beschaffenheit der Vorstellungen selbst, welche bald mehr, bald weniger Ausbildung und Erweiterung erfordern, die Bildung und Fassungskraft der Zuhörer, die für lange Sätze und Perioden bald mehr, bald weniger empfänglich ist, und die physische Kraft (der Athem) des Redenden, diese Punkte geben hier immer den richtigsten Maasstab an die Hand. Und, da die Glieder,

aus denen eine Periode beſteht, bald kürzer bald länger ſeyn können; ſo iſt es auch nicht als abſolute Regel zu betrachten, daſs jede Periode, die über vier Glieder hinausgeht, ſchon dadurch die Grenzen des Umfanges überſchreite. Die Mannichfaltigkeit, die in dem Bau der Sätze und Perioden herrſchen ſoll, gründet ſich theils auf die Nothwendigkeit überhaupt, jeden Gedanken in einer beſondern Form hervortreten zu laſſen, da jeder Gedanke des redneriſchen Vortrags in ſeiner beſondern Beziehung zu dem beſtimmten Endzwecke ſteht *), theils auf das oben bemerkte Verhältniſs, das zwiſchen dem Charakter des Tons und der Bewegung, und zwiſchen der wechſelnden Beſchaffenheit der darzuſtellenden Vorſtellungen, und der Gemüthsſtimmungen des Redners, die ſich ausſprechen ſollen, ſtatt findet. Aber in eben dieſem Verhältniſſe liegt auch der Grund, warum der einmal gewählte, dem Gegenſtande und der Gemüthsſtimmung wirklich entſprechende Charakter der rythmiſchen Bewegung in einem und demſelben Satze oder derſelben Periode im Ganzen von dem Redner feſtgehalten, und nicht durch zu auffallenden Wechſel unterbrochen wird. Und auch für ſich betrachtet, abgeſehen von der Beſchaffenheit der auszudrückenden Gedanken und Gefühle, kann nur die Periode einen guten Eindruck machen, und den allgemeinen Anforderungen an die Schönheit der Form entſprechen, in welcher, neben jenem Wechſel (den wir einer ermüdenden Einförmigkeit entgegenſetzen) eine gewiſſe Harmonie oder Symmetrie den Zuhörer anſpricht. Dieſe Symmetrie bezieht ſich auf den Umfang und die Ordnung der Redetheile, ſo wie auf die Miſchung der kurzen und langen Sylben. Wir bemerken ſie zwiſchen dem Vorder- und

*) S. Theremin: Die Beredſamkeit eine Tugend, S. 207 folgg.

Nachsatze einer Periode, und zwischen den einzelnen Theilen derselben, die einander in Hinsicht logischer Verhältnisse entsprechen. Fehlerhaft würden wir z. B. folgenden Periodenbau nennen: „Wenn man „bedenkt, wie ernst das Christenthum Liebe fordert, „und die Hindernisse derselben erwägt; so muss das „Geständniss von Herzen geschehen, dass man entwe„weder beharrliche Aufmerksamkeit auf alles zu wen„den habe, was Menschen uns thener zu machen „im Stande ist, oder, dass es unmöglich sey zu er„füllen, was Jesus geboten hat." Denn die *protasis* ist, im Verhältnisse zur *apodosis*, auffallend kurzabgebrochen, und bedurfte einer grösseren Ausbildung und Erweiterung; die Aufeinanderfolge der einzelnen Glieder entspricht nicht gehörig der Ordnung der Vorstellungen, denn dem in der *protasis* bezeichneten und zuerst gestellten Gedanken, das Christenthum fordere Liebe, entspricht in der *apodosis* die Vorstellung, es könne wohl unmöglich scheinen, die Forderungen des Christenthums zu erfüllen, daher musste diese ebenfalls den ersten, nicht den zweiten Untertheil der *apodosis* bilden; man bemerkt endlich auch kein gehöriges Ebenmaass des rythmischen Charakters, indem die *protasis* langsam und feierlich mit einem Spondeus beginnt, und in dem ganzen Vordersatze eine ziemlich gleiche Mischung kurzer und langer Sylben ist (ein ziemlich ruhiger Charakter des Rythmus), die *apodosis* hingegen plötzlich mit rascher Bewegung auftritt, und in dem ganzen Nachsatze die Kürzen offenbar die Längen überwiegen. Wie ganz anders nimmt sich diese Periode aus, von Reinhard (Pred. 1798. geh. 1. B. S. 41.) so gestellt: „Wenn man bedenkt, wie nachdrücklich „und rührend die Religion, welche wir bekennen, „Liebe gegen die Menschen fordert, und, welchen „Werth sie dieser Liebe beilegt, wenn man zugleich „die unzählbaren Hindernisse betrachtet, welche der,

„der Liebe beweisen will, überall antrifft, und die „Umstände in Erwägung zieht, die das Wohlwollen „gegen andere in uns schwächen: so muss man ein„gestehen, es sey entweder nicht möglich, der Haupt„forderung des Christenthums, seinen Nächsten zu „lieben, wie sich selbst, Genüge zu leisten; oder man „müsse die grösste Aufmerksamkeit auf alles wenden, „was uns die Menschen werth und theuer machen, „und unser Herz für sie einnehmen und gewinnen „kann." Dieses Ebenmaals zwischen Vorder- und Nachsatz*) und ihren einzelnen Theilen ist freilich bald mehr, bald weniger sichtbar, je nachdem es durch die Beschaffenheit der in der Periode darzustellenden Vorstellungen und ihrer logischen Verhältnisse bald mehr, bald weniger begünstigt wird. Im Allgemeinen kann immer mit Recht angenommen werden, dass sich die periodische Form um so harmonischer und fliessender gestaltet, je mehr der Redner an ein geordnetes Denken gewöhnt ist, vorausgesetzt, dass es ihm nicht an Gewandheit der Sprache fehle, und an einem Gehör, dessen Empfänglichkeit für die rythmischen Verhältnisse in einem gewissen Grade ausgebildet ist. Sehr viel gewinnt dabei die rednerische Periode an Numerus, wenn der Gradation in den Vorstellungen eine Steigerung der einzelnen Glieder entspricht; und in demselben Gesetze der Gradation liegt auch der Grund, warum der Wohlklang mehr gefördert wird, wenn der Nachsatz den Vordersatz an Umfang übertrifft, als bei dem entgegengesetzten Verhältnisse. Denn der Nachsatz ist, da die eigentliche Vollendung des Sinnes auf ihm beruht, in so fern als der wichtigere Theil zu betrachten. Jedoch fügt sich nicht jede

*) Sehr zu beachtende Bemerkungen über das Symmetrische im Periodenbau s. in Grotefend Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit, S. 213 ff.

Gedankenreihe genau in dieſe Regel; und derjenige bringt dem Wohlklange gewiſs ein zu groſses Opfer, der einen Nachſatz durch müſsige Tautologieen zu erweitern ſucht.*) Vollendet wird der Periodenbau durch einen volltönenden, im ſanften Uebergange herbeigeführten Schluſs (*clauſula periodi*). Denn der äuſsere Sinn erwartet im Schluſs die vollkommenſte Befriedigung, ſo wie das Erkenntniſsvermögen dadurch befriedigt wird, daſs ſich der Sinn des Ganzen hier vollendet. Daher endet die Periode niemals gern mit einem ſolchen einſylbigen Worte, das ſich nicht grammatiſch genau an das Vorhergehende anſchlieſst, oder mit ſolchen mehrſylbigen, die nicht genau in der Konſtruktion zuſammengehören, und nicht durch Konjunktionen verbunden werden. Gut und volltönend ſchlieſst z. B. folgende Periode: „Wenn euch alles werth und theuer iſt, was den „unſterblichen Geiſt des Menſchen angeht, ſo ver„nehmt auch mit ganzer Seele die erhebenden An„ſichten der heiligen Schrift von der groſsen Würde „der menſchlichen Natur.“ Auch ſo verän„dert: „Wenn euch alles werth und theuer iſt — „— — — die erhebenden Anſichten, welche die „heilige Schrift von der groſsen Würde der menſch„lichen Natur gegeben hat,“ wäre die Periode noch immer nicht zu tadeln, denn das Einſylbige hat hängt ſo genau mit „gegeben“ zuſammen, daſs es mit dieſem Worte gemeinſchaftlich einen guten Schluſs bildet. Aber wie mangelhaft und unbefriedigend wäre

*) *Quinctil. inſtitt. oratt. l. 9. c. 4. §. 58 ſq. T. II. Wolf. p. 201 ſq.: Collocatio autem verba jam probata et electa et velut aſſignata ſibi debet connectere: nam vel dure inter ſe commiſſa potiora ſunt inutilibus. Tamen et eligere quaedam, dum ex iis, quae idem ſignificent, atque idem valeant, permiſerim: et adjicere, dum non otioſa: et detrahere, dum non neceſſaria: ſed et figuras mutare et caſus et numeros etc.*

dieſe Wendung des Schluſſes: „Die erhebenden Anſichten unſerer Würde, welche das Evangelium klar lehrt.“ Oder wie ſchleppend folgender Nachſatz einer Periode: „ſo iſt es unläugbar, daſs alle Mängel, welche aus der Unüberlegtheit der Menſchen, die darauf achten ſollten, entſtehen, ſchaden.“ Wie weit beſſer: „ſo iſt es unläugbar, daſs alle Mängel, welche aus der Unüberlegtheit der Menſchen entſtehen, die darauf achten ſollten, bedeutenden Nachtheil bringen.“ Vorzüglich gern vernimmt man im Schluſs der Periode den dritten Päon ⏑ — ⏑, den Anapäſt ⏑ ⏑ —, den Spondeus — —, den Jambus ⏑ — und Dijambus ⏑ — ⏑ —, den Choriambus — ⏑ ⏑ —. Wenn nun der Bau des Ganzen vom Anfange bis Ende ſo beſchaffen iſt, daſs ſich der Numerus dem Gehör ſogleich ankündigt, ſo nennt man ihn rund, oder abgerundet (*περίοδος στρογγύλη*), entgegengeſetzt dem mangelhaften, unvollkommnen, verſtümmelten, oder dem gedehnten, ſchleppenden (*περίοδος ὑπτία, reſupina*). Unter den klaſſiſchen Rednern des Alterthums bieten beſonders Iſokrates, Lyſias, Demoſthenes, Cicero, Plinius, unter den neueren Kanzelrednern Reinhard, Marezoll, Dräſeke, Haffner, Röhr, Schuderoff eine reiche Fülle von Beiſpielen abgerundeter und dadurch wohlklingender Perioden an die Hand. Wir begnügen uns hier mit einer zur anſchaulichen Erläuterung dienenden Stelle aus Marezoll Pred. an Feſttagen und bei beſondern Gelegenheiten gehalten, Jena, 1806. N. XI. Fortſetzung einer Predigt über die unausſprechliche Gröſse Gottes. Nachdem der Redner gezeigt hatte, es folge aus der Betrachtung dieſer unausſprechlichen Gröſse Gottes nothwendig die Pflicht, Gott durch rechtſchaffene Geſinnungen und Handlungen zu verehren, ſchlieſst er mit folgender Periode S. 385.: „Ja, iſt Gott unausſprechlich groſs;

„kann ihm nichts an eitlem Scheingepränge, nichts „an leeren Worten und Gebräuchen liegen; bedarf „er nie und in keiner Rückficht unſerer Dienſte; „hängt ſein Ruhm nicht von unſern Lippen, ſon„dern von ſeinen Werken ab; iſt es unſer Herz, „was wir ihm zum Opfer darbringen können und „ſollen: o, ſo ehret ihn durch Tugend, ſo thut ſei„nen Willen, ſo unterwerfet euch ſeinen Schickun„gen, ſo handelt wohlthätig gegen ſeine Kinder, und „gewiſſenhaft gegen euch ſelbſt, ſo lebet euerer menſch„lichen und chriſtlichen Würde gemäſs, ſo erfüllet „euere hohe Beſtimmung, und bereitet euch dadurch „auf die Zeit, wo ihr ſeine Gröſse in hellerem Glanze „ſehen, und ſeine Herrlichkeit mit verklärter Zunge „preiſen werdet.“ Der Vorderſatz enthält die Gründe des im Nachſatz Folgenden; mit jedem Gliede kommt der Verfaſſer immer näher und näher zur Hauptſache; zuerſt der allgemeine Gedanke, iſt Gott unausſprechlich groſs, dann die negative Beſtimmung, womit man Gott nicht weſentlich und hauptſächlich verehren könne: „kann ihm nichts an eitlem Schein„gepränge — — — — ſondern von ſeinen Werken „ab,“ zuletzt das Poſitive: „iſt es unſer Herz u. ſ. w.;“ eben ſo iſt unter den Folgerungen des Nachſatzes der wichtigſte und am meiſten erhebende Geſichtspunkt, daſs man ſich durch Verehrung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit am würdigſten auf die Zeit vorbereitet, in welcher wir Gottes unausſprechliche Gröſse vollkommner, als hier, erkennen werden, zuletzt geſtellt, und auch dadurch ausgezeichnet, daſs dieſer Untertheil des Nachſatzes: „ſo er„füllet euere hohe Beſtimmung, und bereitet u. ſ. w.“ den gröſsten Umfang hat; in dem rythmiſchen Charakter des Vorderſatzes bemerkt man einen ruhigen Gang, ganz entſprechend der ruhigen Betrachtung, der Erwägung deſſen, woraus die Ermahnungen des Nachſatzes folgen; ſo wie dagegen der Nachſatz gröſs-

tentheils einen etwas raſcheren und lebhafteren Rythmus hat, dem Ton der Ermunterung, der unmittelbar zum Willen der Zuhörer ſpricht, völlig angemeſſen; der Schluſs iſt feierlich langſam und volltönend: „mit verklärter Zunge preiſen werdet.“

Auf die Verbindung mehrerer Sätze und Perioden zu einem Ganzen iſt daſſelbe anwendbar, was von dem Bau der einzelnen gilt. Auch hier erwartet das gebildete Gehör, daſs eben ſowohl eine auffallende Ungleichheit der Sätze und Perioden, als eine ermüdende Einförmigkeit des Umfanges, des rythmiſchen Charakters, des gleichen Anfanges und Schluſſes vermieden werde, und das Ganze, wo möglich, mit den volltönendeſten ſchlieſse. Es liegt in der Natur der darzuſtellenden Gedanken, und auszuſprechenden Gemüthszuſtände, und in der Verſchiedenheit deſſen, was der Redner zunächſt beabſichtigt, daſs kurze leicht an einander gereihete Sätze mit eigentlichen Perioden in einem Vortrage abwechſeln. Jene ſind unſtreitig da, wo es darauf ankommt, gewiſſe einzelne auf einander folgende Vorſtellungen in ihrer Wichtigkeit und Bedeutung beſonders bemerklich zu machen, oder, wo dem Redenden eine feurige, eindringende, erſchütternde Darſtellung am natürlichſten iſt, mehr an ihrem Platze, als eigentliche, beſonders lange Perioden. Die gewöhnliche durch ihren Umfang nicht ausgezeichnete Periode eignet ſich am Beſten für die ruhige ſtill fortſchreitende Belehrung, und für eine Beſchäftigung der Einbildungskraft und des Gefühls, die ſich weder durch den kühnſten und erhabenſten Schwung, noch durch Pathos charakteriſirt, ſo wie die lange vielumfaſſende Periode hauptſächlich für die erhabene, prächtige, feierliche Darſtellung, in der Ausführung des Thema ſelbſt. Daher beginnt der Eingang der Rede nicht zweckmäſsig mit einer langen Periode. Denn in dem Eingange, der blos die Handlung ein-

leiten und vorbereiten will, läßt sich in der Regel noch nicht der höchste Grad der Thätigkeit geistiger Kräfte, der überhaupt in der Rede statt finden kann, von dem Zuhörer erwarten und verlangen. S. die Theorie der redneriſchen Anordnung S. 27. Lange Perioden aber verlangen eine anhaltende Richtung der bereits völlig geſammelten und geſpannten Aufmerkſamkeit, eine erhöhte Thätigkeit der Phantaſie oder der Denkkraft, oder beider Vermögen zugleich. Eben ſo wenig paſſen ſie für den Ton des Gebets, es ſtehe am Anfange oder am Schluſſe, oder in irgend einem andern Theile der Predigt. Denn der innigſte Schwung der Andacht erklingt zwar gern in harmoniſchen Tönen, aber, wo das Gebet dem Redner wirklich aus dem Herzen kommt, doch nicht ſo planvoll und methodiſch, wie die Vorſtellungen in einer langen Periode zuſammengefügt werden. S. die Theorie der Anordnung S. 61 ff. Und, wo ein Affekt mit beſonderer Lebendigkeit hervortritt, ſey es in der Ausführung des Thema, oder im Epilog, der den Gefühlen und Gemüthsbewegungen, überhaupt den höchſten Schwung geſtattet, da bewegt ſich der Ausdruck ebenfalls weit natürlicher in kurzen Sätzen, als in feierlicher periodiſcher Form. Alle dieſe Umſtände veranlaſſen den Redner ſchon für ſich zu jener Abwechslung im Bau und Umfange der Sätze, wodurch die ermüdende Einförmigkeit vermieden wird, welche im Vortrag, der ſich durchgängig vom Anfange bis zu Ende in langen Perioden bewegt, noch in höherem Grade beſitzt, als eine Rede, die ſich durchgängig an kurze Sätze hält, weil dieſe letztere Art zu jeder ſchon an ſich mehr Mannichfaltigkeit geſtattet. Dabei bewahrt aber auch den Redner ein richtig treffendes Gefühl für eine gewiſſe Einheit der Form am ſicherſten vor einem ſchneidenden Kontraſt, der z. B. dann hervortreten würde, wenn ſich der eine Theil der Rede ganz an die freiere

aphoriſtiſche Manier hielte, der andere blos von der periodiſchen Form Gebrauch machte.

Da übrigens die redneriſche und dichteriſche Schreibart zwei ganz verſchiedene Gattungen ſind; ſo kann es zwar nicht gerechtfertigt werden, wenn es ein Redner zur Gewohnheit macht, in ſeinen Vorträgen oft und anhaltend in den gebundenen Rythmus des Dichters, in die metriſche Sprache überzugehen, oder einzelne Stellen aus dichteriſchen Produkten anderer einzuweben. Noch weniger dürften ſich ganze Predigten in Verſen vertheidigen laſſen. Denn der Zuhörer wird dadurch ſogleich veranlaſst (wenn es auch keineswegs die Abſicht des Redenden iſt), ſein Augenmerk mehr auf Schönheit der Form als auf die materielle Wahrheit zu richten, gegen die Beſtimmung der Beredſamkeit. Es läſst ſich jedoch eben ſo wenig verkennen, daſs dichteriſche Stellen bisweilen, und am rechten Orte, den Eindruck der redneriſchen Darſtellung befördern können, 1) wenn den Redner ſelbſt ſeine ganze innere, durch den behandelten Gegenſtand hervorgebrachte Gemüthsſtimmung dazu veranlaſst, 2) wenn ſich jene dichteriſche Stellen nicht blos überhaupt durch richtige Haltung des Metrum, Leichtigkeit des Versbaues und Wohllaut empfehlen, ſondern auch in Hinſicht der in ihnen ausgedrückten Vorſtellungen und Gefühle, ihres ganzen poetiſchen Charakters, ſelbſt ihrer rythmiſchen Verhältniſſe mit dem Inhalt, Geiſt und Ton der Stelle des redneriſchen Vortrags, welche ihnen vorausgeht, ungezwungen übereinſtimmen (ſo daſs z. B. ein Vortrag, der ſich in der niederen Sphäre der redneriſchen Schreibart bewegt, nicht plötzlich durch eine Strophe eines Gedichts unterbrochen wird, das ganz der höheren Sphäre der dichteriſchen Schreibart angehört). Am meiſten eignen ſich dichteriſche Stellen für den Schluſs der Rede, wo die Begeiſterung des Redners ihren

höchsten Gipfel erreicht; so wenig auch dadurch eine bindende Norm für diese Art des Schlusses begründet wird. Vergl. Gräffe Anweisung zum Rythmus S. 136 folgg. Der Zweck der christlichen Erbauung verweist den Prediger hier zunächst an die bei der Gemeinde eingeführte Sammlung geistlicher Lieder. Doch steht ihm auch die Benutzung anderer dichterischen Produkte frei, vorausgesetzt, dafs in ihnen ein würdevoller Stoff behandelt wird, und ein wahrhaft religiöser und sittlicher Geist athmet. Vergl. das hallische Journal für Prediger, 58. B. 3. St. 1813.

Den ganzen durch Wohlklang ausgezeichneten Ausdruck nennen die alten Rhetoren *oratio polita* (γλαφυρὰ ἁρμονία), entgegengesetzt der *dura, aspera, horrida*, αὐστηρά. Unter *concinnitas* (τὸ στρογγύλον) versteht man gewöhnlich die bei dem Bau der Sätze und Perioden in Hinsicht auf Ordnung der Wörter, Umfang, Sylbenmaafs beobachtete Symmetrie; doch gebraucht es Cicero auch im engeren Sinne von der Vollendung der periodischen Form. Vergl. *Link dissert. de oratione concinna*, Altorf, 1709. 4. *Rost prolusio de concinnitatis notione*, Flaviae, 1754. 4.

Vierter Abschnitt.

Der rednerische Styl in der niedern, mittleren und höheren Sphäre.

Mit welchem Rechte und in welchem Sinne wir behaupten, jede der drei verschiedenen Gattungen des Styls, der eigentlich prosaische, der dichterische, der rednerische, zeige sich in drei verschiedenen Arten, als niederer, mittlerer, höherer Styl, oder in der niedern, mittleren, höheren Sphäre, hat der

erſte Abſchnitt bereits ausführlicher erörtert, und, was die proſaiſche und dichteriſche Darſtellung betrifft, in Beiſpielen nachgewieſen. Jetzt, nachdem wir die einzelnen Eigenſchaften des guten Styls in beſonderer Beziehung auf die Beredſamkeit genauer betrachtet, und dadurch vollſtändig ausgemittelt haben, was zum Weſen und Charakter des redneriſchen Styls gehöre, iſt noch übrig, daſs jener Unterſchied des niederen, mittleren und höheren Styls auch an der redneriſchen Darſtellung nachgewieſen werde.

Die Bewegung des Willens, welche die Rede überhaupt beabſichtigt, kann, wie oben bemerkt wurde, von der populärſten Auseinanderlegung überzeugender Gedanken ausgehen, welcher ein leichtes, im gewöhnlichen Kreiſe verweilendes Spiel der Einbildungskraft, und eine ziemlich gleichförmige, ſanft anziehende, oder erhebende Thätigkeit des Gefühls zur Seite geht. Dies begründet den Charakter des redneriſchen Styls in der niedern Sphäre. Er giebt eine ſolche Fülle der Darſtellung, die nicht blos redneriſche Erweiterung des Gedankens, wodurch er dem Gefühle näher gelegt wird, ſondern auch Popularität im Auge hat, und dabei die möglichſte Leichtigkeit des Ausdrucks; er hält ſich an Worte und Wendungen, welche der Sprache der niedern Stände am meiſten geläufig ſind, ohne gegen die relative und abſolute Würde zu verſtoſsen; er verbreitet über das ganze ſtyliſtiſche Produkt eine Anſchaulichkeit, welche oft in eine blühende und rührende, oder gemüthvolle oder pathetiſche Darſtellung (weniger in Pracht und Erhabenheit des Ausdrucks) übergeht; und ſpricht gröſstentheils in kurzen Sätzen, und, wo die periodiſche Form auftritt, in Perioden von geringem Umfange. Die Bewegung des Willens kann aber auch von einer beſondern Gedrängtheit der Gedanken, die der erhabenſte Schwung der Phantaſie, und die mächtigſte, tiefſte, ergreifendeſte Anregung

der Gefühle begleitet, ausgehen. Dies begründet den Charakter des redneriſchen Styls in der höheren Sphäre. Er liebt den höchſten Grad derjenigen Präciſion, welche überhaupt mit der Natur der Beredſamkeit vereinigt werden kann; und erlaubt ſich da, wo es der Zweck und Gegenſtand verſtatten, oder (in Verbindung mit der geiſtigen Eigenthümlichkeit des Redners) dazu veranlaſſen, nicht nur das mächtigſte Pathos, ſondern auch die glänzendſte Pracht und den erhabenſten Schwung, deſſen die Beredſamkeit fähig iſt, ſo wie die höchſte Kunſt im Baue der Perioden. Die Beſtimmung des Willens kann aber auch endlich von einer ſolchen Darſtellung ausgehen, die in der Mitte zwiſchen dieſen Gegenſätzen liegt; und das begründet den redneriſchen Styl in der mittlern Sphäre, wo der Redner ſeinem Produkte die eben bemerkten Eigenſchaften, welche die höhere Sphäre charakteriſiren, zwar nicht in dem höchſten möglichen Grade mittheilt; aber doch ſo, daſs er ſich merklich über die niedere Sphäre erhebt. Der Gebrauch der bibliſchen Sprache in geiſtlichen Vorträgen behauptet in jeder Sphäre der redneriſchen Darſtellung gleichen Werth, vorausgeſetzt, daſs der Geiſtliche immer dabei die Frage berückſichtigt (die wenigſtens in kleineren Gemeinden, deren Mitglieder dem Prediger näher bekannt ſind, wohl berückſichtigt werden kann), mit welchen Abſchnitten und Büchern der heiligen Schrift ſein Publikum vorzüglich bekannt ſey? Wenn ſich nun auf der einen Seite nicht verkennen läſst, wie viel bei der Ausbildung dieſer verſchiedenen Arten des Styls auf der geiſtigen Individualität der Redner beruhe, welche den einen mehr zur niederen, einen andern mehr zur mittleren, einen dritten mehr zur höheren Sphäre ſtimmt und fähig macht; ſo iſt doch jedem eine ſolche Entwickelung und Ausbildung ſeiner natürlichen Anlagen und Kräfte ſehr zu wünſchen,

wodurch er in den Stand geſetzt wird, aus derjenigen Sphäre, welche ſeiner Individualität am nächſten liegt, da, wo es beſondere Umſtände der Zeit und des Ortes, oder die eigenthümlichen Bedürfniſſe und Erwartungen eines andern Publikum veranlaſſen, ſo in eine andere Sphäre übergehen zu können, daſs er ſich auch in dieſer nicht ohne Wirkſamkeit behaupte.*) Denn der höhere Styl iſt offenbar für die gebildeteſte Klaſſe der Zuhörer, der niedere für diejenigen, welche der Popularität am meiſten bedürfen, vorzüglich geeignet; ſo wie der Redner vor einem gemiſchten Publikum ſeinen Zweck am beſten erreicht, wenn er ſich an die mittlere Sphäre hält, da ſie theils nicht zu weit auſser dem Geſichtskreiſe ſowohl der niederen als der höheren Stände liegt, theils vermöge ihres Verhältniſſes zur niederen und höheren Sphäre dem Redner Annäherungen an dieſe und jene geſtattet, durch welche er in den Stand geſetzt wird, die Einheit der gewählten Form im Ganzen behauptend, gewiſſermaaſsen allen alles zu werden.

Beiſpiele der redneriſchen Schreibart in der niederen Sphäre.

Demoſthenes zweite olynthiſche Rede (nach Jakobs Ueberſetzung Demoſthenicſcher Staatsreden, Leipzig, 1805. S. 265 folg.) „Aber, o Freund, „höre ich manchen ſagen, wenn unſere äuſseren Ver„hältniſſe ſchlecht ſind, ſo iſt dagegen unſere innere „Staatsverwaltung deſto vorzüglicher. Und, welche „Gründe führt man dafür an? Die Mauern, die wir „übertüncht, die Straſsen, die wir ausgebeſſert haben, „die Brunnen, die Goſſen und Poſſen. Schauet dage„gen auf die Unternehmer dieſer Werke! Einige der-

*) Dies bemerkte ſchon Cicero, indem er das Ideal des Redners darin ſetzte, daſs man die *tria genera dicendi* völlig in ſeiner Gewalt habe. S. „die philoſophiſche und religiöſe Begründung“ S. 223. der neuen Ausgabe.

„ſelben ſind aus Bettlern zu reichen Leuten geworden;
„andere haben ſich aus der Dunkelheit zum Ruhm er-
„hoben (wörtlicher: andere wurden aus unbekannten
„Menſchen berühmte Männer), andere haben ihre Pri-
„vatwohnungen herrlicher als die öffentlichen Gebäude
„geſchmückt. Denn, ſo wie der Wohlſtand des Staats
„geſunken iſt, hat ſich der Wohlſtand dieſer Menſchen
„vermehrt. Was iſt nun an alle dem Schuld? warum
„ſtand vormals alles ſo gut, und jetzt nicht mehr? Erſt-
„lich, weil das Volk, das damals Muth genug beſaſs,
„ſeine Kriege ſelbſt zu führen, über die Verwalter des
„Staats herrſchte, und alle Belohnungen in ſeiner Ge-
„walt hatte, und jeder andere es für ein Glück anſah,
„Ehre, Aemter und Güter aus den Händen des Volks
„zu empfangen. Jetzt aber geſchieht das Gegentheil.
„Alle Vortheile ſind in den Händen der Staatsverwal-
„ter, und alles wird durch dieſe gethan. Ihr aber,
„das Volk von Athen, ſeyd entnervt, eueres Vermö-
„gens und euerer Bundesgenoſſen beraubt, gleichſam
„nur Diener und Anhängſel des Ganzen, und vollkom-
„men zufrieden, wenn euch dieſe die Theater-Gelder
„zufließen laſſen, oder euch magere Rinder austheilen.
„Was aber von allen das Empörendeſte iſt, ſo glaubt
„ihr euch ihnen verpflichtet für das, was euch ſelbſt
„angehört. Dafür halten ſie euch in der Stadt einge-
„ſchloſſen, gewöhnen euch an ſich, und machen euch
„kirre und zahm. Unmöglich kann aber derjenige
„groſſe und kühne Gedanken hegen, der in Abhängig-
„keit und Elend lebt; denn wie die Lebensart der Men-
„ſchen iſt, ſo muſs auch ihre Denkungsart ſeyn. Ich
„würde mich deshalb, bei den Göttern, nicht wun-
„dern, wenn mir dieſe aufrichtige Schilderung einer
„Lage mehr Nachtheil brächte, als denen, die ſie ver-
„anlaſst haben.“ Die redneriſche Anſchaulichkeit und Fülle beruht in dieſer Stelle vorzüglich auf dem Gebrauch der ſtyliſtiſchen Wendungen, wodurch der Vortrag des Redners das Anſehen eines lebhaft und raſch

fortſchreitenden Dialog's erhält. Die damit verknüpfte leichte Verbindung kurzer Sätze kündigt ſogleich die redneriſche Schreibart in der niederen Sphäre an, mit welcher überdies die glücklich gewählte und vom Ueberſetzer vortrefflich nachgebildete Paronomaſie: „die Goſſen und Peſſen“ (im Griechiſchen *καὶ χρήνας καὶ λήρους*), das Gleichniſs: „ihr aber ſeyd — gleichſam „nur Diener und Anhängſel des Ganzen“ (wo jedoch das griechiſche *προσθήκη* noch etwas mehr Würde beſitzt, als das deutſche: Anhängſel), und der metaphoriſche Ausdruck: „gewöhnen euch an ſich, und ma„chen euch kirre und zahm“ (*καὶ τιθασσεύουσι χειροήθεις αὑτοὺς ποιοῦντες*), ſehr wohl übereinſtimmt. Die Darſtellung erhält durch dieſe Wendungen zugleich einen komiſchen Anſtrich, der ganz an ſeinem Orte war, um das Ehrgefühl des Athenienſiſchen Volks durch den Gedanken an ſeine jetzige Lage lebhaft anzuregen.

Greiling Amtsvorträge bei feierlichen Gelegenheiten gehalten, Magdeburg, 1805. 8. S. 4 folg. Eingang der im Jahre 1801 gehaltenen Neujahrspredigt. „Noch nie, geliebte Zuhörer, bin ich ſo in Verlegen„heit geweſen, wie ich euch anreden, was ich zu euch „ſagen ſoll, als heute an dem ſo merkwürdigen Tage, „den Gott uns hat erleben laſſen. Das Herz iſt mir zu „voll, und ich weiſs nicht, was ich zuerſt, was ich zu„letzt ſagen ſoll. Den erſten Tag eines neuen Jahr„hunderts hat Gottes Sonne uns heraufgeführt, und „hier ſtehen wir an der heiligen Schwelle der Zukunft, „unkundig — was ſie in ihrem Schooſse verborgen hält, „tröſten uns nur deſſen, der unſere Zuflucht iſt für und „für, und deſſen Gnade waltet von Ewigkeit zu Ewig„keit. Heute vor 100 Jahren ſtanden auch unſere „Vorfahren hier, und riefen den Barmherzigen an für „ſich, für ihre Nachkommen, für uns. Ihre Namen „ſind faſt vergeſſen, ihre Gebeine vermodert, kaum „ſind Urenkel von ihnen noch da. Heute ſtehen wir

„an der Schwelle der Zukunft, und blicken in die neue „Zeit hinein. Aber, wie ist alles so dunkel, so unge„wiss! Nur Eins wissen wir, was in der neuen Zeit „uns bevorsteht, unser Tod. Wenn auch dieses neue „Jahrhundert einst zur Nacht der Vergangenheit hin„abgesunken seyn, wenn auch ihm einst zu Grabe wird „geläutet werden, dann wird ein anderer Lehrer an die„ser Stelle stehen, der jetzt — noch nicht geboren ist. „Um ihn her wird eine neue Gemeinde lauschend ste„hen, die auch erst noch geboren werden muss. Und „ob hie und da noch einer unserer Enkel, der unsern „Namen führt, im Silberhaare, gebückt vom Alter „noch übrig seyn, dann noch unter denen seyn wird, „die hier anbeten, wer weiss das? Ueber unsere Gräber „wallen dann unsere Nachkommen zu diesem Hause, „verwittert stehen unsere Leichensteine dann da, und „vielleicht nur wenige unserer Enkel und Urenkel wer„den sagen: dort schlummern unsere Väter! So rin„net die Zeit dahin, die kommende Stunde verschlingt „die gegenwärtige, und der gestrige Tag kehrt nimmer „wieder, und zwischen der Wiege und dem Grabe „rauscht unseres Lebens Fluss dahin. Die Zeit nimmt „uns auf ihre Flügel, und setzt uns an den Pforten der „Ewigkeit nieder. Dann öffnet sich eine neue Welt, „zu der die Würdigen eingehen. So ist denn alles „vergänglich, Menschen und Menschengeschlechter! „So schwindet ihr hin, Freuden und Leiden! Hoheit, „was bist du? Armuth und Niedrigkeit, was klagst „du? Wir gehen alle schnell durch das Leben hin, und „an den Thoren der Ewigkeit wird nur nach Tugend „und nach des Lebens Werth gefragt, den wir unse„rem Dasein durch gute, segnende Thaten geben. Un„ter traurigen Vorbedeutungen bricht dunkel und „schauervoll die neue Zeit herein. Millionen unserer „Brüder fangen dieses neue Jahrhundert verzweifelnd „an. Das Getöse des Kriegs umheult fürchterlich ihr „Ohr, und ängstlich schreien sie zum Himmel: ach

„Herr, wie so dringet Noth und Mangel regen sich an „vielen Orten, und mancher sonst fleissige Mann er„greift den Wanderstab, um für die Seinigen Brod „von der Milde zu erbetteln. Seuchen raffen hin, was „der Krieg verschont. Was uns bevorsteht, wissen wir „nicht; aber alles geht vorüber, und im Grabe ist Ruhe. „Aber Eines bleibt, was uns veredelt und beglückt, „was auch die Leiden zu Segen für uns verwandelt. Es „bleibt, was uns bessert und tröstet, was uns und un„sern Kindern den Geist und Muth höher hebt, die „Religion, das Evangelium. So schwinde denn al„les, was vergänglicher Natur ist. Die Religion, die „durch alle Zeiten beharrt, ist immer unser Licht, „unser Trost. Lasset uns heute der Religion neue „Liebe angelohen. Lasset uns ein frommes Herz in „das neue Jahrhundert hinüber nehmen! Die neue „Zeit empfange an uns Menschen, die ihr Glück auf „Weisheit, Tugend und Religion gründen, und uns „erheitert sich die dunkle Zukunft, das Gewölk zer„reisst, und Sterne der Hoffnung treten hervor, die „uns Muth und Licht in das Herz funkeln!“ Durch eine lebhafte Erinnerung an die Veränderlichkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen wollte der Verfasser im Eingange dieser trefflichen, vor einer Landgemeinde gehaltenen Predigt, das innige Bedürfniss in seinen Zuhörern wecken, ihren Blick auf die Unveränderlichkeit zu richten, welche die Religion bei allem Wechsel der Zeiten behauptet. Die Zeitumstände selbst veranlassten und erforderten hier schon im Eingange eine mehr als gewöhnlich lebendige Sprache des Gefühls. Der allgemeine Gedanke der Hinfälligkeit alles Irdischen wird nicht blos anschaulich, sondern auch feierlich und rührend dargestellt, ganz so, wie Empfindungen dieser Art auch in Menschen der niederen Stände, unter solchen Verhältnissen, geweckt und unterhalten werden können. Auch der Einbildungskraft und dem Gefühle des Landmanns liegen die ein-

zelnen Züge und Bilder, welche von dem Verfaſſer glücklich gewählt wurden, und einen gewiſſen veränderlichen Ton über das Ganze verbreiten, größtentheils ſehr nahe, z. B. die Erinnerung an die Vorfahren und Enkel derer, welche ſich jetzt zur gemeinſchaftlichen Gottesverehrung in dem Tempel verſammelt hätten. Einzelne Ausdrücke und Wendungen charakteriſiren auch in dieſem Fragment die niedere Sphäre des rednerischen Styls und den in ihr herrſchenden Grad der Würde unverkennbar, z. B. „das Herz iſt mir zu voll“ oder: „um ihn her wird eine neue Gemeinde la„chend ſtehen,“ oder: „die kommende Stunde ver„ſchlingt die gegenwärtige,“ oder: Sterne, die uns „Muth und Licht in das Herz funkeln.“ Doch finden ſich auch hie und da Annäherungen an die mittlere Sphäre, wie: „hier ſtehen wir an der heiligen „Schwelle u. ſ. w.“ oder: „die Zeit nimmt uns auf „ihre Flügel u. ſ. w.,“ Die Fülle, welche man theils in der Ausbildung einzelner Züge und Bilder bemerkt, die in der mittleren oder höheren Sphäre präciſe dargeſtellt werden könnten (z. B. „heute vor 100 Jahren — „dort ſchlummern unſere Väter!“), theils in der Wiederholung gewiſſer Ausdrücke (wie in dem *polyſyndeton*: „und der geſtrige Tag u. ſ. w.“), und der leichte Bau der Sätze ſtimmt trefflich mit dem feierlich-rührenden Tone überein, den der Verfaſſer in dem Ganzen behauptet, und mit dem Streben nach Popularität.

Beiſpiele der rednerischen Schreibart in der höheren Sphäre.

Cicero pro Marcello c. 2. von den Worten an: *at vero huius gloriae* bis zu Ende des 3. Kapitels. „An dieſem Ruhm, mein Cäſar, den du ſo eben er„rungen haſt, nimmt, auſser dir, niemand Theil; „dieſe ganze That in ihrem groſsen, weiten Umfange, „dieſe ganze That iſt dein. Von dieſem Verdienſt „ſucht kein Centurio, kein Präfekt, keine Kohorte, „keine Schwadrone ſich etwas zuzueignen; ſelbſt die

„Gebieterin der menschlichen Angelegenheiten, die
„Göttin des Glücks, dringt sich nicht auf, um an diesem
„Ruhme Theil zu nehmen; sie weicht dir gern und ge-
„steht, dass er ganz dir als Eigenthum angehöre. Denn
„niemals vereinigt sich blinde Wahl mit Weisheit, nie
„kommt das Ohngefähr mit besonnenem Rathe zusam-
„men. Du hast Völker bezwungen, welche ganz Bar-
„barei an Rohheit der Sitten, zahllos an Menge, in
„keine bestimmten Grenzen eingeschlossen, jede Art von
„Macht im Ueberfluss besassen; doch war dies nur ein
„Sieg über Feinde, welche ihrer Natur und Beschaffen-
„heit gemäss besiegt werden konnten. Denn keine
„Macht ist so unwiderstehlich, dass sie nicht durch
„Schwerdt und Körperkraft geschwächt und zerstört
„werden könnte, aber — das Herz besiegen, den Un-
„willen in Schranken halten, die Rechte des Siegers
„mit Mässigung gebrauchen, einen durch Adel der
„Geburt, durch Geist und Tugend ausgezeichneten
„Gegner nicht nur aus dem Staube empor richten, son-
„dern auch sein voriges Ansehen erweitern — wir dies
„vermag, den heile ich nicht blos den gröfsten Män-
„nern ei die Seite, den erkläre ich für das Ebenbild
„einer Gottheit. Deine siegerischen Thaten also,
„mein Cäsar, werden zwar gewifs nicht blos unter uns,
„sondern fast unter allen Völkern in Denkmalen der
„Schrift wie der Tonsprache verherrlicht werden, und
„nie wird ein Zeitalter von deinem Ruhme schweigen,
„indessen, Thaten dieser Art scheint doch immer, ich
„weifs nicht warum, selbst dann, wenn man von ih-
„nen liest, das Feldgeschrei der Soldaten, und der Ton
„der Schlachttrompete zu umrauschen; wenn wir hin-
„gegen hören oder lesen, dass jemand selbst bei
„Aufwallungen des Zorns, der sich mit weiser Beson-
„nenheit nicht verträgt, und bei dem Gefühl des Rechts
„des Siegers, welches von Natur übermüthig und stolz
„ist, mit Nachsicht, Milde, Gerechtigkeit, Mässigung,
„Weisheit handelte; wie fühlen wir uns da begeistert,

„nicht blos bei wirklich geschehenen, selbst bei erdich-
„teten Thaten, Menschen zu lieben, die wir niemals
„erblickten! Dich aber, den wir jetzt vor uns sehen,
„in dessen Geist und Herz wir den Vorsatz lesen, alles
„zu erhalten, was das Kriegsglück unserem Staate noch
„übrig liess, mit welchen Worten sollen wir dich preis-
„sen? mit welcher Ergebenheit dich verehren? mit
„welcher Liebe dich umfassen? Fürwahr, die Mauern
„dieser Kurie selbst, dünkt mich, würden dir selbst
„ihren Dank dafür zu bezeugen, dass in kurzer
„Zeit jenen Ehrwürdigen auf den Plätzen, welche ihm
„und seinen Vorfahren angehören, wieder erscheinen
„sollt." Mit einer wahrhaft rednerischen, das Gefühl der Grösse und Erhabenheit weckenden Fülle in der Ausbildung einzelner Vorstellungen finden wir hier an mehreren Orten eine, oft kühne, tropische Darstellung vereinigt, welche über das Ganze eine feierliche Reacht verbreitet, und zugleich eine Präcision, die nicht selten an die Präcision der dichterischen Schreibart in der höheren Sphäre grenzt, und uns berechtigt, dem ausgezeichneten Abschnitte die höhere Sphäre der rednerischen Schreibart anzuweisen; z. B. „in Denkmalen der Schrift, wie der Tonsprache, *in litteris atque lingua*," oder: „Thaten dieser Art — zu umrau-
„schen," oder: „in dessen Geist und Herz wir den Vor-
„satz lesen (*cuius mentem sensusque eos cernimus*) u. s.
„w." oder: „die Mauern dieser Kurie selbst u. s. w.," wo der kühne lateinische Ausdruck: *illa auctoritas*, statt: *ille auctoritate conspicuus* (*Marcellus*), nicht völlig treu in der Uebersetzung nachgebildet werden konnte.

Herder Predigten im 2 Theile seiner sämmtlichen Werke zur Religion und Theologie S. 395 ff. Die hier ausgezeichnete Stelle ist aus seiner Predigt über die dunkeln und hellen Aussichten an einem menschlichen Grabe entlehnt.

„Der Strom der Zeit reisst uns fort, reisst alles

„Unsrige fort, und nichts ist mehr übrig. Wir fan„gen an zu bauen, enden nicht, müssen fort, der Nach„kommende baut auf unsere Trümmer, endet auch „nicht, muss fort — alles ist unvollkommen, endlich, „nichtig! Und doch ist etwas Wirkliches in dem „Traum! Doch ist immer unleugbare Absicht und An„lage Gottes unter alle dem Nichtigen! Und eben der „Mensch ist doch das einzige, das edlere Geschöpf, das „in diesem Plan, in diesem wachenden Traum der Voll„kommenheit am wenigsten vollendet, am meisten zu„rückbleibt! Jedes Thier hat bei seinem engeren Kreise, „bei seinem einförmigen Geschäfte, einen weit festeren „Plan, der ihm eingedrückt ist, es erreicht denselben „ohne Hülfe und Lehre, bis auf alle augenscheinliche „Vollkommenheit. Das Gebäude der Biene und das „Gewebe des Seidenwurmes ist ein weit vollendeteres „Kunstwerk, als alle Zwecke eines menschlichen Le„bens, mit denen jeder in seiner Art unvollendet stirbt. „Was ist das Alles anders, als der Mensch ist gleich„sam die Brechung von Tönen; er ist das kühne Ufer „zwischen See und Land, das gewagte Mittelgeschöpf „zwischen Engel und Thier? Er hat auf der einen „Seite so viel hinter sich, in sich so viel Anlage, und „so wenig Vollendung, so viel Keim von Kräften, und „wenig Frucht der Vollkommenheit, dass er gewiss „ganz gewiss noch weit mehr und höhere Wesen vor „sich hat. Und dass ist nicht Vermuthung, nicht „Traum, nicht süsser Wahn; sondern, so wie bei ei„nem Gemälde, dem Werke eines unvollkommnen „Künstlers, es gar kein Zweifel ist, dass, wo sich die „Schatten brechen, Licht folgen müsse; so wie bei „einem Tonstück, dem Werke eines unvollkommnen „Künstlers, es gar kein Zweifel ist, dass, wo sich die „Töne am kühnsten brechen, Auflösung und Wohllaut „folgen müsse; die horchende Seele ahnet's, hoffet's, „erfährt's; o, meine Zuhörer, bei dem grossen, un„endlichen Kunstwerke des vollkommensten Schöpfers,

„wo so viel Anlage und Absicht, und Schönheit, und „Vollkommenheit uns überall von der Erde zum Him„mel, vom Himmel zur Erde vorleuchtet; wo jedes „Kleinste und jedes Gröfste die Weisheit, Vollkom„menheit, und Güte Gottes verkündigt; wo der „Mensch im Körperlichen der herrlichste Inbegriff „göttlicher Zwecke, und in seiner Seele das schönste „Saamenfeld gröfser und reicher Anlagen ist, die hier „nur nicht zur Reife kommen — ein Engel im sterb„lichen Gewande! ein gröfser prächtiger Gedanke Got„tes in einer Hütte von Staub und Schwachheit; sollte „da der mindeste Zweifel über Fortdauer und Fortgang „übrig bleiben können?“ Der Anfang dieser Stelle scheint zwar mehr die mittlere Sphäre der redneriſchen Schreibart anzukündigen. Aber man bemerke a) die originelle und kühne, nahe an den dichteriſchen Styl in der höheren Sphäre grenzende Bilderſprache: der Menſch iſt gleichſam die Brechung von Tönen u. ſ. w., ſo wie bei einem Gemälde — und Wohllaut folgen müſſe, und am Schluſs: ein gröſser, prächtiger Gedanke Gottes u. ſ. w.; b) die vielſagende Präciſion mehrerer Ausdrücke, z. B. in dieſem wachenden Traum der Vollkommenheit, oder: wo ſo viel — vorleuchtet, oder: der herrlichſte Inbegriff göttlicher Zwecke; c) den Periodenbau: ſondern, ſo wie bei einem Gemälde,“ bis zum Schluſs der Stelle.

Beiſpiele der redneriſchen Schreibart in der mittleren Sphäre.

Cicero Rede *pro Archia poeta* c. 7. (nach Schelle's Ausgabe und Uebenſetzung S. 50 ff.) „Ich „geſtehe gern zu, daſs es viel Männer von ausgezeich„netem Charakter und hoher Tugend gegeben hat, „und daſs ſie ohne Gelehrſamkeit, durch eine mehr „als menſchliche Vollkommenheit ihrer Natur ſich „durch ſich ſelbſt zu Männern von Selbſtſtändigkeit

„und Grundsätzen emporgearbeitet haben. Auch dies „setze ich hinzu, dass Naturanlagen ohne Gelehrsamkeit öfter, als Gelehrsamkeit ohne Naturanlagen, „ruhmvolle und grosse Thaten haben erzeugen können. Aber ich behaupte auch, dass, wenn sich mit „ausgezeichneten und glänzenden Talenten Kultur „und wissenschaftliche Bildung vereinigt, dann jenes „alles überstrahlende Etwas, das so einzig in seiner Art „ist, hervorgeht. Unter diese Klasse gehörte der Mann, „den unsere Väter kannten, der unvergleichliche Afrikan; unter sie gehörten C. Cälius und C. Furius, Männer von Selbstständigkeit und Charakterstärke; unter „sie der tapfere und nach Beschaffenheit der damaligen „Zeit gelehrte Mann, jener verehrte Greis, M. Cato; „gewiss hätten sich diese Männer, wenn sie durch die „Wissenschaften nichts für Kenntniss und Ausübung „der Tugend gewonnen hätten, dem Studium derselben nie gewidmet. Und gesetzt, sie hätten uns keinen so edeln Gewinn anzubieten, wir könnten aus „ihnen blos Vergnügen schöpfen, so würdet ihr doch „eine solche Geistesbeschäftigung des Menschen würdig „und einem Freigebornen angemessen finden. Denn „alle andere Vergnügungen sind nicht für alle Zeiten, „jedes Alter, jeden Ort; diese Wissenschaften befeuern „die Jugend, ergötzen das Alter, erhöhen unser Glück, „gewähren uns Zuflucht und Trost im Unglück; sie „vergnügen uns im Schoosse unserer Familie, und fallen uns nicht lästig auf dem Schauplatze der Welt; in „ihrer Gesellschaft können wir Nächte durchwachen; „sie begleiten uns auf Reisen, folgen uns in unsern „ländlichen Aufenthalt.“

Reinhard Pred. im J. 1805 gehalten, 2. Th. S. 289 ff. (Die Stelle ist aus dem Eingange einer Reformationspredigt genommen.)

„Glücklich, m. Z., ist in einer Welt, wo von Zeit „zu Zeit schreckliche Unordnungen entstehen, wo ganze „Völker und Welttheile in Aufruhr gerathen, und un-

„ter dem Drucke einer allgemeinen Noth, unter den „Trümmern zuſammenſtürzender Reiche, die Men„ſchen zu Tauſenden ihren Untergang finden, glück„lich iſt in einer ſolchen Welt der beſonnene vorſich„tige Mann, der den Muth nicht verliert, und mitten „in der grauſenvollen Verwirrung die Vorbereitung „zu etwas Beſſerem, die Anfänge einer erwünſchten „Zukunft erblickt. In der Natur iſt es Geſetz, das „wiſſen wir alle, daſs auf wilde Stürme eine erquik„kende Ruhe folgt, daſs die finſterſte Nacht mit einem „heiteren Morgen wechſelt, daſs ſich aus dem Kampf „der Elemente eine ſchönere Ordnung entwickelt; da „liegen in der traurigſten Auflöſung, im grauſenvollen „Schooſse des Todes und der Verweſung, die Keime „eines neuen Lebens, und die Stoffe einer fröhlicheren „Schöpfung. Auch die ſittliche Welt hat ihre Geſetze „und ſie ſind nicht minder wohlthätig. Es iſt wahr, „auch hier wird es zuweilen finſter; es erhebt ſich oft „plötzlich eine Macht, die alles in Feſſeln zu ſchla„gen droht; es zeigen ſich Unordnungen, die ſich nicht „anders endigen können, als mit der traurigſten Ver„wirrung; alte edlere Kräfte ſind oft ſo gelähmt, ſo un„terdrückt, daſs die arme Menſchheit ermattet ſtill zu „ſtehen, oder wohl gar in den Zuſtand der vorigen „Rohheit zurückzuſinken ſcheint. Es iſt natürlich, m. „Z., wer es gut mit unſerm Geſchlechte meint, muſs „beim Anblick einer ſolchen Verfaſſung deſſelben weh„müthig und ſchüchtern werden. Aber den Muth ganz „zu verlieren, und an einem glücklichen Ausgang zu „verzweifeln, iſt weder vernünftig noch chriſtlich. Wer „an einen Gott glaubt, der die Welt regiert, und ein „Geſchlecht, dem er ſeinen Sohn geſchenkt hat, nicht „vernachläſsigen kann; der kommt nie aus ſeiner Faſ„ſung; denn er ſieht mitten in der Nacht den erſten „Schimmer eines neuen Tages, mitten in der Sklave„rei die Regungen einer gröſseren Freiheit, mitten in „der Verwirrung die Anlagen zu einer ſchöneren Ord-

„nung, und im trägſten Stilleſtand die Anſtrengungen „zu einem raſcheren Fortſchritt; ihm iſt es entſchie„den, die Fürſehung Gottes iſt nie geſchäftiger, als „wenn ſie nichts zu thun ſcheint; ſie rüſtet ſich nie zu „gröſseren Siegen, als, wenn es das Anſehen hat, ſie „habe ihre Sache verloren.“

---

ne

Theorie des äuſseren redneriſchen Vortrags, mit beſonderer Anwendung auf die geiſtliche Rede.

Erſter Abſchnitt.

Von den Grundſätzen der körperlichen Beredſamkeit überhaupt.

I.

Nachdrücklicher und richtiger kann man ſich über den nothwendigen und innigen Zuſammenhang, in welchem die körperliche Beredſamkeit und die darauf gewendete Sorgfalt mit dem Endzweck der Beredſamkeit ſtehe, gewiſs nicht erklären, als *Quinctilian inſtitt. oratt. l. 12. c. 3. p. 322 ſq. T. II. ed. Wolf: Equidem vel mediocrem orationem, commendatam viribus actionis, affirmaverim plus habituram eſſe momenti, quam optimam eadem illa deſtitutam. Siquidem et Demoſthenes, quid eſſet in toto dicendi opere primum, interrogatus, pronuntiationi palmam dedit, eidemque ſecundum ac tertium locum, donec ab eo quaeri deſineret: ut eam videri poſſet non praecipuam, ſed ſolam judicaſſe: ideoque ipſe tam diligenter apud Andronicum hypocriten ſtuduit, ut admirantibus ejus orationem Rhodiis non immerito Aeſchines dixiſſe videatur, quid ſi ipſum audiſſetis? Et M. Cicero unam in dicendo actionem dominari putat* (*de orat. l. 3. c. 56*). So wenig auch die unleugbare Thatſache der Erfahrung, daſs eine Rede, die ſowohl in der Ausführung ihrer Gedanken, als im Ausdruck noch man-

cherlei zu wünſchen übrig läſst, dennoch, von einem wohlgelungenen äuſseren Vortrage begleitet, einen Eindruck zu machen vermag, den ſie ſchriftlich nimmermehr hervorbringen würde, zur Rechtfertigung jener materiellen und ſtyliſtiſchen Unvollkommenheiten dienen kann und ſoll; einen Beweis giebt ſie doch immer für die Macht des äuſseren Vortrags, ſo wie auf der andern Seite die Beobachtung des geringen oder ganz verfehlten Eindrucks einer trefflich ausgearbeiteten aber ſchlecht vorgetragenen Rede warnend für jeden iſt, und die Unentbehrlichkeit jener Gabe beurkundet*).

Indem der Redner die Tonſprache anwendet, tritt unvermeidlich ſeine ganze äuſsere Perſönlichkeit überhaupt in der Darſtellung ſeiner Vorſtellungen auf. Es iſt dem Zuhörer unmöglich, ſeine Aufmerkſamkeit ſo zu theilen, und einzig und allein der von dem Redner geführten Sache ſelbſt, ſeinen Gedanken, ſeinem Ausdrucke zu widmen, daſs er nicht auch einen beſondern, durch die Erſcheinung und äuſserliche Ankündigung des Redners bedingten Eindruck empfangen und in ſich aufnehmen ſollte; bei jedem mündlichen Vortrage tritt das Ausgearbeitete und Geſprochene ganz offenbar als etwas mit der Perſon des Sprechenden unzertrennlich Verbundenes hervor, als der unmittelbare Ausdruck ſeines innerſten Lebens**). Unſtreitig wird daher auch hier ſeine vollkommene Anwendung finden, was in der philoſophiſchen und religiöſen Begründung (S. 169 ff. der neuen Ausgabe) nachgewieſen worden iſt, es gebe ein ſittliches, intel-

*) S. *Cicero de orat. l. 3. c. 59. Verba neminem movent, nisi qui ejusdem linguae societate junctus est; sententiae saepe acutae non acutorum hominum aures praetervolant. Actio, quae per se motum animi fert, omnes movet.*

**) Vgl. Danz die Wiſſenſchaften des geiſtlichen Berufs im Grundriſſe, S. 106.

lektuelles und äſthetiſches Intereſſe an der Perſon des Redenden, das in genauer Verbindung mit dem Intereſſe an der behandelten Sache ſelbſt ſtehe. Es kann nicht anders ſeyn, die Anſchauung deſſen, was hörbar und ſichtbar an dem Sprechenden iſt, vermag den Endzweck des Vortrags in gleichem Grade zu hindern, wie zu fördern, je nachdem es theils überhaupt abſtöſst oder anzieht, theils mit der Natur der darzuſtellenden Vorſtellungen ſtreitet (und ſo auf Mangel an innerer Theilnahme des Redenden ſchlieſsen läſst), oder harmoniſch mit ihnen zuſammen ſtimmt (und ſo den Eindruck verdoppelt), d. h. mit andern Worten, je nachdem es dem Geſetze der Wahrheit und Schönheit, das wir auch in der Theorie des Styls immer als oberſte Richtſchnur anerkennen muſsten, gemäſs iſt oder nicht.

Zu den Pflichten des Redners gehört daher auch die körperliche Beredſamkeit. Wir bezeichnen damit die vollkommene, dem Zweck des Redners entſprechende Darſtellung einer zuſammenhängenden Reihe von Vorſtellungen, welche durch den Gebrauch der Tonſprache, ſo wie durch die Stellungen, Bewegungen, Mienen des Redenden geſchieht, oder mit andern Worten die Bezeichnung des Innern, Gedachten und Empfundenen, durch das Aeuſsere, Hörbare und Sichtbare des Redners, welche die Abſicht hat, zunächſt auf das Aeuſsere der Zuhörer, und dadurch auf ihr Inneres ſo zu wirken, daſs zwiſchen dem Innern des Redners und der Zuhörer Einheit entſtehe. Wir nennen ſie Deklamation*), in ſo fern ſie auf

*) Das lateiniſche *declamare* und *declamatio* wird bei den Alten in einem andern Sinne gebraucht, von der *meditatio actionum forenſium*, Vorübungen, durch welche ſich angehende Redner, auf ihrem Zimmer, oder in den Schulen der Rhetoren und Sophiſten, auf den wirklichen Kampf der Beredſamkeit vor Gericht vorzubereiten ſuchten, indem ſie erdichtete Vorfälle und Streitfragen, oder ſolche, die in der Ver-

dem Gebrauch der Stimme, Aktion oder Geberdenſprache, in ſo fern ſie auf Stellungen, Bewegungen, Mienen beruht. Was der Redner in dieſer doppelten Hinſicht zu leiſten habe, ergiebt ſich im Allgemeinen aus dem Princip der Rhetorik ſelbſt. S. die philoſophiſche und religiöſe Begründung der Rhetorik und Homiletik, S. 411. neue Ausgabe. Der Redner ſoll durch zuſammenhängenden Ausdruck ſeines inneren Lebens (durch die in der Sprache dargeſtellte Einheit ſeiner Beſtrebungen) ſo auf menſchliche Gemüther wirken, daſs ſie, als ſittlich-freie Weſen, ihre Beſtrebungen mit jenen des Redners zu einer und derſelben Richtung vereinigen. Kann nun bei dem mündlichen Vortrage, wie oben bemerkt wurde, dieſer

---

gangenheit wirklich vorgekommen waren, behandelten. S. *Cicero de orat.* 1, 16. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 2. *c.* 10. *in, l.* 4. *c.* 2. §. 29. *T. I. ed. Wolf. p.* 111. *p.* 241. *l.* 10. *c.* 5. §. 14. *p.* 271. *T. II.* Im Griechiſchen entſpricht unſerem Deklamation das *Subſtant.* προφορά, *cfr. Dionyſ. Halic. de admir. vi dicendi Demoſth. c.* 22. *Hermogenes* περὶ ἰδεῶν *l.* 2. *p.* 66. *ed. Sturm.* Als eine beſondere *ſpecies* ſteht die προφορά unter dem allgemeinen Begriffe der ὑπόκρισις, ein von den Schauſpielern entlehntes Wort, womit man die ganze körperliche Beredſamkeit umfaſst, ſ. *Ariſtot.* τέχνη ῥητορ. *l.* 3. *c.* 1. *Dionyſ. Halic. de admir. vi dicendi Demoſth. c.* 53. *Demetrius de eloc.* §. 193. Der römiſche *terminus*; *actio*, bedeutet in der rhetoriſchen Sprache 1) das Geſchäft des öffentlichen mündlichen Vortrags ſelbſt, namentlich vor Gericht; in ſo fern hat es einen engeren Begriff, als die *oratio*, die auch eine ſchriftliche ſeyn kann, z. B. *Plinius epiſt. l.* 1. *ep.* 20. §. 9. *T. I. ed. Gierig.* 2) Die Art des mündlichen Vortrags, die körperliche Beredſamkeit in ihrem ganzen Umfange, ſ. *Cicero de orat. l.* 1, *c.* 5. *c.* 31. 32. *orator. c.* 17. *Auctor. ad Herenn.* 1, 2. *cfr.* 3, 11 *ff. Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 3. *c.* 3. *in. T. I. Wolf. p.* 158. *l.* 11. *c.* 3. *in. T. II. p.* 322. Doch bemerkt Quinktilian in der letzteren Stelle, daſs ſich *actio*, ob es gleich mit *pronuntiatio* ſehr häufig ſynonym gebraucht werde, von dem ganzen äuſseren Vortrage, zunächſt auf die *geſtus*, ſo wie *pronuntiatio* (προφορά) auf den rechten Gebrauch der Stimme beziehe.

Ausdruck nicht anders als ſo geſchehen, daſs auch das Hörbare und Sichtbare in dem Redner in der genaueſten Beziehung auf dieſes ſich darſtellende innere Leben ſtehe, daſs Deklamation und Aktion daſſelbe beabſichtige, was die Wahl, die Ordnung, die ſtyliſtiſche Einkleidung der Gedanken bewirken will; ſo wird die körperliche Beredſamkeit zuvörderſt dazu geeignet ſeyn müſſen, ſo weit es auf ihr beruht, überhaupt Vorſtellungen, welche dargeſtellt werden ſollen, verſtändlich zu machen. Sie wird zweitens alles vermeiden und entfernen, was den Zuhörer abſtoſsen und ſeine Aufmerkſamkeit hindern würde, und alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel anwenden, um die Zuhörer für die Poeſie des Redners zu gewinnen, und ihre lebendige Theilnahme an der Handlung der Rede zu unterhalten. Sie wird endlich den Antheil, den der Redner ſelbſt an den dargeſtellten Vorſtellungen nimmt, ſo lebendig beurkunden, daſs die gewünſchte Einheit zwiſchen den Beſtrebungen des Redners und der Zuhörer leicht entſteht. Aus dieſen oberſten Grundſätzen der redneriſchen Deklamation und Aktion läſst ſich alles übrige leicht entwickeln. *Quinctil. inſtitutt. oratt. l.* 11. *c.* 3. *p.* 328. *T. II. ed. Wolf.* *Non alia eſt autem ratio pronunciationis, quam ipſius orationis. Nam ut illa emendata, dilucida, ornata, apta eſſe debet, ita haec quoque etc.* Eine groſse, und doch unerläſsliche Aufgabe wird auch von dieſer Seite dem wahren Redner geſtellt — eine Aufgabe, deren Löſung viel vorausſetzt! denn ſie verlangt, daſs er jenes Innere, welches die Deklamation und Aktion darſtellen ſoll, vor allen Dingen zu richtigen, deutlichen, beſtimmten, geordneten Vorſtellungen zu erheben wiſſe, daſs er ſich ſeiner ſelbſt vollkommen bewuſst werde. Je unrichtiger, dunkler, ſchwankender, verworrener die Vorſtellungen ſind, deſto weniger wird er denjenigen Ton und Ausdruck der Stimme, oder diejenigen körperlichen Bewegungen treffen, welche dem Cha-

rakter der Rede im Ganzen, wie jedem einzelnen Momente, am angemeſſenſten ſind. Je klärer das Selbſtbewuſstſeyn iſt, deſto leichter findet der Redner in ſich ſelbſt, was ſeinen äuſseren Vortrag recht ordnet und geſtaltet. Und, damit es zu dieſer Klarheit, Beſtimmtheit, Lebendigkeit der Gedanken komme, muſs die Wirkſamkeit der Einbildungskraft, welche die Gegenſtände von allen Seiten aufzufaſſen und anſchaulich feſtzuhalten vermag, in einem richtigen Verhältniſſe zur Thätigkeit des zuſammen ordnenden Denkvermögens ſtehen. So wenig ein wahrhaft redneriſcher Styl aus einem völlig kalten Gemüthe, oder aus dem entgegengeſetzten Extrem, aus einem von regelloſer Phantaſie und von Gefühlen, die ihrer ſelbſt nicht mächtig ſind, ſtürmiſch bewegten und fortgeriſſenen hervorgeht; eben ſo wenig ein guter, dem Charakter der Rede entſprechender äuſserer Vortrag. Aechte Begeiſterung iſt ſeine unerſchöpfliche Quelle*), jener Zuſtand der Seele, in welchem Licht und Wärme, Klarheit der Gedanken und Innigkeit der Gefühle und Beſtrebungen, die ſich um einen gewiſſen Gegenſtand als Mittelpunkt bewegen, unzertrennlich verbunden ſind, und ſich gegenſeitig durchdringen. Aber eine gewiſſe oft ſchwer zu bekämpfende Schüchternheit hemmt nicht ſelten den freien Ausdruck dieſer Begeiſterung, wo ſie ſich, in Gegenwart einer verſammelten ſchweigenden Menge mündlich äuſsern ſoll, und macht die Deklamation und Aktion nur allzu leicht ängſtlich und befangen. Zu der nothwendigen Grundlage einer guten körperlichen Beredſamkeit gehört daher auch eine edle, mit ächter Beſcheidenheit und tiefem Gefühl der Würde und Wichtigkeit des redneriſchen Berufs verknüpfte Zuverſicht und Freimüthigkeit (*παῤῥησία*), die jener Schüchternheit die

*) S. meine philoſophiſche und religiöſe Begründung, S. 165 ff.

nöthigen Grenzen ſetzt. Sie iſt freilich zum Theil Sache des Temperaments, aber auch, nach dem einſtimmigen Zeugniſs der Erfahrung, ein Werk der Selbſtbeherrſchung, der fortgeſetzten Uebung, der ganzen geiſtigen, ſittlichen Bildung. Vorausgeſetzt werden endlich von der guten Deklamation und Aktion gewiſſe körperliche Anlagen, natürliche Stärke, natürliche Leichtigkeit und Gewandheit, natürliche Reinheit und Fülle der Stimme; und, wer an phyſiſchen Unvollkommenheiten dieſer Art leidet, hat wenigſtens mit verdoppeltem Eifer dafür zu ſorgen, daſs er durch frühzeitige und fortgeſetzte Kultur ſeiner Stimme dem natürlichen Mangel möglichſt abzuhelfen ſuche. Wie ungemein viel die Kunſt und Uebung vermöge, hat ſchon der eine Heros der griechiſchen Staatsberedſamkeit, Demoſthenes, durch ſein Beiſpiel glänzend bewieſen. S. Beker: Demoſthenes als Staatsmann und Redner, hiſtoriſch-kritiſche Einleitung zu deſſen Werken; 1. B. Halle und Leipzig, 1815. S. 15 ff. Aber, allmächtig vermag freilich auch die Kunſt nicht zu ſchaffen, oder umzuſchaffen, wo die phyſiſche Organiſation einmal ein unüberwindliches Hinderniſs (z. B. eine zum öffentlichen Reden in einer groſsen Verſammlung durchaus unzureichende Schwäche der Bruſt) in den Weg legt, und dadurch von dieſem Geſchäfte ernſtlich abmahnt.

Dieſe allgemeinen Anſichten ſind auch auf das groſse und heilige Geſchäft des geiſtlichen Redners, chriſtliche Gemüther durch mündlichen lebendigen Ausdruck ſeines eigenen innern chriſtlich religiöſen Lebens wahrhaft zu erbauen, vollkommen anwendbar. Je lauter und bitterer die Klagen unſeres Zeitalters über die verminderte Theilnahme vieler Gemeinden an den öffentlichen Uebungen der Andacht ſind; deſto dringender ſind auch die Mitglieder des geiſtlichen Standes verpflichtet, alle, ihnen zu Ge-

bote ſtehende, und mit dem Weſen ihres Berufs wirklich vereinbare Mittel anzuwenden, die jenen erkalteten Gemüthern einen neuen und bleibenden Eifer für den öffentlichen Gottesdienſt einzuhauchen vermögen. Ich bin zwar weit entfernt, das Heil der Kirche zunächſt oder hauptſächlich von äſthetiſchen Formen zu erwarten, oder denjenigen das Wort zu reden, die bei dem heiligen Werke des Predigens nicht ſowohl dem Evangelium dienen, als ihrer Eitelkeit und Gefallſucht fröhnen, die ſchöne Form der Deklamation und Aktion als Hauptſache betrachten (wenig bekümmert um die chriſtliche Wahrheit, Tiefe und Fruchtbarkeit der Gedanken), und die Kanzel in ein Theater verwandeln. Mögen ſie rauſchenden Beifall finden — was ſie auf dieſem Wege in den Gemüthern wirken, iſt entweder blos ein flüchtiges Wohlgefallen an der Form, oder wenigſtens nicht die reine, mit keinem fremdartigen Element vermiſchte, chriſtliche Erbauung. Und, wie leicht und ſchnell verklingt der rauſchende Beifall, wenn man ſich an der wohllautenden Stimme, an der kunſtreichen Deklamation, an dem gefälligen äuſseren Anſtande und der lebendigen Bewegung nach einiger Zeit ſatt gehört und ſatt geſehen hat, während das höhere Intereſſe am Geiſte des Vortrags immer friſch und jugendlich bleibt — wenn man zumal, nicht mehr befangen und gleichſam beſtürmt von den erſten Eindrücken, und von dem Reize der Neuheit, auf die Armuth der Gedanken, oder auf andere innere Mängel des Vortrags allmälig aufmerkſam geworden iſt, und den gefälligen Schwätzer mit andern Predigern, die mit wahrer chriſtlicher Salbung reden, ob ſie auch einfacher und ruhiger in ihrem äuſseren Weſen ſind, vergleichen gelernt hat! Aber leugnen können wir doch nicht, daſs die Menſchheit, wie in mannichfacher anderer Hinſicht, ſo auch in der äſthetiſchen Bildung,

Fortſchritte gethan hat, und das gegenwärtige Zeitalter eben darum gröſsere Anſprüche, als die verwichenen Jahrhunderte, an die Form der Predigten macht. Mögen wir immerhin, was überſpannt in dieſen Anſprüchen iſt, zurückweiſen*), beachten müſſen wir doch, als Menſchen, die ſelbſt mit der Zeit fortleben und fortſchreiten, den mehr geläuterten und verfeinerten Geſchmack, und alles vermeiden, was unſer Zeitalter mit Recht als einen Mangel an feiner Bildung, als eine anſtöſsige, die Wirkſamkeit der geiſtlichen Rede, und der öffentlichen Andachtsübungen ſtörende Sorgloſigkeit betrachtet. Fühlen wir uns doch ſchon bei minder wichtigen Angelegenheiten unwillkürlich veranlaſst, ein nicht geringes Gewicht auf die Form der Darſtellung unſerer Gedanken zu legen, weil es einmal in der Natur des Menſchen ſeinen Grund hat, daſs wir das eigene lebhafte Intereſſe für einen Gegenſtand auf irgend eine Art auch äuſserlich, durch Ton, Geſicht, körperliche Bewegung zu erkennen geben, und, daſs wir den Eindruck, den die vorgetragenen Gedanken eines andern auf uns ſelbſt machen, von einem gewiſſen Eindruck, den ſeine perſönliche Erſcheinung, und ſein äuſseres Weſen auf uns macht, niemals zu trennen vermögen! Wie ſollten wir da, wo von den wichtigſten religiöſen und ſittlichen Angelegenheiten die Rede iſt, wo es darauf ankommt, die heiligſten Ueberzeugungen, Gefühle und Entſchlie-

*) Zu dieſen überſpannten Anſprüchen gehört auch namentlich die Forderung, daſs ſich jeder in gleichem Grade durch Gemüth und Lebendigkeit der Deklamation und Aktion auszeichne. Verſtändlich und mit einem gewiſſen Ausdruck der inneren Theilnahme zu reden — dies können und ſollen alle erſtreben; aber nicht jeder Grad des Wohllautes der Stimme und der Lebendigkeit des Vortrags ſteht jedem Individuum zu Gebote. Und, wie ſehr kommt hier auch die Verſchiedenheit des Alters in Betrachtung!

ſungen auszuſprechen, und in den Gemüthern anderer lebendig und wirkſam zu machen, dasjenige, was der Schöpfer der menſchlichen Natur innig zuſammengefügt hat, den Gedanken und den paſſenden Ausdruck des Gedankens, willkürlich ſcheiden? Oder, ſollten wir uns dieſer Sorgfalt für die körperliche Beredſamkeit wenigſtens da entbunden wähnen, wo der Prediger zu Ungebildeten ſpricht? Dies können nur diejenigen behaupten, welche die niedern Stände noch nie mit unbefangenem und umfaſſendem Blicke beobachtet, noch nie die Erfahrung gemacht haben, daſs es auch ihnen nicht an einer natürlichen Empfänglichkeit für das Erhabene und Schöne, für das Anſtändige und Schickliche mangelt, wenn ſie ſich auch nicht mit derſelben Klarheit, welche Gebildeten zu Gebote ſteht, von ihren Gefühlen, und von dem Grunde derſelben Rechenſchaft zu geben vermögen. Wenn endlich der chriſtliche Lehrer und Redner überhaupt das Beiſpiel Jeſu als ſeine erhabenſte und ſicherſte Richtſchnur zu betrachten hat, und überall da den richtigſten Weg betritt, wo er im Geiſte des göttlichen Meiſters ſpricht und handelt; ſo kann und darf ihm die körperliche Beredſamkeit ſchon darum nicht gleichgültig ſeyn. Denn, daſs auch Chriſtus ſeine Worte des ewigen Lebens immer mit einem paſſenden, lebendigen, mächtig ergreifenden Ausdrucke der Stimme, des Geſichts, der Bewegung und Stellung begleitete, der ſich der überſchwenglichen Fülle ſeines Geiſtes und der Innigkeit ſeiner Empfindungen von ſelbſt darbot, ohne durch Regeln einer Schule geformt und gebildet zu ſeyn, darauf werden wir durch mannichfaltige Andeutungen unſerer evangeliſchen Urkunden hingeführt. Ausführlicher verbreitet ſich darüber Grulich in der leſenswerthen Schrift: über die körperliche Beredſamkeit Jeſu, ein Beitrag zu ſeiner Charakteriſtik, Berlin, Poſen und Bromberg, 1827. 8.

Mit Recht verlangen wir alſo von dem geiſtlichen Redner, daſs er, gleich weit entfernt von ſorgloſer Vernachläſsigung ſeines Aeuſseren, wie von jeder Affektation und theatraliſchen Oſtentation, auch in der körperlichen Beredſamkeit leiſte, was mit dem Charakter der Rede überhaupt, und mit dem eigenthümlichen Weſen der geiſtlichen nothwendig zuſammenhängt. Und darum ſetzen wir bei dem Geiſtlichen insbeſondere einen ernſten Sinn, eine würdevolle Ruhe des Innern, eine ächte und reine Begeiſterung für ſeinen ehrwürdigen Beruf und für die heiligſten Angelegenheiten des Menſchen einen gebildeten Geſchmack voraus; ohne dieſe innere Stimmung und Geſinnung iſt jede Anweiſung zur Deklamation und Aktion ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Die geiſtige Tüchtigkeit und Fähigkeit zu einem guten Vortrage darf aber freilich auch bei dem Geiſtlichen der phyſiſchen Eigenſchaften und Kräfte nicht ermangeln, welche die körperliche Beredſamkeit ſchon in ſo fern nothwendig vorausſetzt, in wie fern ſie wenigſtens verſtändlich darſtellen, eine gewiſſe Theilnahme des Redners bezeugen, und alles Anſtöſsige vermeiden ſoll. Trug doch ſchon Moſes um ſeiner ſchweren Zunge willen Bedenken, der Führer ſeines Volkes zu ſeyn, bis er des Beiſtandes verſichert wurde, den er an der Rednergabe ſeines Gehülfen Aaron finden werde, 2. Buch Moſis 4, 10 ff. Und im Moſaiſchen Geſetze werden diejenigen, die einen auffallenden körperlichen Mangel haben, ſelbſt von dem prieſterlichen Geſchäfte des Opfers ausgeſchloſſen, 3. Buch Moſis 21, 17 ff. Kann man es der chriſtlichen Kirche verargen, wenn ſie bei der Wahl und Anſtellung öffentlicher Religionslehrer den, der ein wirklich auffallendes und den guten äuſseren Anſtand hinderndes körperliches Gebrechen hat, zu wählen Bedenken trägt, wenn ſie wenigſtens mit der gröſsten Gewiſſenhaftigkeit prüft, obwohl die

hervorragende Ueberlegenheit der geistigen Eigenschaften des Kandidaten über jene körperlichen Gebrechen bei dieser Gemeinde den gefürchteten Anstoss überwinden werde?

Die Rhetorik und Homiletik bescheidet sich gern, dass gerade bei diesem Punkte, der das Sichtbare und Hörbare betrifft, und darum ganz vorzüglich auf wirklicher Anschauung beruht, am wenigsten durch die abstrakte Theorie ausgerichtet werden könne — weit mehr durch frühzeitig beginnende, thätig fortgesetzte, unter zweckmäfsiger Leitung und Aufsicht stehende Uebung. Die Menge der Regeln, womit man nicht selten den Anfänger überhäuft, ist um so zweckwidriger, je weniger von dem Anfänger erwartet werden kann, dass er, beschäftigt mit dem festzuhaltenden Gange seiner Gedanken und Perioden, ängstlich vielleicht besorgt um irgend eine Untreue des Gedächtnisses, zu gleicher Zeit auf die Ausübung mannichfaltiger Regeln der Deklamation und Aktion dieselbe Aufmerksamkeit richte. Die möglichste Einfachheit und Präcision der Regeln ist hier gewiss ganz an ihrem Orte. Aber auch hier darf der Natur allein nicht alles überlassen werden, da die gute Deklamation und Aktion zwar natürlich seyn, aber nicht die rohe, sondern die veredelte Natur in ihren Umrissen und Formen darstellen soll. Eine rechte praktische Anleitung zum guten Vortrage kann der leitenden Theorie nicht ermangeln. Je mehr der Redner, durch Studium der Theorie, sich selbst zum klaren Bewufstseyn bringt, was ihm durch Stimme, durch Gesicht, durch seine ganze körperliche Erscheinung an Mitteln des vollkommenen Ausdruckes seiner Gedanken und Gefühle, und der beabsichtigten Wirksamkeit auf fremde Gemüther, dargeboten wird; je deutlicher ihm, von verschiedenen Seiten, der innige Zusammenhang jenes Sichtbaren und Hörbaren mit seinem inneren Leben,

der pſychologiſche Grund der Deklamation und Aktion, einleuchtet; deſto lebhafter wird er ſich auch für dieſen Theil der Beredſamkeit intereſſiren, deſto ſchärfer wird er ſich ſelbſt bei ſeinen Uebungen beobachten, deſto leichter wird er die Miſsgriffe wahrnehmen und vermeiden lernen, zu denen ſich auch talentvolle und durch andere wiſſenſchaftliche Kenntniſſe gebildete Anfänger leicht verirren, wenn ihre gute Anlage der leitenden Nachhülfe ermangelt. Die griechiſchen und römiſchen Rhetoren legten gröſstentheils auf eine genaue kunſtmäſsige Ausbildung des körperlichen Vortrags einen vorzüglichen Werth. Der geiſtvolle Denker Ariſtoteles hatte zwar eine andere Anſicht darüber. Er verkannte den mächtigen Einfluſs nicht, den die Art und Weiſe des Vortrags habe; aber er hielt es für ein ſchlimmes Zeichen einer verderbten Denkart, daſs die ὑπόκρισις (*actio*) ſo hoch geachtet werde, da man vielmehr durch die Gedanken ſelbſt, durch den vom Redner geführten Beweis, beſtimmt werden müſſe, und alles andere (gewiſſe zu jeder rechten Belehrung nothwendige Eigenſchaften des Styls ausgenommen) Nebenwerk oder unnütz ſey. S. *Ariſtotelis τέχνη ῥητορ.* l. 3. c. 1. Daher giebt er auch in ſeiner eigenen Rhetorik gar keine beſondere Anleitung zur Deklamation und Aktion. Es erklärt ſich wohl aus ſeiner ganzen geiſtigen Individualität, wie der kalte, abſtrakte Denker, der ſelbſt nicht in der praktiſchen Laufbahn eines politiſchen Redners lebte, dazu kam, die menſchliche Natur in dieſer Beziehung einſeitig aufzufaſſen, und dieſen Theil der Rhetorik mit Unrecht völlig in den Hintergrund zu ſtellen. Wohl mochte auch dieſe Herabwürdigung der Kunſt des körperlichen Vortrags zum Theil durch das entgegengeſetzte Extrem, durch den theatraliſchen Charakter der damaligen Redner, veranlaſst worden ſeyn. Da die politiſchen Redner der Griechen und Rö-

mer gröſstentheils dahin arbeiteten, für den Augenblick die ſtärkſten und mächtigſten Wirkungen in den Gemüthern hervorzubringen, und für dieſen Zweck ohne Bedenken den ganzen weiten Kreis der mannichfaltigſten Affekten und Leidenſchaften in Thätigkeit ſetzten; ſo wurde auch alles, was Stimme, Geſicht, körperliche Bewegung auf menſchliche Gemüther im Augenblicke vermag, bei den vorbereitenden Uebungen, und in den rhetoriſchen Schulen mit vorzüglicher Emſigkeit beobachtet, und mit unbeſchreiblicher Feinheit ausgebildet; die ſinnlichen Eindrücke des Hörbaren und Sichtbaren an dem Redner muſsten ſogar nicht ſelten, beſonders in den ſpäteren Zeiten des griechiſchen und römiſchen Staats, einer zweideutigen Sache den Triumph erringen helfen, den ihr die mangelhaften Beweiſe, völlig genau und ruhig abgewogen, nicht errungen hätten. Und, obgleich die rhetoriſchen Schriftſteller der Alten nicht ſelten auf dieſen und jenen Unterſchied zwiſchen der Deklamation und Aktion des Schauſpielers und des Redners hinwieſen (z. B. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 1. *c.* 11. §. 3. *p.* 78. *l.* 6. *c.* 1. §. 38. *T. I. ed. Wolf. l.* 11. *c.* 3. §. 57. *p.* 335. §. 123. *p.* 352. *T. II.*); ſo bemerkt man doch in allen geſchichtlichen, dieſen Punkt betreffenden Mittheilungen, und in ihren eigenen Anweiſungen, im Ganzen, eine ſehr bedeutende Annäherung des Vortrags dieſer Redner an die theatraliſche Darſtellung. Vgl. die philoſophiſche und religiöſe Begründung S. 138 — 142 der neuen Ausgabe. Die Hauptſtellen der alten Rhetoren über die Deklamation und Aktion ſind folgende: *auctor ad Herenn. l.* 3. *c.* 11 — 16. *Cicero de orat. l.* 3. *c.* 56 — 61. *orator c.* 17 *ſq. Quinctil. inſtitutt. oratt. l.* 11. *c.* 3. Ueber die Aktion der Alten vgl. auch *Plinius epiſt. l.* 2. *ep.* 19. und, was *Gierig* in ſ. Ausgabe zu dieſer Stelle bemerkt, *T.* 1. *p.* 196 *ſq.* Unter den neue-

ren Schriftſtellern ſind hier nur diejenigen zu erwähnen, welche, ohne die geſammte Rhetorik oder Homiletik zu umfaſſen*), (ſ. den litterariſchen Anhang zur philoſophiſchen und religiöſen Begründung der Rhetorik, S. 433 — 444 der neuen Ausgabe) dem äuſseren Vortrage eigene Anweiſungen gewidmet haben. 1) Ueber die körperliche Beredſamkeit überhaupt: Grundriſs der körperlichen Beredſamkeit, Hamburg, 1792. Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags, Leipzig, 1733. Claudius Grundriſs der körperlichen Beredſamkeit, Hamburg, 1794. Mika Anweiſung zur körperlichen Beredſamkeit, Prag, 1802. Ewald über Deklamation und Kanzelvortrag, Heidelberg, 1809. Rommel Ariſtoteles und Roſcius, oder über die Kunſt überhaupt, und über die Geberden- und Deklamirkunſt insbeſondere, Leipzig, 1809, im zweiten Theil. Hanſtein Kritik der äuſserlichen Beredſamkeit, in ſ. homiletiſch-kritiſchen Blättern (9 Hefte, 1791 — 1799.) in den erſten vier Heften. Tzſchirner's Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers, 1. B. 2. St. (Leipzig, 1811.) S. 166 folgg. *Ciceronis oratio pro Archia poeta, cui accommodavit praecepta et ſpecimen eloquentiae exterioris Petrus Francius, accedit eiusdem viri oratio pro eloquentia, in uſum ſtudioſae iuventutis denuo edidit Conr. Levezov, Berolini, 1823.* 8. Die Kunſt der redneriſchen und theatraliſchen Deklamation, nach älteren und neueren Grundſätzen über die Stimme, den Gefichtsausdruck, und die Geſtikulation, aufgeſtellt und durch 152 Figuren erläutert, Leipzig, ohne Jahrzahl, 8. (Es iſt das eng-

*). Unter dieſen haben ſich beſonders Hugo, Blair, Bahrdt, Maaſs, Reinbek, Niemeyer, Schmid, Dahl, Ammon, Kaiſer, Grotefend, auch über dieſen Theil der Rhetorik ausführlich und lehrreich verbreitet.

liſche 1806 zu London herausgegebene Werk von *Gilbert Auſtin: Chironomia*, theils überſetzt, theils bearbeitet von Michaelis.). 2) Ueber die Deklamation insbeſondere: Franke über Deklamation, 2 Theile, Göttingen, 1789. Schocher: ſoll die Rede auf immer ein dunkler Geſang bleiben? Leipzig, 1791. Ueber die Deklamation von Sheridan, herausgeg. von Loebel, 2 Theile, Leipzig, 1793. Schmiedtgen Verſuch über die Euphonie oder den Wohllaut auf der Kanzel, Leipzig, 1794. Rambach Fragmente über Deklamation, zwei Theile, Berlin, 1800. Bielfeld über die Deklamation als Wiſſenſchaft, Hamburg, 1801. Ballhorn über die Deklamation in mediziniſcher und diätetiſcher Hinſicht, Hannover, 1802. Cludius Abriſs der Vortragskunſt, Hildesheim, 1810. Geſangsbildung nach Peſtalozziſchen Grundſätzen, pädogogiſch begründet von Pfeiffer, methodiſch bearbeitet von Nägeli, Zürich, 1810. 8. Kerndörfer Handbuch der Deklamation, ein Leitfaden für Schulen und für den Selbſtunterricht, 2 Theile, Leipzig, 1813. Ebendeſſ. Anleitung zur gründlichen Bildung des guten deklamatoriſchen Vortrags, beſonders für geiſtliche Beredſamkeit, Leipzig, 1823. 8. Wötzel Grundriſs eines allgemeinen und faſslichen Lehrgebäudes der Deklamation, nach Schochers Ideen, Wien, 1814. 8. Hänle praktiſche Anleitung zur Deklamation (oder: Materialien zu deutſchen Stylübungen und feierlichen Reden 3. Theil), Frankfurt am Main, 1814. 8. Die homiletiſch-kritiſchen Blätter 3. B. S. 113 ff. 4. B. S. 141 ff. 6. B. S. 235 ff. Voigt Aufſatz in Schuderoff Jahrbüchern für Religions-Kirchen-Schulweſen, 15. Jahrgang, 29. B. 3. Heft, Leipzig, 1816. 3) Ueber die Aktion insbeſondere: Thomas Abbt vermiſchte Werke, 6. Band, Berlin, 1781. Engel Ideen zu einer Mimik, 2 Theile, Berlin, 1785. 86.

Curdes über die Aktion des Predigers auf der Kanzel, Wittenberg, 1791. Pfannenberg über die redneriſche Aktion, Leipzig, 1796. Vollbeding Gedanken über den Anſtand, den Prediger auf der Kanzel zu beobachten haben, Leipzig, 1795. Streithorſt über das perſönliche Verdienſt eines Predigers im halliſchen Journal für Prediger, 17. B. Kirſten über die Aktion des Redners in Löffler's Magazin für Prediger, 3. B. 2. St.

Zweiter Abſchnitt.

Ueber die Deklamation.

Die möglichſt vollkommene Bezeichnung des inneren geiſtigen Lebens in einer zuſammenhängenden Reihe von Vorſtellungen, in ſo fern ſie durch den Gebrauch der Stimme geſchieht, nannten wir oben die Deklamation. Das Material zur hörbaren Mittheilung des Innern*) iſt alſo die Stimme ſelbſt, und ihre natürliche Beſchaffenheit, d. h. die körperliche Organiſation, welche ein lebendes und empfindendes Weſen fähig macht, Laute und Töne hervorzubringen, die zur Bezeichnung der inneren Veränderungen dienen — bei dem Menſchen insbeſondere, die Fähigkeit, artikulirte Töne zu bilden. Die Deklamation wird um ſo vollkommner zu leiſten vermögen, was ſie leiſten ſoll, je mehr die Stimme natürliche Reinheit, ausdauernde Stärke, Umfang, Geſchmeidigkeit (Biegſamkeit), Wohllaut beſitzt. Das Formelle iſt der Gebrauch der Stimme, der den Ton, wie den Ausdruck umfaſst. Wir unterſcheiden Ton und Laut**). Denn,

---

*) S. Danz Wiſſenſchaften des geiſtlichen Berufs, S. 107 ff.

**) S. Kerndörfer Anleitung zur gründlichen Bildung des guten deklamatoriſchen Vortrags (Leipzig, 1823.) S. 68 ff.

jeden Eindruck, den die zitternde und ſchwingende Bewegung der Luft, hervorgebracht durch eine Thätigkeit der Stimme, auf den Gehörſinn macht, nennen wir Laut. In ſo fern ſich aber dieſe Laute durch verſchiedene Grade der Stärke, durch das Verhältniſs der Höhe und Tiefe, durch Langſamkeit oder Geſchwindigkeit der Bewegung (rythmiſcher Charakter) unterſcheiden, werden ſie Töne genannt. Sie ſind entweder reine Naturprodukte (Empfindungs- und Nachahmungslaute), oder Produkte der Kunſt, abſichtlich und planmäſsig gewählte, geſtaltete, geordnete Zeichen zur Darſtellung beſtimmter Vorſtellungen, artikulirte Töne (ſ. die philoſophiſche und religiöſe Begründung S. 2 ff. der neuen Ausgabe), und in der letzteren Hinſicht haben wir ſie als einen Hauptgegenſtand der Theorie der Deklamation zu betrachten, indem der gute Vortrag hauptſächlich darauf beruht, daſs der Redner den einzelnen Tönen und Tonreihen die rechte Höhe oder Tiefe, den gehörigen Grad der Stärke, den überall paſſenden Charakter der Bewegung zu geben weiſs, wie es die Deutlichkeit und Beſtimmtheit, die Angemeſſenheit, der Wohlklang der Deklamation verlangt. Aber ebenſo ſehr kommt auch der Ausdruck in Betrachtung, d. h. das Verhältniſs, in welchem der Gebrauch der Stimme im Ganzen eines Vortrags zu den Anforderungen der Richtigkeit, der Deutlichkeit, der Wahrheit und des Wohlklanges ſteht, damit nicht blos die einzelnen Vorſtellungen und Gefühle ſich gehörig darſtellen, ſondern auch der ganze innere Zuſtand der Seele, in welcher ſie dieſe Vorſtellungen und Gefühle hat, anſchaulich werde.

Wenn nun die körperliche Beredſamkeit, wie im vorigen Abſchnitte bemerkt wurde, zuvörderſt dazu geeignet ſeyn muſs, ſo weit es auf ihr beruht, überhaupt die Vorſtellungen, welche dargeſtellt wer-

den ſollen, **verſtändlich** zu machen, ſo macht dieſer Grundſatz dem Redner vor allen Dingen **Korrektheit** (**Reinheit** oder **Richtigkeit**) der **Deklamation** zur dringenden Pflicht, da ſich die nöthige Verſtändlichkeit der Rede ohne dieſe Korrektheit nicht denken läſst. Sie beſteht in der Befolgung der als allgemein gültig anerkannten Geſetze, welche für die **Ausſprache** d. h. für die Bildung der artikulirten Töne ſowohl an ſich, als in ihrer Verbindung gelten, und umfaſst a) das fehlerfreie Ausſprechen der Buchſtaben, b) die grammatiſchrichtige Betonung, c) die Beobachtung der grammatiſchen Pauſen. Sowohl die **Vokale**, die einfachen Stimmlaute, welche blos durch die gröſsere oder geringere Erweiterung und Oeffnung des Zungenkanales und der Lippen entſtehen, als die **Konſonanten**, welche theils durch Lippen und Zähne, theils durch Gaumen und Naſe gebildet werden, und immer der Beihülfe eines Stimmlautes bedürfen, um ganz vernehmlich zu ſeyn, und die aus Vokalen zuſammengeſetzten **Doppellaute** (Diphthongen), verlangen überall den reinen vollen Ton, der ihnen gehört. Unbedingt fehlerhaft iſt die Ausſprache, welche bald dem rechten Ton, den der Buchſtabe haben ſoll, etwas Fremdartiges beimiſcht (z. B. das *a* mehr wie ein dunkles *o* oder wie *ae* tönen läſst) bald ähnlich klingende Buchſtaben (wie *g* und *k*, *d* und *t*) mit einander verwechſelt, bald mit einer ſolchen Nachläſſigkeit artikulirt, daſs der charakteriſtiſche Laut des Buchſtabens dem Zuhörer nicht deutlich vernehmbar wird (wie dies nicht ſelten bei der Ausſprache des *r* geſchieht). Frühzeitige Sorgfalt und eine zweckmäſsige Methode des erſten Unterrichts im Sprechen und Leſen *), wodurch das Kind die Sprachorgane, welche zum rechten Hervorbrin-

*) Wie viel die neuere Pädagogik, beſonders ſeit der Verbreitung und Verbeſſerung der ſogenannten Lautirmethode,

gen einzelner artikulirter Töne erforderlich ſind, in ſeine Gewalt bekommen lernt, vermag bei dieſem Punkte mehr, als alle Theorie; ſelbſt manche eigenthümliche, in der phyſiſchen Beſchaffenheit der Stimmwerkzeuge liegende Hinderniſſe, mit denen die rechte Ausſprache dieſes und jenes Buchſtabens (beſonders das *r* oder *h*) bei einzelnen zu kämpfen hat, weichen nicht ſelten allmälig dem ernſten Willen und der unermüdeten Uebung. Am tiefſten wurzeln gewöhnlich die provinziellen, von früher Kindheit an, wo man ſie täglich hörte, und niemand ein Befremden darüber äuſserte, gleichſam zur anderen Natur gewordenen Unrichtigkeiten (daſs man z. B. in manchen Gegenden *o* wie *u* auszuſprechen pflegt, oder *b* mit *g* verwechſelt). Eben ſo wichtig für die Korrektheit der Deklamation iſt aber auch die grammatiſch-richtige Betonung, oder Accentuation. Ich ſpreche hier zunächſt von dem grammatiſchen Accente (was man eigentlichen Rede- und Empfindungsaccent zu nennen pflegt, kann weiter unten erſt in Betrachtung kommen) d. h. der Auszeichnung, welche im einſylbigen Worte der Hauptbuchſtabe, z. B. was, denn, erſt, Buch, Meer, ſo wie im mehrſylbigen diejenige Sylbe, welche der Abſtammung gemäſs (etymologiſch) als die Hauptſylbe zu betrachten iſt, z. B. geben, Begründung, Thätigkeit, durch ein verhältniſsmäſsiges Verweilen des Tons, durch einen gewiſſen Druck der Stimme bekommt. Nur durch dieſen Accent und ſeinen richtigen Gebrauch können mehrere Buchſtaben und mehrere Sylben eine beſtimmte verſtändliche Einheit bilden. Daher ruht der grammatiſche Accent bei mehrſylbigen Wörtern in der Re-

in dieſer Hinſicht geleiſtet habe, iſt hier nicht der Ort ausführlicher zu entwickeln.

gel auf derjenigen Sylbe, welche als Grund- oder Stammſylbe die bedeutendeſte iſt, ſo daſs die übrigen in einem Verhältniſſe der Abhängigkeit zu jener ſtehen. Und, wenn auch in zuſammengeſetzten Worten, welche zwei Vorſtellungen zu einer Einheit verknüpfen, ein doppelter grammatiſcher Accent bemerkbar wird (indem jedes der beiden Worte, welche die Zuſammenſetzung bilden, ſchon für ſich betrachtet, ſeinen Hauptbuchſtaben, oder ſeine Hauptſylbe hat, die ihre Anſprüche nicht aufgeben kann); ſo hat doch auch jedes zuſammengeſetzte nur einen Hauptaccent, der dasjenige Wort, welches in der Zuſammenſetzung das wichtigere und bedeutendere iſt, auszeichnet, und auf ſeinem Hauptbuchſtaben oder auf ſeiner Stammſylbe liegt. So wird z. B. in dem Worte: Haus-Herr, die erſte Sylbe vor der zweiten dadurch hervorgehoben, daſs der Ton auf dem Haus etwas mehr verweilt, als auf dem Herr, obgleich der grammatiſche Accent der zweiten dadurch nicht verloren geht. Denn nicht der allgemeine Gattungsbegriff des Herrn, ſondern die nähere und ſpecielle Modifikation deſſelben, welche erſt durch Verbindung mit dem Begriffe des Hauſes entſteht, iſt hier die Hauptſache. Nicht ſelten erkennt man ſelbſt die verſchiedenen Bedeutungen, welche ein und daſſelbe zuſammengeſetzte Wort an verſchiedenen Orten haben kann, durch dieſe Accentuation, und die Vernachläſſigung dieſes Punktes in der Ausſprache hat unvermeidliche Miſsverſtändniſſe zur Folge. Dies gilt beſonders von Zeitwörtern, die mit Partikeln, Adverbien, Präpoſitionen zuſammengeſetzt ſind. Wir betonen z. B. in dem Wort: überſetzen, die dritte Sylbe durch den grammatiſchen Hauptaccent, wenn vom Uebertragen eines Buchs oder einer einzelnen Stelle in eine andere Sprache die Rede iſt (*in aliam linguam*

transferre, vertere), die erſte hingegen, wo es heiſst: über einen Fluſs bringen. Daſs der Redner den einmal üblichen Sprachgebrauch erforſche, iſt um ſo nöthiger, da ſich von dieſer an die Verſchiedenheit der Bedeutung zuſammengeſetzter Worte geknüpften Stellung des grammatiſchen Hauptaccents zwar oft, aber nicht immer, andere Gründe, auſser dem eingeführten Sprachgebrauch, nachweiſen laſſen. Uebrigens giebt es allerdings Fälle, die als Ausnahme von jener Regel erſcheinen, daſs der Accent bei mehrſylbigen Worten auf der Stammſylbe liege. Wenn wir z. B. Gebote und Verbote einander entgegenſetzen, ſo betonen wir Ge und Ver mehr als die übrigen Sylben, obgleich die zweite Sylbe die Stammſylbe iſt. Hier tritt nehmlich der Redeaccent, den wir im Folgenden betrachten, ſo ſtark hervor, daſs der grammatiſche in den Hintergrund tritt. So wichtig auch eine grammatiſch-richtige Betonung für die Korrektheit der Ausſprache, und dadurch für die Verſtändlichkeit der Deklamation iſt; ſo kann doch ein deutlicher, umfaſſender, vollkommener Ausdruck der Vorſtellungen und Gefühle nirgends ſtatt finden ohne jene eigenthümlichen und mehr hervorſtechenden Auszeichnungen, welche einzelne Worte ſowohl durch den Rede- als durch den Empfindungsaccent empfangen. Daraus erklären ſich nicht blos ſolche einzelne Fälle, wie die oben bemerkten, wo der grammatiſche Accent auf einzelnen Sylben, unter gewiſſen im Zuſammenhange und in der Abſicht der Rede liegenden Bedingungen, vor dem Redeaccent verſchwindet; ſondern es gründet ſich darauf auch die allgemein gültige Regel, daſs überhaupt der grammatiſche Accent nur in einem gemäſsigtem Drucke der Stimme beſtehe, damit auch die übrigen Accente ihre eigenthümliche Bedeutſamkeit behalten, und nicht durch jenen verdunkelt werden. Neben dem grammatiſchen Accente kommt

zugleich die rechte Beobachtung der sogenannten Tonfälle in Betrachtung, d. h. derjenigen Senkungen der Stimme, welche von der Beschaffenheit und dem inneren Verhältnisse der Redetheile abhängen. Denn, wo das Gemüth des Redners mit fortschreitender Entwickelung und Ausbildung eines Gedankens beschäftigt, und der mit dem Redner zugleich innerlich thätige (handelnde) Zuhörer in einem steigenden Zustande der Spannung, der Erwartung ist; da giebt es auch keinen natürlicheren Ausdruck dieser inneren Thätigkeit, als ein allmäliges fortschreitendes Heben der Stimme; so wie sich dagegen die Stimme eben so natürlich herabsenkt, wo jene Thätigkeit zur Ruhe kommt, und jene Erwartung ihre Befriedigung findet. Dies Letzte geschieht zwar schon gewissermafsen am Ende jedes einzelnen Gliedes in der Periode — hauptsächlich aber, wo der ganze Satz oder die Periode geschlossen wird. Den stärksten Tonfall mufs daher das Ende des Satzes haben (im schriftlichen Vortrage durch den Schlufspunkt angedeutet). Ein etwas geringerer bezeichnet das Ende des Vordersatzes in der Periode, wo die richtige Interpunktion ein Kolon setzt. Der Ton der Stimme giebt hier zu erkennen, dafs der Sinn zur Hälfte zwar vollendet, aber eine weitere Fortsetzung und völlige Ausführung des Gedankens noch zu erwarten sey. Schwächer ist der Tonfall bei dem Semikolon, welches einzelne Hauptheile der Protasis und Apodosis in der Periode, oder einzelne Glieder eines nicht periodisch gebauten Satzes unterscheidet. Den allerschwächsten hat das Komma, wo es blos dazu dient, einzelne Wörter oder ganz kleine Sätze, die sich auf ein gemeinschaftliches Hauptwort beziehen, von einander abzusondern; etwas merklicher ist er da, wo das Komma vor gröfseren, etwas erklärenden, genauer bestimmenden, ergänzenden Abtheilungen eines Satzes steht. Auch das Verhältnifs, in welchem ein eingeschalteter Satz (Parenthese) zu

dem Ganzen des durch die Einſchaltung gewiſſermaaſsen unterbrochenen Satzes ſteht, wird ſo bezeichnet, daſs die Stimme vor der Parentheſe ohngefähr um einen halben Ton herabfällt, nach der Parentheſe zu dem vorigen Ton zurückkehrt. Eine nothwendige Ausnahme von der oben ausgeſprochenen Regel des Herabſenkens der Stimme am Ende des Gliedes oder Satzes machen die fragenden und ausrufenden Sätze; denn ſowohl dem Affekte oder lebhaften Gefühlszuſtande, den der Ausruf bezeichnet, als der Erwartung, welche durch die Frage erregt, und durch die Antwort (möge ſie von dem Redner wirklich gegeben, oder in dem Zuhörer ſtillſchweigend vorausgeſetzt werden) nachher befriedigt wird, kann nur eine gewiſſe Hebung der Stimme angemeſſen ſeyn. Die Korrektheit der Deklamation verlangt endlich Beachtung der grammatiſchen Pauſen, d. h. gewiſſer Ruhepunkte in der Deklamation, in ſo fern ſie zunächſt durch die Beſchaffenheit und das innere Verhältniſs der Redetheile beſtimmt werden. (Wir unterſcheiden davon die emphatiſchen Pauſen und die oratoriſchen, deren Bedeutſamkeit weiter unten betrachtet wird). Ruhepunkte ſind ſchon in phyſiſcher Hinſicht dem Redner ſelbſt unentbehrlich, damit der Athem ausreiche, und für den Zuhörer nothwendig, damit er dem Redner überall folgen, und jede dargeſtellte Vorſtellung zu der gehörigen Deutlichkeit erheben könne. Da aber jeder, längere oder kürzere, Ruhepunkt immer das Ausgeſprochene von dem nach der Pauſe Folgenden mehr oder weniger trennt; ſo fordert die Richtigkeit und Verſtändlichkeit des Vortrags, daſs keine Pauſe eine ſinnſtörende werde, d. h. daſs die Anwendung dieſer Ruhepunkte auf den gröſseren oder geringeren Zuſammenhang der einzelnen Worte und übrigen Redetheile die genaueſte Rückſicht nehme. Daher unterſcheiden ſich auch die grammatiſchen Pauſen nicht blos durch einen kürzeren und längeren Stilleſtand der Stimme,

ſondern auch durch die oben bemerkten, und mit ihnen genau verknüpften Tonfälle. Und, wie die lezteren an die richtig gebrauchten Interpunktionszeichen gebunden ſind, eben ſo die grammatiſchen Pauſen. Am meiſten bemerkbar ſind ſie bei dem Schluſszeichen (Punktum), weniger jedoch, wo die folgenden Sätze oder Perioden mit den vorausgegangenen einen Abſchnitt bilden, als da, wo ein neuer Abſchnitt (Hauptheil oder Untertheil der Rede) anhebt. Kürzer, als bei dem Punktum, ſind ſie, in verſchiedenen Abſtufungen, bei dem Semikolon, Kolon, Komma. Dabei kommt jedoch immer der wichtige Umſtand in Betrachtung, ob ſich das Folgende an das Vorhergehende als eine nothwendige Folge anknüpft, worauf die ganze Erwartung des Zuhörers ſchon geſpannt iſt, oder, ob es nur angefügt wird als eine Erläuterung, Beſtätigung, Erweiterung des Gedankens. Im erſten Fall wird die Pauſe etwas kürzer, und die Senkung der Stimme weniger hervorſtechend, im zweiten Fall die Pauſe länger, und der Tonfall ſtärker ſeyn. Die Unterbrechung des Satzes durch einen eingeſchalteten bezeichnet eine kurze Pauſe am Anfange und Ende der Parentheſe (etwas merklicher, wo die Parentheſe ſelbſt die Aufmerkſamkeit vorzüglich erregen ſoll). Uebrigens iſt die gröſsere oder geringere Dauer der grammatiſchen Pauſen immer auch von dem Charakter des in einem ganzen Vortrage, oder in einem einzelnen Abſchnitte vorherrſchenden Zeitmaaſses abhängig, in welchem geſprochen wird. Je nachdem der Gang der Stimme überhaupt raſcher, oder langſamer iſt, werden auch die einzelnen grammatiſchen Pauſen ein kürzeres oder längeres Zeitmaaſs haben, wo nicht beſondere Umſtände und Rückſichten eine Ausnahme veranlaſſen. Und die ganze Deklamation ermangelt der Richtigkeit und Verſtändlichkeit eben ſo ſehr, und kündigt dieſen Mangel durch einen widrigen Eindruck auf den äufseren Sinn des Zuhörers eben ſo deutlich an, wenn der Redner,

von einer üblen Gewohnheit abhängig, zu haſtig ſpricht, und die nöthigen Pauſen überſpringt, als, wenn ein gedehnter und ſtockender Vortrag ganz unnöthige, oder unrichtig angebrachte, oder unverhältniſsmäſsig verlängerte Ruhepunkte macht. Frühzeitige Uebungen, welche den künftigen Redner daran gewöhnen, ſolche Worte und Reihen von Wörtern, die grammatiſch und logiſch genau zuſammengehören, in einem Athem vernehmlich und deutlich auszuſprechen, ſind von beſonderer Wichtigkeit. S. Grotefend Anſichten, Gedanken und Erfahrungen über die geiſtliche Beredſamkeit S. 229. fg.

Die Verſtändlichkeit der Deklamation ſetzt aber auch, auſser dieſer Korrektheit der Ausſprache eine gewiſſe Genauigkeit voraus, mit welcher der Redende die Konſonanten beſtimmt artikulirt, und jede Sylbe gehörig vernehmbar macht, eine ſolche Ausbildung der Stimme, wodurch ſie fähig wird, klingende Töne hervorzubringen, und die nöthige Stärke des Tons. Ob gleich, vermöge der Bedeutſamkeit und der Geſetze des grammatiſchen Accents und der Tonfälle, nicht jede einzelne Sylbe auf gleiche Art und in gleichem Grade betont werden kann; ſo ſoll doch jede, auch die durch keinen Accent auszuzeichnende, vernommen werden. Unbedingt fehlerhaft iſt daher das ſogenannte Verſchlucken, wo man gewiſſe Buchſtaben, oder ganze Sylben, beſonders die Endſylben und die letzten Worte, in der Ausſprache ganz verſchwinden läſst, und den Zuhörer nöthigt, das Fehlende ſelbſt zu ergänzen, und dadurch ſeine Aufmerkſamkeit zu theilen. Dieſes unangenehme Verſchlucken, ein Fehler, der leider nur allzuhäufig hervortritt, hat entweder in dem allzuſchnellen, haſtigen Sprechen ſeinen Grund, wodurch man ſich die zum deutlichen Betonen gehörige Zeit raubt, oder darinn, daſs der Redner am Ende des Satzes, oder Vorderſatzes die Stimme zu ſehr herabfallen läſst, wie es beſonders dann

geſchieht, wenn er durch den Vortrag einer für ſeinen Athem zu langen Periode, oder überhaupt durch allzugroſse Anſtrengung, die Kraft ſeiner Stimme erſchöpft hatte. Auf der andern Seite entſteht freilich eine gedehnte, ſchleppende, ſingende, einförmige Deklamation, wo der Ton der Stimme auf jeder einzelnen Sylbe länger verweilt, als die Bedeutſamkeit derſelben oder die Verſtändlichkeit überhaupt erfordert, und, wo einzelne Buchſtaben zu ſcharf artikulirt werden. Eine hellklingende, metallreiche Stimme (der dumpfen, hölzernen entgegengeſetzt) iſt zunächſt Geſchenk der Natur — aber auch von der Kultur im hohen Grade abhängig. Und, je wichtiger dieſe Gabe für die Verſtändlichkeit des Vortrags iſt, da die ſtärkſte Stimme, wenn ſie dumpf, rauh, heiſer iſt, weniger durchdringt, als eine ſchwächere, aber rein klingende; deſto mehr hat der künftige Redner darauf zu achten, daſs er diejenigen diätetiſchen Fehler vermeide, die ſeine Stimme verderben, und durch frühzeitige, unter zweckmäſsiger Leitung ſtehende Uebungen im lauten Sprechen und Singen die natürliche Anlage entwickele und vervollkommne. Dieſe Uebungen lehren ihn zwei Extreme vermeiden, von denen das eine, wie das andere der hellklingenden Reinheit des Tons, und dadurch der Verſtändlichkeit der Deklamation hinderlich wird. Der natürliche Ton wird zum Theil durch die Kehle gebildet, und man nennt dieſs die Bruſtſtimme. Wenn aber der Sprechende den Mund nicht weit genug öffnet, und die Zunge bei dem Sprechen wölbt, anſtatt ſie flach zu legen, ſo wird der Ton im Halſe aufgehalten, und der Schall, anſtatt den geraden Weg zu nehmen, hauptſächlich nach der Wölbung des Mundes getrieben. Daraus entſteht das unangenehme hohle und dumpfe Sprechen, dem auch gewöhnlich (wenn die Stimme des Redners nicht eine beſondere natürliche Kraft und Stärke beſitzt) die nöthige Klarheit mangelt. Zum deutlichen Hervorbrin-

gen der Töne gehört aber auch ein gewiſſes leichtes und ungehindertes Durchſtrömen der Luft durch die Naſe, die mit den Stimmwerkzeugen genau zuſammenhängt; und man pflegt dieſs Kopfſtimme zu nennen. Wenn jedoch dieſes Mitwirken der Naſe bei andern Buchſtaben merklich wird, als bei den Konſonanten *m* und *n* (die freilich anders nicht rein hervorgebracht werden können), oder wenn überhaupt jenes Durchſtrömen der Luft zu reichlich geſchieht, ſo entſteht die unangenehme und unverſtändliche Naſenſtimme. Das reine und hellklingende Sprechen ſetzt alſo eine ſolche Uebung und Gewöhnung der körperlichen Organe voraus, wodurch Bruſtſtimme und Kopfſtimme in das richtige Verhältniſs zu einander geſetzt werde. Die Anforderungen, welche man an die Stärke des Tons macht, ſind immer relativ, und beruhen auf dem allgemeinen Maaſsſtabe, daſs der Redner in demjenigen Raum, der eben jetzt ausgefüllt werden ſoll, ohne merkliche Anſtrengung der ſinnlichen Aufmerkſamkeit der Zuhörer überall vernommen werde. Dem geiſtlichen Redner wird allerdings die Löſung dieſer Aufgabe, durch den groſsen Umfang mancher Kirchengebäude, noch öfterer dadurch, daſs ſie nicht nach den Regeln der Akuſtik gebaut ſind, vielfältig erſchwert. Denn auf der einen Seite iſt nicht jedem Individuum dieſelbe phyſiſche Kraft zu einer ſo ſtarken und ausdauernden Erhebung der Stimme, als dieſer und jener Raum verlangt, gegeben; und auf der andern Seite verliert die Deklamation auch bei demjenigen, dem jene Kraft zur Ausdauer verliehen iſt, nur allzuleicht etwas von ihrem Wohlklange und Ausdrucke, durch die fortwährende gleich ſtarke Erhebung der Stimme, und doch muſs dem Redner vor allem daran gelegen ſeyn, daſs man ihn überall deutlich vernehme. Eine vollkommne Beſeitigung dieſer äuſseren Hinderniſſe liegt nicht immer in des Redners Gewalt. Aber viel vermag doch auch hier die rechte

Methode, theils in der Stellung — da es in den meiſten Kirchen, nach allgemein bekannter Erfahrung, gewiſſe Stellen giebt, nach welchen der Prediger den Ton ſeiner Stimme zunächſt hinzulenken hat, um am leichteſten verſtanden zu werden — theils in dem Gebrauch der Stimme. Denn, weiſe Sparſamkeit, und eine gewiſſe Gradation iſt und bleibt für jeden öffentlichen Redner, er ſpreche im gröſseren oder kleineren Raume, eine höchſt wichtige Maafsregel. Je mehr man ſich daran gewöhnt, niemals mit dem ſtärkſten Tone, deſſen die Stimme fähig iſt, anzufangen, ſondern verhältniſsmäſsig zu ſteigen, die verſchiedenen Grade der Stärke des Tons in der einzelnen Periode, wie in der ganzen Rede, ſo zu vertheilen, wie es der Natur der Sache überall entſpricht, die Abwechslungen der Tonfälle zu beachten und die grammatiſchen, ſchon in phyſiſcher Hinſicht nothwendigen Pauſen nicht durch ein allzuhaftiges Reden zu überſpringen; deſto leichter behauptet man die ausdauernde Kraft der Stimme. Dabei beruht aber auch ſehr viel auf dem richtigen Treffen und Feſthalten derjenigen Höhe oder Tiefe des Tons, welche der Subjektivität des Redenden angemeſſen iſt. Um theils dieſe Höhe und Tiefe richtig auszumitteln, theils den Gebrauch der Stimme in ſeine Gewalt zu bekommen, damit ſie fähig werde, dem verſchiedenen Charakter der darzuſtellenden Vorſtellungen und Gefühle gemäſs in ſo weit mit den Tönen zu wechſeln, als es der natürliche Umfang der Stimme erlaubt — dazu ſoll beſonders die ſogenannte deklamatoriſche Tonleiter (*ſcala*) dienen. Sie unterſcheidet als fünf beſondere, verſchiedene Zuſtände des Gemüths durch ihren Klang bezeichnende Haupttöne die fünf Hauptvokale nebſt den Zwiſchenvokalen, von dem tiefſten an bis zu dem höchſten hinauf: U (ü), O (ö), E (é), A (ä), I. Es ſpreche jemand im Diſkant, oder im Tenor, oder im Baſs — immer werden ſich dieſe Töne merklich

unterſcheiden; die gröſsere oder geringere Höhe oder Tiefe, mit welcher jeder Einzelne dieſe Haupttöne hervorbringt, hängt von der natürlichen Organiſation ſeiner Stimme ab. Jedem Haupttone ſind aber auch fünf Nebentöne untergeordnet, die ſich zu jenem, wie die einzelnen Töne in der Muſik zu einem ganzen Akkorde und zu der beſondern Tonart verhalten. Sie haben den wichtigen Zweck, daſs, während im ganzen Vortrage ein Hauptton der herrſchende bleibt (wie es die Einheit der Form, und der beſtimmte Charakter des Ganzen verlangt), doch auch die Stimme in einzelnen Stellen und Worten andern Haupttönen durch Aufſchwingungen oder Herabſchwingungen ſich annähern könne, damit die Abwechslung entſtehe, welche ſowohl zur Ausdauer der Kraft des Redenden nöthig iſt, als von der Mannichfaltigkeit der auszudrückenden Vorſtellungen und Gefühle unzertrennlich. Das gegenſeitige Verhältniſs dieſer Nebentöne läſst ſich ebenfalls am richtigſten durch jene Gradation der Hauptvokale bezeichnen. So geſtattet z. B. der Haupt- oder Grundton A die verſchiedenen Modifikationen der Tiefe und Höhe: u, o, e, a, i, die jedoch ſämmtlich den allgemeinen Charakter jenes Grundtons auch in dieſen verſchiedenen Biegungen der Stimme behaupten, ſo daſs der zum Hauptton A gehörige Nebenton u doch weit höher iſt, als der Grundton U, und der Nebenton i im A weit tiefer, als der Hauptton I. Für jede menſchliche Stimme giebt es nun eine mittlere Höhe. Man erkennt ſie an der Art und Weiſe, wie der Redende die Vocale E und A laut im Zuſtande der Ruhe ausſpricht, d. h. da, wo er weder von einem lebhaften Affekte ergriffen iſt, noch die Stimme wegen der räumlichen Entfernung deſſen, von dem er deutlich vernommen werden will, mit ganz beſonderer Kraft erheben muſs, noch im Zuſtande der Erſchöpfung und Abſpannung redet. Dieſer Ton der Mittelſtimme ſteht durch ſeine Nebentöne, und durch andere ſehr man-

nichfaltige nicht zu berechnende Beugungen und Abstufungen der Stimme mit den übrigen Haupttönen und ihren Nebentönen zum Theil in näherem, zum Theil in entfernterem Zusammenhange. Wenn der Redner seinen Vortrag **beginnt** (und, in der Regel, selbst zu Anfange jedes Satzes), soll man von diesem Tone ausgehen, und weder zu hoch, noch zu tief anfangen, weil die Stimme, bei einer gewissen dem Redner natürlichen und in dem Wechsel der Rede gegründeten Steigerung, im ersten Falle leicht in kreischende Töne übergeht, im zweiten Fall eben so leicht in einen dumpfen, hohlklingenden Ton herabfällt. Aber auch die mannichfaltigen und nothwendigen Abweichungen von dem Ton der Mittelstimme, zu denen man veranlafst wird, bald, um einen bedeutenden Raum gehörig auszufüllen, bald, um dem lebhaften Gefühle seinen angemessenen Ausdruck zu geben, dürfen gewisse, nach der Individualität eines jeden bestimmbare Grenzen nicht überschreiten, wenn man die Kraft der Stimme gehörig behaupten, überall verständlich reden, und die eben bemerkten Fehler des kreischenden, oder hohlklingenden Tons durchaus vermeiden will. Darum sey der künftige Redner frühzeitig darauf bedacht, die mittlere Höhe seiner Stimme richtig auszuforschen, damit er diejenige Anwendung von der deklamatorischen Tonleiter machen könne, die seiner körperlichen Individualität entspricht *).

Aus dem zweiten im ersten Abschnitt ausgesprochenen Grundsatze: „der äufsere Vortrag hat alles „zu meiden und zu entfernen, was den Zuhörer ab„stofsen und seine Aufmerksamkeit hindern würde, „und alle ihm zu Gebote stehende Mittel anzuwen„den, wodurch der Zuhörer für die Person des Red-

*) Ein tieferes Eindringen in die Lehre von der deklamatorischen Tonleiter setzt Kenntnifs der Musik voraus, und wird überhaupt durch den anschaulichen, mündlichen, mit

„ners gewonnen, und ſeine lebendige Theilnahme an „der Handlung der Rede unterhalten wird“ ergiebt ſich ferner die Rechtmäſsigkeit der Anforderung, daſs die Deklamation auch Wohlklang und ſubjektive Natürlichkeit beſitzen müſſe. Die Eigenſchaft des Wohlklanges umfaſst a) die Vermeidung der dem Gehör anſtöſsigen Fehler in der Ausſprache einzelner Buchſtaben, oder in dem ganzen Tone überhaupt, b) eine reine und helle, klingende Stimme, c) einen flieſsenden und feſten (ſicheren) Vortrag d) eine gewiſſe mit Harmonie des Ganzen verknüpfte Mannichfaltigkeit. So wie das unrichtige Ausſprechen einzelner Buchſtaben, und das Fehlerhafte des ganzen Ausdrukkes überhaupt, mit der oben bemerkten Korrektheit und Verſtändlichkeit der Deklamation ſtreitet; ſo macht es auch gewöhnlich den Vortrag, mehr oder weniger, übelklingend und widrig, beſonders das Schnarren, oder zu harte Ausſprechen, oder mit einer allzuſtark zitternden Bewegung der Zunge geſchehene Hervorbringen des *r*, das allzuſcharfe (gleichſam ſauſende) oder widrig lispelnde Ausſprechen des *ſ*, das Lallen bei dem *l*, das Reden durch die Naſe oder Zähne, die allzugroſse Ausdehnung der Lippen in die Breite, woraus die Breite der Töne, und eine ſchwerfällige Unbehülflichkeit entſteht. Der Redner erſcheint bei dieſen Unvollkommenheiten der Deklamation, welche ihren Grund in einer falſchen Anwendung der Sprachwerkzeuge, und in der Verwöhnung haben, nicht in demjenigen Lichte, in dem er den Zuhörern erſcheinen ſoll; denn ſie verrathen entweder Mangel an Einſicht und Geſchmack, oder

---

Uebung verknüpften Unterricht weit vollkommner bewirkt, als durch den ſchriftlichen. S. Kerndörfer Anleitung zur gründlichen Bildung des guten deklamatoriſchen Vortrags S. 132. ff.

einen Mangel derjenigen Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, die man mit Recht von dem öffentlichen Redner erwartet. Ueber den Werth einer reinen, hellen, klingenden Stimme iſt im Vorhergehenden, in Beziehung auf die Deutlichkeit des Vortrags, geſprochen werden. Sehr widrig tönend und die Aufmerkſamkeit des Zuhörers im hohen Grade ſtörend iſt der, dem flieſsenden entgegengeſetzte ſtotternde oder ſtockende Vortrag, der unnöthige Pauſen macht, oder das eben Geſprochene ohne hinreichenden Grund wiederholt, es geſchehe aus fehlerhafter Verwöhnung, oder aus Aengſtlichkeit und Verlegenheit. Feſtigkeit und Sicherheit beſitzt dagegen der Vortrag, wenn der Ton keine Verlegenheit des Redners durch Schwanken, Beben, Zittern der Stimme ausdrückt. Dieſe ſtörenden Unvollkommenheiten werden um ſo ſicherer vermieden, je ſorgfältiger der ausgearbeitete Vortrag dem Gedächtniſſe anvertraut wird (ſchon das innere Bewuſstſeyn, dieſe Pflicht erfüllt, oder wenigſtens, wo ein wörtliches Memoriren nicht möglich war, doch alles dasjenige redlich gethan zu haben, was in dieſen Umſtänden zur Vorbereitung geſchehen konnte, giebt dem Redner eine gewiſſe Zuverſicht, die ſich auch in dem äuſseren Vortrag ausſpricht), und — je mehr man frühzeitig daran arbeitet, eine gewiſſe in der Verſchiedenheit des Temparements gegründete Schüchternheit allmälig zu überwinden. Doch dies allein vermag die Deklamation noch nicht zu einer vollkommen wohlklingenden zu machen, wenn nicht die Harmonie im Mannichfaltigen hinzukommt, auf welcher überall die Schönheit der Form beruht. Der natürliche Sinn der Zuhörer für das Angemeſſene und Schöne will auch durch die Modulation befriedigt ſeyn, d. h. durch eine ſolche Anwendung der Stimme, die nicht nur reine, helle, vollklingende Töne hervorbringt, ſondern auch die Gewandheit und

Biegſamkeit beſitzt, welche das Mannichfaltige der Töne ſchnell, und ohne Anſtoſs zu einer gefälligen Einheit verbindet. Dieſe Mannichfaltigkeit zeigt ſich in der Abwechslung mit den Tonarten, mit der Stärke und Schwäche, mit der Höhe und Tiefe, mit der Geſchwindigkeit und Langſamkeit des Sprechens; jedoch ſo, daſs eine gewiſſe Tonart, ſo wie ein gewiſſer Grad der Stärke der Stimme, der Höhe oder Tiefe, der Geſchwindigkeit oder Langſamkeit, im Ganzen des Vortrags als der herrſchende erſcheint. Denn die Verſchiedenheit der Vorſtellungen und Gefühlszuſtände, welche in einer und derſelben Rede hervortreten, legt es dem mit wahrer Theilnahme ſprechenden Redner nahe genug, daſs er auch nicht ganz in demſelben Charakter des Tons bleibe, wo jene Vorſtellungen und Gefühlszuſtände einen ganz andern Charakter, als die unmittelbar vorhergegangenen, behaupten (wo er z. B. von anſchaulicher und warnender Darſtellung der traurigen Folgen eines Laſters zu einer lebendigen Schilderung der beſeligenden Würkungen der entgegengeſetzten Tugend übergeht). Wie dieſer Wechſel mit den Tonarten, der auf der einen Seite zur Angemeſſenheit der Deklamation gehört, und auf der andern den Wohlklang fördert, geſchehen könne, ohne daſs ſich der Redner von dem natürlichen Ton ſeiner Mittelſtimme zu weit entfernt, und, ohne daſs ſchneidender Kontraſt durch plötzliches Uebergehen in eine ſolche Tonart entſteht, die von der vorhergegangenen zu weit entfernt liegt — dies vermag die deklamatoriſche Tonleiter an den oben erwähnten fünf Haupttönen und ihren Nebentönen anſchaulich nachzuweiſen. Es iſt ferner Thatſache der Erfahrung, daſs ſich der Redner, der vom Anfange bis zum Ende des Vortrags denſelben Grad der Stärke des Tons, oder daſſelbe (raſchere oder langſamere) Tempo unausgeſetzt behauptet, eines ſehr wirkſamen Mittels beraubt, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer auf gewiſſe Vorſtellungen

und Sätze durch einen höheren Grad der Stärke des Tons, oder durch ein verändertes Tempo vorzüglich hinzulenken. Aber, dieſes fortwährende Einerlei iſt auch dem Gehör noch läſtiger, als jene Einförmigkeit der Tonart, und nichts pflegt die Aufmerkſamkeit des Zuhörers überhaupt leichter und ſchneller abzuſpannen, und den Eindruck des ganzen Vortrags zu hindern. Eben ſo wenig kann es eine wohlklingende Deklamation geben ohne jenen Wechſel der Tonfälle, den wir im Vorhergehenden als ein nothwendiges Erforderniſs der Korrektheit betrachteten. Wenn es dem Vortrage in irgend einer, oder in jeder der genannten Beziehungen an Mannichfaltigkeit fehlt, ſo nennt man ihn eintönig. Eben dieſer Tadel trifft aber den Vortrag auch da, wo ein ſolcher Wechſel der Töne hervortritt, der ſelbſt einförmig wird, und taktmäſsig geſchieht, d. h. wo man ſich an eine gewiſſe, von der Natur der darzuſtellenden Vorſtellungen und auszudrückenden Gefühle unabhängige Ordnung ſklaviſch bindet, in welcher man verſchiedene Tonarten und verſchiedene Grade der Stärke, der Höhe oder Tiefe, der Geſchwindigkeit oder Langſamkeit aufeinander folgen läſst. Sehr häufig bemerkt man geiſtliche Redner (unter den Anfängern faſt noch weniger, als unter ſolchen, die ſich ſchon einer Jahre langen Verwöhnung hingegeben haben), bei denen die Stimme regelmäſsig, vom Anfange jedes Satzes an, in denſelben Abſtufungen, mit jedem fortſchreitenden Gliede aufwärts ſteigt, bis ſie am Ende, bei dem letzten Gliede, oder erſt bei dem letzten Worte, plötzlich in einen tiefern Ton herabfällt, unbekümmert, ob dieſe gleichmäſsige Art der Abſtufungen in jeder Periode dem Gegenſtande angemeſſen ſey, und den Gefühlen, die ſich rein und vollkommen ausſprechen wollen. Es entſteht daraus der widrige ſingende Ton *), den der Red-

*) S. *Quinctil. inſtitt. oratt. l.* 11, *c.* 3. §. 57. *p.* 330. T. II. *ed. Wolf. Sed quodcunque ex his vitium magis tulerim, quam,*

her, wenn er die wahre Natur des Gesanges, und seinen Unterschied von der Deklamation recht begriffen, und immer die nöthige Aufmerksamkeit auf sich selbst (auf die Harmonie des äuseren Vortrags mit seinem Innern) gehabt hätte; gewifs vermeiden würde. Es ist freilich nicht zu leugnen, dafs eine Reihe einförmig gebauter Sätze und Perioden überaus leicht zur monotonischen Deklamation verleitet. Und darum betrachten wir den im dritten Abschnitte der Theorie des Styls (wo von dem stylistischen Wohlklange die Rede war) bemerkten Wechsel im Bau der Sätze und Perioden als eine Vollkommenheit der Form, die besonders im mündlichen Vortrage (durch ihren Einfluss auf die Deklamation) ihre Wichtigkeit bewährt. Aber auch da, wo einmal in diesem oder jenem Abschnitte der Rede eine gewisse (relative) Einförmigkeit der Sätze in der Natur der Sache liegt, erwarten wir doch von dem mit wahrer Theilnahme sprechenden Redner irgend etwas von einem freien Wechsel des Tons (indem doch kein einzelner Satz dem andern ganz und vollkommen gleicht). So wenig indessen dieses Monotonische die Aufmerksamkeit gewinnen und fesseln kann; eben so störend ist das entgegengesetzte Extrem, ein unaufhörlicher Wechsel ohne alle Einheit des Charakters, oder ein allzuauffallender und schneidender Kontrast, zumal in solchen Abschnitten und Sätzen,

---

quo nunc maxime laboratur in cauſis omnibus ſcholisque, cantandi: quod inutiliſs ſit, an foedius neſcio. Vgl. auch §. 13. §. 23. p. 324. 326. l. 11. c. 1. §. 56. p. 298. l. 12. c. 8. §. 3. p. 397. Sehr richtig bemerkt Grotefend in der schon öfters angeführten Schrift S. 233: „Im Gesange, auch dann, „wenn er Recitative vorträgt, werden die Töne gehalten, in „der Deklamation aber nur angestofsen; im ersteren hat je„der Ton ein genau bestimmtes Zeitmafs, in der letzteren, „weniger bestimmt; der Gesang steigt und fällt in ganz rei„nen musikalischen Intervallen, in der Deklamation sind diese „Intervalle nicht so rein."

die unmittelbar auf einander folgen. Der äufsere Sinn der Zuhörer, der auch in denjenigen Eindrücken, welche den Menschen zunächst als Sinnenwesen berühren, Harmonie im Mannichfaltigen sucht, wird dadurch abgestofsen; und den denkenden Verstands kündigt eine Deklamation, welche in dieser Hinsicht fehlerhaft ist, einen Mangel an Einheit in den Bestrebungen des Redners an. Sehr genau hängt mit dem Wohlklange der Deklamation ihre subjektive Natürlichkeit zusammen, die sie dann besitzt, wenn sich der Redner nicht zu auffallende Abweichungen von der oben bemerkten mittleren Höhe seiner Stimme erlaubt, oder überhaupt im öffentlichen Vortrage eine ganz andere Stimme erkünsteln will, als er im gewöhnlichen Leben hat. Denn das Sprechen im gewöhnlichen Umgange mit andern beabsichtigt ja doch im Allgemeinen denselben Zweck, der auch den speciellen Zweck der öffentlichen Rede in sich begreift, gewisse Vorstellungen andern verständlich, und gewisse Ueberzeugungen annehmbar zu machen. Die Deklamation des öffentlichen Redners kann und soll sich daher von dem Vortrage im gewöhnlichen Leben gewifs nicht durch eine ganz andere Modulation der Stimme, sondern nur, wegen der besondern Beschaffenheit und Wichtigkeit des Endzwecks, wegen der Feierlichkeit des Orts, wegen der Gröfse der schweigenden, und diesem einen Sprechenden ihre Aufmerksamkeit widmenden Versammlung, durch einen höheren Grad der Sorgfalt und Genauigkeit, und durch gröfsere Erhebung der Stimme unterscheiden. Dies bedenken diejenigen Prediger nicht, die an heiliger Stätte einen ganz eigenen, mit ihrer gewöhnlichen Art des Sprechens auffallend kontrastirenden Ton (den sogenannten Kanzelton) annehmen. Sollte es auch der Redner durch Kunst wirklich dahin bringen, dafs er durch solche Abweichungen von der natürlichen Stimme das Gehör nicht durch Mifstöne beleidigt; so läfst sich doch das Mühsame

und Erkünſtelte dieſer Art der Deklamation nicht verbergen, am allerwenigſten, wenn der Redner vor ſeinem Publikum nicht als ein Unbekannter auftritt. Alles aber, was Affektation verräth, ſtört die Aufmerkſamkeit des Zuhörers mehr oder weniger, und hindert das volle, unbefangene Zutrauen zu den Geſinnungen und Beſtrebungen des Redners. Und ſolchen Miſsgriffen ſind diejenigen beſonders ausgeſetzt, welche ſich im gewöhnlichen Leben an eine nachläſsige, ungebildete, und gemeine Ausſprache gewöhnt haben. Treten ſie dann, mit einem inneren Bewuſstſeyn dieſer Mängel, aus ihren gewöhnlichen Umgebungen, als öffentlich Redende, in einen ſolchen Kreis von Menſchen, wo ſie beſorgen müſſen, durch ihre fehlerhafte Ausſprache Anſtoſs zu erregen, ſo wollen ſie dieſen Mangel an Bildung auf jede nur mögliche Art verbergen. Da ihnen aber die reine und richtige Ausſprache im gewöhnlichen Leben fehlt, ſo kommen ſie hier auf ein fremdes Gebiet, auf dem ſie ſich nicht zurechtfinden, und fallen, bei dem beſten Willen, nur allzuleicht in einen gezwungenen, affektirten Ton. Daraus ergiebt ſich die dringende Nothwendigkeit, Fehler der Ausſprache ſchon im gewöhnlichen Leben abzulegen.

Die Deklamation ſoll aber auch, dem dritten im erſten Abſchnitte aufgeſtellten Grundſatze gemäſs, den Antheil, welchen der Redner ſelbſt an den dargeſtellten Vorſtellungen nimmt, ſo lebendig beurkunden, daſs die gewünſchte Einheit zwiſchen den Beſtrebungen des Redners und der Zuhörer leicht entſteht. Dies kann nur dadurch geſchehen, daſs ſie 1) den verſchiedenen Gemüthszuſtänden des Redners angemeſſen iſt, 2) die gröſsere oder geringere Wichtigkeit der Vorſtellungen und ihre logiſchen Verhältniſſe bezeichnet, 3) der Natur der zubezeichnenden Gegenſtände entſpricht, 4) mit dem beſtimmten Zweck einer Rede oder eines einzelnen Abſchnitts übereinſtimmt.

Da die Rede eine Handlung ist, die sowohl in dem Redner selbst, als zwischen ihm und den Zuhörern vor sich geht, so können wir uns die Gemüthszustände des Redners nicht anders denken, als in einem lebendigen Wechsel begriffen, der sowohl durch sein eigenes Fortschreiten im Meditiren entsteht, indem er sich immer mehr und mehr in seinen Gegenstand hineindenkt und hineinfühlt, theils durch die nothwendige Rücksicht, welche er auf das innere, ebenfalls wechselnde Leben der Zuhörer nimmt. Diesen Charakter der Handlung muss daher auch die Deklamation an sich tragen, damit sich das, was im Gemüthe des Redners geschieht, den Zuhörern vollkommen klar und lebendig darstelle, und gleiche oder ähnliche Veränderungen in ihnen hervorbringe. Auf dieser Angemessenheit der Deklamation zu den verschiedenen Gemüthszuständen des Redners beruht hauptsächlich ihre sogenannte objektive Natürlichkeit, die man freilich auch, in so fern sie sich auf das Innere des redenden Subjekts (so wie die oben bemerkte auf seine äussere Persönlichkeit) bezieht, eine subjektive nennen könnte. Jedoch umfasst dieser Begriff zugleich die Uebereinstimmung der Deklamation mit der Natur der Gegenstände, welche die Objekte der Vorstellungen und Gefühle des Redenden sind *). Die Mittel, welche die Natur selbst für jenen Ausdruck des wechselnden inneren Lebens durch den Gebrauch der Stimme darbietet, liegen in der oben bemerkten, durch die deklamatorische Tonleiter genauer bestimmten Verschiedenheit der Haupttöne mit ihren Nebentönen, in der gröfseren oder geringeren Stärke des Tons, in der Bewegung und Aufeinanderfolge der Töne, in den Empfindungsaccenten und emphatischen Pausen.

*) Die Lehre von der Bezeichnung der Gemüthszustände durch den Wechsel der Stimme nennt man auch die subjektive Semiotik der Deklamation.

Denn jeder der fünf Haupttöne der deklamatoriſchen Tonleiter hat ſeinen eigenthümlichen Charakter, der durch ſeine Nebentöne nur verſchieden modifizirt wird, gemäſs der verſchiedenen Abſtufungen, welche in einem und demſelben vorherrſchenden Gemüthszuſtande ſtatt finden können, und dem natürlichen Umfange, der die Stimme des Redenden beſitzt; und dieſen Charakter theilt er dem Vortrage, oder dem Abſchnitte mit, wo er als herrſchender Ton erſcheint. So bezeichnet *U* — die Abſpannung, Traurigkeit, Schwermuth, bange Ahndung, *O* — das Feierliche und Erhabene (Gebetton), *E* — die Ruhe des Gemüths, *A* — die Heiterkeit, Freude, Lebendigkeit, *I* — die Heftigkeit des Affekts. Und ſo wie der grammatiſche Accent, deſſen Bedeutſamkeit oben betrachtet wurde, dasjenige auszeichnet, was zunächſt für den Verſtand ausgezeichnet werden muſs; ſo ſind die Empfindungsaccente, die ſich immer nach den verſchiedenen Tonarten richten, für das Gefühl beſtimmt. Sie beſtehen darinn, daſs man auf einem mit lebhaften Gefühl geſprochenen Worte etwas länger, als gewöhnlich, mit dem Tone verweilt — bisweilen auch, wenn es die Natur der Empfindung ſo mit ſich bringt, eine gemäſsigte Herabſchwingung und eine Haltung des Tons in der Tiefe damit verbindet. Wenn z. B. der geiſtliche Redner voll Empfindung die Worte ausſpricht: „zu welcher Selig„keit und Würde, o Gott, haſt du auch mich er„hoben; ich kann — ich darf dich Vater der Men„ſchen, auch meinen Vater nennen;“ ſo wird er nicht blos jenes: „Vater der Menſchen,“ und das folgende: „meinen Vater,“ durch verſtärkten Ton heben, wie es der grammatiſche Accent verlangt, ſondern auch über dem erſten, und noch mehr über dem zweiten mit einen gehaltenen, und gleichſam ſchleifenden Tone hinſchweben. Sehr ähnlich in ihrer Wirkſamkeit iſt die emphatiſche Pauſe. Wenn

die grammatiſche, oben betrachtete, durch die Beſchaffenheit und das innere Verhältniſs der Redetheile beſtimmt wird, und den Zweck der Verſtändlichkeit hat; ſo iſt dagegen dieſe an die Empfindung gebunden. Sie iſt ein verhältniſsmäſsiger Stilleſtand der Stimme, in welchem der Ton des unmittelbar vorhergegangenen Wortes leiſe fortzutönen und allmälig zu verſchwinden ſcheint, ein Verhallen des Tons, welches die Innigkeit und Stärke eines Gefühls oder einer Beſtrebung bezeichnet. Die Aufmerkſamkeit des Zuhörers wird dadurch veranlaſst, entweder bei dem, was der Pauſe voranging, nachdenkend zu verweilen (hauptſächlich bei Fragen und Ausrufungen), oder auch das unmittelbar Folgende beſonders in das Auge zu faſſen (bei ſolchen plötzlichen Abbrechungen der Rede, welche der ſchriftliche Vortrag durch einen Gedankenſtrich bezeichnet). Die kürzere oder längere Dauer der emphatiſchen Pauſe wird durch die gröſsere oder geringere Stärke des Gefühls beſtimmt, welches die Wichtigkeit einer Vorſtellung im Innern des Redners begleitet, ſo wie durch den gröſseren oder geringeren Kontraſt der Vorſtellungen und Gefühle, welche bei plötzlichen Abbrechungen der Rede mit einander wechſeln. Alle dieſe Mittel ſtehen der Deklamation zu Gebote, um die mannichfaltigſten Gemüthszuſtände zu bezeichnen — eben ſowohl die vorherrſchende Ruhe, als die höchſte Spannung und lebendigſte Thätigkeit der geiſtigen Kräfte, ſowohl das Nachdenken, Zweifeln, Prüfen, und die Feſtigkeit einer Ueberzeugung, als die verſchiedenſten Gefühle, Affekten, Beſtrebungen, und die Beſtimmung des Willens im feſten Entſchluſse *). Ob gleich die Rede eine innere fortgehende, lebendige Handlung iſt, ſo giebt es doch vorübergeh-

*) S. *Cicero de orat. l.* 3. *c.* 57. *Omnis enim motus animi ſuum quendam a natura habet vultum, et ſonum, et geſtum, to-*

hende Zuſtände der Ruhe d. h. ſolche, wo die geiſtigen Kräfte zwar keineswegs unwirkſam ſind, aber doch ihre Thätigkeit dem inneren Sinne nicht auffallend und bemerkbar ankündigen, z. B. wo man einen Nebengedanken einwebt oder andeutet, der etwas zur Erläuterung des eben Geſagten beiträgt, oder, wo man ſich den Uebergang von einem Punkte zum andern bahnt. In dem Vortrage ſolcher Stellen herrſcht der Hauptton *E*, die Stimme wird nicht ſtärker erhoben, als es der Raum nothwendig fordert, wenn der Redner ohne beſondere Anſtrengung der Aufmerkſamkeit der Zuhörer verſtanden werden ſoll, ſie ſchreitet ruhig fort, ohne feierlich zu werden, der Wechſel des Tons iſt unbedeutend, Empfindungsaccente und emphatiſche Pauſen finden hier nicht ſtatt. Dieſem Ausdrucke der inneren Ruhe nähert ſich der mündliche Vortrag auch da, wo die geiſtige Thätigkeit des Redners ein abſtraktes Denken iſt, wo z. B. der weſentliche Inhalt eines allgemeinen Begriffs dem Erkenntniſsvermögen auseinandergelegt, oder eine Eintheilung angekündigt, oder ein aus irgend einer allgemeinen Vernunftwahrheit abgeleiteter Beweis aufgeſtellt wird. In höherem Grade wirkſam ſind allerdings die geiſtigen Kräfte hier, als in den oben genannten Fällen; aber lebendiger iſt ihre Thätigkeit unſtreitig, wenn die Einbildungskraft hinzutritt und jenes Geſchäft des Erkenntniſsvermögens begleitet, wenn z. B. ein Begriff oder Satz nicht blos mit logiſcher Klarheit definirt und erörtert, ſondern auch anſchaulich verſinnlicht wird. Hier nimmt die Deklamation einen etwas raſcheren

---

tumque corpus hominis, et eius omnis vultus, omnesque voces, ut nervi in fidibus, ita ſonant, ut a motu animi quoque ſunt pulſae. Nam voces, ut chordae, ſunt intentae, quae ad quemque tactum reſpondeant; acuta, gravis, cita, tarda, magna, parva; quas tamen inter omnes eſt ſuo quaeque in genere mediocris.

Gang, und es entſteht ein gröſserer Wechſel der Töne, ſo wie die anſchaulichen Bilder im Innern ſelbſt in einer leichten Bewegung abwechſeln. Der Vortrag derjenigen Stellen, die einen Einwurf oder Zweifel enthalten, den der Redner ſelbſt aufſtellt und dann beantwortet (um den Zuhörern durch eigenes Denken und Prüfen den Weg zu einer feſten Ueberzeugung zu bahnen), unterſcheidet ſich von der Deklamation anderer Stellen hauptſächlich durch eine etwas ſchwächere Stimme und höhere ſteigende Töne, die ohnedem jeder Frage ſehr natürlich ſind. Bei dem beſtimmten und entſchiedenen Ausdruck der feſten Ueberzeugung hingegen wird auch die Stimme ſtärker, etwas tiefer als dort, und zeigt in ihren Tönen und in der Aufeinanderfolge derſelben Lebendigkeit, Feſtigkeit, Beſtimmtheit. Eben ſo unverkennbar iſt der Einfluſs aller Gefühlszuſtände, aller Affekten und Beſtrebungen auf den Charakter der Deklamation. So hat (um dies nur in einigen Beiſpielen hier zu erläutern) die Bewunderung des Groſsen und Erhabenen, und die Ehrfurcht, welche aus lebhafter Vergegenwärtigung der Gottheit in ihrer Gröſse und Majeſtät, oder des göttlichen Stifters unſerer Religion entſpringt, ihren eigenen Ton. Die Sprachorgane erweitern ſich unwillkürlich, ſo wie ſich das ganze Gemüth gleichſam erweitert, um den groſsen Gegenſtand zu umfaſsen, und langſam feierlich wird der Gang der Deklamation, ſo wie das Gemüth, von jenen groſsen Anſichten ganz erfüllt, gleichſam überwältigt, langſamer als ſonſt von einer Vorſtellung zur andern fortſchreitet. Der Hauptton iſt *O*, oder, wenn die übrigen Theile dieſes Vortrags einen andern herrſchenden Grundton fordern, der von jenem zu fern liegt, den Nebenton deſſelben *O*. Der Wechſel der Tonarten iſt nicht bedeutend; öfters aber treten emphatiſche Pauſen und Empfindungsaccente hervor.

Sehr ähnlich iſt der Ausdruck des lebhaften Gefühls der inneren Würde — mehr langſame als raſche Bewegung, ſtarke Erhebung der Stimme, Grundton *O*, oder *o*, mit Annäherungen an *A*, emphatiſche Pauſen und Accente. Wo aber das entgegengeſetzte Gefühl der Schwäche, Beſchränktheit, Unvollkommenheit vorherrſcht, da tritt der Hauptton *U*, oder der Nebenton eines andern Grundtons *u*, hervor, man bemerkt weder Auszeichnungen der Stimme durch Stärke und Feſtigkeit, noch beſondere Abwechslung, eine langſam fortſchreitende (nicht aber feierliche) Bewegung, bisweilen emphatiſche Pauſen. Der Freude, die alle Gemüthskräfte in eine mehr als gewöhnliche Thätigkeit ſetzt, iſt es am natürlichſten, ſich durch den höchſten Grad des Wohllauts auszudrücken, deſſen die Stimme fähig iſt, durch den Hauptton *A*, oder den Nebenton eines andern Grundtons *a*, mit Annäherungen zum *I*, durch raſche Bewegung, häufige Empfindungsaccente (bisweilen emphatiſche Pauſen), Stärke des Tons, und öfteren Wechſel; während dagegen die Traurigkeit den Grundton *U*, oder den Nebenton eines andern Grundtons *u* annimmt, langſamer in der Bewegung fortſchreitet, in einer ſchwächeren, weniger feſten, gedämpften Stimme ſpricht, und ſich der emphatiſchen Pauſen öfterer bedient, ſo wie ſich die beklommene Bruſt eines trauernden Menſchen ſelbſt zuweilen durch Athemzüge erleichtert. Die natürlichen Zeichen der Sehnſucht, des innigen Wunſches ſind, der Grundton *A*, oder der Nebenton eines andern vorherrſchenden Grundtons *a*, häufige Annäherung zum *O*, langſame Bewegung der Töne, laute Erhebung der Stimme, emphatiſche Pauſen, ſtark hervortretende Empfindungsaccente, welche oft etwas Bittendes ausdrücken. Zeichen des Unwillens und Verdruſſes (ſolche Affekten, welche die körperlichen Organe zuſammenziehen, und die Seele beſtimmen, von dem

Gegenſtande des Unwillens möglichſt bald hinwegzukommen): Grundton *U*, oder Nebenton eines andern Grundtons *u*, öftere Annäherung an *I*, eine ſchnell abſtoſsende, hinwegeilende Bewegung der Töne, keine ausgezeichnete Stärke der Stimme, häufige emphatiſche Accente. Zeichen der heftigen Verabſcheuung: Grundton *I*, oder Nebenton eines andern Grundtons *i*, öftere Annäherung an *U*, noch ſchnellere Bewegung, laute Erhebung der Stimme, viel emphatiſche Pauſen und Accente. Zeichen der feſten Entſchloſſenheit des Willens: Grundton *A*, oder *a*, nicht ſelten Annäherungen an *I*, eine noch gröſsere Feſtigkeit und Stärke der Stimme, als in denjenigen Stellen, wo ſich die feſte Ueberzeugung des Verſtandes ausdrückt, eine noch raſchere Bewegung, häufige und ſehr merklich hervortretende emphatiſche Accente. Wenn der Redner alles, was er ſpricht, mit wahrer und voller Theilnahme des Gemüths vorträgt, ſeiner Stimme durch Uebung die nöthige Ausbildung und Empfänglichkeit für jede Modulation der Töne erwirbt, und durch das Studium der Theorie gelernt hat, ſeine eigenen Gemüthszuſtände und ihren Zuſammenhang mit der gröſseren Darſtellung ſich ſelbſt zum klaren Bewuſstſeyn zu bringen; ſo entſteht allmälig die gewünſchte Fertigkeit, jeden Gemüthszuſtand auf die natürlichſte Art zu bezeichnen, ohne daſs er bei jeder einzelnen Stelle mit einer Aengſtlichkeit, welche die Deklamation in ein geſchraubtes und gekünſteltes Weſen verwandeln würde, erſt darauf ſinnen müſste, ſeinem Ton die rechte regelmäſsige Form zu geben. Sehr richtig empfiehlt man dem, der ſich zum Redner bilden will, die Menſchen zu beobachten, wie ſie im gewöhnlichen Leben bei veränderten Gemüthszuſtänden mit dem Ton ihrer Stimme wechſeln. Es giebt gewiſs kein beſſeres Mittel, um ſich an eine natürliche und ungezwungene Deklamation zu gewöh-

nen. Nur darf dabei der eben ſo wichtige Umſtand nie aus dem Auge gelaſſen werden, daſs der Ausdruck der Gefühle und Affekten in der öffentlichen Rede, hauptſächlich im Kanzelvortrage, gemilderter und veredelter ſeyn müſſe, als er nicht ſelten im gemeinen Leben erſcheint; ſo wie überhaupt nicht die rohe und gemeine, ſondern eine veredelte Natur in die Sphäre der Kunſtprodukte eintritt. Eine unbedingte Nachahmung der Töne, die wir im täglichen Umgange mit andern als Bezeichnung ihrer Gemüthszuſtände häufig wahrnehmen (wie z. B. die zitternde Stimme der Furcht, die weinerliche der Traurigkeit, die ſchneidende und kreiſchende des heftigſten Unwillens), kann weder der allgemeinen Verſtändlichkeit, noch dem Wohlklange, noch der Feierlichkeit und Würde eines öffentlichen Vortrags Genüge leiſten.

Wie der Wechſel der Gemüthszuſtände, eben ſo kommt auch die gröſsere oder geringere Wichtigkeit einzelner Vorſtellungen und die Verſchiedenheit ihrer logiſchen Verhältniſſe bei der Deklamation in Betrachtung, damit ſie den Antheil, den der Redner ſelbſt an den dargeſtellten Vorſtellungen nimmt, klar und lebendig bezeuge. Und hier verlangt der rechte Gebrauch des Redeaccents und die Abwechslung im Zeitmaaſse, die ganze Aufmerkſamkeit des Sprechenden. Während der grammatiſche Accent den Wörtern, als einzelnen Redetheilen für ſich betrachtet, die nöthige Deutlichkeit und Beſtimmtheit giebt, und der Empfindungsaccent einzelne Momente des lebhaften Gefühls mit beſonderer Anſchaulichkeit hervortreten läſst; beachtet der Redeaccent (der oratoriſche) die verſchiedenen Verhältniſſe, in welchen die Vorſtellungen, deren Zeichen die Worte ſind, unter einander, als Theile eines ganzen Satzes, ſtehen, und ihren Zuſammenhang. Er beſteht, nach Maaſs-

gabe der verschiedenen Verhältnisse und Umstände, unter denen er angewendet wird, in einem Steigen und Fallen der Stimme, in der gröfseren Stärke des Tons, in der längeren Dauer desselben (melodischer, intensiver, pretensiver Accent). Die allgemeine Regel seines Gebrauchs ist die Auszeichnung derjenigen Worte, auf welchen die Deutlichkeit und Vollständigkeit des ganzen Satzes zunächst und vorzüglich beruht. Daher liegt der Redeaccent hauptsächlich auf den Subjekten eines Satzes, und auf den unmittelbar und genau mit ihm verknüpften Prädikaten, es möge nun das Subjekt in der grammatischen Form des Substantivs, oder als substantivisch gebrauchtes Adjektiv, oder als Zeitwort erscheinen, und das Prädikat ebenfalls ein Substantiv, oder ein Adjektiv, oder ein Zeitwort seyn, z. B.: „wahre Bescheidenheit ist die Krone der menschlichen Verdienste“ oder: „das Unsichtbare und Ewige ist für jeden religiösen Menschen das Höchste, was seine Gedanken und Empfindungen umfassen“ oder: „auch dem Feinde helfen in der Noth — erhebt uns zu dem himmlischen Sinne Christi.“ Doch wird nicht selten der Prädikatsbegriff mehr noch, als das Subjekt, durch den oratorischen Accent hervorgehoben, wo eine Eigenschaft, eine Beschaffenheit, die Hauptvorstellung des Satzes ausmacht, z. B. „wer das Furchtbare überwindet, ist groß; wer es, selbst unterliegend, nicht fürchtet, ist erhaben.“ Der Ton der Stimme verweilt hier auf den Gegensätzen des Prädikats: groß, erhaben, mit noch gröfserem Nachdruck, als auf den Gegensätzen des Subjekts: überwinden, und selbst unterliegend nicht fürchtet. Oder (wo das Prädikat in Zeitwörtern besteht): „die himmlische Lehre des Evangeliums will nicht zur Tugend zwingen, sondern das freie sittliche Geschöpf für die Tugend begeistern.“ Es können aber auch Pronomina, Präpositionen,

Adverbien, Konjunktionen, Partikeln, welche zur näheren Bestimmung des Subjekts, oder des Prädikats, oder beider Vorstellungen gehören, so wesentlich für den richtigen und vollständigen Sinn des Satzes seyn, dass diese vor allen andern den Redeaccent verlangen. Z. B.: „derjenige Mensch gehört zu den glücklichsten, der von äussern Bedürfnissen am wenigsten abhängt.“ Mit steigendem und verstärktem Tone ruht die Stimme auf: derjenige, fällt stufenweise bei dem unmittelbar Folgenden etwas herab, steigt wieder bei: glücklichsten, jedoch weniger als bei dem ersten Worte des Satzes, kömmt dann wieder zu dem vorigen etwas herabgeschwungenen Tone, hebt aber das Adverbium: wenigsten eben so, wie derjenige durch den Accent hervor, und lässt diese Hebung, nur, in etwas geringerem Grade, auch auf das letztere abhängt, übergehen. „Entweder muss dein Denken und Handeln die Tugend ganz umfassen, oder du musst auf das Verdienst wahrer Tugend Verzicht leisten.“ Offenbar sind hier die Worte: „entweder,“ „oder,“ „ganz umfassen,“ „Verzicht“ die dem Sinne nach am meisten hervorzuhebenden, weniger, aber doch mehr als die übrigen, die Worte: „Tugend,“ und: „wahrer Tugend.“ Es ergiebt sich schon aus den angeführten Beispielen von selbst, dass der oratorische Accent oft mehrere Worte zugleich umfasst, wo der Hauptbegriff (Subjekt, oder Prädikat, oder eine für den Sinn wesentliche nähere Bestimmung desselben) nicht anders, als durch mehrere unmittelbar auf einander folgende Worte ausgesprochen werden kann. Z. B. „wir sind als Christen von der Finsternis berufen „zum Reiche des Lichts; von dem thörichten, „entehrenden, unseligen Sklavendienst der „Sünde zu der erhabenen, herrlichen Frei„heit wahrer Kinder Gottes.“ Jenes Heben, Verstärken, Verweilen des Tons, worin der Redeaccent

besteht, verbreitet sich in solchen Fällen auf mehrere eng zusammenhängende Worte entweder ganz in demselben Grade, oder (wo vielleicht eine Gradation der Vorstellungen hervortreten soll) mit einer angemessenen Steigerung. Das Verhältnifs, in welchem der oratorische Accent zu dem grammatischen steht, ist von doppelter Art. Sehr häufig fällt er auf dieselben Worte, die schon den grammatischen Accent haben, so dafs der letztere durch jenen verstärkt wird, z. B. „die Sache der Wahrheit ist die heilige Sache Gottes.“ Aber er behauptet auch das Recht, den grammatischen zu verdunkeln, oder gänzlich von seiner Stelle zu verdrängen, wo nämlich statt derjenigen Sylbe, welche den grammatischen Accent haben müfste (wenn man das Wort für sich betrachtet), eine andere Sylbe betont wird, weil der Gedanke, der gerade hier durch die Zusammenstellung der Worte ausgedrückt werden soll, diese Betonung fordert. Wenn wir z. B. sagen: „sowohl die Ehrsucht als die Habsucht hat „schon viele Menschen zu den ungerechtesten Ein„griffen in die Rechte ihrer Mitbrüder hingerissen,“ so fällt bei diesem Gegensatze sehr natürlich der oratorische Accent auf dieselbe erste Sylbe des Wortes: „Ehrsucht“ die schon in grammatischer Hinsicht, als Stammsylbe, betont werden mufs. Sagen wir hingegen: „Ehrliebe soll jeder Mensch in seinem „Innern pflegen und nähren; Ehrsucht ist eine ver„derbliche Leidenschaft,“ so verlangt hier aber so natürlich der Gegensatz der Liebe und der Sucht, dafs der oratorische Accent auf die zweite Sylbe des Substantivs falle, und den grammatischen von der ersten verdränge *). Wir unterscheiden übrigens von dem

*) Der Empfindungsaccent, den wir oben besonders betrachteten, findet sich immer nur an solchen Stellen, die

oratoriſchen Accente im engeren Sinne die übrigen, jenem untergeordneten und ſchwächeren, logiſchen Accente. Jener gehört den Worten an, welche zunächſt und unmittelbar die Hauptvorſtellung eines Satzes bezeichnen; dieſe ruhen auf den übrigen Worten, oder Theilen des Satzes, die jener Hauptvorſtellung zur weiteren Ausführung, zur näheren Beſtimmung oder Erläuterung dienen. Die Erhebungen und Verſtärkungen des Tons ſind bei den logiſchen Accenten geringer, die Pauſen kürzer, als bei jenem, nach Maaſsgabe der näheren oder entfernteren Verbindung, in welcher die dadurch bezeichneten Vorſtellungen mit der Hauptvorſtellung des Satzes ſtehen. Zum Beiſpiel diene folgende Stelle (aus einer Predigt von Tzſchirner im Magazin für chriſtliche Prediger 5. B. 1. St. 1827. S. 167.), wo ich den eigentlichen oratoriſchen Accent durch ein über dem Worte ſtehendes *a*, und unter den übrigen logiſchen Accenten die bedeutenderen durch *bb*, die minder bedeutenden durch das einfache *b* bezeichne: „der Hingang des Herrn zum Vater iſt a a bb „der Gegenſtand des heutigen Feſtes, auf den lenkt a „es unſern Blick, der auf ſpurloſem Pfade zum Himmel b bb bb „hinaufſteigt, und eingehet zur ewigen Herrlichkeit, a b b bb „und dann nur feiern wir auf würdige Weiſe das a bb „Feſt ſeiner Vollendung, wenn wir ſehnſuchtsvoll bb

auch ſchon einen Redeaccent haben. Denn, wenn der Redner irgend etwas mit vorzüglich lebhaftem Gefühle ausſpricht, ſo will er auch gewiſs die Vorſtellung ſelbſt, an welche ſich dieſes Gefühl knüpft, beſonders hervorheben. Der Redeaccent erhält in ſolchen Stellen durch den hinzukommenden emphatiſchen eine eigenthümliche Modifikation.

„hinaufſchauen, wohin er gegangen iſt, den Seinen
bb
„die Stätte zu bereiten.“ Je deutlicher dem Redner ſelbſt bei jedem einzelnen Satze der Zweck deſſelben iſt, je klärer ihm überall das Weſentliche des Gedankens vorſchwebt; deſto leichter und richtiger bemerkt er auch ſchon bei dem Niederſchreiben und Memoriren die zweckmäſsige Vertheilung der Accente, und deſto weniger kommt er dann in Gefahr, durch allzugehäufte Accente in eine gedehnte, ſchleppende, ſingende Deklamation zu gerathen. Wie ungemein wichtig aber der rechte Gebrauch des oratoriſchen Accents für die Deutlichkeit und Bedeutſamkeit des Vortrags ſey, läſst ſich am anſchaulichſten nachweiſen, wenn man nur irgend einen kurzen Satz zum Beiſpiel nimmt, und die ſehr verſchiedenen Eindrücke beobachtet, mit welchen das Ganze aufgefaſst wird, je nachdem die Hauptbetonung auf dieſes oder jenes Wort fällt. Z. B. der bekannte Ausſpruch Jeſu: „Du verräthſt des Menſchenſohn mit einem Kuſs?“ Kein Fremder, Unbekannter, ſondern Du, mein Jünger und Apoſtel? „Du verräthſt des Menſchenſohn mit einem Kuſs?“ So tief, bis zum treuloſen Verrathe konnteſt Du dich erniedrigen? „Du verräthſt des Menſchenſohn mit einem Kuſs?“ An mir, dem Geſandten Gottes, dem Erlöſer der Menſchen, kannſt Du Verrath begehen? „Du verräthſt des Menſchenſohn mit einem Kuſs?“ Mit einem Zeichen der Freundſchaft kannſt du den Freund verrathen? Aber auch das Verhältniſs, in welchem ganze Reihen von Wörtern, und einzelne Theile eines Satzes unter einander ſtehen, wird erſt durch die rechte Stellung des oratoriſchen mit ſeinen untergeordneten logiſchen Accenten gehörig klar gemacht. So pflegt man bei denjenigen Worten und Sätzen, die im Verhältniſſe

der Gradation stehen; den Ton der Stimme allmälig zu verstärken; und die Bewegung der Töne wird bei diesem Fortschreiten und Aufwärtssteigen entweder langsamer (feierlicher), oder rascher, je nachdem der Gemüthszustand des Redenden und die Natur der Sache das eine oder das andere verlangt. Langsamer wird z. B. das Tempo in den gesperrten Worten des folgenden Satzes: „die Liebe „mache uns fähig, im Geiste unseres göttlichen Mei„sters für die Wahrheit und Tugend zu wirken, „zu kämpfen, zu dulden, und endlich — zu „überwinden, wie Jesus überwunden hat.“ In einem Satze hingegen, wie folgender ist (Reinhard Pred. 1805. Th. II. S. 116. 117.), der nicht ohne Gefühl des moralischen Unwillens über unverträgliche Menschen ausgesprochen werden kann: „sie werden „in jeder Kleinigkeit eine Veranlassung zum Zank „und zu beleidigenden Vorwürfen finden; sie werden „recht darauf sinnen, immer neuen Stoff zu neuen „Zwistigkeiten und Beschuldigungen in Bereitschaft „zu haben; sie werden keinen Menschen schonen, und gerade die, welche ihnen die „nächsten sind, und die theuersten seyn „sollten, am überlegtesten quälen,“ ist es auch gewiss dem Redner am natürlichsten, nicht blos den ganzen Satz etwas schneller, als andere Perioden vorzutragen (deren Inhalt einen Gegenstand betrifft, bei dem man mit Wohlgefallen verweilt), sondern auch bei den gesperrten Worten die Lebhaftigkeit des Tempo verhältnissmässig zu steigern. Wenn ferner irgend ein Satz derjenigen Reihe von Worten, in welchen die Hauptvorstellung enthalten ist, als erklärender oder bestimmender Zusatz beigefügt wird, so bezeichnet ein mässig herabgeschwungener Ton, eine schwächere Stimme, eine etwas raschere Bewegung den Unterschied des Nebensatzes von dem Hauptsatze. Nicht selten führt der Redner Worte

eines andern an, welche ihm zur Rechtfertigung oder Erläuterung seiner Behauptung dienen, wo z. B. der Prediger auf eine Stelle der heiligen Schrift sich beruft, oder einen Menschen, dessen Denk- und Handlungsweise lebhaft geschildert werden soll, in einem Selbstgespräche darstellt. Auch diesem Wechsel des redenden Subjekts entspricht sehr natürlich ein gewisser Wechsel des Tons; ob aber diese Bezeichnung zunächst durch den intensiven, oder protensiven, oder melodischen Redeaccent geschehe? hängt von dem Gemüthszustande ab, den jene angeführten Worte ausdrücken, und von dem Verhältnisse, in welchem der ganze Satz, der die Worte eines andern enthält, zu dem unmittelbar vorhergehenden steht. Es ist ferner eine bekannte Regel, dafs die Stimme bei dem Vordersatze einer Periode allmälig steigt, so wie sie im Nachsatze eben so allmälig wieder herabsinkt. Aber die richtige Anwendung dieser Regel betrachtet dies nur als allgemeinen Charakter der Betonung in der Protasis und Apodosis; und deutet jenen Grundsatz nicht so irrig, als ob bei jedem einzelnen Worte des Vordersatzes, so wie sie aufeinander folgen (ohne Hinsicht auf die gröfsere oder geringere Wichtigkeit der Vorstellung), die Erhebung des Tons gröfser, als auf dem vorgehenden seyn müsse, und eben so mechanisch im Nachsatze die Stimme bei jedem Worte tiefer, als vorher fallen müsse; sie läfst in beiden Theilen der Periode überall dem oratorischen Accente seine Bedeutsamkeit. Nicht selten unterscheiden sich einzelne Theile einer Periode oder ganze, grammatisch für sich bestehende Sätze durch das logische Verhältnifs des Grundes zur Folge; entweder so, dafs der Grund vorangeht, das Resultat darauf folgt, z. B.: „da Gott ein „heiliges Wesen ist, dem nur das Gute wohlgefällt; „so mufs er auch ein gerechter Weltregierer seyn, der „das Gute belohnt, das Böse bestraft“ oder in umgekehrter Ordnung, z. B. „die Weltregierung Gottes

„muſs eine gerechte ſeyn, die das Gute belohnt, das „Böſe beſtraft; denn Gott iſt ein heiliges Weſen, dem „nur das Gute wohlgefällt.“ Im erſten Falle charakteriſirt eine gröſsere Feſtigkeit und Stärke des Tons (Ausdruck der Gewiſsheit und Sicherheit), und etwas raſchere Bewegung der Töne den das Reſultat enthaltenden Satz. Im zweiten Fall wird jener Ausdruck der Gewiſsheit und Sicherheit, weil das Reſultat hier voranſteht, und der Beweis folgt, dadurch etwas modifizirt, daſs man zugleich an einem mäſsigen Steigen der Stimme bemerkbar macht, es ſey noch etwas zu erwarten, wodurch die Darſtellung des Ganzen in ſeiner Wahrheit und Gewiſsheit erſt vollendet wird. Sehr natürlich iſt auch da eine gewiſſe Aenderung des Tons, wo ganz verſchiedene Vorſtellungen in einzelnen Worten oder in ganzen Sätzen ausgedrückt werden. Dies zeigt ſich am meiſten bei den eigentlichen Gegenſätzen, welche ſo vorgetragen werden, daſs die Stimme bei dem einen Satze oder Begriffe ſteigt, bei dem entgegengeſetzten herabfällt, oder umgekehrt. Wie dieſer Wechſel im Einzelnen geſchehe? dies beruht dann wieder auf der beſondern Beſchaffenheit der Vorſtellungen und der Gemüthszuſtände, die ſich in jenen Worten oder Sätzen ausſprechen. Z. B. „die Sünde lockt euch durch Verſprechungen, die ihren verblendeten Diener täuſchen, die Tugend hält, „was ſie verſpricht, und gewährt euch ewige Freuden des Geiſtes; die Sünde macht euch zu willenloſen Sklaven, die Tugend erhebt ihre Verehrer zur Freiheit wahrer Kinder Gottes.“ Dem allgemeinen Geſetze der Deklamation gemäſs ſteigt zwar die Stimme etwas bei dem Anfange der Sätze: „die Sünde lockt euch durch Verſprechungen“ und: „die Sünde macht euch.“ Daſs ſie hingegen die Worte, welche das Verderben der Sünde bezeichnen, und nicht ohne ein Gefühl der Miſsbilligung, des Un-

muths, der Wehmuth gesprochen werden können: „die ihren verblendeten Diener täuschen“ und: „zu willenlosen Sklaven“ nicht mit höher steigendem Tone, sondern mit herabsinkendem (tieferem Tone) vorträgt, liegt eben so in der Natur der Sache, wie das Aufwärtssteigen und die stärkere Betonung bei dem Gegensatze, der die beseligenden Folgen der Tugend enthält, und ein freudiges Gefühl der inneren Würde erregt: „die Tugend hält, was sie verspricht, und gewährt euch u. s. w.“ und: „die Tugend erhebt ihre Verehrer u. s. w.“ und erst bei den letzten Sylben der Worte, welche am Ende der beiden Sätze stehen: „Geistes,“ und: „Gottes“ wird der Ton, dem allgemeinen Gesetze der Daklamation gemäfs, wieder etwas herabfallen. Es ist endlich eine bekannte Regel, dafs die Stimme bei der Frage allmälig steigt, so wie sie bei der Antwort fällt. Jener steigende Ton beginnt mit dem Anfange der Frage, und tritt am bedeutendesten auf dem Hauptworte der Frage hervor. Doch ist die Beschaffenheit des Tons der Frage immer auch davon abhängig, ob sie wirklich eine Ungewifsheit im Gemüthe des Fragenden verräth (z. B.: „werden wir uns am Ende des kommenden Jahres noch eben so vereinigt sehen, wie an dem letzten Tage dieses scheidenden?“) oder vielmehr mit jener triumphirenden Gewifsheit ausgesprochen wird, welche sich auch im Ausdruck der Stimme durch gröfsere Stärke und Festigkeit des Tons zu erkennen giebt (z. B.: „wer kann mich widerlegen, wenn ich „die Ankunft Jesu in der Welt den Anfang eines „neuen und höheren Lebens für die Menschheit nenne?“).

Das lebhafte Interesse, welches der Redner an dem dargestellten Gegenstande nimmt, äufsert sich aber auch nicht selten in einem gewissen deklamatorischen Malen, in einer bildlichen und nachahmenden Versinnlichung der Gegenstände durch den

Klang der Töne, die Stärke oder Schwäche, die Höhe oder Tiefe, die Langſamkeit oder Schnelligkeit der Bewegung der Stimme. Denn je lebhafter die Vorſtellung eines Gegenſtandes, für den ſich der Redner innig intereſſirt, in ſeiner eigenen Einbildungskraft geworden iſt; deſto leichter pflegt auch dieſe anſchauliche Vergegenwärtigung des Objekts dem ganzen Tonausdruck unwillkürlich etwas zu geben, das die Natur und Eigenſchaften dieſes Objekts gewiſſermaaſsen nachbildet, und deſto natürlicher iſt dem Redner das abſichtliche Streben, den lebhaft angeſchauten Gegenſtand auch dem Zuhörer zu verſinnlichen *). Aber wohl zu beachten ſind hier die Grenzen, welche den Vortrag der Rede von der Deklamation dichteriſcher Produkte unterſcheiden. Für den Dichter, wie für den Maler und bildenden Künſtler iſt freie Darſtellung des Schönen die höchſte Aufgabe; daher liegt die anſchaulichſte, die ſinnlichvollkommenſte Darſtellung der Gegenſtände ganz in dem Kreiſe der ſchönen Kunſt, ſie malt und ſchildert, wie es nur immer die Vollkommenheit und Einheit der ſchönen Form verlangt, und es gehört insbeſondere zum Weſen und Charakter der dramatiſchen und epiſchen Dichtung, daſs hier die Perſon des Darſtellenden mit ihren Gemüthszuſtänden zurücktrete. S. die philoſophiſche und religiöſe Begründung der Rhetorik S. 123. ff. (neue Ausgabe). Dem Redner iſt es dagegen um eine ſolche klare und lebendige Darſtellung ſeines Innern zu thun, wodurch die gewünſchte Einheit zwiſchen ſeinen Beſtrebungen und dem Streben der Zuhörer herbeigeführt werde (für einen beſtimmten Zweck). Darum kann und

*) Man pflegt dieſe Lehre von dem Malenden der Deklamation die objektive Semiotik zu nennen, ſo wie jene, von der Bezeichnung der inneren Gemüthszuſtände, die ſubjektive.

darf er das Malen der Objekte in der Deklamation nie als Hauptſache betrachten; und es kann bei dem Redner nur in ſo weit ſtatt finden, als die lebendige Anſchauung des Gegenſtandes das Gemüth des Redenden ſo erfüllt, daſs ſich die ſinnliche Bezeichnung des Objekts und das Streben, den Gegenſtand beſonders zu verſinnlichen, mit dem natürlichen Ausdrucke des gegenwärtigen Gemüthszuſtandes von ſelbſt vereinigt. Der deklamatoriſchen Verſinnlichung der Objekte wird alſo dadurch in der Sphäre der Beredſamkeit, was die Anwendung der Sache betrifft, eine engere Grenze vorgezeichnet. Groſs und umfaſſend iſt dabei der Umfang der Gegenſtände, auf welche ſie angewendet werden kann (unter der vorausgeſetzten Bedingung). Am leichteſten veranlaſſen wohl die hörbaren Gegenſtände ein deklamatoriſches Malen, bald durch den einzelnen Ton ſelbſt (ſeine Höhe oder Tiefe, ſeine Stärke oder Schwäche), bald durch die Langſamkeit oder Schnelligkeit der Bewegung der Töne, indem der Klang des hörbaren Objekts, oder die Aufeinanderfolge der Laute und Klänge, durch welche es ſich anzukündigen pflegt, nachgebildet wird. Z. B. wenn in dem Satze: „jetzt rollt der krachende „Donner daher, die Erde gewaltig erſchütternd, und — „bald ſendet der milde Strahl der Sonne von dem ent„wölkten Himmel erquickenden Glanz und Wärme auf „die Erde“ die erſte Hälfte etwas ſchneller, in einem tieferen Tone und mit ſtärkerer Stimme geſprochen wird, als die zweite (die einzelnen Worte ſelbſt: Donner, krachen, erſchüttern, begünſtigen hier ſchon durch ihren natürlichen Klang ein deklamatoriſches Malen). Aber auch nicht hörbare Gegenſtände ſind einer ſolchen Verſinnlichung auf verſchiedene Art fähig. Denn oft bemerken wir an Objekten, welche ſich nicht unmittelbar und zunächſt dem Gehörſinne ankündigen, doch hörbare Wirkungen, welche die Stimme nachbildet. Z. B. (in der Beſchreibung

eines Kriegshelden): „er war von hoher, anſehnlicher „Geſtalt, feſt in ſeiner Haltung, und kräftigen Schrittes.“ Unwillkürlich wird ſich hier die Stimme des Schildernden etwas langſam-feierlich, in etwas tiefen und vollen Tönen bewegen, weil man bei einem körperlich Ausgezeichneten dieſer Art an eine volltönende Stimme, und an ein feſtes Auftreten zu denken pflegt. Man könnte dies eine deklamatoriſche Metonymie nennen, welche die Wirkung ſtatt des Objektes malt. An andern Orten iſt es zunächſt das Zeitmaaſs der Bewegung (das Tempo der Deklamation), wodurch ein Gegenſtand, der an ſich betrachtet nicht gerade in den Gehörſinn fällt, verſinnlicht wird, vorausgeſetzt, daſs er in einem Zuſtande der Bewegung gedacht werde, wenigſtens leicht gedacht werden könne; wenn man z. B. die Worte: „in jener ſchönen Zeit, wo wir noch als „Knaben fröhlich und munter ſcherzten“ in einer raſchen, muntern Aufeinanderfolge ausſpricht. Ja, man kann auch durch den Ton der Stimme und die Folge der Töne einen Eindruck auf das Gehör hervorbringen, welcher dem Eindrucke ähnlich iſt, den jenes nicht hörbare Objekt auf einen andern menſchlichen Sinn zu machen pflegt. Wenn man die im obigen Beiſpiel angeführten Worte: „bald ſendet der „milde Strahl der Sonne von dem entwölkten Himmel „erquickenden Glanz und Wärme auf die Erde“ weniger ſtark und tief, als die vorhergehenden, langſamer, in ſanft dahinwallenden Tönen ausſpricht, ſo empfängt der Gehörſinn einen ſanften Eindruck, demjenigen ähnlich und verwandt, den auf den Geſichtsſinn der Anblick der mild leuchtenden Sonne am heitern Himmel macht. Es giebt endlich ſelbſt ein deklamatoriſches (freilich nur mittelbares) Malen ſolcher Objekte, die gar nicht in den Kreis unſerer ſinnlichen Anſchauung fallen. Denn man kann einen ſinnlichen Gegenſtand, der mit dem unſinnlichen oder überſinnlichen in einem natürlichen Zuſammenhange

ſteht, an der Stelle deſſelben deklamatoriſch verſinnlichen. Z. B.: „der ſtolze, für ſich ſelbſt eingenommene Menſch hält alle Verdienſte anderer Menſchen „für weit geringer, als die ſeinigen.“ Eine Erhebung der Stimme in langſam fortſchreitenden Tönen wird hier am natürlichſten das Aeufsere bezeichnen, was mit jener Geſinnung des Stolzes, als Aeufserung und Wirkung, ſehr häufig verbunden iſt, den ſtolzen gravitätiſchen Gang. Man kann aber auch durch die Bewegung der Töne eine Aufeinanderfolge von Veränderungen an einem ſinnlichen Gegenſtande darſtellen, welche der Aufeinanderfolge von Veränderungen an einem unſinnlichen oder überſinnlichen ähnlich iſt. Dort bedient ſich die Deklamation einer Metonymie, hier einer Metapher. Z. B.: alle Leidenſchaften ſeines Innern geriethen „auf einmal in Aufruhr.“ Spricht der Redende dieſe Worte in einer raſchen Aufeinanderfolge der Töne, und zuletzt mit einer etwas ſtarken, erhobenen Stimme, ſo wird das Heftige, Raſche leidenſchaftlicher Bewegungen der Seele ſinnlich bezeichnet, in ſo fern es mit plötzlichen Bewegungen äufserer ſinnlicher Gegenſtände (z. B. dem Wogen des Meeres) eine Aehnlichkeit hat. Welche Miſsgriffe bei dieſen deklamatoriſchen Malen leicht geſchehen können, ergiebt ſich ſchon zum Theil aus den obigen Bemerkungen. Ueberall muſs dieſes Verſinnlichen der Objekte dem Ausdrucke der Gemüthszuſtände des Redners untergeordnet bleiben. In unzähligen Fällen verſchmilzt das eine mit dem andern; ſo daſs der Redner an eine Harmonie ſeiner Töne mit der Beſchaffenheit des Gegenſtandes gar nicht erſt zu denken nöthig hat, wenn er nur ſein Inneres rein und völlig ausſpricht. Wenn z. B. der Prediger in einem Gebet die Worte: „Gott, wie groſs, wie unendlich, wie unerforſchlich iſt deine Weisheit“ mit langſam feierlichem, etwas tief gehaltenem Ton vorträgt, ſo liegt wohl darin ein eben ſo natürlicher Ausdruck des inneren Gefühls der Ehrfurcht und Bewunderung, als eine

gewiſſe Bezeichnung des heiligen Objekts, indem die göttliche Weisheit wie etwas phyſiſch Unendliches, Allumfaſsendes, Tiefverborgenes dargeſtellt wird. Bisweilen verlangt jedoch das Verſinnlichen des Objekts an ſich betrachtet einen andern Ton, oder eine andere Bewegung der Töne, als der natürliche Ausdruck des Gemüthszuſtandes; hier wird das erſtere dem letzteren weichen. Wenn man z. B. lebhaften Unwillen über einen ſelbſtſüchtigen, ſtolzen, und doch verdienſtloſen Menſchen in folgenden Worten ausſpricht: „und du „ſiehſt noch, bei deinen Thorheiten und Fehlern, mit „verächtlichem Blick auf alle andere umher?“ ſo würde hier offenbar das Verſinnlichen des Objekts (des ſtolzen, hoffärtigen Menſchen) in einem tiefen, langſam feierlichen Ton der Stimme weniger an ſeiner Stelle ſeyn, als der natürliche Ausdruck des ſittlichen Unwillens in einem verhältniſsmäſsig höheren, und etwas raſchen Tone. Das deklamatoriſche Malen darf eben ſo wenig die Hauptvorſtellung verdunkeln durch Auszeichnung der minder wichtigen. In folgendem Satze z. B.: „andachtsvoll ſchaue ich zu dir empor, unend„licher Gott, der du alles in allem erfüllſt, in der Höhe, „wie in der Tiefe“ liegt offenbar die Hauptvorſtellung in den Worten: „unendlicher Gott — erfüllſt“ und die letzten: „in der Höhe, wie in der Tiefe“ enthalten eine Nebenvorſtellung, welche blos zur redneriſchen Erweiterung und Verſinnlichung des: „alles in allem“ dienen ſoll. Hier würde ein Malen der Höhe in einem hohen, der Tiefe in dem entgegengeſetzten tiefen Ton die ganze Aufmerkſamkeit (zweckwidrig) auf die Nebenvorſtellung hinrichten. So wie man ferner in der ſtyliſtiſchen Darſtellung alles vermeidet, oder wenigſtens mildert, und in den Hintergrund treten läſst, was vollkommen klar für die Anſchauung hingeſtellt, die guten Sitten beleidigt; ſo gehört es auch zur Würde der Deklamation, daſs ſie Vorſtellungen ſolcher Gegenſtände durch keine beſondere Verſinnli-

chung der Stimme auszeichnet. Ueberhaupt darf das deklamatoriſche Malen nie, am wenigſten in der Beredſamkeit, mit zu ſtarken Farben auftragen, wenn man nicht affektirt und lächerlich werden will. Selbſt bei Gegenſtänden, auf welche ſich die Hauptvorſtellungen eines Satzes beziehen, würde der Redner ſeine Grenzen überſchreiten, wenn er das darzuſtellende Objekt auf das genaueſte mit dem Ton der Stimme malen, und alles, was ſich an jenem Objekte den Sinnen darſtellt, vollkommen nachbilden zu müſſen glaubte. Ein vollkommen ſinnliches Bezeichnen der Gegenſtände gehört andern Künſten an; die Deklamation begnügt ſich mit einem ſinnlichen Andeuten der Objekte, beſonders in der Beredſamkeit, deren ganze Wirkſamkeit überhaupt mehr auf den innern, als auf den äuſseren Menſchen berechnet iſt. Die ganze Tonhaltung würde eben ſo affektirt werden, und häufig ſelbſt in das Komiſche fallen, wenn es der Redner auf jenes vollkommne Malen der Gegenſtände anlegte, als, wenn er irgend ein ſinnliches Bezeichnen ſolcher Objekte erkünſteln wollte, die gar keines beſtimmten ſinnlichen Ausdruckes der Deklamation fähig ſind *).

Den lebendigen Antheil, welchen der Redner ſelbſt an den dargeſtellten Vorſtellungen nimmt, bekundet die Deklamation endlich auch dadurch, daſs ihr Charakter mit dem jedesmaligen beſtimmten Endzwecke eines Vortrags, oder eines einzelnen Abſchnitts übereinſtimmt. Eine gewiſſe beſtimmte Einigkeit der Beſtrebungen ſetzen wir überall in dem Gemüthe des wahren Redners voraus. Das nothwendige Reſultat derſelben iſt Einigkeit im Charakter der Deklamation, d. h. die Behauptung eines gewiſſen Grundtons, den

*) Vgl. auch hier Kerndörfer Anleitung zur gründlichen Bildung des guten deklamatoriſchen Vortrags S. 166. ff.

man wahrnimmt, wenn man den Totaleindruck auffaſst, welchen die Deklamation der ganzen Rede hervorbringt. Aber vollkommen damit vereinbar ſind die Abwechslungen des Tons in einzelnen Abſchnitten der Rede, gemäſs den beſondern Abſichten, welche, dem Hauptzwecke des Ganzen untergeordnet, in jenen einzelnen Theilen zunächſt erreicht werden ſollen. So wie es Redner giebt, die ſich hauptſächlich mit einer lebendigen, für das Begehrungsvermögen wirkſamen Darſtellung, Schilderung, Erzählung beſchäftigen, andere dagegen ihre praktiſche Richtung ſchon durch den Ausdruck des Hauptſatzes unmittelbar ankündigen; ſo wie wir erweckende und ermunternde, tröſtende, warnende, tadelnde Reden unterſcheiden, und jede dieſer verſchiedenen Gattungen auch einen eignen Charakter der Deklamation beſitzen muſs (in Hinſicht des herrſchenden Grundtons, der ſchnelleren oder langſameren Folge der Töne, der Anwendung der emphatiſchen Accente und Pauſen); ſo kann es auch in einem und demſelben Vortrage nicht an Abwechslung des Tons fehlen, je nachdem man hier ruhig belehrt, dort anſchaulich ſchildert, hier lebhafte Gefühle, dort innige Beſtrebungen und feſte Entſchlieſsungen ausdrückt. Was im Vorhergehenden über die fünf Haupttöne und Nebentöne der deklamatoriſchen Scala, und über die Mittel geſagt worden iſt, welche der Deklamation zu Gebote ſtehen, um die mannichfaltigſten Gemüthszuſtände zu bezeichnen, das enthält den Kommentar zu dieſer Bemerkung. Je mehr der Redner mit ſich ſelbſt einig iſt über den beſtimmten Zweck ſeines Vortrags, und je lebhafter ſein Intereſſe für die Erreichung deſſelben, deſto ſicherer wird er auch (die rechte Ausbildung ſeiner Stimme vorausgeſetzt) den paſſenden Grundton treffen, und deſto weniger bei dem Wechſel des Tons, der an dieſer oder jener Stelle hervortritt, zu einer ſo auffallenden Abwei-

chung von dem Grundton kommen, dafs die Einheit der Form gestört oder aufgehoben würde. Denn, wie jeder einzelne Abschnitt der Rede mit derjenigen Wirkung in den Gemüthern der Zuhörer, welche hier zunächst beabsichtigt wird, dem Zweck des Ganzen immer untergeordnet ist; so wird auch immer der Wechsel des Tons zu jenem Grundton, den der Charakter und Zweck des Ganzen verlangt, in dem Verhältnisse der Subordination stehen. Wenn z. B. der Redner den Grundton *A* gewählt hat, weil der Hauptzweck der Predigt die Erweckung sanfter religiöser Freudigkeit betrifft, so wird er in solchen Stellen, wo sich vielleicht ein Gefühl des Unwillens über Menschen ausspricht, die ihr Gemüth durch sinnliche Zerstreuungssucht und sittliches Verderben den höheren Freuden der Religion verschliefsen, nicht plötzlich in den ganzen Grundton *I* übergehen, sondern sich entweder nur eine Annäherung an *I* erlauben (den Nebenton *i* des Grundton *A*), wenn jener Ausdruck auf eine Periode oder einige kurze Sätze beschränkt ist; oder er wird wenigstens, wenn auch jene ernste Rüge einen gröfseren Abschnitt umfafst, nicht in dem höchsten Nebentone des Grundton *I* sprechen. Leicht ist die Anwendung des Gesagten auf die einzelne Theile einer Rede überhaupt, und einer geistlichen insbesondere. Ich setze hier voraus, was in der Theorie der rednerischen Anordnung über den Zweck und das gegenseitige Verhältnifs dieser Theile bemerkt worden ist. Für ein Gebet in Predigten eignet sich überall ein etwas tieferer Ton, als in den übrigen Theilen der Predigt herrscht (*O* oder *o*), dessen genauere Modifikation von den Gemüthszuständen abhängt, welche sich im Gebete aussprechen, eine mäfsige, zur Verständlichkeit hinreichende Stärke des Tons, eine langsam fortschreitende feierliche Bewegung, häufige Anwendung emphatischer Pausen. Der Eingang fordert in der Regel eine gemäfsigte Stimme, deren gradweise

Verstärkung mit dem sich allmälig entwickelnden Gange der Gedanken und Gefühle des Redners gleichen Schritt hält, und einen ruhigen Vortrag, der weniger Mannichfaltigkeit besitzt, als in der Deklamation anderer Abschnitte des Vortrags sichtbar ist. Eine gewisse Oekonomie in Anwendung der Stimme befördert die Ausdauer derselben, und gehört auch selbst zu den Mitteln, die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu sammeln. Als Ausnahmen sind diejenigen Eingänge zu betrachten, welche von einer lebhaften Gefühlserregung ausgehen. S. die Theorie der rednerischen Anordnung S. 28. Aber auch hier wird der Redner, wie mit dem stylistischen Pathos, so mit dem Feuer der Deklamation, zur rechten Zeit einzulenken wissen. Die Ankündigung des Thema und der Haupttheile oder einzelner Unterabtheilungen wird durch Erhebung und Verstärkung des Tons, und durch bedächtigen Gang der Stimme ausgezeichnet, so wie der Uebergang von einem Abschnitte zu dem andern durch eine kleine Pause und eine gewisse Aenderung im Ton der Stimme (gemäss der Beschaffenheit derjenigen Vorstellungen und Gemüthszustände, welche nun im Folgenden hervortreten). Wie der Ton in den einzelnen Abschnitten der Ausführung selbst wechseln, je nachdem man allgemeine Begriffe erklärt und zerlegt, oder Beweise führt, oder allgemeine Vorstellungen und Sätze anschaulich versinnlicht, oder lebhafte Gefühle ausdrückt, und unmittelbar durch nachdrückliche Warnung und ergreifende Ermunterung zu dem Herzen spricht, ergiebt sich aus dem Vorhergehenden. Die gröfste Erhebung und Verstärkung des Tons, verknüpft mit einer raschen Bewegung herrscht im Epilog, wo es nämlich der Redner nicht bei den zur Ausführung des letzten Abschnitts unmittelbar nöthigen Sätzen bewenden läfst, sondern entweder die Hauptpunkte des Ganzen noch einmal in einer gedrängten und kräftigen Wiederholung zusammenfafst,

oder den zuletzt behandelten Hauptgedanken mit besonderer Klarheit und Stärke hervorhebt, um die Zuhörer mit der kräftigsten Willenserregung zu entlassen. S. die Theorie der Anordnung S. 233. ff. Besteht aber der Epilog der Predigt aus einem Gebet, so wird sich zwar auch die frohe Hoffnung und das Verlangen des Redners, den Endzweck seines Vortrags bei den Zuhörern erreicht zu haben, in einer gewissen freudigen Lebendigkeit des Tons zu erkennen geben, jedoch so, dafs sie durch den oben bemerkten Grundton, den jedes Gebet erfordert, modifizirt wird. Dafs übrigens bei dem Vorlesen des Textes oder des Kirchengebets der Ton der Stimme eine gewisse Veränderung bezeichnen müsse, wo das Vorlesen anhebt, ist allerdings ein sehr richtiger Grundsatz; denn hier spricht der Redner nicht, wie in der Predigt selbst, die Resultate seiner eigenen (mehr oder weniger vom Text geleiteten) Meditation aus, sondern er soll Gedanken und Gefühle anderer, verständlich für die Zuhörer, und in demjenigen Ton, den die Natur jener Gedanken und Gefühle erfordert, darstellen. Wie zweckwidrig aber ein unverständliches, ein haftiges, ein ausdrucksloses Vorlesen an heiliger Stätte sey (ein Zeichen, dafs der Prediger dieses Geschäft als ein völlig fremdartiges betrachte, und den Inhalt des Vorgelesenen gar nicht in sich aufgenommen habe), fällt von selbst in die Augen.

Dritter Abſchnitt.

Ueber die Gebehrdenſprache (Aktion).

Die Gebehrdenſprache kann vermöge ihrer Natur nicht eben ſo wie die Tonſprache unmittelbar beſtimmte Vorſtellungen, welche dargeſtellt werden ſollen, verſtändlich machen. Das Sichtbare an der Perſon des Redners kann nur andeuten, was ſich in ſeinem Innerſten bewegt, und mit der Natur ſeiner Gedanken und Gefühle mehr oder minder vollkommen harmoniren. Indem wir daher den erſten jener oberſten Grundſätze, welche im erſten Abſchnitte in Anſehung des mündlichen Vortrags aufgeſtellt werden muſsten (daſs er überhaupt geeignet ſeyn ſolle, Vorſtellungen verſtändlich zu machen), zunächſt auf die Deklamation beziehen; behaupten wir doch mit Recht die völlige Anwendbarkeit der beiden andern Grundſätze auf die Gebehrdenſprache, wie auf die Deklamation.

Auch die Aktion wird alſo zuvörderſt alles dasjenige meiden, was den Zuhörer abſtoſsen, und ſeine Aufmerkſamkeit hindern würde, und dagegen alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel anwenden, um die Zuhörer für die Perſon des Redners zu gewinnen, und ihre lebendige Theilnahme an der Handlung der Rede zu unterhalten. Sie entſpricht dieſer gerechten Forderung, wenn ſie Würde, ſubjektive Natürlichkeit, Leichtigkeit beſitzt und ſich dem äſthetiſchen

Sinne der Zuhörer dem guten Geſchmack empfiehlt. Jede Verletzung der Würde und des Anſtandes ſtellt die Perſon des Redners, mehr oder weniger, in einem ungünſtigen Lichte dar. Und, je gerechter die Vorausſetzung iſt, daſs namentlich in dem geiſtlichen Redner eine ernſte Stimmung ſey, und ein tiefes Gefühl der Heiligkeit und Würde der Sache, deſto leichter nehmen die Zuhörer an alle demjenigen Anſtoſs, was in der Stellung und Haltung des Körpers und des Kopfes, in den Bewegungen der Aerme und Hände, in den Mienen irgend einen Mangel an jener ernſten, heiligen Stimmung verräth, was auf irgend eine Weiſe ein eitles und ſtolzes Gemüth, oder heftige Aufwallungen der Leidenſchaft mitten in der heiligſten Berufsthätigkeit, oder Nachläſsigkeit gegen das Publikum oder wenig gebildeten und geläuterten Geſchmack ankündigt. Langſam und würdevoll ſey alſo das Auftreten an der heiligen Stätte, wie das Abtreten, und dabei ohne Affektation. Weder eine nachläſsige Gleichgültigkeit im Gange, noch eine ängſtliche, leicht in das Komiſche fallende Eilfertigkeit, noch eine gravitätiſche Steifheit, welche Stolz verräth, kann den Redner empfehlen. Der Körper behaupte ſich während der Rede in einer geraden und freien Stellung, die Fälle abgerechnet, wo ſich der Redner, durch den natürlichen Ausdruck beſonderer Gefühlszuſtände veranlaſst, etwas vorwärts oder zurück beugt, oder auf dieſe und jene Seite hinwendet, um die beſondere Beziehung einer Stelle ſeines Vortrags auf eine beſtimmte Klaſſe der Zuhörer kenntlich zu machen. Die ſchiefe Stellung, in welcher ſich der Körper faſt immer auf eine Seite neigt, iſt wie das ſtete Vorwärtsbeugen (über die Brüſtung der Kanzel hinweg), oder ein immerwährendes Hin- und Herſchwanken ſchon dem Anſtande zuwider, den man in feinen geſelligen Kreiſen beobachtet und erwartet; und ein unruhiges Um-

hertreten auf dem Boden der Kanzel, von der einen Seite zur andern, bald vorwärts, bald in den Hintergrund zurück, erinnert an heiliger Stätte an die Schaubühne. Auch die Bewegung des Kopfes nach dieſer oder jener Seite hin, welche bald die allgemeine Beziehung des Inhalts der Rede auf das ganze Publikum, bald die beſondere Anwendung auf gewiſſe Klaſſen der Zuhörer ausdrückt, darf nicht in eine ſtäte Beweglichkeit des Kopfes, die ein zerſtreutes Gemüth verrathen würde, übergehen, oder in ein eitles Umherblicken nach dem Beifall, der ſich vielleicht in den Mienen der Zuhörer ausſpreche. Eben ſo wenig empfiehlt den Redner, zumal den geiſtlichen, ein ſolches gravitätiſch-ſteifes Erheben des Kopfes, wie es den aufgeblaſenen Stolz charakteriſirt. Am leichteſten wird bei dem Gebrauch der Aerme, Hände und Finger gegen den Anſtand gefehlt. Und, daſs gerade dieſer Punkt viele öffentliche Redner, beſonders angehende Prediger, am meiſten in Verlegenheit ſetzt, kann in der That nicht befremden. Denn, während die rechte Haltung des ganzen Körpers für denjenigen keine beſondere Schwierigkeit hat, der ſich im gewöhnlichen Leben keiner auffallenden Nachläſsigkeit durch Verwöhnung hingiebt, und, während der Ausdruck des Geſichts in einem ſo unmittelbaren Zuſammenhange mit dem jedesmaligen Gemüthszuſtande ſteht, daſs er bei dem mit wahrer Theilnahme ſprechenden Redner unwillkürlich die überall paſſenden Züge annimmt; iſt die beſtimmte Bewegung der Aerme und Hände, weniger an die Leitung des natürlichen Gefühls gebunden, hat einen freieren Spielraum, und erfordert daher, ſo lange die Sache nicht zu einer gewiſſen Fertigkeit geworden iſt, eine beſondere Aufmerkſamkeit. Dieſe Aufmerkſamkeit mit dem genauen Feſthalten der Gedanken und Worte, und mit der nöthigen Beachtung der Deklamation gleichzeitig zu verbinden, iſt anfangs immer eine

ſchwürige Aufgabe, Ohne alle Geſtikulation zu ſprechen, ſcheint freilich der leichteſte Ausweg, und man könnte ſich auf das Beiſpiel mancher ausgezeichneten und mit vollem Rechte hochgefeierten Männer (z. B. des verewigten Herder) berufen. Aber die allgemein bekannte Thatſache, daſs niemand leicht im gewöhnlichen Leben irgend etwas mit lebendiger Theilnahme Vorgetragenes ohne alle Thätigkeit der Aerme oder Hände ſpricht, macht auch die Zuhörer überall geneigt, bei dem öffentlichen Redner Aehnliches zu erwarten. Und ſchwierig bleibt immer die Frage, welche ſchickliche Form und Stellung den Aermen und Händen während eines ganzen ohne alle Aktion geſprochenen Vortrags angewieſen werden ſolle? Sollen ſie perpendikulär am Körper herabhängen, und dadurch der ganzen äuſseren Perſönlichkeit des Redners ein ſteifes Anſehen geben? oder ſtets auf der Brüſtung der Kanzel ruhen, als ob man dieſe feſthalten zu müſſen glaubte? oder zuſammengeſchlagen und durch Hülfe des Chorrockes verborgen werden, in einer ſolchen Stellung und Haltung, die zwar im ruhigen Geſpräche des täglichen Lebens zuweilen vorkommt, aber doch nicht als die gewöhnliche und fortwährende hervortritt? oder ſollen die Hände immer gefaltet auf dem Kanzelpult liegen, als ob die ganze Predigt ein fortwährendes Gebet ſey? Auf der andern Seite gewöhnt man ſich leicht in der Art und Weiſe der Geſtikulation (beſonders, wenn ſie lebhaft iſt) an dieſe und jene Manier, die mit der Würde des Kanzelvortrags ſtreitet. Dahin gehört ein fechtermäſsiges gerades Ausſtrecken der Arme, ein Zuſammenballen der Fauſt, ein Aufdonnern mit der Fauſt auf dem Kanzelpulte, ein übertriebenes, die Höhe der Augen überſchreitendes Emporheben der Hände, oder ein plötzliches und völliges Niederſenken derſelben, ein gänzliches Ausbreiten aller Finger, ein Hinrichten des In-

nern der Hand nach den Zuhörern hin (einzelne Fälle ausgenommen), eine unaufhörliche, gleichſam zitternde oder kämpfende Bewegung beider Hände. Die Geſtikulation kann an heiliger Stätte immer nur eine ſehr gemäſsigte ſeyn, wenn ſie die Grenzen nicht auf irgend eine Weiſe überſchreiten ſoll, welche Anſtand und Würde vorzeichnen. Für diejenigen Momente, wo die Aerme und Hände nicht geſtikuliren, oder eine von beiden ruht, iſt unſtreitig die ſchicklichſte Stellung dieſe, daſs ſie abwechſelnd bald an die Mitte des Körpers angezogen werden, bald die Brüſtung der der Kanzel leicht berühren; oft ruhen auch die Hände am ſchicklichſten zuſammengefaltet (denn auch da, wo der Prediger nicht eigentlich betet, liegt ja doch immer eine fromme Richtung des Gemüths auf Gott der geiſtlichen Rede zum Grunde). Im Ausdrucke des Geſichts endlich (deſſen wichtigen Einfluſs auf die Wirkſamkeit der ganzen Rede die alten Rhetoren ſehr hervorzuheben pflegten, z. B. *Cicero de orat. l.* 3. c. 59.) herrſche bei dem geiſtlichen Redner milder Ernſt. Ein ſtolzes, vornehmes Herabblicken auf die Zuhörer, ein ſpöttiſches Lächeln, ein wild umherrollender Blick, eine karrikaturmäſsige Verzerrung ziemt am wenigſten dem Prediger. Wo die innere Stimmung und Gemüthsverfaſſung des Predigers ſelbſt rechter Art (eine wahrhaft geiſtliche) iſt, da findet ſich überall der rechte Ausdruck des Geſichts von ſelbſt aus dem oben bemerkten Grunde; vorausgeſetzt, daſs ihn keine, im gewöhnlichen Leben entſtandene, das Geſicht entſtellende Angewohnheit auf die Kanzel begleite.

Indem wir aber Würde und Anſtand von der Aktion verlangen, beſteht dies vollkommen mit einer eben ſo unnachläſslichen, und aus demſelben oberſten Grundſatze abgeleiteten Forderung, daſs ſie ſubjektive Natürlichkeit und Leichtigkeit beſitze. Das erſte ſteht der Affektation entgegen, welche gewöhn-

lich aus Nachahmungsſucht, verknüpft mit einem eiteln Beſtreben zu gefallen, entſpringt, und überall hervortritt, wo die Aktion mit der gewöhnlichen äufseren Erſcheinung der Perſönlichkeit des Redners auffallend kontraſtirt, oder dem Temperamente, dem Alter, der körperlichen Beſchaffenheit des Redners nicht angemeſſen iſt. Ein anderes Geſicht auf der Kanzel annehmen zu wollen, als man jemals im gewöhnlichen Leben zeigt, iſt eben ſo thöricht, wie der ähnliche im zweiten Abſchnitte bemerkte Miſsgriff, einen ganz andern Ton der Stimme erkünſteln zu wollen, als man gewöhnlich hat. Dem lebhaften Temperamente iſt auch eine beſondere Lebendigkeit des äufseren Vortrags, dem ruhigen Temperamente eine ruhigere Aktion, als vorherrſchender Charakter, am natürlichſten; und man bemerkt nur allzuleicht etwas von Affektation, wenn ſich jener, von Natur lebhafte, den ungleich ruhigeren Ton des andern im Ganzen des Vortrags aneignen, und (noch mehr), wenn der letztere ein Feuer der Rede erkünſteln will, das einmal nicht in der Sphäre ſeiner geiſtigen Subjektivität liegt — oder wenn der Jüngling mit der Ruhe des hochbejahrten Mannes, der Hochbejahrte mit jugendlicher Lebendigkeit auftreten zu müſſen glaubt. Die Leichtigkeit ſteht dem Gezwungenen, Steifen, Schwerfälligen entgegen, d. h. alle demjenigen, was in den Bewegungen ſelbſt oder in ihrer Aufeinanderfolge eine beſondere Anſtrengung des Redenden, und eine ängſtliche Verlegenheit ausdrückt. Dahin gehört die unbewegliche und unveränderliche Richtung des Geſichts nach einem beſtimmten Punkte hin. Bei Anfängern im öffentlichen Vortrage, die noch ängſtlich im Memoriren ſind, und bei Wahrnehmung mannichfaltiger Gegenſtände eine Untreue ihres Gedächtniſſes befürchten müſſen, kann dies wohl eher überſehen werden, als bei Männern, von deren Jahre langer Uebung vorausgeſetzt wird, daſs ſie jene na-

türliche Schüchternheit endlich überwunden haben. Aber, je leichter es iſt, der Sklave irgend einer Gewohnheit zu werden, deſto bedenklicher dürfte ein unverwandtes ſteifes Anſchauen eines beſtimmten äuſseren Gegenſtandes ſchon für den Anfänger ſeyn. Ja ſelbſt für die Treue des Gedächtniſſes kann dieſe Maasregel leicht gefährlich werden, wenn ſich irgend einmal gerade an dieſem Platze, den das Auge des Redners vom Anfange an zu ſeinem feſten Ziel gewählt hatte, etwas Unerwartetes ereignet, oder an dieſem Gegenſtande etwas verändert. Faſt noch häufiger bemerkt man das Steife und Schwerfällige in dem ſchon oben gerügten Fehler des öfteren Auflegens beider Hände auf das Kanzelpult, und des perpendikulären Herabhängens der Aerme und Hände. Wählt man das letztere zur ſtehenden Form, ſo iſt dann von gar keiner Aktion der Hände und Aerme die Rede; wird es aber durch Geſtikulation häufig unterbrochen, ſo iſt dann bei jedem *geſtus* ein Emporheben des ganzen Arms von der gröſsten Tiefe bis zu der Höhe, in welcher die freie Bewegung geſchehen ſoll, erforderlich, wodurch eben das Ganze ſchwerfällig wird, während dagegen der Redner, der die Aerme und Hände, wo ſie nicht geſtikuliren, an die Mitte des Körpers anzieht, oder die Brüſtung der Kanzel leicht mit ihnen berührt, dieſe Glieder immer in ſeiner Gewalt behält, um ſie nach dieſer und jener Seite hin, ohne mühſame Anſtalt, leicht und ungezwungen zu bewegen.

Schon durch die Beachtung dieſer Eigenſchaften der Würde, der ſubjektiven Natürlichkeit, der Leichtigkeit empfiehlt ſich die Aktion dem äſthetiſchen Sinne der Zuhörer. Doch kommen hier noch einige andere Punkte in Betrachtung, welche die Schönheit der Form vollenden. Die Aeſthetik betrachtet, wie bekannt, die ſogenannte Wellenlinie als Norm der Schönheit ſichtbarer Formen. Die Wellenlinie ſoll keinen völligen Zirkel bilden;

aber sie verträgt sich auch keineswegs mit demjenigen, was gerade ausgeht, was eckig ist, was scharfe Winkel bildet. Daher bleibt es auch immer die allgemeine Norm der Schönheit für die Bewegungen der Aerme und Hände, dafs sie in sanften Uebergängen geschehen, und Wellenlinien bilden, dafs man eben sowohl die völlige Zirkelform bei dem Emporheben der Aerme vermeide (welches überhaupt niemals die Höhe des Kopfes erreichen darf), als das Eckige und Steife, welches dann hervortritt, wenn die Oberärme dicht am Körper anliegen, und nur der Vorderarm bewegt wird, wenn die Ellenbogen scharfe Winkel bilden, oder, wenn man die Aerme und Hände gerade ausstreckt, und das Innere der Hand nach den Zuhörern hinkehrt, und die Gestikulation wie in einzelnen Stöfsen erfolgt. Dabei würde jedoch die ganze Aktion immer nur unvollkommen den ästhetischen Forderungen entsprechen, wenn sie nicht überhaupt dieselbe Harmonie im Mannichfaltigen behauptete, welche auch bei der Deklamation, wie bei der stylistischen Form, als Grundbedingung der Schönheit gilt. Gewöhnt sich der Redner an eine unbewegliche Richtung des Kopfs; wird immer nur die eine Hand zur Gestikulation gebraucht, indem die andere in irgend einer Stellung fortwährend ruht; sind beide Hände fortwährend thätig, ohne alle unterbrechende Pausen; ist die Aktion selbst immer dieselbe, sich taktmäfsig bewegende; so entsteht jene Einförmigkeit, die aber so ermüdend für den Anblick ist, als unpassend für die Bezeichnung der wechselnden Gegenstände und Gemüthszustände. Die Mannichfaltigkeit der Aktion bezieht sich eben sowohl auf die bestimmte, als auf die unbestimmte. Wir nennen sie bestimmt, in so fern sie nicht selten, wie im Folgenden gezeigt werden soll, gewisse Objekte sinnlich andeutet, gewisse Gemüthszustände ausdrückt, gewisse Verhältnisse der Vorstellungen bezeichnet; unbestimmt, in so fern sie blos überhaupt an den Tag

legt, daſs eine lebendig fortſchreitende Handlung im Gemüthe des Redners ſelbſt, ſo wie zwiſchen ihm und den Zuhörern vor ſich geht. Bei jener gründet ſich die Nothwendigkeit der Abwechslung ſchon auf die verſchiedene Beſchaffenheit der Gemüthszuſtände, der Objekte, der Vorſtellungen; bei dieſer auf den gefälligen und anziehenden Totaleindruck, den die ganze Aktion auf den Zuhörer machen ſoll. Aber eben ſo fehlerhaft wie die Einförmigkeit, wäre die Abwechslung ohne Harmonie. Das Mannichfaltige der Gebehrden ſelbſt und der verſchiedenen Grade der Geſchwindigkeit ihrer Aufeinanderfolge kann und ſoll auch eine gewiſſe Einheit zeigen. Dieſer Grundſatz hat einen doppelten Sinn. Die vorherrſchende Art der Gebehrden und ihrer Abwechslungen, ſo wie der vorherrſchende Grad der Bewegung ſoll ſich zuvörderſt im Ganzen gleich bleiben in einem und demſelben Vortrage und in beſtimmten Theilen des Vortrags. Die ganze Aktion behauptet gleichſam einen und denſelben Ton (und eben dadurch ihre innere Harmonie), indem gewiſſe Gebehrden, die einen gemeinſchaftlichen Charakter haben (z. B. den Ausdruck der anſchaulichen Belehrung, oder den Ausdruck des lebhaften und innigen Verlangens), in dieſem Vortrage, oder in dieſem Abſchnitte vorzüglich oft wiederkehren, vor den übrigen hervorſtechen, die übrigen leiten und beherrſchen; und, indem ein gewiſſer Grad der Geſchwindigkeit der Bewegungen in dieſem Vortrage, in dieſem Abſchnitte als die herrſchende Norm betrachtet wird, von welcher ſich der Redende nie zu weit entfernt. Genauer beſtimmt wird jener Charakter der Gebehrden und dieſer Grad der Bewegung für jeden einzelnen Fall durch diejenigen Grundſätze, die ihre Erläuterung im Folgenden finden. Es ſoll aber auch unter den gleichzeitig erfolgenden Gebehrden ſelbſt Uebereinſtimmung herrſchen. Denn die Harmonie

des äufseren Vortrags wird unvermeidlich im höchsten Grade verletzt, wenn das Sichtbare an dem Redner zu gleicher Zeit zwei ganz entgegengesetzte Gemüthszustände ausdrückt, wenn z. B. das Auge zum Himmel emporgerichtet ist, wie in einer Anrede an Gott, während der Prediger irgend eine menschliche Thorheit mit nachdrücklich warnendem Ernste schildert, und diesen Ausdruck der lebhaften Mifsbilligung mit den passenden Bewegungen der Hände begleitet.

Indem die Aktion den bisher genannten Forderungen Genüge leistet, besitzt sie absolute Vollkommenheit; auf den nun folgenden beruht die relative. Es ergiebt sich von selbst, sobald wir den dritten (im ersten Abschnitte für den mündlichen Vortrag überhaupt aufgestellten) Grundsatz auf die Aktion anwenden, dafs sie mit dem jedesmaligen Gemüthszustande des Redners übereinstimmen müsse. Denn nur unter dieser Bedingung trägt sie wirklich dazu bei, den Antheil, welchen der Redner selbst an den dargestellten Vorstellungen nimmt, so lebendig zu beurkunden, dafs die gewünschte Einheit zwischen den Bestrebungen des Redners und der Zuhörer leicht entsteht. Der Redner kommt hier um so weniger in Gefahr, entweder affektirt zu werden, und den Verdacht der Heuchelei gegen sich zu erwecken, oder die Würde des öffentlichen Vortrags zu verletzen, je aufrichtiger und lebendiger in seinem Innern das Gefühl ist, welches sich in der Aktion darstellen soll, und je mehr ihn das deutliche Bewufstseyn der Würde der Versammlung, zu welcher er spricht, und der wichtigen Bestimmung seiner Rede zu einer gewissen Herrschaft über sich selbst erhebt. Bei dem Geistlichen kommt auch hier alles darauf an, dafs er mit ächtchristlichem Geiste und Sinne an heiliger Stätte rede. Es giebt fast keinen Gemüthszustand, der sich nicht

auf irgend eine Art, mehr oder weniger, am Körper *) darſtellen ſollte. Ich ſage, mehr oder weniger. Denn die Verſchiedenheit des Temperaments und der ganzen geiſtigen Subjektivität kommt auch hier ſehr in Betrachtung. Während ſich bei dem einen das lebhafte Gefühl augenblicklich im Ausdrucke des Geſichts und andern körperlichen Bewegungen, in ſehr hervorſtechenden Zügen ſpiegelt; empfindet ein anderer eben ſo tief und innig bei ungleich gröſserer äuſserlicher Ruhe, weil er von jeher mehr an ein ſtilles Leben in ſeiner eigenen inneren Welt gewöhnt war, als an den wechſelvollen und lebendigen Verkehr mit der Auſsenwelt. Auch in dieſer Hinſicht gebe ſich jeder, wie er iſt, ohne etwas erkünſteln zu wollen, das ſeiner Natur nicht zuſagt. Aus dieſem Standpunkte ſind die folgenden Beobachtungen zu betrachten. Der Zuſtand der Ruhe im Gemüth hat immer auch Langſamkeit, Stetigkeit, Beſchränktheit der körperlichen Bewegungen, durch häufige Ruhepunkte unterbrochen, zur Folge. Die äuſserſte Spannung aller geiſtigen Kräfte pflegt eine völlige Bewegungsloſigkeit zu bewirken; diejenige Thätigkeit des Geiſtes aber, welche zunächſt an die äuſserſte Spannung grenzt, die höchſte Lebendigkeit der Aktion. Der Ausdruck des abſtrakten Denkens nähert ſich dem Ausdruck völliger Ruhe. Wo aber die Einbildungskraft zugleich geſchäftig iſt, treten die Bewegungen der Aerme und Hände ſtärker hervor, wechſeln öfterer, und folgen ſchneller aufeinander. Dem Zuſtande der Ungewiſsheit und des Zweifels iſt es natürlich, daſs die Bewegungen weniger frei, vollendet und ſtetig ſind, als wenn man etwas in dem Tone der Gewiſsheit

*) Die Lehre von der Bezeichnung der Gemüthszuſtände durch die Gebehrden pflegt man die ſubjektive Semiotik der Aktion zu nennen.

vorträgt. Je fester die Ueberzeugung ist, und je mehr sich dieselbe als eine feste auszusprechen strebt; desto gröfsere Bestimmtheit und Festigkeit herrscht in der Aktion, und ein rasches Niedersenken der Hand bezeichnet hier nicht selten malerisch die unerschütterliche Wahrheit eines Satzes. Aber auch durch die verschiedenen Zustände des Gefühls - und Begehrungsvermögens erhält die Gebehrdensprache einen sehr verschiedenen Charakter. Z. B. Zeichen der Bewunderung und Ehrfurcht: Das Auge öffnet sich weiter, das ganze Gesicht verkündet ein angenehmes erhebendes Gefühl, das die Betrachtung des wahrhaft Grofsen erregt, die Aerme breiten sich aus und werden erhoben. Ist der bewunderte Gegenstand der menschlichen Anschauung gegeben, so beugt sich der Körper auch etwas vorwärts; ist er über unsere Anschauung erhaben, so werden die Aerme mehr zurückgezogen, und in die Höhe gerichtet, und das Auge schaut zum Himmel empor. Nicht selten werden auch die Hände bei dem Ausdrucke religiöser Ehrfurcht zum Gebet gefaltet. Zeichen der Verachtung: Das Auge zieht sich etwas zusammen, die Hand bildet niederwärtsgehende, gleichsam wegwerfende Bewegungen, die ganze Aktion bleibt beschränkt. Zeichen der Freude und der Hoffnung: Das Auge blickt heiter und offen umher, die Brust hebt sich, die Bewegungen der Aerme und Hände folgen leicht und schnell in merklicher Abwechslung auf einander. Zeichen der Traurigkeit und Furcht: Der Blick ist gesenkt, das Auge zieht sich zusammen, die Bewegungen der Aerme und Hände gehen mehr abwärts als aufwärts, entfernen sich nur in sehr beschränktem Umkreis von dem Körper, nehmen einen langsamen Gang, und ihr Wechsel ist unbedeutend. Zeichen der Sehnsucht: Der Körper beugt sich etwas vorwärts, Aerme und Hände werden öfters ausgebreitet, die Bewegungen geschehen sanft und nicht vorzüglich schnell. Ist der

Gegenſtand der Sehnſucht über unſere Anſchauung erhaben, ſo werden die ausgebreiteten Aerme öfters emporgerichtet, und das Auge blickt zum Himmel. Zeichen des Unwillens, des Verdruſſes, der Verabſcheuung: Das Auge zieht ſich mehr zuſammen, der Körper beugt ſich etwas rückwärts, die Bewegungen der Aerme und Hände gehen niederwärts, haben etwas Abſtoſsendes (in ſo weit es mit dem Anſtande und der äſthetiſchen Form vereinbar iſt), und folgen raſch auf einander. Zeichen der feſten Entſchloſſenheit des Willens: Vorzüglich feſte Haltung des ganzen Körpers, ſchnell auf einander folgende Bewegungen, vorzügliche Beſtimmtheit, Feſtigkeit, Stetigkeit derſelben ſowohl im Erheben als im Niederſenken der Aerme und Hände. Das Rechte überall, ohne ängſtliche Sorge um dieſe und jene ſpecielle Regel der Rhetorik, ſo zu treffen, wie es der geiſtigen und körperlichen Natur des Redenden entſpricht, iſt und bleibt immer das Reſultat der wahren geiſtigen Bildung und lebendigen Theilnahme, welche man in dem Redner vorausſetzt, einer körperlichen Gewandheit, zu welcher die Erziehung den beſten Grund legt, ehe es noch zu Uebungen im öffentlichen Vortrage kommt, einer aufmerkſamen und denkenden Beobachtung der Menſchen, einer öfteren Betrachtung ſeelenvoller Gemälde, die in der That (wie Grotefend in der öfters genannten Schrift S. 245. fg. ſehr richtig bemerkt) noch wichtiger für die Aktion des geiſtlichen Redners ſind, als der Beſuch des Theaters.

Das lebhafte Intereſſe des Redners für die dargeſtellten Vorſtellungen giebt ſich aber auch dadurch zu erkennen, daſs ſeine Aktion die gröſsere oder geringere Wichtigkeit einzelner Vorſtellungen, und ihre Verhältniſſe bezeichnet. Wie in der Deklamation, ſo giebt es auch in der Aktion einen Accent (den ſogenannten mimi-

ſchen), d. h. eine Auszeichnung, welche ein Wort in einer Reihe von Worten, oder ein ganzer Satz durch die Anwendung einer andern Gebehrde, durch die mehr oder minder anhaltende Dauer derſelben, durch ihr mehr oder minder ſichtbares Hervortreten erhält. Die nähere Beſtimmung der Art und Weiſe, wie dies im Einzelnen geſchieht, hängt ſehr oft von der nothwendigen Harmonie der Aktion mit den ſinnlich zu bezeichnenden Objekten, oder mit dem Gemüthszuſtande des Redenden ab. Wir nehmen z. B. den Satz: „Leiden und Widerwärtigkeiten ſind nicht ſelten die Schöpfer unſeres Glücks.“ Käme es hier beſonders darauf an, die Vorſtellung Schöpfer hervorzuheben (den Gedanken, daſs Leiden oft ſogar die Kraft haben, unſer Glück erſt hervorzubringen), ſo würde man bei dem Worte: Schöpfer, eben ſo, wie die Stimme gehoben wird, auch gleichzeitig die eine Hand etwas emporheben (das Objekt ſelbſt, das Schaffen, wie ein Hervorgehenlaſſen aus der Tiefe, oder aus dem Nichts, ſinnlich andeutend); dieſes Emporheben der Hand dürfte jedoch nicht zu ſchnell geſchehen, ſo wie auch das Wort: Schöpfer, etwas langſamer geſprochen würde, um die Vorſtellung eben dadurch in dem ganzen Satze auszuzeichnen; und bei den Worten: unſeres Glücks müſste die Hand wieder geſenkt werden, ſo wie die Stimme fallen. Sollte hingegen mehr der Begriff des Glücks hervorgehoben werden (der Gedanke, daſs die Leiden des Lebens auſser vielen andern, wichtigen Wirkungen nicht ſelten auch dieſe haben, das Glück eines Menſchen zu begründen), ſo würde das Emporheben der Hand zwar auch bei dem Worte: Schöpfer, anfangen, aber doch noch deutlicher und vollkommner bei dem unmittelbar Folgenden geſchehen, und die Stimme gleichzeitig fortwährend ſteigen. So läſst ſich die gröſsere Wichtigkeit eines ganzen Satzes in einer Reihe von

Sätzen durch die Aktion andeuten, indem er mit andern Gebehrden begleitet wird, als die übrigen, oder indem dieſelben Bewegungen ſtärker hervortreten, oder indem ſie bald ſchneller, bald langſamer auf einander folgen, je nachdem die Natur des Objekts, und die Beſchaffenheit des Gemüthszuſtandes das Eine oder das Andere verlangt. Der eingeſchobene Nebenſatz wird daher mit wenig hervorſtechenden, von dem Mittelpunkte des Körpers ſich nicht weit entfernenden, und mit ſchnell dahin eilenden Bewegungen vorgetragen, ſo wie die Deklamation bei der Parentheſe die Stimme weniger hebt, und ſchneller darüber hinweg-eilt. Auch der Wechſel der redenden Perſonen liegt in dem Kreiſe dieſes mimiſchen Accents. War bei dem Satze, in welchem der Redner ſeinen Gedanken vortrug, vorzüglich der rechte Arm gebraucht worden, ſo begleitet er den folgenden, wenn hier ein anderes Subjekt redend eingeführt wird, hauptſächlich mit Bewegungen des linken Arms, oder umgekehrt, ſo wie in beiden Fällen die Deklamation nicht ganz dieſelbe iſt. Eben dieſe Bemerkung iſt auf das Verhältniſs zwiſchen dem Vorderſatze und Nachſatze einer Periode anwendbar. Der Nachſatz kann nie mit derſelben Bewegung anfangen, mit welcher der Vorderſatz aufhörte; ob aber bei dem Nachſatze blos der andere Arm in Thätigkeit geſetzt werden ſolle, oder auch hie und da der im Vorderſatz gebrauchte, oder beide zugleich? dafür giebt der Umfang und Inhalt des Nachſatzes dem ſelbſtprüfenden Redner den richtigen Maaſsſtab an die Hand. Wenn ein Satz als nothwendige Folge eines vorhergehenden dargeſtellt wird, ſo unterſcheidet ſich der Vortrag deſſelben von dem Vortrage des erſteren durch eine gröſsere Beſtimmtheit und Feſtigkeit der Bewegungen, welche die nun vollkommen begründete Ueberzeugung ausdrückt. Das logiſche Verhältniſs der Antitheſen bezeichnet man durch Wendungen des Geſichts, und

hauptſächlich durch Abwechslung mit den Bewegungen der Aerme und Hände, entweder ſo, daſs die Erhebung des einen Arms auf die Erhebung des andern (bei dem Gegenſatze) folgt, oder, daſs ſich der eine hebt, und der andere (bei dem Gegenſatze) niederſenkt. Doch wird der Redner, von einem richtig treffenden Urtheil und Gefühl geleitet, dasjenige, was als Antitheſe beſonders hervortreten muſs, von dem minder Wichtigen wohl unterſcheiden. Denn, wollte er alles ohne Ausnahme, was in irgend einer Reihe von Worten aus dem Geſichtspunkte einer Antitheſe betrachtet werden könnte, mit einem merklich hervortretenden Wechſel der Bewegungen begleiten; ſo würde die Aktion nicht ſelten einförmig ſteif werden, oder auch einen zu raſchen, nicht für jeden Gemüthszuſtand paſſenden, und nicht mit jedem Gegenſtande übereinſtimmenden Charakter der Bewegung annehmen. Bei dem Anfange der Frage wird gewöhnlich die rechte Hand bis beinahe zur Höhe des Auges erhoben (mehr oder weniger, je nachdem die Frage ſelbſt mehr oder weniger lebhaft iſt), und der Zeigefinger entfernt ſich etwas von den übrigen. Folgt dann eine Antwort, ſo begleitet man dieſe, wenigſtens den Anfang derſelben, mit Bewegungen des andern Arms, und einer Wendung des Geſichts.

Sehr natürlich iſt der lebendigen Theilnahme des Redners an den darzuſtellenden Vorſtellungen auch eine gewiſſe Uebereinſtimmung der Gebehrdenſprache mit der Beſchaffenheit der darzuſtellenden Gegenſtände. Sie beſitzt dieſe Eigenſchaft, indem ſie Gegenſtände theils im eigentlichen Sinne bezeichnet, theils nachahmt (malt*). Bezeichnend iſt z. B. die Aktion, wenn ſie ſich mit

*) Die Lehre von dem Bezeichnenden und Malenden der Aktion pflegt man die objektive Semiotik derſelben zu nennen.

einer gewiſſen Wendung des Körpers zu dieſer oder jener Klaſſe von Zuhörern hinwendet, auf welche gewiſſe Stellen oder Abſchnitte der Rede vornehmlich bezogen werden ſollen, wenn man bei der Erwähnung des Himmels, der unſichtbaren Welt, den einen Arm oder beide emporhebt (mehr oder weniger, je nachdem die Vorſtellung im Zuſammenhange des Ganzen mehr oder weniger hervorgehoben werden muſs), wenn man da, wo von dem menſchlichen Gemüthe etwas behauptet wird, die Hand nach ſich ſelbſt hinbewegt oder auf die Bruſt legt u. ſ. w. Das Malen der Gebehrdenſprache gelingt am leichteſten, wo die Rede von ſolchen ſinnlichen Gegenſtänden iſt, die ſelbſt in Stellungen und Bewegungen beſtehen, oder ſich dadurch hauptſächlich ankündigen. Z. B.: „der redliche Mann mit gutem „Gewiſſen geht auf der Lebensbahn mit feſtem, ſicherem Schritte einher.“ Eine feſte Stellung des Körpers, und eine niederwärts gehende Bewegung beider Aerme und Hände wird hier am natürlichſten das feſte, ſichere Auftreten auf den Boden ſinnlich andeuten. Oder: „mit ſiegender Gotteskraft entſchwang „ſich Jeſus, der Erlöſer, am dritten Tage den Feſſeln des Grabes.“ Bei den Worten: entſchwang ſich u. ſ. w. geſchieht eine hervorſtechende Erhebung beider Aerme und Hände, oder des einen. Oder: „ſchnell und flüchtig, und unaufhaltſam eilen die „Jahre des irdiſchen Lebens dahin.“ Etwas ſchnell wird hier auf die Bewegung des einen Arms die Bewegung des andern, und zuletzt eine Erhebung und Ausbreitung beider folgen. Bei ſinnlichen Gegenſtänden aber, welche nicht zu dieſer Gattung gehören, kann die Gebehrdenſprache ein anderes Objekt darſtellen, welches dem Gegenſtande, auf den ſich die Rede bezieht, ähnlich erſcheint (wenn auch in ſehr verkleinertem Maaſsſtabe), oder ein Objekt, welches mit jenem durch irgend ein Verhält-

niſs verbunden iſt, und ſich durch eine gewiſſe Stellung, Lage, Bewegung charakteriſirt. Z. B.: „zahlenloſe Welten leuchten im unermeſslichen Rau„me über uns.“ Hier werden beide Arme erhoben und ausgebreitet (der Blick nach oben gerichtet), um die Entfernung der himmliſchen Weltkörper und die Unendlichkeit des Raums in einem ähnlichen ſinnlich dargeſtellten Raumverhältniſſe anzudeuten. Oder: „ſind es nicht die erſchütterndeſten Ereigniſſe und „Veränderungen, welche im Kreislauf weniger Jahre „in raſtloſem und unaufhaltſamem Wechſel auf ein„ander folgten?“ Eine etwas raſche, niederwärts gehende Bewegung beider Aerme und Hände wird hier die Worte: erſchütterndeſten Ereigniſſe u. ſ. w. begleiten, eine mehr kreisförmige Bewegung derſelben die Worte: welche im Kreislauf u. ſ. w. ein ſchneller Wechſel mit beiden die letzten: im raſtloſen u. ſ. w. Oder, wenn jemand in einem ſanften, liebreichen Tone redend eingeführt wird, ſo werden auch die Bewegungen der Hände ſanft und allmälig geſchehen, da dies immer mit einem liebreichen Ton verbunden iſt. Ja, ſelbſt unſinnliche und überſinnliche Objekte vermag die Aktion gewiſſermaaſsen zu malen, indem ſie bald ein ſinnliches Objekt andeutet, das jenem ähnlich, oder auf irgend eine Art mit ihm verbunden iſt, und in einer Stellung oder Bewegung beſteht, oder ſich dadurch beſonders anzukündigen pflegt; bald die Aufeinanderfolge der Veränderungen eines unſinnlichen oder überſinnlichen Gegenſtandes durch eine ähnliche Aufeinanderfolge der Veränderungen an einem ſinnlichen Objekte darſtellt. Z. B.: „alle irdiſchen Verbindungen werden „endlich durch den Tod getrennt.“ Das Wort: getrennt kann hier mit einer ſolchen Bewegung der Hand geſprochen werden, wie ſie zu geſchehen pflegt, wenn ein Faden oder ein Band zerriſſen wird. Oder:

„der anmaſsende ſtolze Mann verachtet die edeln Tha-
„ten anderer, und würdigt ſie kaum ſeiner Aufmerk-
„ſamkeit.“ Bei den erſten Worten wird der eine Arm etwas emporgehoben, bei dem folgenden: verachtet u. ſ. w. ſchnell niederwärts bewegt, und die letzten: würdigt ſie kaum u. ſ. w. ſpricht man mit einer ſolchen Bewegung der Hände, wie ſie bei dem Wegwerfen einer Sache zu geſchehen pflegt. Oder: „oft
„iſt es ein Gedanke, ein Wunſch, der den heftigſten
„Kampf der Leidenſchaften in der menſchlichen Bruſt
„erregt.“ Die ſchnelle Aufeinanderfolge der inneren Veränderungen in einem von Leidenſchaft beſtimmten Gemüthe wird durch einen raſchen Wechſel der Hände bei den Worten: den heftigſten Kampf u. ſ. w. angedeutet. Was aber im vorhergehenden Abſchnitte über die rechte Anwendung der deklamatoriſchen Malerei bemerkt worden iſt, daſs ſie niemals mit demjenigen Ausdruck, den der innere Gemüthszuſtand des Redners fordert, ſtreiten, niemals eine Hauptvorſtellung verdunkeln, und das minder Wichtige auszeichnen, niemals unedle (den Anſtand verletzende) Gegenſtände ſinnlich darſtellen, und nie mit zu ſtarken Farben auftragen dürfe — das findet auch bei der Aktion ſeine vollkommne Anwendung. Bei keinem Theile ſeines Geſchäfts iſt der geiſtliche Redner mehr in Gefahr, theatraliſch zu werden, als eben hier. Am wenigſten darf es ihm in den Sinn kommen, durch Veränderungen des Geſichts Objekte malen zu wollen (ich unterſcheide dies von der oben bemerkten bezeichnenden Wendung des Geſichts, die allerdings in vielen Fällen ſehr natürlich iſt). Denn das Geſicht, der eigentliche Spiegel des Gemüths, hängt zu genau mit dem Subjekte des Redners zuſammen, als daſs er es gleichſam von ſich trennen, und zum Nachbilden äuſſerer Objekte beſtimmen dürfte.

Gemäſs dem dritten im erſten Abſchnitte für den geſammten äuſseren Vortrag aufgeſtellten Grundſatze

erwarten wir von der Aktion eben so, wie von der Deklamation, dafs der Charakter der Gebehrdenſprache im Ganzen überall mit dem Endzweck, welcher in einzelnen Vorträgen, oder in einzelnen Abſchnitten einer Rede zunächſt erreicht werden ſoll, übereinſtimme. So eignet ſich z. B. für die pathetiſche, eindringende, erſchütternde Rede die lebendigſte Aktion, welche die einzelnen Bewegungen ziemlich ſtark hervortreten, oft mit einander abwechſeln, ſchnell auf einander folgen läſst; eine weit ruhigere Gebehrdenſprache fordert die Rede, welche ſich mehr durch milde Wärme charakteriſirt. So ſind diejenigen Gebehrden, welche den Wunſch, das Verlangen ausdrücken, abwechſelnd mit den Zeichen feſter Entſchloſſenheit des Willens da vorherrſchend, wo man hauptſächlich ermuntert; die Zeichen des Unwillens und der Verabſcheuung da, wo beſonders gewarnt und getadelt werden muſs; die Zeichen der Theilnahme an fremdem Kummer in Verbindung mit dem Ausdrucke der Hoffnung da, wo man beſonders tröſten und beruhigen will. Das Gebet in der geiſtlichen Rede verlangt eine ruhige feſte Haltung des Körpers, einen würdevollen Blick, der die Augen entweder niederſenkt (wo Demuth vor Gott die vorherrſchende Empfindung iſt), oder gen Himmel erhebt (wo der Ausdruck der Freude an Gott, des innigen Verlangens, des kindlichen Vertrauens das Gebet charakteriſirt), und gefaltete Hände. Die ſteigende Innigkeit des Gebets drückt ſich auch bisweilen ſehr natürlich durch eine gewiſſe Erhebung der gefalteten Hände aus. Im Eingange und Uebergange ſey die Aktion in der Regel ziemlich ruhig und gleichförmig. Bei der Ankündigung des Thema und der Hauptheile iſt eine etwas erhebende Bewegung der einen Hand am Anfange jedes Satzes hinreichend, es müſsten denn im Ausdruck des

Thema oder der Theile Gegenſätze liegen, welche einen Wechſel der Hände erfordern. Wie die Gebehrdenſprache in einzelnen Abſchnitten der Predigt wechſelt, gemäſs der Verſchiedenheit der Endzwecke, der auszudrückenden Gemüthszuſtände, der zu bezeichnenden Objekte? ergiebt ſich aus dem Vorhergehenden. In dem Uebergange von einem Haupttheile oder Untertheile zu dem andern bezeichnet entweder eine kurze Pauſe in der Aktion, oder eine angemeſſene Veränderung derſelben den neuen Punkt als einen ſolchen. Im Schluſſe der Predigt herrſche, dem Geſetz der Gradation gemäſs, die gröſste Lebendigkeit der Bewegungen, ausgenommen, wenn die Predigt mit einem feierlichen Gebete endigt. Wenn aber ſowohl die Deklamation, als die Aktion den bisher genannten Forderungen entſpricht, ſo entſteht daraus von ſelbſt die nöthige Uebereinſtimmung zwiſchen beiden, d. h. ihr gemeinſchaftliches und gleichzeitiges Wirken für die natürliche und lebendige Bezeichnung derſelben Gedanken, derſelben Gemüthszuſtände, derſelben Gegenſtände. Wir mögen den Endzweck der Rede (Vereinigung der Beſtrebungen der Zuhörer mit den Beſtrebungen des Redners durch richtigen Ausdruck ſeiner eigenen lebendigen Theilnahme an der Sache) in das Auge faſſen, oder die Bedingungen, auf welchen zunächſt die Vollendung der ſchönen Form an ſich betrachtet beruht — jene Harmonie wird nothwendig dabei vorausgeſetzt. Die Deklamation in ſeine Gewalt zu bekommen, iſt immer dem angehenden Redner leichter, als, mit gleicher Gewandheit die Bewegungen des Körpers zu beherrſchen. Die Aufmerkſamkeit, mit dem Feſthalten der memorirten Rede und mit der Deklamation beſchäftigt, vermag noch nicht immer mit gleicher Sorgfalt und im rechten Augenblick die Geſtikulation zu leiten. Daher bemerkt man bei angehenden öffentlichen Red-

nern häufig dieſe und jene Disharmonie, wo die Aktion nicht daſſelbe bezeichnet, was die Deklamation richtig und lebendig ausdrückt, oder auch ein Voraneilen der Geſtikulation vor den Worten ſelbſt, zu denen ſie eigentlich gehört. Aber niemand verzage, wenn er auch längere Zeit hindurch an ſeinen eigenen Vorzügen ſolche Erfahrungen macht. Die erſte Sorge ſey und bleibe dem Redner, wenn er anfängt, die heilige Stätte zu betreten, die Treue des Gedächtniſſes und die natürliche, gefällige Deklamation. Möge auch anfangs die Aktion noch manche Unvollkommenheiten haben — ſie ſtören den Zuhörer viel weniger, als jenes Verſtummen und Irrewerden des Redners, der den Faden verloren hat, oder ein auffallender Fehler in der Betonung. Und je mehr er durch fortgeſetzte Uebung und Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt ſein Gedächtniſs an Treue gewöhnt, und Meiſter über ſeine Stimme wird; deſto leichter wird es ihm auch allmälig gelingen, zugleich ſeine Aktion zu beobachten, und ſich diejenige Gewandheit anzueignen, die während des Sprechens ſelbſt nicht mehr ängſtlich an eine Regel des Geſtikulirens denkt. Doch dies führt mich von ſelbſt zu den letzten noch übrigen Erörterungen, welche das Ganze beſchlieſsen.

Vierter Abſchnitt.

Ueber das Memoriren und Extemporiren.

Verſchieden iſt die Art und Weiſe der mündlichen Mittheilung einer Rede. Sie wird entweder vorgeleſen (wie dies in England herrſchende Sitte der Geiſtlichen iſt), oder frei vorgetragen, und dieſer freie Vortrag iſt entweder ein genaues Wiederholen der ausgearbeiteten, und nach allen einzelnen Gedanken und Worten im Gedächtniſſe treu niedergelegten Rede, oder ein Extemporiren. Jenes Ableſen kann nun wohl ohne Bedenken bei ſolchen Vorträgen gerechtfertigt werden, die zwar gewöhnlich unter dem Namen: Reden (*orationes*) auftreten, aber im Grunde mehr oratoriſch-artige Vorträge ſind, und nicht ſowohl eine kräftige, auf Beſtimmung des Willens wirkende Erregung des ganzen Gemüths, als irgend einen andern löblichen Zweck beabſichtigen (z. B. mannichfaltige akademiſche Gelegenheitsreden in lateiniſcher Sprache). So wenig aber die politiſchen Redner der Alten ein Ableſen des Niedergeſchriebenen ſich erlaubten (daher die rhetoriſchen Anweiſungen der Griechen und Römer einen vorzüglichen Werth auf den Beſitz eines treuen Gedächtniſſes legen, und die Uebung und Bildung deſſelben ſehr dringend empfehlen, vgl. *Cicero de orat. l.* 1. *c.* 34. *Quinctil. inſtitutt. oratt.*

l. 11. *c.* 2.); eben so wenig kann eine vorgelesene geistliche Rede, auf der Kanzel oder am Altar, vollkommen seyn und leisten, was sie als Rede seyn und leisten soll. Diesen Grundsatz vermögen weder die Beispiele gelesener geistlicher Reden aus den ersten christlichen Jahrhunderten *) zu widerlegen — noch die einzelnen Ausnahmen ausgezeichneter Kanzelredner der neueren Zeit, welche, durch besondere Umstände dazu genöthigt, bei dem trefflichen, tief ergreifenden Inhalte ihrer Predigten, bei der allgemeinen Liebe und Achtung, die ihnen zu Theil wird, und bei der Art, wie sie ihre Predigten lesen, auch bei dieser Methode nicht ohne grossen und gesegneten Erfolg zu ihren Gemeinden sprechen. Am wenigsten kann man sich auf die Sitte der englischen Prediger berufen. Denn, nicht zu gedenken, dass es zunächst ein politischer Grund war, der die englische Geistlichkeit eine Zeitlang sogar gesetzlich zum Ablesen der Predigten verpflichtete, damit jeder, der eine politische (auf den englischen Kanzeln nicht ungewöhnliche) Aeufserung ausgesprochen hatte, zur Verantwortung aufgefordert, aus seinem Konzept nachweisen konnte, was er wirklich gesprochen habe, so kann ja überhaupt das ganze englische Kirchenwesen in keiner Hinsicht als ein Muster der Nachahmung betrachtet werden. Nach dem Urtheil aller unbefangenen Beobachter ist bei dem englischen Gottesdienste wenig wahre Erbauung zu finden. Und mit dem trockenen, blos belehrenden, dogmatisch-polemisirenden Inhalte und Charakter der meisten englischen Predigten, die mehr an das Katheder, als an die Kanzel erinnern, mag das Ablesen wohl übereinstimmen. Eine Rede, die wirk-

*) *Jerrarii liber de ritu sacrarum ecclesiae veteris concionum, cum praefatione Graevii, Ultrajecti*, 1692. *liber* 2, *c.* 13, *ff.*

lich Kraft und Leben hat, die eine wirklich lebendige, zwiſchen dem Redner und den Zuhörern vor ſich gehende Handlung iſt (wie es jede ſeyn ſoll), verträgt jene Art der Mittheilung nicht, wenn ſie ganz und vollkommen in ihrem Charakter bleiben ſoll. Wir wollen zwar keineswegs in Abrede ſeyn, daſs eine verſtändliche, richtige, ausdrucksvolle Deklamation auch durch das Vorleſen der Rede nicht nothwendig aufgehoben werde. Wo bleibt aber die freie und lebendige Aktion, wenn der Redner mit unverwandtem Auge auf das Konzept zu blicken, oder es ſogar, wegen Kurzſichtigkeit, emporzuheben, und mit beiden Händen feſtzuhalten genöthigt iſt? Dieſem groſsen Uebelſtand durch den Gebrauch einer Augenbrille vorzubeugen, dürfte vielen Gemeinden (beſonders Landgemeinden) faſt in demſelben Grade auffallen. Eher läſst ſich das Leſen der Predigt vertheidigen, wenn ſich der Redner mit den Gedanken und Worten des Konzepts wenigſtens in ſo weit vertraut gemacht hat, daſs er, durch ein gutes Auge unterſtützt, vielleicht auch mit Hülfe eines erhöhten Kanzelpultes, die einzelnen Perioden des vor ihm liegenden Konzepts nur zu überblicken, oder nur auf das Anfangswort jeder Periode hinzuſehen braucht, ohne es in die Hand zu nehmen, oder ſich auffallend niederzubücken, oder mit unverwandtem Auge jede Zeile des Manuſkripts zu verfolgen. Dann iſt nicht mehr von einem eigentlichen förmlichen Ableſen die Rede; die Predigt iſt gewiſſermaaſsen memorirt, und der Prediger bedient ſich blos für einzelne Momente der Hülfe des Manuſkripts. Nur entſteht dabei immer die Frage, ob der Prediger dieſen theilweiſen Gebrauch des Manuſkripts während der Predigt ſelbſt ſo einzurichten vermag, daſs der Zuhörer auf keine Weiſe daran erinnert wird, der Redner nehme doch am Anfange oder am Schluſſe jeder Periode ſeine Zuflucht zu

dem vorliegenden Konzept? Denn dieſe Erinnerung behält doch immer, mehr oder weniger, etwas den Zuhörer Störendes. Die Rede iſt eine Handlung, die zwiſchen dem Redner und den Zuhörern in lebendiger Wechſelwirkung vor ſich geht *); und bei jedem Produkte der wahren und ächten Beredſamkeit ſetzt man voraus, daſs der Redner nicht nur mit der lebendigſten Theilnahme ſpreche (indem alles, was er ſagt, wirklich aus ſeinem Gemüthe komme, und ihm auf keine Weiſe fremdartig ſey), ſondern auch, daſs er die ganze Denkungs-, Empfindungs- und Handlungsweiſe ſeiner Zuhörer immer berückſichtige, daſs er den Ausdruck ſeiner Gedanken und Gefühle an diejenigen Veränderungen des inneren Lebens ſeiner Zuhörer anknüpfe, welche ſich bei dem Anhören der Rede aus pſychologiſchen Gründen erwarten laſſen. In ſo fern ſoll die Rede wie ein Erzeugniſs derjenigen Augenblicke ſelbſt hervortreten, in denen der Redner wirklich im Kreiſe ſeiner Zuhörer iſt, und mit ihnen geiſtig handelt. Hier könnte man einwenden; „dies ſey am Ende „doch eine bloſe (gleichſam theatraliſche) Illuſion, „wenn die Rede nicht wirklich extemporirt, ſondern „vorher wörtlich aufgeſchrieben und memorirt werde, „und wenn es den Zuhörern bekannt ſey, daſs ſich „der Redner auf dieſe Art vorzubereiten pflegt; es „komme dann ziemlich auf daſſelbe hinaus, ob der „Redner durch mannichfaltige einzelne Blicke in das „Konzept an jene vorausgegangene, den Zuhörern „einmal bekannte, genaue Vorbereitung erinnere oder „nicht.“ Ich möchte dieſen Einwurf ſelbſt eine Illuſion nennen. Man ſuche ſich nur das Verhältniſs zwiſchen dem Redner und den Zuhörern völlig klar zu machen. Was in der Zukunft liegt (die leben-

*) S. die philoſophiſche und religiöſe Begründung der Rhetorik und Homiletik, zweite Ausgabe S. 131. ff.

dige Handlung, die zwiſchen dem Redner und den Zuhörern vor ſich gehen wird), das nimmt allerdings der Redner, der ſeinen Vortrag meditirt, ſchriftlich aufzeichnet und memorirt, gewiſſermaaſsen voraus, das ſucht er ſich lebhaft zu vergegenwärtigen. Kommt es dann zur wirklichen Handlung der öffentlichen Rede, ſo wiederholt und erneuert ſich dieſes ganze innere Leben des Redners im Zuſammenhange; und wer möchte behaupten, daſs es jetzt, da ſich der Redner wirklich im Kreiſe der Zuhörer erblickt, unter feierlichen Umgebungen, weniger lebendig ſeyn, weniger aus ſeinem Innerſten kommen müſste, als vorher, in den einzelnen, oft unterbrochenen Stunden der einſamen Meditation auf dem Studierzimmer? Mögen nun ſeine Zuhörer immerhin wiſſen, wie ſich der Redner vorzubereiten pflege — er will ihnen auch keineswegs durch den freien Vortrag einer memorirten Rede das Gegentheil glaublich machen; aber er ſpricht mit derſelben Theilnahme und Lebendigkeit, als ob die dargeſtellten Gedanken und Gefühle eben jetzt erſt, an dieſem Orte, durch die wirkliche Gemeinſchaft mit dieſen Zuhörern, in ihm entſtanden wären, und ſein Gemüth ergriffen hätten, und — ſeine Zuhörer denken in dieſen Augenblicken, während der Handlung, nur an jene erſte Schöpfung dieſer Gedanken und Gefühle des Redners, ſie werden mit ihrem inneren Handeln ſo in das innere Handeln des Redners mit hineingezogen, daſs ſie jetzt zwiſchen jenen erſten Hervorbringen und dieſem Erneuern ſeines inneren Lebens gar nicht unterſcheiden; der Gedanke: „die „Rede iſt vorbereitet, die Handlung geſchah ſchon „früher in der lebendigen Einbildungskraft des Red„ners“ tritt jetzt völlig in den Hintergrund, ſo wie der Redner ſelbſt an die vorausgegangenen Stunden und Mühen der Vorbereitung nicht mehr denkt. Je wichtiger nun dieſe lebendige Theilnahme von bei-

den Seiten für die Wirksamkeit der Rede ist; desto sorgfältiger muss auch alles vermieden werden, was jenen, ganz in den Hintergrund getretenen Gedanken hervorzieht, und an das vorausgegangene Meditiren und Konzipiren, während der Rede selbst, besonders erinnert. Tadelt man also mit Recht jene fehlerhafte Deklamation, welche nicht selten (besonders bei dem ängstlichen Anfänger) auch bei einer fleissig memorirten und frei vorgetragenen Rede auf eine unangenehme Weise an das Auswendiggelernte erinnert; so dürfte wohl auch das häufige Blicken in das vorliegende Konzept (wenn es den Zuhörern nicht verborgen bleiben kann) immer als eine störende Unvollkommenheit zu betrachten seyn. Indem der Redner in dieser Abhängigkeit von dem Konzepte handelt, und dem Zuhörer diese Abhängigkeit bemerklich macht, versetzt er sich gewissermaasen in die vorige, den öffentlichen Akt der Rede blos vorbereitende Thätigkeit, wo er noch nicht in dieser wirklichen Gemeinschaft mit dem Zuhörer stand, zurück, in jene Thätigkeit, die jetzt für beide völlig in den Hintergrund gewichen seyn sollte; die lebendige Wechselwirkung zwischen beiden wird, mehr oder weniger, unterbrochen. Allgemein anwendbar könnte übrigens diese Methode schon darum nicht werden, weil sie ein gutes, in die Ferne leicht sehendes Auge voraussetzt, das viele von Natur nicht haben, oder in höheren Jahren verlieren. Und, in welche Verlegenheit wird der Prediger, der nicht gewohnt ist, einen Vortrag ohne diese Hülfe des Konzepts zu halten, vor dem Altar versetzt, oder an jedem andern Orte, wo die Lokalität kein Hinlegen und Aufschlagen des Manuskripts gestattet! Es ist nun freilich Thatsache der Erfahrung, dass manche von Natur einer solchen Treue des Gedächtnisses ermangeln, wie sie erfordert wird, um einen längeren Vortrag (von dem gewöhnlichen Um-

fange einer Predigt) ohne alle Hülfe des Konzepts zu halten, und selbst durch alle Uebungen des Gedächtnisses diese Gabe doch nicht erringen. Sollten aber auch solche den Beruf des öffentlichen Redners erwählen? und sollten nicht überall mit denjenigen, die im Begriff sind, Theologie zu studieren, ehe sie diese Laufbahn wirklich betreten, weit strengere Prüfungen, als sie in der Regel geschehen, angestellt werden, die ausser vielen andern zum geistlichen Stande nothwendigen, äusseren und inneren Eigenschaften, auch diesen wichtigen Punkt berücksichtigen? *). Ein ganz anderer Fall ist da, wo ein Prediger im Fortgange der Jahre die Treue und Sicherheit des Gedächtnisses, die ihn bisher unterstützt hatte, allmälig verliert, oder durch körperliche, den Kopf angreifende Leiden an einem solchen Memoriren des Vortrags, wodurch alle Hülfe des Konzepts entbehrlich werden könnte, durchaus gehindert wird, oder in ein solches unvermeidliches Gedränge der Amtsarbeiten kommt, dass er einen Vortrag zwar wörtlich aufzuschreiben, aber nicht eben so wörtlich zu memoriren vermag, und dabei sich selbst mit gutem Gewissen sagen kann, dass er nach seinen Kräften und Anlagen seine Pflicht vollkommner erfülle, d. h. besser predige, wenn er sich auf die oben beschriebene Art seines Konzepts während der Predigt bedient, als, wenn er sich

*) Wenn man überhaupt beobachtet, in welcher Verfassung, mit welcher Rohheit der Gesinnung und Lebensart, mit welchem Mangel an Talent und an wirklichem innerm Beruf zum geistlichen Stande so manche Jünglinge die Universitäten beziehen, um einst Prediger zu werden — so muss man den lebhaftesten Wunsch aussprechen, dass die geistlichen Behörden und Regierungen die Erlaubniss zum Studieren überhaupt, und namentlich zum Studium der Theologie, in unzähligen Fällen durchaus verweigern möchten, wo sie bis jetzt ohne Bedenken gegeben wird. Es beruht darauf das Heil der Kirche!

ganz auf sein Gedächtniss verlassen, oder theilweise extemporiren wollte. Hier sind Nöthigungen vorhanden, die einzelne Prediger wohl vor ihren Gemeinden rechtfertigen, wenn sie entweder für gewöhnlich, oder in einzelnen Fällen diese Methode des Vortrags, so weit es möglich ist, mit der Behauptung des Charakters, den eine Rede, als lebendige Handlung zwischen dem Redner und den Zuhörern haben soll, zu vereinigen suchen. Am wenigsten dürfte gegen denjenigen Gebrauch des Konzepts auf der Kanzel einzuwenden seyn, der sich darauf beschränkt, dass man das schriftlich Ausgearbeitete und treu Memorirte (sey es im vollständigen Konzepte, oder in einem gedrängten Auszuge, der blos den Anfang jeder Periode nach Art einer Tabelle enthält) vor sich hinlegt. Schon das Bewusstseyn, diese schriftliche Hülfe, wenn irgend je die Nothwendigkeit derselben eintreten sollte, sogleich bei der Hand zu haben, kann manchem Prediger, der einmal etwas ängstlich memorirt, und noch nicht gewohnt ist, im Nothfall einzelne Sätze gut zu extemporiren, über diese Aengstlichkeit hinweghelfen, und seinen ganzen Vortrag fester und sicherer machen. Unbedingt hat übrigens unter den deutschen Homiletikern wohl niemand leicht das Lesen der Predigten vertheidigt. Eine frühere Schrift eines Ungenannten: I. S. A. Vertheidigung und Empfehlung des Herlesens der Predigten auf der Kanzel, Nürnberg, 1804. kann ich blos anführen, da es mir an Gelegenheit zur näheren Einsicht in ihren Inhalt fehlt. Unter dem Namen: Micylus Paulus rechtfertigt ein anderer Verfasser eines Aufsatzes in der Oppositionsschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit von Schröter und Klein, 5. B. 3. H. 1822. S. 303. ff. das Lesen der Predigten (vorausgesetzt, dass der Redner, durch ein gutes Auge unterstützt, eine gute Deklamation und Aktion damit verbinden könne). Treffliche Bemerkungen über diese Abhandlung, die in das We-

ſen der Sache tiefer eingehen, und die Behauptungen des Verf. mehr beſchränken von Schröter, ſ. in derſelben Oppoſitionsſchrift 5. B. 4. H. 1822. Einen ſehr eingeſchränkten Gebrauch des Konzepts vertheidigt *Zoſimus Moderatus* in der von Bretſchneider und Schröter fortgeſetzten Oppoſitionsſchrift 6. B. 2. H. 1825. S. 304. ff.

Gröſsere Verſchiedenheit zeigt ſich in den Urtheilen über den Werth und die Zuläſſigkeit des Extemporirens. Ein allgemein bejahendes oder allgemein verneinendes Urtheil kann bei dieſem Punkte um ſo weniger die Wahrheit treffen, je genauer dabei die verſchiedenen geiſtigen Anlagen und Kräfte, ſo wie die äuſseren Umſtände in Betrachtung kommen, und je ſichtbarer der ganze Standpunkt der Frage verändert wird, je nachdem man das Extemporiren in einem engeren oder in einem weiteren Sinne nimmt. Wohl unterſcheiden müſſen wir alſo zuvörderſt: 1) ein augenblickliches Extemporiren, dem keine weitere Vorbereitung vorausgeht, als, daſs man einen oder etliche Gedanken, wie ſie ſich eben zunächſt durch einen bibliſchen Text, oder durch irgend einen äuſseren Umſtand und Vorfall darbieten, ſchnell ergreift, und in ihrem weſentlichen Inhalte flüchtig überſieht, nicht nur die ſtyliſtiſche Einkleidung, ſondern auch die ganze Entwickelung der Gedanken ſelbſt und ihre Verknüpfung zu einer gewiſſen Einheit, den Eingebungen des Augenblicks überlaſſend; 2) das Reden über einen kurzen, ſchriftlich entworfenen, und in dieſer Kürze dem Gedächtniſs anvertrauten Grundriſs, der nur den Hauptgedanken des Einganges, die genau begrenzte Propoſition, die Theile mit ihren Untertheilen (vielleicht auch Hauptgedanken der Untertheile) enthält, wo alſo mit der ſtyliſtiſchen Darſtellung auch die weitere materielle Ausführung des Entworfenen ebenfalls den Augenblicken des öffentlichen Redens ſelbſt anheimge-

ſtellt wird; 5) ein Reden, dem ein ſolches Meditiren oder auch Konzipiren vorangeht, wodurch der Redner in den Stand geſetzt wird, ehe er öffentlich auftritt, genau zu wiſſen und zu überſehen, was er in jedem einzelnen Satze ſagen wolle — hier unterſcheidet ſich die Vorbereitung des Redners von dem eigentlichen Memoriren nur dadurch, daſs ſie genau die Sachen, und den ganzen Gang der Gedanken von einer Periode zur andern, nicht aber die einzelnen Worte und Wendungen des Ausdrucks in das Auge faſst, und das Extemporiren bezieht ſich eigentlich nur auf den Styl, einzelne Sätze abgerechnet, wo man vielleicht während des Sprechens ſelbſt, von der Begeiſterung ergriffen, auf irgend einen andern, glücklichen, in der vorangegangenen Meditation noch nicht begriffenen Gedanken kommt, den man nun an die Stelle des meditirten ſetzt, oder damit verbindet (ein Fall, der wohl auch dann begegnen kann, wenn die Rede wörtlich ſtreng memorirt worden war). Was nun zuvörderſt jenes augenblickliche Extemporiren betrifft, ſo würde allerdings derjenige Redner auf der höchſten Stufe der Vollendung ſtehen, der es wirklich vermöchte, ohne weitere Vorbereitung, auf der Stelle, aus der Fülle ſeiner Gedanken und Gefühle, irgend ein vorgelegtes oder von ihm ſelbſt ergriffenes Thema ſo im mündlichen Vortrage durchzuführen, daſs den gerechten Anforderungen an den materiellen und formellen Gehalt einer Rede in jeder Hinſicht Genüge geſchähe. Dann würde der Akt des öffentlichen Redens nicht ein Nachbilden und Erneuern der von Seiten des Redners vorausgenommenen und in der Phantaſie vergegenwärtigten Handlung zwiſchen dem Redner und den Zuhörern ſeyn; die Handlung würde auch auf Seiten des Redners wirklich eben jetzt erſt anheben, und, ſo wie ſie in ſeinem Innern, mitten im Kreiſe der wirklich gegenwärtigen Zuhörer, ent-

ſteht und fortſchreitet, ſich unmittelbar auch in der Anſchauung darſtellen, es müſste dann alles verſchwinden, was auch nur auf die entfernteſte Art an jene die wirkliche Handlung vorausnehmende Thätigkeit erinnern könnte *). Daſs es einzelne Subjekte gebe, die eine ſolche Fertigkeit bewähren, über einen beliebigen Gegenſtand, der in dem Umkreiſe ihrer Kenntniſſe liegt, nicht blos ohne Anſtoſs, ohne Stocken und ängſtliche Verlegenheit, ſondern auch mit wirklichem Eindruck und Beifall zu ſprechen, können wir wohl nicht in Abrede ſeyn. Wenn man aber bedenkt, wie gering die Anzahl dieſer vorzüglich Begabten ſey; wie ſehr dabei ſelbſt das hervorragende Talent von günſtigen Stimmungen des Augenblicks, die man nicht immer in ſeiner Gewalt hat, ſelbſt von mancherlei körperlichen Dispoſitionen, mehr oder weniger, abhängig bleibe; wie nahe bei einem ſolchen Extemporiren, wo es zur Regel gemacht wird, immer die Gefahr liege, den Mangel des nicht immer im Augenblick herbeikommenden, völlig paſſenden Gedankens doch hie und da durch Wiederholungen und Wortfülle zu erſetzen, oder ſich an gewiſſe gleichſam ſtehende Gedanken und Formen des Ausdrucks zu gewöhnen; wie es endlich faſt unmöglich ſey, bei dieſer Art des Extemporirens auf den Styl dieſelbe Sorgfalt zu wenden, welche allein die vorausgegangene Meditation geſtattet; ſo kann man dieſe Methode unmöglich zum regelmäſsigen Gebrauch empfehlen, ſo darf ein augenblickliches Extemporiren immer nur in den (gewiſs ſelten eintretenden) Fällen gerechtfertigt werden, wo die äuſsere Aufforderung zu einem öffentlichen Vortrage ſo ſchnell und unerwartet iſt, und dem Redner, im Drange gebietender äuſserer Umſtände, ſo wenig Zeit und

*) S. Danz die Wiſſenſchaften des geiſtlichen Berufs im Grundriſs S. 76.

Ruhe geſtattet, daſs auſser dem flüchtigen Sammeln einiger paſſender Gedanken keine weitere Vorbereitung ſtatt finden kann. In Beziehung auf ſolche Fälle muſs man allerdings wünſchen, daſs jeder öffentliche Redner, dem ſolche Aufforderungen in ſeinen Amtsverhältniſſen begegnen können, öfters in Stunden der Muſse und Ruhe mit ſich ſelbſt zu Rathe gehe, was und wie er wohl in ſolchen Verhältniſſen zu dem beſtimmten Kreiſe ſeiner Zuhörer am beſten ſprechen könne, und durch frühzeitige vorbereitende Uebungen eine gewiſſe Fertigkeit ſich aneigne, auch in einer ſo extemporirten Rede die Erwartungen ſeiner Zuhörer nicht unbefriedigt zu laſſen. Auf der andern Seite werden aber auch verſtändige Zuhörer in ſolchen Fällen ihre Anſprüche an die Leiſtungen des Redners von ſelbſt herabſtimmen, und weder einen Vortrag von gewöhnlicher Länge, noch dieſelbe umfaſſende Behandlung der Gedanken, oder dieſelbe Präciſion des Styls und periodiſche Ausbildung erwarten, die ſie in andern ſeiner Vorträge zu finden gewohnt ſind. Die Vertheidiger des freien (nicht memorirten) Vortrags, die ihn als regelmäſsige Methode empfehlen, denken dabei nicht ſowohl an das augenblickliche, als vielmehr an das Extemporiren in dem zweiten oben bemerkten Sinne, d. h. ein freies Sprechen, dem ein genau entworfener, und dem Gedächtniſs anvertrauter, kurzer Grundriſs der ganzen Rede vorangeht. Es wäre höchſt ungerecht, diejenigen, welche dieſem Extemporiren in öffentlichen Schriften das Wort reden, darum als Vertheidiger einer entehrenden Trägheit und Bequemlichkeitsliebe zu betrachten. Sie fordern einen wohl durchdachten, nach allen Seiten hin reiflich erwogenen Grundriſs, und dispenſiren den Redner blos von dem ausführlicheren, jeden einzelnen Satz genau vorherbeſtimmenden, wörtlichen Konzipiren und Meditiren; weil es einmal in der Subjektivität manches

Redners liege, durch das Auswendiglernen eines vollſtändig ausgearbeiteten Vortrags, und durch das Bemühen ihn wörtlich genau zu halten, in eine eigenthümliche ängſtliche Stimmung verſetzt zu werden, welche dann leicht auf den äuſseren Vortrag nachtheilig wirke, aber bei jenem Extemporiren verſchwinde; weil die Anſtrengung des Memorirens auf die geiſtige und körperliche Dispoſition eines Redners, der oft hintereinander öffentliche Vorträge zu halten, dabei auch mannichfaltige andere zerſtreuende Geſchäfte zu verwalten hat, und nicht gerade durch ein ſehr ſchnell faſſendes und auf einige Zeit feſt haltendes Gedächtniſs unterſtützt wird, leicht einen ſo ſchädlichen Einfluſs äuſsere, daſs ſeine Thätigkeit frühzeitig abgeſtumpft, ſeine Lebenskraft aufgerieben werde; weil es dem Prediger, bei beſondern Veranlaſſungen zum öffentlichen Reden, die eine ſchnelle Vorbereitung fordern, oder bei ungewöhnlich gehäuften Geſchäften unmöglich ſey, eine geiſtliche Rede vollſtändig niederzuſchreiben und zu memoriren. Sie rühmen zugleich die eigenthümlichen Vortheile, welche dieſe Art des Extemporirens gewähre. Der Inhalt der Predigt, ſagt man, gewinnt dabei an ergreifenden, für den gegenwärtigen Zweck und für den beſtimmten Kreis der Zuhörer vorzüglich paſſenden, oft wahrhaft originellen Gedanken. Die feierliche Sabbathſtille, der ernſte Glockenton, die religiöſen Geſänge, welche der Predigt vorangehen, und die Herzen der Gemeinde, wie des Predigers himmelwärts richten, der Anblick des geweihten Ortes ſelbſt, wo das Geräuſch des gewöhnlichen Lebens ſchweigt, die wirkliche Gegenwart einer andächtig geſtimmten, und dem Redner mit geſpannter Aufmerkſamkeit folgenden Verſammlung, der Hinblick auf die verſchiedenen äuſsern Verhältniſſe der verſammelten Zuhörer, und die daran geknüpften geiſtigen Bedürfniſſe, welche von Seiten

des Redners Befriedigung erwarten — und endlich die höhere Spannung aller Gemüthskräfte des Redenden selbst, in welche das Extemporiren versetzt — dies alles weckt so manchen trefflichen Gedanken, oder bringt ihn zur vollkommensten Klarheit und Anschaulichkeit, der sich dem Redner, während der einsamen Meditation auf seinem Zimmer, entweder gar nicht dargeboten hätte, oder ihm wenigstens nicht in dieser Bestimmtheit, Klarheit, Bedeutsamkeit des Inhalts. Daher gewinnt auch die stylistische Darstellung und der äussere Vortrag des extemporirenden Redners an Lebendigkeit, Herzlichkeit, Einfachheit, allgemeiner Fasslichkeit. Der eigenthümliche lebendige Schwung, den die geistigen Kräfte des Redners bei diesem freien Vortrage nehmen, durchdringt auch die ganze Form der Rede mit eigenthümlicher Lebendigkeit und Wärme. Die einzelnen Vorstellungen selbst interessiren und ergreifen das Gemüth des Redners, wenn sie eben noch neu sind, im Augenblick des Entstehens, gleichsam in ihrer jugendlichen Kraftfülle, stärker und inniger, als, wenn sie während des vollständigen Ausarbeitens und wörtlichen Memorirens schon oft, in einer bestimmten Form, vor seiner Seele vorübergegangen waren. Indem der wörtlich konzipirende und memorirende Redner über dem Abrunden der Perioden und dem Ausbilden der ästhetischen Form überhaupt leicht versucht wird, Ausdrücke zu ergreifen, welche die Kunst zu sehr verrathen, oder für Zuhörer, die nicht den höheren Ständen angehören, etwas Unverständliches haben, kommen dem extemporirenden die natürlichsten, leichtesten, fasslichsten Gedankenformen und Ausdrücke entgegen, weil er hier durch den wirklichen Anblick der Zuhörer immer an die Forderungen der Popularität erinnert wird, und nicht einmal Zeit hat, rhetorisch zu künsteln. Man beruft sich dabei auf die oft gemachte

Erfahrung, daſs ein extemporaner Vortrag gröſseren Eindruck auf die Zuhörer gemacht habe, als ein wörtlich aufgeſchriebener und memorirter. So wenig wir nun das Wahre verkennen mögen, was dieſen Bemerkungen und Erfahrungen zum Grunde liegt; ſo müſſen wir doch eben ſo unparteiiſch zuvörderſt fragen: ſind die gerühmten Vortheile ſo an dieſe extemporirende Methode gebunden, daſs ſie bei dem vollſtändigen Ausarbeiten und Memoriren nicht in demſelben Grade ſtatt finden könnten? Dies dürfte wohl weder *a priori*, noch erfahrungsmäſsig bewieſen werden können. Von jedem Redner, namentlich von dem geiſtlichen, der in beſtimmten Amtsverhältniſſen lebt, kann und darf man mit Recht vorausſetzen, daſs er ſein Publikum kenne, daſs er ſich ſchon während der Meditation über den gewählten Gegenſtand die Bedürfniſſe der Zuhörer lebhaft vergegenwärtige, und in den beſtimmten Kreis derſelben hineinverſetze. Schwebt ihm dieſes Bild, klar und richtig gefaſst, während der Ausarbeitung ſeiner Rede immer vor Augen; ſollten ihm nicht ſchon dadurch in der Regel die paſſendeſten Gedanken und treffendeſten Ausdrücke dargeboten werden? Und wenn dann auch in den Augenblicken der wirklichen Handlung zwiſchen dem Redner und den Zuhörern (wie die Erfahrung nicht ſelten bezeugt) irgend ein Gedanke oder irgend ein Ausdruck, der in der That noch ergreifender, noch paſſender, noch einfacher und verſtändlicher iſt, als, was an dieſer Stelle im ausgearbeiteten Konzepte ſteht, in dem Gemüthe des Redenden hervortritt — das vorhergegangene Konzipiren und Meditiren kann doch gewiſs den Redner, der einmal die Aengſtlichkeit des Anfängers überwunden hat, nicht hindern, von dieſen günſtigen Eingebungen des Augenblicks Gebrauch zu machen, ohne daſs er dadurch den Faden des memorirten Vortrags verliert. Von jedem Redner ſetzen

wir voraus, dafs er den gewählten Gegenstand mit wahrer lebendiger Theilnahme des ganzen Gemüths ergriffen habe. Sollte nun auch dieses ursprüngliche Feuer der Begeisterung unter dem mehrmaligen Wiederholen derselben Gedanken und Gedankenformen bei dem Memoriren etwas gedämpft werden (eine Erscheinung, die am häufigsten da hervortritt, wo der Redner das Memoriren übertreibt, d. h. so ängstlich auswendig lernt, dafs er zuletzt den ganzen Vortrag mechanisch für sich hersagt, ohne thätige Begleitung seines Gedankens und seiner Empfindung) — der feierliche Augenblick, der ihn in die wirkliche Mitte seiner Zuhörer, und an die geweihte Stätte führt, hat eine eigenthümliche Kraft, jenes ursprüngliche Feuer wieder anzufachen. Ich wenigstens kann aus Erfahrung bezeugen (und gewifs — unzählige mit mir), dafs ich die Kraft und Stärke christlich-religiöser und moralischer Wahrheiten, in den Augenblicken des öffentlichen Redens selbst, auch bei wörtlich memorirten Vorträgen, niemals in geringerem Grade, ja sehr häufig noch lebhafter und inniger empfinde, als bei der vorhergegangenen ersten Meditation. Aber eben so sehr kommt eine zweite Frage in Betrachtung: gewährt jene extemporirende Methode die gerühmten Vortheile unbedingt und immer? und können nicht auch bedeutende Nachtheile an ihre Stelle treten? Wenn auf der einen Seite die lebendige Schöpfung origineller, vorzüglich passender, ergreifender Gedanken bei dem Extemporiren, namentlich auf der Kanzel und am Altar, durch die oben bemerkten günstig zusammentreffenden Umstände nicht selten gefördert werden kann; so läfst sich doch auf der andern Seite die Erfahrung nicht zurückweisen, dafs auch der kenntnifsreiche, gewandte, und seinen Beruf mit wahrer Theilnahme betreibende Redner solchen zufälligen Umständen ausgesetzt bleibe, welche das weitere, für die Augenblicke

des öffentlichen Sprechens ſelbſt aufbewahrte Ausbilden desjenigen Stoffes, der, im Grundriſſe verzeichnet, im Gedächtniſs liegt, eben nicht begünſtigen. Man bedenke die Abhängigkeit von dem Wechſel körperlicher Dispoſitionen und geiſtiger Stimmungen, die es dem Redner, auch bei dem beſten Willen, nicht immer möglich machen, mit der gewünſchten vollkommnen Unbefangenheit und Munterkeit des Geiſtes öffentlich aufzutreten; an mannichfaltige, nicht immer vermeidliche, häusliche Störungen, oder an plötzlich eintretende, mit dem Geſchäfte des Predigens in gar keiner Verbindung ſtehende, vielleicht verdrüſsliche Amtsgeſchäfte und Vorfälle, die unmittelbar vor dem Halten der Predigt auf den Ideengang des Redners, und auf ſeinen ganzen geiſtigen Zuſtand nachtheilig einwirken; an die verſchiedenartigſten, nicht zu berechnenden Ereigniſſe, die in der Verſammlung ſelbſt, vor welcher man aufgetreten iſt, während der Rede, die Aufmerkſamkeit zerſtreuen, und aus dem eingeleiteten Gedankenkreiſe, wenn er nicht vorher ſchon vollſtändig im Gedächtniſs niedergelegt worden war, herausverſetzen können. Iſt es nicht unter ſolchen Umſtänden wohl begreiflich, wenn mancher Redner, dem bei der einſamen und ungeſtörten Meditation über den gewählten Gegenſtand eben ſo wahre, als paſſende und kräftige Gedanken reichlich zuſtrömen, bei dem extemporanen Vortrage mit dem peinlichen Gefühle einer gewiſſen temporären Gedankenarmuth zu kämpfen hat — mit einem Gefühle, das den Redner während des Vortrags ſelbſt verlegen, miſsmuthig, ängſtlich macht, und ſeiner ganzen Darſtellung, ſo wie der körperlichen Beredſamkeit bald die nöthige Ruhe nimmt, bald die gewünſchte Lebendigkeit und Wärme? Und, wie unwillkürlich ſind öfters in der menſchlichen Seele die Spiele der Phantaſie, und die Verknüpfungen der Gedanken! Wie häufig

wird selbst bei äusserlich ungestörter Meditation eine im Innern angefangene Gedankenreihe durch etwas Fremdartiges unterbrochen, ohne dass man sich selbst dieses unwillkürliche Spiel der Vorstellungen und Bilder (das seinen Grund in irgend einer früheren Ideenassociation zu haben pflegt, welche allmälig ganz in den Hintergrund getreten war) in seinem ersten Entstehen gehörig zu erklären weiss! Der konzipirende Redner, der nicht blos den Grundriss seines Vortrags entwirft, sondern auch jede einzelne weitere Ausbildung eines Hauptgedankens vorbereitet, vermag bei genauer Prüfung alles desjenigen, was sich ihm in den Stunden der Meditation darbietet, jenes Fremdartige leicht zurückzuweisen, und durch eine gewisse Beherrschung seiner Meditation die passenderen Gedanken, welche die Ausführung dieses Gegenstandes vor allen anderen nöthig macht, herbeizuführen. Dem Extemporirenden aber, am meisten dem geistig Lebendigen und Phantasiereichen, kommt nur allzuleicht, an diesem und jenem Orte seines entworfenen Grundrisses, irgend ein Gedanke entgegen, der ihm in diesen Augenblicken, die eine genaue und allseitige Prüfung nicht gestatten, einleuchtet, seine Aufmerksamkeit fesselt, sein Gemüth ergreift, und ihn weiter und weiter in eine Digression hineinführt, wodurch die Rede entweder weitschweifig wird, oder gerade an solchen Gedanken verliert, welche der Redner selbst, bei vollständiger Ausarbeitung des Ganzen, für zweckmässiger und treffender erkannt, und mit keinem andern vertauscht haben würde. Wie mancher Extemporirende, der seine eigene Thätigkeit zu beobachten, und über sich selbst nachzudenken gewohnt ist, verlässt die heilige Stätte mit dem inneren Bekenntnisse, irgend einen Punkt der Ausführung, im Verhältnisse zu den übrigen, und zu dem eigentlichen Zweck der Rede, entweder zu ausführlich oder zu kurz behandelt, irgend eine wichtige nähere Bestimmung, Begrenzung, Er-

läuterung, Anwendung eines Gedankens vergessen, irgend ein Beispiel aus der Geschichte oder aus dem täglichen Leben nicht so, wie es für diesen Gegenstand, oder für diesen Kreis der Zuhörer, oder für die Würde der Kanzel am meisten geeignet war, im Augenblick gewählt, mit einem Worte sich selbst in materieller Hinsicht weniger genügt zu haben, als es bei einer mehr umfassenden Vorbereitung zu anderer Zeit geschah! Freilich bemerkt der Zuhörer in unzähligen Fällen solche Unvollkommenheiten nicht, wenigstens nicht im Augenblick des Sprechens. Zufrieden werden schon viele Zuhörer gestellt, und Beifall wird ihnen entlockt, wenn nur der extemporirende Redner in einem gewissen Zusammenhange, in einer gewandten, fliessenden Sprache, mit lebendiger Deklamation und Aktion fortredet, und besonders, wenn er Gefühle zu erregen vermag. Aber, der heilige Zweck der geistlichen Beredsamkeit geht über den augenblicklichen Beifall und über flüchtige Gemüthserregungen weit hinaus; dauernde Eindrücke auf das ganze innere geistige Leben der Zuhörer, die sich dann auch in Früchten des äusseren Lebens zeigen und gestalten, soll die geistliche Rede wirken, und dazu gehört auch, wie ich in der philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik und Homiletik hinlänglich gezeigt zu haben glaube, eine wahrhaft erleuchtende und überzeugende Darstellung des Gegenstandes, welche den Menschen als erkennendes und denkendes Wesen befriedigt. So wenig wir ferner läugnen wollen, dass mancher Redner bei dem Extemporiren, wenigstens in vielen einzelnen Fällen, gerade den einfachsten, natürlichsten und fasslichsten Ausdruck ergreift; so kann doch demjenigen, der sich, ausser seiner praktischen geistlichen Berufsthätigkeit, mit wissenschaftlichen Gegenständen, besonders mit philosophischer Spekulation, häufig beschäftigt, der im Gebiete der Wissenschaft immer fortzuschreiten sucht (wie es jeder Geistliche thun sollte),

leicht auch begegnen, dafs ihm in jenen Augenblicken des Extemporirens ein abftrakter, nur dem gelehrten und ſehr gebildeten Zuhörer verſtändlicher Ausdruck eher entgegen kommt, als der populäre. Es gehört überhaupt ein hoher Grad von Sprachfertigkeit und Gewandheit dazu, um bei dem extemporanen Vortrage jede Weitſchweifigkeit im Styl, jede Unbeſtimmtheit einzelner Ausdrücke, die nur allzuleicht Mifsverſtändniſſe veranlaſst, jeden Verſtofs gegen die Würde des behandelten Gegenſtandes, oder gegen die Würde der heiligen Stätte überhaupt, jedes Herausfallen aus der angefangenen Konſtruktion, oder aus dem angefangenen Bilde, jede Dunkelheit einer zu langen und ſchleppenden Periode, zu vermeiden. Macht ſchon der wörtlich konzipirende Redner nicht ſelten die Erfahrung, wie ſein Gedanke an dieſem und jenem Orte mit der Wahl des rechten Ausdrucks oder der rechten Stellung der Worte zu kämpfen habe — wie viel leichter iſt man ſtyliſtiſchen Mängeln ausgeſetzt, wo die Ausdrücke erſt in den Augenblicken des Sprechens gefunden und gewählt werden ſollen! Unſer gegenwärtiges Zeitalter macht aber einmal an dieſe formelle Vollkommenheit des Vortrags gröſsere Anſprüche, als die vergangene Zeit; und ſelbſt der ungebildete Zuhörer, der ſich an ſolche Mängel bei weitem weniger ſtöſst, als der gebildete, bemerkt doch leicht, wenn er Gelegenheit zur Vergleichung findet, den eigenthümlich anſprechenden Charakter einer durchgängig gut und paſſend ſtylifirten Rede (ob er gleich nicht im Stande iſt, ſich von den Gründen dieſes Gefühls deutliche Rechenſchaft zu geben). Dafs endlich extemporirende Redner nicht ſelten mit ſehr bezeichnender, ausdrucksvoller, lebendiger Deklamation und Aktion ſprechen, iſt Thatſache der Erfahrung; aber ſie zeigt uns auch eben ſo häufige Beiſpiele ſolcher Prediger, die eben ſo eintönig ſingend deklamiren, wie ſie ſich in ihren ex-

temporanen Vorträgen an gewiſſe immer wiederkehrende Gedankenreihen, Gedankenformen, periodiſche Wendungen mechaniſch gewöhnt haben; ſie giebt uns den nachtheiligen Einfluſs zu bedenken, den die Verlegenheit und Aengſtlichkeit des extemporirenden Redners, wenn er den Faden der Betrachtung wirklich verlieren, oder mit dem Ausdruck peinlich kämpfen ſollte, auf den ganzen äuſseren Vortrag hat; ſie macht uns ſelbſt auf Miſsgriffe aufmerkſam, die dem lebendigen gefühlvollen Redner in den Augenblicken des Extemporirens wohl begegnen, aber durch eine mehr umfaſſende Vorbereitung, die ſich bei jedem Satze auch die rechte Betonung, und das rechte Tempo im Voraus hinzudenkt, vermieden werden können. Dieſe Gründe für und gegen die Sache unparteiiſch erwägend, werden wir zu dem Endreſultat geführt: ſo einleuchtend auch die Beiſpiele einzelner, aus der Geſchichte der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, und aus der neueren Zeit nachgewieſener Männer ſind, welche durch extemporanes Predigen die chriſtliche Erbauung ihrer Gemeinden in keinem geringen Grade gefördert haben — als herrſchende und regelmäſsige Norm auch dieſe Methode des Extemporirens nicht zu empfehlen, ſie kann aber in einzelnen Fällen, im Drange der Umſtände, oder für die Subjektivität einzelner Redner nothwendig werden *). Zwar tritt dieſe Nothwendigkeit nicht

*) Auch die Rhetoren der Griechen und Römer rühmten die *facultas ex tempore dicendi* (τὸ αὐτοσχεδιάζειν) nicht als herrſchende Gewohnheit, ſondern als etwas, das ſich der Redner aneignen müſſe, um theils im Nothfall einen ganzen zuſammenhängenden Vortrag, ohne vorausgegangenes Niederſchreiben zu halten, theils von günſtigen Eingebungen des Augenblicks bei dem Halten der memorirten Rede, oder von Ereigniſſen, die in der Verſammlung eben jetzt geſchahen, zweckmäſsigen Gebrauch zu machen. S. *Quinctil. inſtitt. oratt. l. 4. c. 1. §. 54. l. 10. c. 7. Plinii epiſtt. l. 1. ep. 20. T. 1. ed. Gierig. p. 81.*

so häufig ein, als mancher glaubt, sobald nur der geistliche Redner, der im Amte steht, seine Zeit gehörig einzutheilen, und für diejenigen Wochen, welche gewöhnlich im Laufe des Jahres am meisten mit Geschäften überhäuft sind, das Nöthige vorzubereiten weiss, und derjenige, der sich dem geistlichen Amte widmen will, die frühzeitige Uebung und Kultur des Gedächtnisses nicht vernachlässigt. Aber selbst der gewissenhafteste Mann kann bisweilen durch unvorhergesehene Umstände in einen solchen Drang der Geschäfte kommen, und so unerwartet schnell zu einem öffentlichen Vortrage veranlasst werden, dass, ausser dem Entwerfen und Durchdenken eines Grundrisses, der die Hauptsätze des Vortrags bezeichnet, keine andere Vorbereitung möglich ist; — Krankheit, Erschöpfung durch die vieljährigen Anstrengungen eines mühevollen Amtes, fortschreitende Lebensjahre können allmälig eine gewisse Schwäche des Gedächtnisses herbeiführen, die es dem Prediger nicht mehr erlaubt, eine wörtlich konzipirte Predigt genau im Gedächtnisse festzuhalten, und die Beschaffenheit des Gesichts verstattet auch nicht jedem, während der Rede selbst so von dem Konzept Gebrauch zu machen, dass der Vortrag nicht gänzlich aus dem Charakter einer lebendigen Handlung zwischen dem Redner und den Zuhörern herausfalle. Hier ist der Redner vor sich selbst und vor dem Publikum gerechtfertigt, wenn er sich jener extemporanen Redekunst bedient, wenn er die Vortheile, welche das Aussprechen eben jetzt erzeugter, mit jugendlicher Frische hervortretender Gedanken und Gefühle gewähren kann, nach dem Maasse seiner Kräfte geltend zu machen, und dadurch jene Vortheile, so weit es möglich ist, zu ersetzen sucht, welche das vollständige Ausarbeiten und Memoriren eines Vortrags hat. Am wenigsten dürfte gegen das Extemporiren in der dritten oben genannten Bedeutung einzuwenden seyn, das al-

lerdings einen gröſseren Zeitaufwand vorausſetzt, d. h. dem ein ſolches Meditiren oder auch Konzipiren vorangeht, wodurch der Redner in den Stand geſetzt wird, ehe er öffentlich auftritt, genau zu wiſſen, und zu überſehen, was er in jedem einzelnen Satze ſagen will. Hier ſind dem Redner durch die vorausgegangene, ſehr umfaſſende Meditation ſchon ſo beſtimmte, dem Gedächtniſs anvertraute Grenzen vorgezeichnet, daſs er während des Sprechens gegen jede den Zuſammenhang ſtörende, oder die Rede durchwäſſernde Digreſſion geſchützt wird; es iſt nur die Vollendung der ſtyliſtiſchen Form jedes einzelnen Gedankens, was man hier den Eingebungen des Augenblicks überläſst *); ja ſelbſt ein groſser Theil der einzelnen ſtyliſtiſchen Wendungen wird bei dieſer Art des Konzipirens und Meditirens ſchon vorbereitet, und, wenn ſich auch der Redner keineswegs an ein wörtliches Memoriren bindet, wenn ihm auch bei dem wiederholten Durchdenken ſeines Vortrags bald dieſe bald jene Form des Ausdrucks für denſelben Gedanken entgegenkommt — ſolche Ausdrücke, die für genauere Beſtimmung gewiſſer Vorſtellungen beſonders wichtig ſind, oder eine eigenthümliche Anſchaulichkeit und Lebendigkeit haben, knüpfen ſich doch ſchon von ſelbſt an ſein die Gedanken zunächſt beachtendes Memoriren. Aber, jede Art der extemporanen Rede — dies kann die Homiletik nicht ernſt und dringend genug an das Herz legen — verlangt nothwendig, wenn ſie nicht miſslingen ſoll, frühzeitige vorbereitende Uebungen, und gewiſſe Maaſsregeln der homiletiſchen Klugheit. Unentbehrlich iſt, jedem, der in einem geiſtlichen Amte ſteht, eine Gabe des extemporanen Sprechens, nicht nur in Hinſicht auf

*) Manches Gedächtniſs leiſtet die trefflichſten Dienſte im Feſthalten der Sachen, ohne eben ſo treu in den Worten zu ſeyn.

das Geschäft des eigentlichen Predigens, sondern auch in Beziehung auf die mannichfaltigen und vielfach wechselnden Verhältnisse der Seelsorge, und auf die kleineren geistlichen Amtsreden, die vor dem Altar oder an andern Orten gesprochen werden. Denn solche Reden können oft gar nicht, wenigstens nicht wörtlich, vorbereitet werden, entweder, weil es der Drang der Geschäfte und die Kürze der Zeit nicht erlaubt, oder auch, weil da nicht selten (wie in der Privatbeichte) alles von der augenblicklichen und richtig treffenden Beachtung des gegenwärtigen geistigen Bedürfnisses und der geistigen Stimmung derer abhängt, zu denen man spricht. Um so dringender sind aber auch dem studierenden Jünglinge, der sich dem geistlichen Stande widmen will, vorbereitende Uebungen zu empfehlen, welche die Fähigkeit des extemporanen Redens zweckmäßig wekken und ausbilden. Ich verstehe darunter Privatübungen, in denen der Studierende über irgend einen Gegenstand, der seinen Kenntnissen, seinen gegenwärtigen Beschäftigungen, seiner jetzigen Stimmung am meisten entspricht, einen kurzen extemporanen Vortrag, nach vorausgegangener kurzer Meditation zu halten versucht, entweder, wenn es geschehen kann, in Gegenwart eines erfahrnen akademischen Lehrers, der selbst im Predigen Uebung hat, oder im Kreise einiger Freunde, die mit ihm gleiches Interesse für den geistlichen Beruf im Herzen tragen, und ihm dann ihre Bemerkungen und Ansichten mittheilen. Denn den ersten Versuch des Extemporirens, ohne irgend eine vorangegangene Uebung, auf der Kanzel selbst zu machen, ist immer ein mißliches Unternehmen, wenn man auch schon früher memorirte Vorträge öffentlich gehalten hat. Und die größte Thorheit begehen diejenigen, welche, zum erstenmal an heiliger Stätte auftre-

tend, abſichtlich extemporiren *). Gelingt auch der Verſuch einigermaaſsen — ſo iſt doch eben dieſes Gelingen im höchſten Grade verführeriſch für den Anfänger, und flöſst ihm ein ſehr gefährliches kühnes Selbſtvertrauen ein, das allmälig in völlige Trägheit und Nachläſſigkeit übergeht, und eine völlige Abneigung gegen die Arbeit des wörtlichen Konzipirens und Memorirens erzeugt. Schon mancher, vom natürlichen Talent begünſtigte Jüngling wurde dadurch (dies kann ich aus eignen Erfahrungen bezeugen) ein Schwätzer an heiliger Stätte, daſs er zu frühzeitig und zu oft auf der Kanzel extemporirte, und den Beifall ſolcher Zuhörer, die ſich von einem gewiſſen Fluſs der Rede, von einzelnen das Gefühl erregenden Stellen, von einem lebhaften äuſseren Vortrage wenigſtens eine Zeitlang beſtechen laſſen, für das ſichere Zeichen einer trefflich gelungenen extemporanen Rede nahm; während dagegen diejenigen, welche (beſonders anfangs) mit Aengſtlichkeit arbeiteten, welche das Konzipiren und Memoriren möglichſt genau nahmen, auch dann, wenn ſie auf irgend eine Art von der extemporanen Rede Gebrauch machten, einmal gewöhnt an jene Genauigkeit im Denken und Sprechen, ungleich mehr zu leiſten vermochten. Und eben ſo ſehr muſs man den Anfänger warnen, wenn es dann zu den erſten öffentlichen Verſuchen im Extemporiren kommt, daſs er in Hinſicht der Art und Weiſe dieſer Verſuche nichts übereile. Das Extemporiren in der oben genannten dritten Bedeutung, das nur

*) Ich nehme diejenigen Fälle aus, wo ſich der Anfänger, bei ſeiner erſten Predigt, vom Gedächtniſs verlaſſen, nothgedrungen ſieht, zu extemporiren, und Geiſtesgegenwart genug beſitzt, um ſich durch dieſes Mittel ein beſchämendes Verſtummen und Aufhören zu erſparen, bis er den Faden der konzipirten und memorirten Rede wieder gefunden hat.

die Vollendung der ſtyliſtiſchen Form betrifft, iſt unſtreitig leichter, als die übrigen Methoden, welche den Eingebungen des Augenblicks das Materielle ſelbſt, mehr oder weniger, anheimſtellen; und dennoch dürfte auch dies, bei den erſten Verſuchen, nicht auf den ganzen Vortrag auszudehnen ſeyn. Den Anfang mache der angehende Redner mit einzelnen kurzen, allmälig mit etwas längeren Stellen und Abſchnitten der Ausführung ſeines Thema, von denen er ſich ſelbſt, bei der prüfenden Meditation, vorherſagen kann, daſs ſich ihm hier die paſſenden Gedankenformen, Gedankenverknüpfungen und Ausdrücke, in den Augenblicken des Sprechens, am ungezwungenſten und leichteſten darbieten werden, — wenigſtens leichter, als bei andern Punkten, deren eigenthümliche Schwürigkeit ſchon bei dem Geſchäfte des Meditirens fühlbar wurde. Hat man die übrigen Theile und Abſchnitte der Rede feſt und im Zuſammenhange dem Gedächtniſſe anvertraut, ſo iſt wohl ſchwerlich zu beſorgen, daſs man durch das Extemporiren einzelner Stellen den Faden des Vortrags verlieren werde *). Dabei kommt auch die Verſchiedenheit des Ortes und der Verſammlung ſehr in Betrachtung. Nicht vor einem zahlreichen, glänzenden, zum groſsen Theil aus gebildeten Zuhörern beſtehenden Publikum, deſſen Anblick eine beſondere Schüchternheit einzuflöſsen vermag, trete man zuerſt mit extemporaner Rede auf; ſondern da, wo man am wenigſten gekannt wird, wo man eine kleine Verſammlung vor ſich ſieht, und am wenig-

*) Den Eingang allein zu extemporiren, iſt freilich dem angehenden Redner niemals rathſam, theils weil der Redner ſelbſt gerade anfangs am meiſten eine gewiſſe Befangenheit und Schüchternheit empfindet, theils, weil der Zuhörer jeden Miſsgriff im Eingange am leichteſten zu bemerken pflegt.

ſten äuſsere Störungen zu fürchten hat; wo der geringere Bildungsgrad der Zuhörer im Ganzen weniger Anſprüche an die formelle Vollkommenheit der Rede macht (wie vor einer kleinen Landgemeinde, oder vor einer Stadtgemeinde in Betſtunden, in Wochenpredigten, in ſogenannten Frühpredigten, die dem eigentlichen, zahlreicher beſuchten, Vormittagsgottesdienſte vorausgehen), mit einem Worte, wo man am unbefangenſten reden zu können hofft. Sehr erleichtert und begünſtigt wird endlich das extemporane Sprechen (hauptſächlich dem Anfänger) durch eben ſo kluge als erlaubte Maafsregeln, welche die Wahl des Gegenſtandes, die Dispoſition, die Methode des Meditirens ſelbſt, und den Styl betreffen. Solche Wahrheiten, mit denen wir am meiſten vertraut ſind, über welche wir ſchon durch öfteres Nachdenken, Lektüre, Beobachtungen einen reichen Gedankenvorrath eingeſammelt haben, die weder einen zu groſsen Vorrath der Materialien herbeiführen (der ſich in die gewöhnlichen Grenzen eines mündlichen Vortrags kaum zuſammendrängen läſst), noch in der weiteren Entwickelung, Beweisführung und anſchaulichen Erläuterung der Gedanken mit beſondern Schwierigkeiten zu kämpfen haben — Gegenſtände, für welche man gerade jetzt am meiſten geſtimmt und erwärmt iſt, ſind in der Regel für extemporane Vorträge am meiſten geeignet. Iſt dabei die Wahl des Textes freigeſtellt, ſo benutze man den bedeutenden Vortheil (den ſtehende und bindende Texte nicht immer darbieten), eine ſolche bibliſche Stelle zum Grunde legen zu können, welche die Hauptgedanken der Ausführung entweder ganz, oder doch groſsentheils in ſich enthält, und der extemporanen Rede zum ſichern Leitfaden dienen kann. Die Dispoſition der Haupttheile und Untertheile werde möglichſt einfach und natürlich entworfen, in präciſen und anſchaulichen Gedankenformen; je mehr ſie dieſe Eigenſchaf-

ten beſitzt, deſto feſter haftet ſie im Gedächtniſs, deſto weniger wird ſie durch die in den Augenblicken des Extemporirens ſich darbietenden Vorſtellungen verdunkelt. Bei dem Meditiren ſelbſt richte man ſeine Aufmerkſamkeit weniger auf eine tief eingehende, und im Abſtrakten ſich bewegende Spekulation (deren beſtimmte, lichtvolle und populäre Darſtellung im extemporanen Vortrage, wo die rechten Ausdrücke im Augenblick gefunden werden ſollen, am leichteſten miſslingt), als auf das unmittelbar Anſchauliche und Praktiſche, deſſen klare und richtige Bezeichnung dem Redner am leichteſten zu Gebote ſteht. Man lege es endlich bei dem Extemporiren nicht auf lange und künſtlich gebaute Perioden an; denn nichts iſt leichter, als eben hier aus der Periode zu fallen, den Anfang zu vergeſſen, ſich in Konſtruktionen zu verwirren, völlig unklar für die Zuhörer zu werden, und durch die Bemerkung, daſs man es geworden ſey, den nothwendigen guten Muth für den übrigen Theil der Rede zu verlieren. Geſchieht es dennoch, daſs man unwillkürlich im Strome der Gedanken und Gefühle eine Periode weiter fortſpinnt, als man wollte, und gegen das Ende den Anfang nicht mehr gegenwärtig hat; ſo wähle man lieber ein ſchnell abbrechendes Anakoluthon, als das ungleich mehr auffallende Wiederholen und abermalige Ausſpinnen der verunglückten Periode. Ueber die verſchiedenen, die extemporane Predigt betreffenden Anſichten ſind folgende Schriften und Abhandlungen beſonders zu bemerken: Thiefs Anleitung zur Amtsberedſamkeit der öffentlichen Religionslehrer des neunzehnten Jahrhunderts, Altona, 1801. S. 221. ff., der das Extemporiren unbedingt vertheidigte, und zur herrſchenden Methode erheben wollte (vgl. f. Aufſatz im neuen Halliſchen Journal für Prediger 23. B. 2. St.). Schuderoff Abhandlung im neuen Journal für Prediger 25. B. 1. St.

(gegen Thiefs Behauptungen gerichtet). Joh. Philipp Lang wider die Gefahr, in öffentlichen Kanzelvorträgen zu ſtocken, oder gänzlich zu verſtummen, ein Verſuch in Briefen, Frankfurt am Main, 1805. Göring über die der Jugend zu gebende Anleitung zu der Kunſt, zuſammenhängende Reihen von Gedanken in freien Vorträgen mitzutheilen; in dem von Rötger herausgegebenen neuen Jahrbuche des Pädagogium zu Lieben Frauen in Magdeburg, 1806. Kottmeier über die extemporane Redekunſt oder über die Kunſt des freien Vortrags, vornehmlich für Prediger und ſolche, die es werden wollen, 3. Auflage, Leipzig, 1820. (vertheidigt das Extemporiren bedingt). Kirſten Abhandlung in Löffler Magazin für Prediger, 8. B. 1. St. Hannover, 1815. (vertheidigt das Extemporiren als diejenige Methode, welche in der Regel den Vorzug vor dem Konzipiren und wörtlichen Memoriren verdiene). Kunſtler Abhandlung in Schuderoff Jahrbüchern für Religions-Kirchen- und Schulweſen, 15. Jahrgang, 30. B. 1. Heft, Leipzig, 1816. (gegen Kirſtens Aufſatz gerichtet). Seltenreich wiederholte Apologie des Memorirens der Predigten im neuen Halliſchen Journal für Prediger, 40. B. 1. St. 1816. Kochen: wie macht ſich der Prediger die Geſchicklichkeit zu eigen, nach einem kurzen Entwurfe oder auch faſt ganz aus dem Stegreif zu reden, in Löffler Magazin für Prediger, 8. B. 2. St. Hannover, 1816. (empfiehlt eine gewiſſe Art des Extemporirens nach vorausgegangener ſorgfältiger Ausarbeitung). Fritſch über das Extemporiren der Predigten, Hannover, 1817. (vertheidigt es bedingt, und giebt, ſo wie Kottmeier, treffliche Winke über die rechte Art des Extemporirens). Thierbach Verſuch einer entſcheidenden Beantwortung der Frage: ſoll die Predigt extemporirt oder memorirt werden? Sondershauſen und Leipzig, 1820. (mehr warnend vor dem

Extemporiren als ermunternd). Johannſen Abhandlung in der Oppoſitionsſchrift für Chriſtenthum und Gottesgelahrtheit von Schröter und Klein, 6. B. 2. Heft, Jena, 1823. (eine Beurtheilung der Thierbachiſchen Schrift). Schiphorſt: über Konzeptbrauchen, Memoriren und Extemporiren, in Ruperti theologiſchen Miſcellen, 9. B. Hamburg, 1820. 8. Dietzſch Abhandlung in Zimmermann und Heydenreich Monatsſchrift für Predigerwiſſenſchaften, 5. B. 6. Heft.

So wie aber ein glückliches Extemporiren gewiſſe vorbereitende Uebungen, und Maafsregeln der homiletiſchen Klugheit vorausſetzt; ſo iſt auch das leichte und treue Memoriren ein Gegenſtand der Uebung und ſorgfältigen, frühzeitig beginnenden Kultur des Gedächtniſſes. Mit allem Rechte hat zwar die neuere Pädagogik den äuſserſt nachtheiligen Einfluſs bemerkt, den eine frühzeitige, überſpannte und einſeitige Beſchäftigung der Gedächtniſskraft durch Auswendiglernen auf die Entwickelung der Urtheilskraft und anderer geiſtiger Vermögen habe. Aber eben ſo tadelnswerth ſind auch diejenigen neueren Pädagogen, welche das äuſserſte Gegentheil ergreifen, und jene Gedächtniſsübungen aus dem Kreiſe des häuslichen Unterrichts, wie aus den Schulen verbannen. Es iſt hier nicht der Ort, die mannichfaltigen Nachtheile aufzuzählen, welche dieſen Miſsgriff nothwendig begleiten. Das Eine jedoch kann und darf hier nicht unbemerkt bleiben, daſs die groſse Scheu vor dem genauen Memoriren einer Predigt, die man nicht ſelten unter den ſtudierenden Jünglingen unſerer Tage bemerkt, und das anfängliche häufige Miſslingen dieſes Geſchäfts zum groſsen Theil in jenem Mangel einer frühzeitigen und zweckmäſsigen Kultur des Gedächtniſſes ſeinen Grund habe. Zweckmäſsig muſs ſie freilich geſchehen, ſtufenweiſe fortſchreitend von kleineren zu gröſseren, von leichteren zu ſchwierigeren Aufgaben,

und immer so, dafs mit der Beschäftigung des Gedächtnisses zugleich, so viel als möglich, das Interesse der höheren geistigen Kräfte in Thätigkeit gesetzt wird. Es bestätigt sich fortwährend durch die tägliche Erfahrung, was *Quinctilian institutt. oratt. l. 11. c. 2. §. 40. ff. p. 319. T. II. ed. Wolf.* trefflich sagt: „*Si quis tamen unam maximamque a me partem memoriae quaerat, exercitatio est et labor: multa edisce re, multa cogitare, et, si fieri potest, quotidie, potentissimum est. Nihil aeque vel augetur cura, vel negligentia intercidit. Quare et pueri statim, ut praecepi, quam plurima edisc ant, et, quaecunque aetas operam iuvandae studio memoriae dabit, devoret initio taedium illud et scripta et lecta saepius revolvendi, et quasi eundem cibum remandendi. Quod ipsum hoc fieri potest levius, si pauca primum, et quae odium non afferant, coeperimus edisc ere: tum quotidie adiicere singulos versus, quorum accessio labori sensum incrementi non afferat, in summam ad infinitum usque perveniat: et poetica prius, tum oratorum, noviss me etiam solutiora numeris, et magis ab usu dicendi remotis, qualia sunt iurisconsultorum. Difficiliora enim debent esse, quae exercent, quo fit levius ipsum illud, in quod exercent: ut athletae ponderibus plumbeis assuefaciunt manus, quibus vacuis et nudis in certamine utendum est.*“ Die griechischen und römischen Rhetoren empfehlen, wie bekannt, eine eigne *ars memoriae*. Da nehmlich das Gedächtnifs die Fähigkeit und Fertigkeit ist, ehedem aufgefafste bestimmte Vorstellungen willkürlich (mit Absicht) in uns zu erneuern *), und das (von diesem absichtlichen Erneuern vorausgesetzte) Aufbewahren und Behalten

*) Die Thätigkeit des Gedächtnisses setzt eine Wirksamkeit der reproduktiven Einbildungskraft voraus (s. die philosophische und religiöse Begründung der Rhetorik S. 36. neue

der Vorſtellungen dadurch geſchieht, daſs ſich die Vorſtellungen, den Geſetzen der Ideenaſſociation zufolge, an andere knüpfen, durch deren Hülfe ſie wieder hervorgerufen werden können; ſo läſst ſich auch eine Mnemonik allerdings denken, d. h. eine Anweiſung, durch Befolgung der natürlichen Geſetze der Ideenverbindung die Naturgabe des Gedächtniſſes ſowohl im Allgemeinen als für beſondere Verhältniſſe zu unterſtützen und zu vervollkommnen. Die griechiſchen und römiſchen Rhetoren empfahlen für dieſen Zweck ein Anknüpfen der Hauptgedanken der Rede, ſo wie einzelner vorzüglich bemerkenswerther Ausdrücke und Wendungen an gewiſſe durch inneren Zuſammenhang verbundene Bilder der Phantaſie, an Bilder gewiſſer Raumabtheilungen (*loci*) und darin enthaltener Gegenſtände (*imagines*). Als der Erfinder derſelben wird gewöhnlich der Dichter Simonides aus Kos genannt; als diejenigen, welche ihr weitere Ausbildung gaben, die Griechen Hippias, Metrodorus und Theodektes; wiewohl manche dem Hippias aus Elis die erſte Erfindung beilegen. S. *auctor ad Herenn.* 1, 2, 3, 16. *ff.* Cicero *de orat.* 1, 34. 2, 86. *quaeſt. academm.* 4, 1. Quinctil. *inſtitt. oratt. l.* 11. *c.* 2. *p.* 310. *ff. T.* II. *Wolf.* Apſines τέχνη ῥητορ. *p.* 717. *Ald.* Morgenſtern *comment. de arte mnemonica veterum*, Dorpat, 1805. Gräffe neueſtes katechetiſches Magazin, 4. B. Göttingen, 1801. S. 78. ff. Ariſtoteles lie-

---

Ausgabe). Die reproduktive Einbildungskraft für ſich betrachtet iſt thätig, wenn beſtimmte individuelle Vorſtellungen unwillkürlich in uns erneuert werden, oder, wenn wir Vorſtellungen, die einer gemeinſchaftlichen Art oder Gattung angehören, abſichtlich in uns erneuern, ohne daſs gerade die beſtimmte einzelne, von uns geſuchte hervortritt. Geſchieht das Letztere, ſo wirkt diejenige Kraft, die wir Gedächtniſs nennen.

ferte ein Werk darüber (τὸ μνημονικόν), das wir nicht mehr beſitzen. Folgende Stelle des *auctor ad Herenn. l.* 3. *c.* 20. wird die Sache am anſchaulichſten erläutern: „*Rei totius memoriam ſaepe una nota, „et imagine ſimplici comprehendemus, hoc modo: „ut ſi accuſator dixerit, ab reo hominem veneno ne„catum, et hereditatis cauſa factum arguerit, et ejus „rei multos dixerit teſtes et conſcios eſſe: ſi hoc pri„mum, ut defendendum nobis expeditum ſit, memi„niſſe volemus; in primo loco rei totius imagi„nem conformabimus; aegrotum in lecto cubantem „faciemus ipſum illum, de quo agetur, ſi formam „ejus detinebimus; ſi eum non agnoverimus, aliquem „aegrotum non de minimo loco ſumemus, ut cito in „mentem venire poſſit, et reum ad lectum ejus ad„ſtituemus, dextra poculum, ſiniſtra tabulas* *), *medio „teſticulos arietinos tenentem. Hoc modo et teſtium, „et hereditatis, et veneno necati memoriam habere „poterimus. Item deinceps cetera crimina ex ordine „in locis ponemus: et, quotiescunque rem memi„niſſe volemus, ſi formarum diſpoſitione, et imagi„num diligenti notatione utemur, facile ea quae vo„lemus, memoria conſequemur.*“ Man bemerkt dabei leicht, wie genau ſich dieſe Art der Gedächtniſskunſt auf den Charakter der griechiſchen und römiſchen Staatsberedſamkeit bezog, auf ihren groſsentheils ſehr konkreten und poſitiven Stoff, der nicht ſelten von der Einbildungskraft des meditirenden Redners in ein ſolches Gemälde verwandelt werden konnte. Für mannichfaltige Gegenſtände vermag ſie wohl dem gerichtlichen und politiſchen Redner (eine gewiſſe Le-

*) *Medio*, nähmlich *digito*. *Teſticuli arietini* bedeutet einen ledernen Geldbeutel (Symbol der beabſichtigten Erbſchaft), aus Widderfell und zwar aus der Haut der *teſticulorum arietis* bereitet (das *teſticuli* ſoll ohne Zweifel auf die Vorſtellung: *teſtes* anſpielen).

bendigkeit der Phantaſie vorausgeſetzt) das Memoriren erleichtern. Doch bemerkt ſchon *Quinctilian inſtitt. oratt. l.* 11. *c.* 2. §. 25. *ſſ. p.* 314. *ſq: T.* II. *Wolf.*, daſs die Natur der Sache ſchwerlich erlaubt, alle Gedanken, und insbeſondere alle Gedankenverbindungen einer Rede an ſolche *locos* und *imagines* zu knüpfen. Durch die Schriften und rhetoriſchen Schulen der Römer, zu denen die griechiſche Mnemonik urſprünglich von Athen aus gekommen war, wurden auch chriſtliche Kirchenväter, wie Hieronymus und Auguſtin, aufmerkſam darauf, ſo wie ſpäter unter den Scholaſtikern Thomas von Aquino. Doch finden wir davon keine Spur, daſs ſich die geiſtlichen Redner der älteren Zeit einer ſolchen Gedächtniſskunſt bedient hätten. Nach dem Verfall der griechiſchen und römiſchen Beredſamkeit und ihrer Schulen wurde ſie nicht ſowohl rhetoriſch als wiſſenſchaftlich hie und da benutzt; und im Mittelalter als ein Geheimniſs behandelt, das man nur wenig vertrauten Schülern mit groſser Vorſicht eröffnete, theils, um nicht ſo leicht in dem durch ihre Hülfe eingeſammelten Vorrathe mannichfaltiger Kenntniſſe durch andere übertroffen zu werden, theils, weil die abgelegten Proben dieſer Kunſt in den damaligen Zeiten leicht in den Verdacht der Zauberei brachten. Mehr, als vorher, wurde jedoch über die Mnemonik geſprochen und geſchrieben, ſeitdem Raymund Lullus zu Anfange des 14. Jahrhunderts eine mnemoniſche Anweiſung bekannt gemacht hatte, welche darin beſtand, daſs alles Erkennbare unter gewiſſe Klaſſen (*genera* und *ſpecies*) gebracht wurde — eine in wiſſenſchaftlicher Hinſicht allerdings zu beachtende Topik. Spätere Schriftſteller betraten einen andern Weg, und faſsten die griechiſche und römiſche Mnemonik mehr in das Auge, beſonders der Philolog Lamprecht Schenkel und ſein Gehülfe Martin Sommer im 16. Jahrhundert. Vgl. Kompendium der Mnemonik von

L. Schenkel und M. Sommer aus dem Lateiniſchen überſetzt mit Vorrede und Anmerkungen von D. Kluber, Erlangen, 1804. Eines Ungenannten Kontingent zu der Geſchichte der Gedächtnißübungen in den erſteren Jahren des 16. Saeculi, Nürnberg und Altorf, ohne Angabe des Jahres. S. auch die litterariſchen Nachweiſungen in der Jenaiſchen allgem. Litteraturzeitung Nr. 280. 281. von 1805. Auſserdem verdient Dieterich neue und fertige Gedächtniſskunſt, beſonders für Prediger, Hamburg, 1696. bemerkt zu werden. Das achtzehnte Jahrhundert widmete dieſem Gegenſtande wenig Aufmerkſamkeit; man verwechſelte ſogar die griechiſche und römiſche Mnemonik nicht ſelten mit den ſehr verſchiedenen Anweiſungen ſpäterer Schriftſteller. Erſt gegen den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts weckte Gräffe in der oben angeführten Abhandlung ein höheres pſychologiſches Intereſſe für jene alte Gedächtniſskunſt, und neue Unterſuchungen der Frage, ob ſie, mit gewiſſen Modifikationen, auch auf unſere neuere, insbeſondere die geiſtliche Beredſamkeit angewandt werden könne? Von Aretin Denkſchrift über den wahren Begriff und Nutzen der Mnemonik, München, 1804. Ebendeſſ. kurze Theorie der Gedächtniſskunſt, Nürnberg, 1806. Ebendeſſ. ſyſtematiſche Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, Sulzbach, 1810. Käſtner Mnemonik, ſyſtematiſch bearbeitet, zweite Auflage, Leipzig, 1805. Ebendeſſ. Anleitung zum ſchnellen und ſicheren Memoriren der Predigten, mit einem Vorworte von Dr. Nietzſche, zweite Auflage, Leipzig, 1826. Die beſondern Modifikationen, welche Aretin und Käſtner der alten Mnemonik gegeben haben, verdienen gewiſs alle Beachtung. Sie gründen ſich hauptſächlich auf die beiden, als pſychologiſch richtig anerkannten Geſetze: 1) ſuche die Vorſtellung, welche du feſt im Gedächtniſs halten willſt, zur möglichſten

Klarheit und Lebendigkeit zu erheben, a) verknüpfe die Vorſtellung, welche zu einer beſtimmten Zeit in dir erneuert werden ſoll, mit irgend etwas, das dir alsdann entweder in der äuſseren Anſchauung (an dem beſtimmten Orte der öffentlichen Redehandlung) oder in einem inneren lebhaften Bilde der Phantaſie vorſchweben kann. Das Erſte wird durch die in der Gedächtniſskunſt ſogenannten Stoffbilder (*imagines*) bewirkt, durch alles dasjenige, worauf die Klarheit einer Vorſtellung beruht, wohin beſonders die Aehnlichkeiten, und die logiſchen Verhältniſſe der Vorſtellungen (Gattung und Art, Urſache und Wirkung u. dgl.) gehören. Die Kaſtneriſche Mnemonik empfiehlt die feſte Richtung der Aufmerkſamkeit auf dieſe Stoffbilder hauptſächlich für die Handlung des Memorirens. Das Zweite geſchieht durch die Ordnungsbilder (*locos*), d. h. lebhafte, an eine gewiſſe Reihe von Gedanken geknüpfte Vorſtellungen eines anſchaulichen Ganzen mit ſeinen einzelnen Theilen (z. B. eines Gebäudes, einer Landſchaft), oder einer Reihe einzelner ſinnlicher Gegenſtände in einer beſtimmten Aufeinanderfolge (ſey es in alphabethiſcher Ordnung, oder, bei hiſtoriſchen Gegenſtänden, nach der Zeitfolge). Die Ordnungsbilder ſollen ihre Wirkſamkeit hauptſächlich bei dem Recitiren der memorirten Rede äuſsern. Und es kommt nun darauf an, daſs beide (Stoffbilder und Ordnungsbilder) auf irgend eine Art zu einer gewiſſen Einheit für die Einbildungskraft verbunden werden. Die Lektüre dieſer neueſten, beſonders der Käſtneriſchen Schriften kann gewiſs dem öffentlichen Redner mannichfaltige ſchätzbare Winke für das Memoriren darbieten, von denen jeder, nach ſeiner Individualität, Gebrauch zu machen hat. Aber das ganze, ſehr ausführlich entwickelte Syſtem dieſer neueren mnemoniſchen Anweiſungen dürfte, in ſeinem ganzen Umfange, doch nicht zur

Anwendung für alle geeignet ſeyn: die Menge der aufgeſtellten Regeln, und die Verſchiedenheit der dabei zu nehmenden Rückſichten dürfte manchem Redner (wenn er ſich auch ſchon geraume Zeit in dieſe Syſteme hineingearbeitet hat) das Geſchäft des Memorirens mehr erſchweren und verlängern, als erleichtern und abkürzen. Die völlige Anwendung derſelben ſcheint eine vorzügliche Lebendigkeit der Einbildungskraft vorauszuſetzen, die nicht jeder auf gleiche Art beſitzt, und die nicht jedem zu allen Zeiten in gleichem Grade zu Gebote ſteht. Ich glaube damit wenigſtens das Reſultat der Erfahrungen auszuſprechen, welche von mir und vielen andern bisher gemacht worden ſind. Eine weitere Zergliederung dieſer neueren Gedächtnißkunſt würde hier zu weit führen; die genauere Kenntniſs der Sache kann nicht in einem Auszuge gegeben, ſie muſs aus den angeführten ſchätzbaren Schriften ſelbſt geſchöpft werden. Ich begnüge mich daher, noch einige praktiſche, die Methode des Memorirens und die Erleichterungsmittel deſſelben betreffende Winke beizufügen — brauchbar, nach meiner Ueberzeugung, auch denjenigen Rednern, für deren geiſtige Subjektivität ein Memoriren in der Form jener neueren mnemoniſchen Syſteme nicht geeignet iſt. Sehr wichtig für das Geſchäft des Memorirens und für den glücklichen Erfolg deſſelben bei dem Recitiren der Rede iſt ohne Zweifel die Gedankenfolge und Ordnung bei dem Ausarbeiten ſelbſt (gewiſſermaaſsen auch die ſtyliſtiſche Darſtellung), die Beſchaffenheit des Konzepts, die Art des Memorirens, und die Wahl der Zeit, wenn es geſchieht, die Stimmung endlich, welche der öffentlichen Handlung der Rede unmittelbar vorangeht. Daſs ein wohl geordnetes Mannichfaltiges weit leichter von dem Verſtande überſehen, und feſter im Gedächtniſs niedergelegt wird, als eine lange verworrene, oder wenig geordnete Reihe von

Gedanken, ist eine bekannte Thatsache. Schon durch die Disposition kann sich also der Redner das Memoriren im hohen Grade erleichtern, aber nicht blos durch die logische Richtigkeit derselben, sondern auch durch die möglichste dem Gedächtnifs leicht behaltbare Einfachheit. Da es aber verschiedene Formen und Methoden des Disponirens giebt, von denen nicht jede die geistige Subjektivität aller in gleichem Grade anspricht, so kommt auch hier das Individuum des Redners mit seiner gewohnten Methode des Denkens immer sehr in Betrachtung. Nachtheilig ist es für das Geschäft des Memorirens (wie ich an mir selbst beobachtet habe), wenn zwei oder mehrere Perioden in verschiedenen Theilen oder Untertheilen ganz denselben, oder einen auffallend ähnlichen Anfang haben. Unvermerkt kommt dann der Redner, sey es bei dem Memoriren, oder sogar bei dem Recitiren des Vortrags, aus dem gegenwärtigen Abschnitte in einen frühern oder spätern hinein *). Dies möglichst zu vermeiden, und überhaupt seinem Ausdruck Mannichfaltigkeit zu geben, bewahrt vor manchen Irrungen. Kaum darf ich erst bemerken, wie weit besser das Memoriren aus einem rein geschriebenen Manuskripte, das die Rede in möglichst wenig Blätter zusammendrängt, gelinge, als aus einem für den Verfasser selbst unleserlichen, vielfach durchstrichenen, mit vielen umgearbeiteten Stellen am Rande versehenen, oder mehrere Bogen umfassenden Konzepte. Je schneller das Auge eine Reihe von Sätzen überblickt, desto leich-

*) Fangen dagegen mehrere, unmittelbar auf einanderfolgende Sätze, mit demselben Worte an (in der bekannten Redefigur der Anapher), so prägen sich solche Stellen gerade am leichtesten dem Gedächtnifs ein. Doch soll damit keineswegs ein affektirtes Haschen nach Anaphern empfohlen werden.

ter haftet ſie im Gedächtniſs. Gewöhnt man ſich dabei, gewiſſe Abſätze im Schreiben zu machen (wo ein neuer Punkt anhebt), die Seitenzahlen des Konzepts zu notiren, die Anfangsworte der einzelnen Perioden, ſo wie diejenigen Worte, welche Hauptgedanken (z. B. die Ankündigungen der Theile und Untertheile, und die Uebergänge von dem einen zum andern) enthalten, zu unterſtreichen, und dasjenige, was beſonders hervortreten ſoll, doppelt oder mit rother Dinte zu unterſtreichen; ſo verwandelt man dadurch ſein eigenes Manuſkript in eine Art von Gedächtniſsplatz, und jene ſinnlichen Zeichen werden gleichſam Gedächtniſsbilder, und es prägt ſich allmälig der Einbildungskraft bei dem Durchleſen und Memoriren des Manuſkripts ein anſchauliches Bild deſſelben und ſeiner einzelnen Theile ein, welches dem Redner bei der Recitation des Vortrags gegenwärtig bleibt. Ich wenigſtens habe die Erfahrung vielfältig gemacht, wie ſehr das Memoriren dadurch erleichtert und geſichert werde. Ob man zum Memoriren zweckmäſsiger die erſten Morgenſtunden oder die letzten Abendſtunden wähle? kann bei der groſsen Verſchiedenheit geiſtiger Individualitäten und äuſserer Lebensverhältniſſe nicht leicht im Allgemeinen entſchieden werden. In den Morgenſtunden pflegt freilich der Geiſt am munterſten, für anſtrengende Thätigkeiten am meiſten fähig, hauptſächlich für die Beſchäftigung mit religiöſen Gegenſtänden und Vorträgen aufgelegt zu ſeyn. Das Memoriren in den Abendſtunden gewährt, wenigſtens vielen, den eigenthümlichen Vortheil, daſs ſolche Vorſtellungen und Gedankenreihen, welche kurz vor der nächtlichen Ruhe der Seele anvertraut werden, mit beſonderer Feſtigkeit in ihr haften; aber manchen verkümmert auch dieſe neue Anſtrengung, nach den vollbrachten übrigen Tagsgeſchäften, die nächtliche Ruhe, zum Nachtheil ihrer Geſundheit, und in dieſem Fall dürfte

eher ein nochmaliges Wiederholen (Ueberlesen) des am Tage Memorirten, als ein eigentliches Memoriren in den Abendstunden zu rathen seyn. Im Allgemeinen gilt wohl als Regel, dafs man für dieses Geschäft diejenigen Stunden wähle, in denen man auf stille Einsamkeit am meisten rechnen kann, und von äufseren, vielfach unterbrechenden Störungen am wenigsten zu besorgen hat. Denn nichts begünstigt das Meditiren und Memoriren mehr, als der Zusammenhang der Gedanken. Daher ist und bleibt es auch ein allgemein gültiger Grundsatz: das Geschäft des Memorirens werde nicht zu sehr zerstückelt, sondern man wähle, so oft man mehrere Tage, oder verschiedene Theile des Tags dazu bestimmen kann, für jedes einzelne *pensum* einen gewissen Abschnitt der Rede, der sich durch seinen eigenthümlichen inneren Zusammenhang, und sein besonderes logisches Verhältnifs zum Ganzen von andern Abschnitten unterscheidet. Und bei diesem bestimmten *pensum* suche man zuvörderst seinen inneren Zusammenhang klar und lebendig aufzufassen, und gehe dann zu dem wörtlichen Memoriren seiner einzelnen Perioden und Sätze über. Die ganze Rede auf einmal in einer zusammenhängenden Reihe von Stunden zu memoriren — vermeidet man gern, wo es nicht durch den Drang der Amtsverhältnisse nothwendig seyn, oder der besondern Individualität einzelner Subjekte gerade am meisten entsprechen sollte; denn in der Regel raubt diese anhaltende Anstrengung am Ende der geistigen Thätigkeit die Spannkraft, welche zum leichten und sicheren Memoriren gehört, und bei der grofsen Masse von Gegenständen, welche hier auf einmal im Gedächtnifs niedergelegt werden sollen, wird nur allzuleicht das eine durch das andere verdunkelt. Doch will ich nicht in Abrede seyn, dafs anhaltende und frühzeitige Uebung demjenigen, den sein natürliches Gedächtnifs vorzüglich begünstigt,

wohl jene glückliche Fertigkeit erwerben könne, das ganze Geſchäft des Memorirens binnen zwei oder drei Stunden, ohne ermüdende Abſpannung, und ohne irgend einen Nachtheil für die öffentliche Recitation des Vortrags, zu vollenden. Ein lautes Memoriren kann allerdings durch den ſinnlichen Eindruck, die Feſtigkeit und Sicherheit fördern; aber fortwährend angewendet iſt es für manche phyſiſch zu angreifend, — dann möchte es darauf zu beſchränken ſeyn, daſs man ſchon bei dem Niederſchreiben jeden einzelnen ausgearbeiteten Abſchnitt, ſobald er dem Konzepte anvertrauet iſt, und, wenn man das Memoriren vollendet hat, einmal die ganze Rede laut auf ſeinem Zimmer recitirt, und ſich dabei in den Kreis ſeiner Zuhörer hineindenkt. Mannichfaltige Erleichterungen, die ſich unmöglich vollſtändig entwickeln und berechnen laſſen, weil ſie zum Theil von der Individualität abhängen, gewährt bei dem Geſchäfte des Memorirens die Selbſtbeobachtung. Gewiſſe Stellen der Rede intereſſiren den Verfaſſer ſelbſt bei dem abermaligen Durchleſen vorzüglich — man achte auf die beſondern Eindrücke dieſer Stellen, und auf den Platz, der ihnen im Konzepte angewieſen iſt, ſie dienen dann bei dem Memoriren, wie bei dem Recitiren zu wirkſamen Mitteln einer lebhaften Erinnerung an dasjenige, was mit ihnen zunächſt, als vorhergehend und nachfolgend, in Verbindung ſteht. Bei manchen Sätzen ſtöſst das Gedächtniſs des Memorirenden öfters an, beſonders, was einzelne Worte und Wortſtellungen betrifft. Irgend ein beigefügtes Zeichen am Rande des Konzepts verdoppelt, bei dem erneuerten Leſen des Manuſkripts oder bei dem Wiederholen des Memorirten, die Aufmerkſamkeit auf dieſe ſchwierigeren Parthien, und an das vorſchwebende ſinnliche Zeichen knüpft ſich der gewählte Ausdruck, die Wortſtellung, der Uebergang zu dem neuen Satze leicht

ter. (Nicht selten veranlaſst aber auch dieſe Beobachtung zu Verbeſſerungen einzelner Sätze und Ausdrücke, wenn man dabei auf etwas Beſtimmteres, oder in den Zuſammenhang noch vollkommner Paſſendes, oder mehr Einfaches, Anſchauliches, Populäres in der Gedankenform und in der Stellung der Worte kommt, das eben darum auch im Gedächtniſs leichter haftet). Oft bemerke ich ſelbſt in den letzten Zeilen oder den letzten Worten einer Periode irgend einen Ausdruck, der mir Erinnerungsmittel an die unmittelbar folgende Periode wird, wo derſelbe Ausdruck oder eine ganz ähnliche Wendung, wenn auch nicht immer in derſelben Bedeutung, wenn auch in anderem Zuſammenhange, nicht weit vom Anfange wiederkehrt. Unmittelbar vor dem Anfange der öffentlichen Redehandlung ſuche der Redner möglichſt ungeſtört zu ſeyn, in einer ruhigen Verfaſſung des Gemüths, und überſchaue noch einmal, wo möglich, die ganze Aufeinanderfolge der einzelnen Sätze ſeines Vortrags — doch ohne Aengſtlichkeit. Wer ſich frühzeitig die Gabe zu eigen macht, auch da nicht zu verſtummen, oder in ſichtbare Verlegenheit zu gerathen, wo ihm das aufgeſchriebene Wort, der aufgeſchriebene Satz nicht ſogleich zu Gebote ſteht, und immer bedenkt, daſs ſolche einzelne unwillkürliche Abweichungen von dem Konzept (mögen ſie auch dem Redner ſelbſt während des Sprechens fühlbar werden) doch ſelten einen bedeutenden Einfluſs auf den Geiſt und Zweck der ganzen Rede haben, bewahrt ſich dadurch vor jener allzugroſsen Aengſtlichkeit, die manchen Prediger auf die heilige Stätte begleitet, und ſich in ſeinem ganzen Auftritt, und in den erſten Sätzen des Einganges zu erkennen giebt. Vorausgeſetzt wird dabei allerdings die lauterſte Quelle einer furchtloſen Freudigkeit zum öffentlichen Reden, das innere Bewuſstſeyn, daſs man ſich mit redlichem Ernſt und Eifer vorbereitet hatte, wie es nur immer

nach dieſem Maaſse der Kraft, und nach der Beſchaffenheit äuſserer Umſtände möglich war, und — Vertrauen auf die höhere unſichtbare Macht und Liebe, von welcher alle Weisheit, aller Glaube, und alle Kraft der Rede kommt. Auſser den oben bereits genannten Schriften vergl. über das Memoriren: Maaſs Verſuch über die Einbildungskraft, Halle und Leipzig, 1797. S. 222. ff. Ebendaſſ. Grundriſs der allgemeinen und beſondern reinen Rhetorik, 2. Ausgabe, Halle und Leipzig 1814. S. 256. ff. Velthuſen über homiletiſche Invention, Begeiſterung, und Memoriren der Predigten im Halliſchen Journal für Prediger, 17. B. 3. St. 15. B. 3. St. Ammon Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedſamkeit, 2. Ausg. Nürnberg, 1812. S. 324. ff. Kaiſer Entwurf eines Syſtems der geiſtlichen Rhetorik, Erlangen, 1816. S. 291. ff. Niemeyer Homiletik, Katechetik, Paſtoralwiſſenſchaft und Liturgik 6. Auflage, Halle, 1827. S. 207. ff.

3 2044 038 404 323